Illustrierte Geschichte der REFORMATION IN DEUTSCHLAND

von

D. BERNHARD ROGGE.

Vertriebsanstalt
CHRISTLICHER KUNSTWERKE
A. ZULAUF, LEIPZIG.

Ein Geschenk von meiner lieben Gattin zu Weihnachten

1906.

Johann Philipp Vogel



Das Zeitalter der Reformation.
Nach dem Gemälde von W. v. Kaulbach.

Illustrierte Geschichte der Reformation in Deutschland

Volkstümlich dargestellt von

D. Bernhard Rogge

Hofprediger in Potsdam

Mit 24 Kunstbeilagen, 107 Textbildern, Faksimiles usw.

Wiedergabe von Bildern alter Meister (Cranach, Dürer, Ostendorfer usw.) und moderner Künstler (W. Beckmann, W. von Camphausen, O. Donner, P. Geh, N. Geiger, L. Gey, W. von Kaulbach, G. König, Labouchère, Lessing, H. Leys, v. Lindenschmit u. v. a.) sowie Originaldarstellungen von Wilhelm Weimar

Anhang:

Ausgewählte Predigten D. Martin Luthers

Zweite Auflage (6.—15. Tausend)



Vertriebsanstalt christlicher Kunstwerke

(M. Zulauf) * Leipzig * 1906



Gedruckt
bei
Oscar Brandstetter
in
Leipzig.

Vorwort zur neuen Auflage.

In weitesten Kreisen hat die von mir verfaßte „Illustrierte Geschichte der Reformation in Deutschland“ freundliche Aufnahme gefunden. Die Sorgfalt, welche der Verlag auf die Umgestaltung des Werkes nach seiner künstlerischen Seite hin verwandt hat, ist diesem in hohem Maße zu gute gekommen und hat sicherlich zu seiner Verbreitung wesentlich mit beigetragen. Ausnahmslos hat sich die Presse anerkennend über das Buch ausgesprochen und zu meiner großen Befriedigung besonders hervorgehoben, daß dasselbe eine volkstümliche, leicht verständliche Sprache redet. Zudem haben viele deutsche Kirchenregierungen Veranlassung genommen, in ihren „Amtlichen Mitteilungen“ nicht nur auf das Werk aufmerksam zu machen, sondern auch den Pfarr- und Gemeindebibliotheken dessen Anschaffung zu empfehlen. Ohne Zweifel hat hierzu auch der überaus mäßige Preis beigetragen, der, wie zahlreiche Besprechungen besonders hervorheben, zu der reichen Ausstattung in keinem Verhältnisse steht. Es ist hiernach wohl berechtigt und erklärlich, daß sich der Verlag entschlossen hat, der in kurzer Zeit vergriffenen Auflage sofort eine weitere folgen zu lassen.

Die Einteilung der Abschnitte, wie der Text ist unverändert geblieben. Dagegen zeigt die Ausstattung des Werkes in bezug auf den Bilderschmuck weitere Vervollkommnung. Es ist dem Verlag gelungen, hierfür in dem durch seine „Luthergalerie“ in weiten Kreisen rühmlichst bekannten Berliner Maler Wilhelm Weimar eine hervorragende Kraft zu gewinnen. Der Genannte hat den Bilderschmuck des Werkes durch eine Reihe vorzüglicher, durchweg auf streng historischer Grundlage beruhender Originalschöpfungen bereichert: Luther auf der Coburg, Luthers Einzug in Leipzig zur Disputation, Luthers Predigt in der Thomaskirche zu Leipzig bei der Einführung der Reformation, Luther bei den Verhandlungen mit den Grafen von Mansfeld zu Eisleben und Überführung der Leiche Luthers nach Wittenberg. Außerdem bietet diese neue Auflage zum ersten Male weiteren Kreisen das vorzügliche, ergreifende Bild William Papes: „Luthers Tod“, welches seiner Zeit in Luthers Sterbezimmer zu Eisleben ausgestellt gewesen ist.

So darf behauptet werden, daß das Werk in seiner neuen Gestalt insbesondere auch eine in ihrer Art einzig vorhandene Sammlung der besten Reformationsbilder aus alter und neuester Zeit darstellt.

Es ist mir ein Bedürfnis, der Verlagsanstalt an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen für die Mühe, die sie sich gibt, das Werk, in welchem ein Teil meiner Lebensarbeit enthalten ist, in seiner äußeren Ausstattung immer reicher zu gestalten, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß es dank dieser eine immer weitere Verbreitung finden wird; insbesondere hoffe ich, daß es vielfach bei den wieder bevorstehenden Einsegnungen als geeignet zu einem Geschenke an Konfirmanden befunden werden wird, wie es auch nach mir zugegangenen Mitteilungen schon mehrfach von Schulanstalten zu Prämien an Schüler verwendet worden ist.

Mit dem Wunsche, daß Gott auch zu der neuen Auflage seinen Segen geben wolle, geleite ich das Werk auf den neu anzutretenden Weg.

Potsdam, Januar 1906.

D. theol. Bernh. Rogge.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Kunstbeilagen.



Verzeichnis der Textbilder.



Zur Vorgeschichte der Reformation.

1. Das kirchliche Leben vor der Reformation.

Das Verlangen nach einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern hat sich schon lange vor der durch Luther angebahnten und ins Werk gesetzten Reformation in weiten Kreisen der Christenheit und vor allem in Deutschland geltend gemacht. Es hat wohl kein Volk gegeben, das mit so unbefangener, ungeteilter Hingebung, wie das deutsche, das Evangelium auch in der bereits mannigfach getrübten Gestalt, in der es ihm von Rom aus dargeboten worden war, angenommen hatte. Mit frommer und demütiger Gläubigkeit hatte sich das deutsche Volk den von der Kirche aufgestellten Lehren und Satzungen, sowie den auf alle Gebiete auch des äußeren weltlichen Lebens sich erstreckenden kirchlichen Geboten unterworfen. Vielleicht nirgendwo wurde so wie in Deutschland der Papst in Rom als die höchste von Gott selbst eingesetzte irdische Macht, als der höchste Richter, wie in allen Fragen des Glaubens, so auch in weltlichen Dingen, als der unmittelbare Stellvertreter Gottes auf Erden angesehen und anerkannt. Ebenso stand die vom Papste ausgehende und in seiner Vollmacht handelnde priesterliche Gewalt jahrhundertelang in ungebrochenem und unbezweifeltem Ansehen. Durch die Hand seiner Priester in ihren verschiedenen Abstufungen, vom Erzbischof bis zum letzten Kaplan, ließ sich das Volk im gläubigen Gehorsam die himmlischen Gnadengaben spenden, und namentlich in der Messe, in der Gott selbst leiblich gegenwärtig geschaut wurde, ein beständiges Opfer zur Vergebung der Sünden darreichen. In dem Mönchtum und Klosterwesen, das ganz im Dienste des Papsttums stand, sah man eine höhere Stufe der Heiligkeit und der christlichen Vollkommenheit.

Aber diese Anschauungen waren doch schon längst, bevor Luther auftrat, aufs tiefste erschüttert. Andere Lebensgebiete neben dem der Kirche, wie namentlich das des Staates, der Rechtsgemeinschaft, der bürgerlichen Gesellschaft forderten ihre eigenen Rechte gegenüber den Ansprüchen der Kirche und ihrer geistlichen Vertreter. Gerade von der Zeit an, da die Sonne der geistlichen Gewalt in besonders machtvollen Päpsten den Höhepunkt ihrer glanzvollen Alleinherrschaft erreicht hatte, häuften sich je länger je mehr die bittern Klagen über deren Übergriffe und über die Verweltlichung der Kirche. Gegen Papst, Bischöfe und Priester wurde der Vorwurf erhoben, daß sie, anstatt die Seelen der Christen zu weiden und im selbstverleugnenden himmlischen Wandel ihnen voranzuleuchten, vielmehr nur darauf aus-

gingen, mit ihren zeitlichen Gütern sich zu bereichern. Es ist im einzelnen gar nicht zu beschreiben oder zu berechnen, welche ungeheure Summen die Päpste aus den deutschen Bistümern zogen, wie sie durch immer neu ausgeschriebene Zehnten und sogenannte Annaten, Jahresgelder, welche für die Verleihung einer Kirchenpfründe von deren Inhaber an den päpstlichen Stuhl im ersten Jahr zu zahlen waren, durch Jubeljahre und Ablässe das Land brandschatzten und aussogen. Was man am päpstlichen Hof erreichen wollte, konnte nur durch Geld und Geschenke erlangt und erkauft werden. Schon im Jahre 1420 schrieb der Gesandte des Hochmeisters des deutschen Ordens in Preußen aus Rom an seinen Herrn: „Lieber Herr Meister. Ihr müsset Geld senden, denn hier am Hof alle Freundschaft endet, wenn sich der Pfennig wendet. Die Gierigkeit hat am Hofe zu Rom die Oberhand und weiß von Tag zu Tag mit neuen Listen und Finten das Geld aus Deutschland für die geistlichen Lehen auszuziehen. Geld ist allhier der Freund und Förderer aller Dinge, die man durchsetzen will." Die Kosten eines Palliums, des bischöflichen Gewandes, das jeder neugewählte Bischof als Zeichen seiner Würde in Rom vom Papste erkaufen mußte, betrugen z. B. für den Erzbischof von Mainz 20000 Goldgulden. Wenn ein Bistum das Unglück hatte, in kurzer Frist mehrmals hintereinander erledigt zu werden, so waren die an Rom zu zahlenden Kosten kaum zu erschwingen. Alle Verwendung beim päpstlichen Hofe um Erlaß oder Herabminderung dieser Abgabe blieb immer vergeblich. Es ist vorgekommen, daß ein rechtmäßig eingesetzter Bischof nur deshalb wieder abgesetzt wurde, weil er die wegen seines Palliums eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen konnte.

Noch lauter als über die Geldgier der Kirche und ihrer Vertreter wurde über das verweltlichte Leben und Treiben der Geistlichkeit Klage geführt. Zumal im mittleren und nördlichen Deutschland war es in dieser Beziehung mit der Geistlichkeit schlimm bestellt. Man weiß nicht, was größer war: ihre Unwissenheit oder ihre Unsittlichkeit. War es doch nichts Ungewöhnliches, daß Bischöfe oder ihre Gehilfen als Wegelagerer reisenden Kaufleuten oder Pilgern aufpaßten und sie ausplünderten. Selbst der sonst gefeierte Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, ließ einen dänischen Prinzen, der von Frankreich nach Hause zurückkehrte, aufgreifen, im Kerker halten und erst nach Entrichtung eines starken Lösegeldes wieder freigeben. Schlägereien unter den Geistlichen und den Stiftsherren, wüste Gelage, die zu Schlägereien oder anderen Ausschweifungen führten, waren nichts Seltenes. Das Tun und Treiben der Weltpriester mußte allen ernster gerichteten Gemütern zum größten Ärgernis gereichen. Nicht wenige unter ihnen verlasen ihre Messe und verzehrten ihre Pfründe und waren gewissermaßen nur die Vertreter des Zusammenhangs ihrer Gemeinden mit der Gesamtkirche. Manche rühmten sich noch ihrer Ruchlosigkeit. Ein Domdechant von Lüttich tat groß damit, daß er nicht in die Kirche gehe, sondern am Geläute sich genügen lasse. Jagd und Würfelspiel, so sehr sie auch grundsätzlich bei Geistlichen verpönt waren, blieben für alle der einzige Zeitvertreib. Auch in ihrem äußeren Aufzug erschienen manche Bischöfe so, daß man sie eher für weltliche Herren gehalten hätte. Sie ließen über der Tonsur, deren sie sich schämten, das Haar wachsen, trugen bunte, prachtvolle Kleider, erschienen bewaffnet, oft sogar in der Kirche, und wohnten den Waffenspielen und Turnieren bei.*) In manchen Gegenden waren die kirchenrechtlichen Bestimmungen über die Anstellung der Geistlichen gänzlich in Vergessenheit geraten. Die späteren Visitationen haben die unglaublichsten Dinge ans Licht gebracht. Man fand Handwerker aller Art, die auf krummem oder geradem Wege, nicht selten durch die Laune des Gutsherrn oder des Landesfürsten, zu Amt und Brot gekommen waren. Zu welchen sittlichen Verirrungen, ja Verbrechen vollends das Verbot der Ehelosigkeit der Priester führte, soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Es war das Gewöhnliche, den Pfarrer in wilder Ehe leben zu sehen. Mit Recht wurde geklagt, daß gerade aus der Ehelosigkeit der Priester,

---

*) Vgl. Hagenbach, Kirchengeschichte des Mittelalters S. 413.

auf Grund deren sie auf besondere Heiligkeit und Geistlichkeit Anspruch machen wollten, die tiefsten sittlichen Schäden hervorgingen. Manch derber Spott ließ sich darüber vernehmen; unsaubere Pfaffengeschichten bildeten den reichsten und gerade darum nicht unbeliebtesten Teil des Schatzes von häßlichen Anekdoten, aus den Spottschriften über das Treiben der Weltpriester.

Wenn bei alledem nicht eine vollkommene Entchristlichung des Volkes eintrat, so war das hauptsächlich das Verdienst der Bettelmönche, in deren Hände mit der Zeit die eigentliche Seelsorge gelangt war. Die wunderlichen Gesellen, deren schroffes und ernstes Auftreten in Predigt- und Lebensweise so grell abstach von dem handwerksmäßigen Tun einer in Unzucht und Habgier versunkenen Priesterschaft, waren bald die Lieblinge des Volkes. Je ernster sie anfangs die Sünde straften und auf strenge Nachfolge des armen Lebens Christi drangen, um so größer waren ihre Erfolge. Durch das ungeheure Recht, an allen Orten Beichte hören zu dürfen, von dem sie den ausgiebigsten Gebrauch machten, übten sie einen unermeßlichen Einfluß aus. Wo sie eine Kirche oder Kapelle errichteten, verödete die Parochialkirche. Vergeblich war die Klage der schwer geschädigten Pfarrer; selbst das päpstliche Gebot, wenigstens an Sonn- und Festtagen die Messe in den Parochialkirchen zu besuchen, hatte keinen Erfolg. Früh hatte sich die Sitte ausgebildet, die wir noch in einzelnen Reichsstädten nachweisen können, daß die eine Familie in diesem, die andere in jenem Kloster zur Beichte ging, sich dort in allen Dingen Rates erholte und, was am wichtigsten war, im Klosterkirchhof sich eine Grabstätte sicherte. In klösterlicher Erde zu ruhen, oder gar in der Klosterkirche selbst, wo fromme Mönche die Exequien sangen und für der Seele Ruhe Messen lasen, galt den frommen Gläubigen als sicherste Bürgschaft für baldigste Erlösung aus dem Fegefeuer. Hatte aber erst eine Familie einen geliebten Toten in einem Kloster ruhen und eine jährlich wiederkehrende Gedächtnismesse gestiftet, so war sie mit ihm auf Generationen hinaus verbunden. Diese Bevorzugung der Bettelmönche war bei hoch und niedrig dieselbe. Es gab wenige Fürsten, die nicht einen Franziskaner oder Dominikaner zum Beichtvater hatten. Überallhin schien ihr Einfluß zu reichen. Wo kein Bettelkloster vorhanden war, — und nur wenige Städte dürften dieser Segnung entbehrt haben, — sowie auf dem Lande waren es die Terminarier, die Vorsteher der Bettelstationen, die den Zusammenhang mit dem Kloster aufrechterhielten: die Bettelmönche, Franziskaner, Dominikaner, Augustiner-Eremiten waren die Träger und Pfleger des damaligen religiösen Lebens in Deutschland.*)

Aber auch in den Bettelorden war mit der Zeit eine große Verwilderung eingerissen, wenn auch, um gerecht zu sein, nicht verschwiegen werden darf, daß es innerhalb derselben nicht an Versuchen gefehlt hat, in deren Klöstern die Zucht aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen und sie zu der alten Ordensregel zurückzuführen. Vielfach sind solche Versuche auch von Erfolg begleitet gewesen, und wieviel auch über die Habsucht und Unsauberkeit der Bettelmönche, insbesondere der Dominikaner, gespottet worden ist, so haben sie doch das Verdienst, das kirchliche Leben, wenn auch nach den im Mittelalter geltenden Anschauungen, durch die Zeiten des Verfalls hindurch gerettet zu haben. Namentlich sind im Augustinerorden die auf die Verbesserung des Klosterlebens gerichteten Bestrebungen nicht ohne Erfolg gewesen.

Ein Hauptschaden des kirchlichen Lebens war die Veräußerlichung des Christentums in Lehren, kirchlichen Gebräuchen und gottesdienstlichen Übungen, durch die man Gott genugtun zu können meinte. Durch Almosengeben, Messehören und Messelesenlassen, durch Wallfahrten zu Stätten, die in dem Rufe besonderer Heiligkeit standen und durch allerhand Leistungen an die Kirche glaubte man den Himmel und die Seligkeit verdienen zu können. Mit dem Leiden und Verdienst Jesu Christi, so schreibt der Gothaer Prediger Mykonius, ein Zeitgenosse Luthers, ging man um, wie mit leeren Geschichten. Vom Glauben, womit Christi Gerechtigkeit und Heiligkeit samt

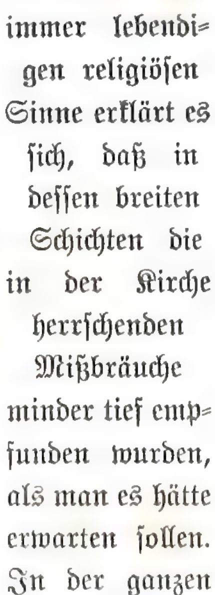
*) Vgl. D. Kolde. Martin Luther. S. 14.

1*

der Erbschaft des ewigen Lebens ergriffen wird, war alles stille. Äußerliche Werke, wie Fasten und vielfache Wiederholung des Vaterunsers und Ave Maria, die Rosenkränze, der Mantel Mariä, die Gebete Ursulä und Brigittä, des Psalters, das Horaslesen wurden ungemein hoch und höher als das Leiden Jesu Christi gehalten. Tag und Nacht mußte man ohne Unterlaß singen, plärren, schreien, murmeln, ohne daran zu denken, daß Christus gesaget: wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel Worte machen, wie die Heiden. Die meisten Messen hielt man für die Toten, auch für solche, die schon vor etlichen hundert Jahren gestorben, indessen waren doch die Lebenden zugegen und legten brav Geld auf die Altäre. Die Mönche und Nonnen in den Klöstern hielt man für heilige Leute, und diese lebten doch so schändlich und untätig, daß man es in der Welt nicht ärger treffen wird. An die Stelle des Vertrauens auf Christum, den wahrhaftigen Heiland und einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, aus welchem man einen strengen Herrn und Richter gemacht hatte, war das auf die unzähligen Heiligen getreten, mit denen die Heiligsprechungen der Päpste den Himmel bevölkert hatte, und die man das Volk lehrte als Fürbitter und Retter anzurufen. Die Kirche hat zwar in ihrer Lehre zwischen Verehrung und Anbetung der Heiligen unterschieden, und es fehlte nicht an einsichtigen Priestern, welche daran erinnerten, daß die Kirche in den Heiligen nur Fürsprecher sehe, das Erbarmen selbst aber allein Gottes Sache sei. Das Volk, und zwar nicht bloß der gemeine Mann, hat doch niemals den feinen Unterschied von Verehrung und Anbetung verstanden, und was es zu erbeten haben glaubte, sah es doch immer als eine gütige Spende des Heiligen an, der seinem Denken und Fühlen näher stand, und nicht als eine Gabe des in unnahbarer Ferne auf den Wolken des Himmels als König und Richter thronenden Gottes. Alle anderen Heiligen überragte Maria, die Himmelskönigin, die Gottgebärerin. Alles, was man an Schönem und Herrlichem, an Huld und Gnade auszudenken vermochte, das häufte man auf ihr Haupt. Mit Recht sagt Luther: „Die liebe Mutter Gottes Maria hat viel schöneren Gesang und mehr gehabt, denn ihr Kind."*) Je mehr und mehr ward sie, durch die die Kirche ja erst einen Heiland erhalten, der Mittelpunkt des religiösen Lebens. Zahllos sind die Andachtsbücher zu Ehren der heiligen Jungfrau, mit denen die im 15. Jahrhundert erfundene Buchdruckerkunst die deutsche Christenheit beschenkte. Je länger je mehr trat in der Volksanschauung an die Stelle des Heilands die schmerzhafte Mutter, die Mater dolorosa, der das Schwert durch das Herz ging. Die auf Maria, die Mutter Gottes, gehäuften Ehren wurden auch bald auf deren Mutter, die heilige Anna, übertragen. Wenn die Geschichte nichts von ihr weiß, die Evangelien sie nicht einmal nennen, so wußte die Legende und die fromme Überlieferung desto ausführlicher von ihr zu berichten, und wer, wie damals so viele, ins Heilige Land zog, konnte ihr Haus besuchen und reichen Ablaß dabei verdienen. Es konnte eine Zeitlang scheinen, als sollte die ihr gewidmete Verehrung die der Maria gar verdrängen. Allenthalben entstanden Bruderschaften zu ihren Ehren und überall feierte man sie in Wort und Schrift; nirgends wurde ihr vielleicht mehr gehuldigt als in Sachsen. Dort war es Herzog Georg, der ihren Kultus auf jede Weise förderte und ihr zu Ehren sogar die Stadt Annaberg gründete. Mit den Worten: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden," hat Luther den Eintritt ins Kloster gelobt. Aber auch zur Verehrung anderer Heiliger entstanden, namentlich in den größeren Städten, zahlreiche Bruderschaften. Jedem wurde eine besondere Wirkung gegen alle nur erdenklichen Übel zugeschrieben. Der heilige Wolfgang galt als Tröster der Gefangenen und als Helfer der Kranken und Lahmen. Der heilige Christoph schützte vor jedem Tod und Ungewitter, und so fort. Bald hatte man für jedes Gebrechen und jede Not des menschlichen Lebens, bis zum jüngsten Gericht, wo der heilige Jakobus als Fürbitter eintrat, seinen besonderen Nothelfer. Auch die Tier- und Pflanzenwelt stand unter ihrem Schutze, indem die einen Heiligen der Seuche, andere dem Froste wehrten. Hier und da war es wohl schwierig, den passenden Heiligen herauszufinden. So fand sich

*) Vgl. D. Kolde. Martin Luther. S. 19.

gegen die am Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland herrschenden Blattern nur ein alttestamentlicher, „der fast tultige (geduldige) blattrige Gottesfreund St. Hiob“, wie ein zeitgenössischer Christ sich ausdrückt. Die Heiligen regierten das ganze Jahr; unter ihrem Namen wurden alle wichtigen Verträge geschlossen, nach ihnen die neugeborenen Menschenkinder in der Taufe genannt und alle vorkommenden Termine gezählt. Die unglaublichsten und zum Teil geschmacklosesten Legenden über Wunder, welche die Heiligen verrichtet haben sollten, wurden aufgebracht und die Predigten, soweit solche überhaupt gehalten wurden, hatten viel mehr solche Heiligenlegenden als die Verkündigung des Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo zum Gegenstande.



Wallfahrt.

Mit dem Heiligendienst stand die Verehrung der Reliquien im engsten Zusammenhange und zu den Orten, an denen sie aufbewahrt wurden, wurden von Tausenden und Abertausenden Wallfahrten unternommen. Als eine der höchsten Reliquien galt der angeblich in Trier aufbewahrte ungenähte Rock des Heilandes und jede Ausstellung desselben lockte ungezählte Scharen von Wallfahrern dorthin. Nächst Trier waren Köln und Aachen, das sich einer Anzahl besonders köstlicher Reliquien rühmte, die besuchtesten Wallfahrtsorte. Während einer Ausstellung der Aachener Heiligtümer wollten die Torwächter an einem einzigen Tage über 140000 Menschen gezählt haben, welche die Stadt besuchten. Zu Wilsnack wurde eine blutige Hostie gezeigt und alljährlich pilgerten Hunderttausende dorthin, um vor dem Wunderblut anzubeten und dadurch Heilung von allerlei Gebrechen zu suchen. Alle diese Erscheinungen, und wir haben hier nur die hauptsächlichsten aufgeführt, zeugen von einem tiefgehenden religiösen Bedürfnis, das sich allenthalben kundtat, und das von einer Andacht zur andern hastete, ohne doch wahre Befriedigung zu finden. Aus diesem in den weitesten Kreisen des Volkes noch immer lebendigen religiösen Sinne erklärt es sich, daß in dessen breiten Schichten die in der Kirche herrschenden Mißbräuche minder tief empfunden wurden, als man es hätte erwarten sollen. In der ganzen großen Masse des Volkes stand noch immer die religiöse Anschauung fest, nach welcher nur beim Priestertum und unter den Satzungen, Zuchtmitteln und Urteilsprüchen der bestehenden Kirche das Heil für die Seelen zu erlangen war, und so klagte und spottete man wohl über die Sittenverderbnis der Geistlichkeit, aber ohne sich dadurch hindern zu lassen, bei ihr nach wie vor die Gnadenmittel der Kirche zu suchen.

2. Die Reformversuche der großen Kirchenversammlungen zu Pisa, Konstanz und Basel.

Freilich hat es darum doch schon lange vor der Reformation an Versuchen zu einer Kirchenverbesserung und zur Abstellung der schlimmsten Übelstände und Mißbräuche nicht gefehlt. Von seiten der Kirche selbst und ihrer Würdenträger ist ein solcher Versuch auf den drei großen Kirchenversammlungen gemacht worden, die gerade ein Jahrhundert vor der Reformation in Pisa, Konstanz und Basel abgehalten worden sind. Den nächsten Anlaß zu deren Einberufung und Zusammentritt gaben die mehrmaligen zwiespältigen Papstwahlen, durch welche die abendländische Christenheit wiederholt in feindliche, sich gegenseitig aufs heftigste befehdende Heerlager getrennt worden war, und mit denen das Ansehen des Papsttums einen tödlichen Stoß erlitten hatte. Im Jahre 1309 war der päpstliche Stuhl von Rom nach Avignon in Frankreich verlegt worden, wo die dort residierenden Päpste völlig unter französischem Einflusse standen. Man hat den fast siebzigjährigen Zeitraum, in welchem die Päpste dort ihren Sitz hatten, als die babylonische Gefangenschaft bezeichnet. Bei jeder neuen Papstwahl forderte die römische Bevölkerung immer stürmischer die Rückkehr der Päpste nach Rom. Endlich wurde von Gregor XI. dieser Forderung nachgegeben. Er kehrte nach Rom zurück, starb aber bald darauf im Jahre 1378. Nun wählten die in Rom anwesenden Kardinäle einen neuen Papst, Urban VI., der in Rom seinen Sitz nahm. Diesem stellten aber die in Avignon zurückgebliebenen Kardinäle in Klemens VII. einen Gegenpapst gegenüber. So hatte die abendländische Christenheit nunmehr zwei Oberhäupter, deren jedes der rechtmäßige Nachfolger Petri und Statthalter Christi auf Erden zu sein vorgab, und die sich nicht nur mit ihren gegenseitigen Bannflüchen, sondern auch mit weltlichen Waffen bekriegten. Damit begann die Zeit des päpstlichen Schisma, einer zwiespaltigen päpstlichen Herrschaft, durch welche das Ansehen und die Macht des Papsttums die schwerste Einbuße erlitten. Zur Beseitigung dieses Ärgernisses wurde im Jahre 1409 eine Kirchenversammlung nach Pisa berufen, die beide sich einander gegenüberstehenden Päpste, den zu Avignon, wie den zu Rom residierenden, absetzte und als neuen Papst Alexander V., und nach dessen bald darauf erfolgten Tode Johann XXIII. erwählte. Da sich aber die beiden früheren in ihrer Stellung zu behaupten wußten, so wurde das Übel, das man abstellen wollte, nur größer und die Kirche hatte drei Päpste, von denen jeder der rechtmäßige sein wollte. Dieser Zustand heilloser Verwirrung bewog den in Deutschland neugewählten Kaiser Sigismund, auf die Einberufung eines neuen Konzils zu dringen, das am 5. November 1414 zu Konstanz am Bodensee zusammentrat und von dem in Pisa gewählten Johann XXIII. feierlich eröffnet wurde. Da sich dieser der schwersten Verbrechen schuldig gemacht hatte, so sprach die Konstanzer Kirchenversammlung auch dessen Absetzung aus, und ebenso die der beiden andern Päpste. Zugleich wurde die Lehre zum Beschluß erhoben, daß ein im heiligen Geiste rechtmäßig versammeltes Konzil als Vertreter der katholischen Kirche seine Gewalt unmittelbar von Christo habe, und daß jeder, wes Standes er auch sei, selbst des päpstlichen, in dem, was den Glauben und die Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern betreffe, Gehorsam schuldig sei. Aber kaum war nach langen und schwierigen Verhandlungen ein neuer Papst gewählt, der als Martin V. eine neue nunmehr wieder einheitliche Papstreihe eröffnete, so wußte dieser alle Verbesserungen, auf welche man gehofft hatte, zu hintertreiben, so daß auch diese Kirchenversammlung im ganzen erfolglos verlief. Die Kirchenspaltung war zwar beseitigt, aber zu irgendwie durchgreifenden Verbesserungen, wie sie namentlich der edle Kanzler der Pa-

riser Universität, Gerson, erstrebt hatte, ist es nicht gekommen. Sie wurde auf ein künftiges Konzil vertagt, das endlich im Jahre 1431 in Basel zusammentrat. Papst Martin V., der die Baseler Kirchenversammlung nur gezwungen einberufen hatte, starb noch vor deren Zusammentritt. Sein Nachfolger Papst Eugen IV. hätte am liebsten die Einberufung wieder zurückgenommen, und als sie ihm dennoch abgedrungen war und das Konzil seine Arbeit kaum begonnen hatte, verordnete er durch eine Bulle die Auflösung der Versammlung. Diese setzte trotzdem ihre Beratungen fort. Eugen erklärte sie für eine „Synagoge des Satans" und verlegte im Jahre 1437 den Sitz des Konzils nach Ferrara und dann nach Florenz. Nun stand wie früher ein Papst dem andern, so jetzt ein Konzil dem andern gegenüber, jedes mit dem Anspruch, ein rechtmäßiges, im heiligen Geiste versammeltes Konzil zu sein, und eines verdammte das andere. Es ist erklärlich, daß dadurch im Bewußtsein der christlichen Völker auch das Ansehen der Kirchenversammlungen erschüttert wurde. Als das Baseler Konzil im Jahre 1439 den Papst Eugen IV. für abgesetzt erklärte und in der Person eines Herzogs Amadeus von Savoyen einen neuen Papst wählte, erlitt es eine vollkommene Niederlage. Der von dem Konzil gewählte Papst, der sich Felix V. nannte, wurde nur von wenigen Fursten anerkannt. Die Gefahr einer neuen Kirchenspaltung durch zwei sich gegenseitig bekämpfende Päpste erschien den Völkern und Fürsten größer als der Fortbestand des einheitlichen Papsttums auch mit den alten Mißbräuchen. Eugen schleuderte wider seinen Nebenbuhler den Bann; er schalt ihn einen Heuchler, einen Wolf im Schafspelz, einen Moloch, einen Cerberus, ein goldenes Kalb, einen zweiten Mahomed, einen Antichrist. Felix V. ist zur Ausübung seiner päpstlichen Würde überhaupt nicht gelangt und ließ sich durch den König von Frankreich zum Rücktritt bewegen, nachdem sich das Konzil zu Basel schon vorher aufgelöst hatte. Das Papsttum aber war aus dem Kampf mit den Kirchenversammlungen siegreich und gestärkt hervorgegangen und diese hatten sich für eine irgendwie durchgreifende Verbesserung der Kirche unfähig erwiesen. Nach Gottes Ratschluß sollte sie andern Händen vorbehalten sein!

3. Die Vorläufer der Reformation.

Viel wirksamer als durch die erwähnten großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts ist der Reformation durch eine Anzahl von Männern vorgearbeitet worden, die von jeher als deren bedeutendste Vorläufer gegolten haben. Auf dem von Rietschels Meisterhand ausgeführten herrlichen Reformationsdenkmal zu Worms hat der Künstler zu den Füßen Luthers vier auf vorspringenden Pfeilern sitzende Gestalten angebracht, die dem Andenken dieser Männer gewidmet sind. Es sind dies Petrus Waldus, Johann Wiclif, Johann Hus und Hieronymus Savanarola. Freilich sind sie, wie wir bald sehen werden, nicht die einzigen gewesen, welche dazu beigetragen haben, das Gotteswerk der Reformation vorzubereiten. Um sie her geschart und in ihrer Nachfolge stehen noch eine ganze Reihe von anderen Glaubenszeugen, die schon vor der Reformation nach der einen oder anderen Seite ihr vorgearbeitet und das durch die Satzungen der mittelalterlichen Kirche verdunkelte Evangelium auf den Leuchter der Kirche gestellt und vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt haben. Aber jeder von ihnen hat doch in besonderer Weise im Mittelpunkt einer gegen die Irrtümer und Mißbräuche der mittelalterlichen Kirche gerichteten Bewegung gestanden und die Geschichte der Reformation

wird daher an diesen Gestalten nicht vorübergehen dürfen. Wir beginnen mit der des

Petrus Waldus

und den nach ihm genannten Waldensern. Ihre Geschichte reicht bis in eine mehr als drei Jahrhunderte vor dem Beginn der Reformation liegende Zeit zurück. Zu Lyon in Südfrankreich lebte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts um das Jahr 1160 ein reicher Kaufmann Peter Valdo, auch Waldetz oder Waldus genannt. Er hatte seine Reichtümer, wie es scheint, auf nicht rechtmäßige Weise durch Wucher zusammengebracht. In seinem Gewissen beunruhigt, wandte er sich an einen Geistlichen mit der Frage: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?" Dieser verwies ihn auf das Wort des Herrn an den reichen Jüngling: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast und gib es den Armen, und folge mir nach." In buchstäblicher Befolgung dieses Wortes verteilte er seine Güter unter seine Frau, unter seine beiden Töchter und unter die Armen. Er selbst aber zog in rauhem Gewand als Bußprediger umher, doch ohne sich damit irgend eines Widerspruches gegen die Lehren und Vorschriften der Kirche bewußt zu sein, wenn sich auch seine Predigt ebenso gegen die Sünden der Priester wie gegen die der Laien richtete. Bald sammelten sich Gleichgesinnte um ihn, die sich das Lesen und Verbreiten der Heiligen Schrift und ein Leben in freiwilliger Armut zur Aufgabe machten. Wegen des Ortes, von dem diese Bewegung ausging, wurden die Anhänger Valdos die „Armen von Lyon" genannt. Als ihnen der Erzbischof von Lyon das Predigen verbot, wandten sie sich an den Papst Alexander III. Petrus Waldus ging selbst nach Rom und wurde auch anfänglich vom Papste freundlich aufgenommen, ja es wird erzählt, daß ihm dieser die Erlaubnis zum Predigen erteilt habe, nur mit der Beschränkung, daß er und seine Genossen sich keine Abweichung von der Lehre der Kirchenväter zuschulden kommen ließen. Diese Erlaubnis wurde aber von dem unter demselben Papst im Jahre 1179 gehaltenen Konzil zurückgenommen und ihnen jedes öffentliche Predigen untersagt. Da sie unter Berufung auf das Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", trotz dieses Verbotes ihre Predigten fortsetzten, wurden sie im Jahre 1184 von dem Nachfolger Alexanders als Ketzer verdammt und in den Bann getan. Bald wurden sie auch gleich der Sekte der Albigenser der Gegenstand harter Verfolgungen. Dennoch fuhren sie fort, Gottes Wort zu verbreiten, und überall vermehrten sich ihre Anhänger. Durch ihre wiederholte Berufung auf das allgemeine Priestertum aller Gläubigen vertraten sie einen Grundsatz, der drei Jahrhunderte später durch die Reformation zu siegreicher Anerkennung gelangt ist. Die über Waldus und seine Genossen verhängte Verfolgung beförderte nur ihre Verbreitung. Aus dem Gebiete des Erzbischofs von Lyon vertrieben, flüchteten sie in andere Gegenden und gelangten so nach dem nördlichen Spanien, nach Ober-Italien und auch nach Deutschland. Waldus selbst zog flüchtig, aber überall predigend, von Land zu Land; er soll zuletzt in Böhmen eine Ruhestätte gefunden haben und dort im Jahre 1197 gestorben sein. Durch den mächtigen Papst Innocenz III. wurden die Waldenser von neuem mit dem Banne belegt und das im Jahre 1229 erlassene Verbot des Bibellesens von seiten der Laien war hauptsächlich gegen sie gerichtet. Durch die Verfolgungen, die über sie hereinbrachen, wurden sie je länger je mehr zum Gegensatze gegen die herrschende Kirche gedrängt, mit deren Lehren sie sich anfangs noch in voller Übereinstimmung befunden hatten. Aber auch in ihrem weiteren Verlaufe ist die von Petrus Waldus ausgegangene Bewegung viel weniger gegen die Lehre der Kirche als gegen deren Mißbräuche und gegen die in ihr eingerissene Verweltlichung gerichtet gewesen. Zu einer wirklich evangelischen Gemeinschaft sind sie erst geworden, nachdem sie mit den Reformatoren des 16. Jahrhunderts bekannt geworden und zu diesen in persönliche Beziehung getreten waren. Bis zu dieser Zeit haben sie sich als eine von der allgemeinen Kirche gesonderte Gemeinschaft hauptsächlich in den Tälern von Piemont mit den Hauptorten Luzerna, Perosa und St. Martino erhalten. Hierher hatten sie sich vor den über sie hereingebrochenen Verfolgungen besonders

zahlreich geflüchtet und an den Reichsfürsten von Luzerna wohlwollende Beschützer gefunden. Als jedoch gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein anderes Herrschergeschlecht diese Teile Piemonts an sich brachte, kamen den Waldensern schwere Zeiten. Um Weihnachten 1400 drang der Inquisitor Borelli, der sich schon in Frankreich mit Folter und Scheiterhaufen einen fluchbeladenen Namen gemacht hatte, mit bewaffneter Macht in die Täler ein. Wer von den Bewohnern durch Alter und Krankheit verhindert war, zu entfliehen, wurde erbarmungslos niedergemacht, die übrigen flüchteten sich in die Berge; über fünfhundert Frauen lagen am andern Morgen erfroren mit ihren Kindern im Arm auf den nächsten Höhen. Von da an hörte das Blutvergießen in den Tälern und in den ebenfalls von Waldensern bewohnten Städten der Ebenen nie ganz auf.*) Ist es auch unrichtig, die Waldenser zu den Lehrern der Reformatoren machen zu wollen, deren Schüler sie vielmehr später geworden sind, so muß doch die von ihnen ausgegangene Bewegung im ganzen als eine evangelische bezeichnet werden und als eine solche, die nichts anderes erstrebte als die Verwirklichung des einfachen apostolischen Christentums. Schon im 13. Jahrhundert mußte ihnen der Dominikanermönch Rainer das Zeugnis geben: „Sie sind ordentlich und bescheiden in ihren Sitten, sie tragen weder kostbare, noch auch ganz armselige Kleider; um Eid, Lüge und Betrug zu vermeiden, treiben sie keinen Handel; sie leben nur von ihrer Hände Arbeit als Handwerker; selbst Schuster sind unter ihnen Lehrer. Sie sammeln keine Reichtümer, sondern sind mit dem Notwendigen zufrieden. Sie sind keusch, besuchen keine Schenken, Tänze und andere Eitelkeiten. Sie enthalten sich des Zornes, arbeiten, lernen und lehren, aber beten desto weniger."

Die letztere Bemerkung bezieht sich jedenfalls lediglich auf die Teilnahme an den öffentlichen Gebetsandachten und Zeremonien der katholischen Kirche; denn an dem Gebet, das kein Gegenstand äußerer Wahrnehmung ist, haben es gerade die Waldenser am wenigsten fehlen lassen.

*) Die Waldenser von Tischer. Barmen. Vgl. Hugo Klein. Nr. 30 der Hefte „für die Feste und Freunde des Gustav Adolf-Vereins".

Als der erste der Männer, die mit vollem Bewußtsein eine durchgreifende Verbesserung der Kirche erstrebt haben, ist der Engländer

John Wiclif

zu nennen, der seinen Namen von den in der Landschaft Yorkshire gelegenen Dorfe Wiclif erhalten hat, wo er nach mutmaßlicher Annahme im Jahre 1324 geboren worden ist. Nach neueren Forschungen scheint



John Wiclif.

es nicht ausgeschlossen, daß das Geburtsjahr Wiclifs um einige Jahre später anzusetzen ist, und daß er etwa ums Jahr 1330 das Licht der Welt erblickt hat. Er gehörte einem alten angelsächsischen Adelsgeschlecht an, das schon zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers auf seinem Burghofe auf dem westlichen Rande von Yorkshire angesessen war. Aus seiner Kindheit und Jugend ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er etwa mit 14 Jahren die Universität Oxford bezogen und dort Philosophie, Theologie und Kirchenrecht studiert hat. Er scheint dem College von Balliol-Hall angehört zu haben, deren Vorsteher er im Jahre 1360 geworden ist, nachdem er schon zuvor den Grad eines Magisters erlangt hatte. Aus dieser Stellung ist er ausgeschieden, als er im Jahre 1361 die Pfarre von Fillingham in Lincolshire erhielt, jedoch ohne damit den Aufenthalt in Oxford und den Zusammenhang mit der Universität aufzugeben. Für kurze Zeit war

er dann Vorsteher eines andern vom Erzbischof von Canterbury gestifteten Collegs, das den Namen Canterbury-Hall führte. Bald nach seiner Ernennung zu dessen Vorsteher finden wir ihn in einem Streit mit den Bettelmönchen der Dominikaner- und Franziskaner-Orden verwickelt, deren Trägheit und hochfahrendes Wesen er in etlichen von ihm herausgegebenen Schriften scharf gegeißelt hatte. Die Universität Oxford, der das Treiben dieser Mönche längst zuwider war, belobte diese Schriften und trat für Wiclif ein. Die erbitterten Mönche wußten sich dadurch an ihm zu rächen, daß sie seine Absetzung von der Leitung des Collegs Canterbury-Hall in Oxford durchsetzten. Für die Stellung Wiclifs innerhalb der Universität blieb dieser Kampf nicht ohne Bedeutung. Er war mit mutvoller Entschiedenheit für akademische Freiheit gegenüber den mönchischen Eingriffen eingetreten und auch vor dem Widerspruch gegen die höchsten kirchlichen Gewalten nicht zurückgeschreckt. Sein Auftreten gegen die Mönche brachte ihm die allgemeine Gunst, denn man sah seinen persönlichen Streit als eine nationale Sache an und in dem Einfluß der im römischen Dienste stehende Mönchsorden zugleich eine nationale Gefahr. In die Zeit dieses Kampfes fällt seine Ernennung zur Würde eines Doktors der Theologie, welchem Studium er sich seit dem Jahre 1361 ausschließlich zugewendet hatte. War er in der Verteidigung der akademischen Rechte unterlegen, so sollte bald darauf ein anderer Kampf, bei dem es sich um die Beziehungen zwischen Staat und Kirche handelte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn hinlenken. In einer großen vaterländischen Angelegenheit trat er jetzt vor sein Volk: Die päpstliche Kurie machte die rückständige Zahlung des schmählichen Vasallentributes geltend, den Johann ohne Land, als er England vom Papst Innocenz III. zu Lehen annahm, dem päpstlichen Stuhle zugestanden hatte. Der damalige große König, Eduard III., hatte dieses Schmachgeld grundsätzlich nie bezahlt und die von der päpstlichen Kurie gestellte Forderung wurde von der ganzen Nation als ein Schimpf empfunden. König Eduard rief das Parlament zusammen, und von beiden Häusern wurde die päpstliche Forderung mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen. Die Entrüstung über sie war eine um so größere, da der Papst, der sie stellte, damals in Avignon residierte und ganz unter französischem Einfluß stand. In diesem Streite erhob auch Wiclif seine Stimme. Er veröffentlichte eine Schrift, in welcher er die Forderung der römischen Kurie als in jeder Beziehung unberechtigt nachwies und mit der flammenden Entrüstung des Patrioten die grundsätzliche Unabhängigkeit des englischen Königs und des englischen Volkes von jeder fremden Macht, auch von der des Papstes, verteidigte. Die ganze Schrift war eine Absage an die Anmaßung, mit welcher die Päpste sich als die Herrscher der weltlichen Reiche betrachteten. „Will der Papst," so führte er aus, „rechter Nachfolger Christi sein, so hat er seinen Einfluß auf geistige Dinge zu beschränken. Weltliche Macht des Papstes und seiner Kardinäle ist dem rechten und religiösen Leben der Nation nur schädlich." Mit einem Male waren in England die Blicke aller Patrioten auf den furchtlosen Mann gelenkt, der aus dem Oxforder Lehrsaal seine Stimme erhob und den Papst mit niederschmetternden, aber von warmem, religiösem Sinn getragenen Gründen auf den Kreis seiner geistlichen Befugnisse zurückwies. Es war die unmittelbare Folge des Ansehens, das er in weiten Kreisen dadurch erlangt hatte, daß er im Jahre 1374 zum Mitglied einer Gesandtschaft ernannt wurde, welche mit Abgesandten des Papstes Gregors XI. über die Abstellung von Mißbräuchen in der Kirche unterhandeln sollte, die seit Jahrzehnten den Gegenstand immer wiederholter Beschwerden gebildet hatten. Der Papst residierte damals fern von Rom in Avignon, und dort sollten die Verhandlungen stattfinden. Wiclif ist mit seinen Begleitern nicht bis Avignon gelangt, da der Papst seine Bevollmächtigten nach Brügge in Flandern sandte. Aber der Verkehr mit diesen während eines zehnwöchentlichen Aufenthaltes in Brügge ist doch für Wiclif in hohem Maße lehrreich gewesen. In dem Verkehr mit den Bevollmächtigten des Papstes lernte er das ungeistliche Wesen, die Käuflichkeit und sittliche Verderbtheit, das hochfahrende Auftreten und die heimtückische List der Kurie kennen, und er

fand Gelegenheit, sich von deren Beutelschneiderei und den Gelderpressungen zu überzeugen, mit denen der päpstliche Stuhl die Berge von Gold aufhäufte, das aus den Landen der Christenheit gezogen wurde. Große Erfolge jedoch wurden bei den Verhandlungen nicht erzielt. Die römische Kurie wußte mit ihrer schlauen Diplomatie auch diesmal ihren Vorteil zu wahren.

Nach Erledigung dieses Auftrags zog sich Wiclif auf die Pfarrei Lutterworth in der Grafschaft Leicester zurück, die ihm inzwischen von der englischen Krone übertragen worden war. Er predigte nicht nur fleißig in seiner Gemeinde, sondern suchte auch durch Aussendung von Reisepredigern in weiteren Kreisen das in Unwissenheit versunkene Volk aus seiner Stumpfheit aufzuwecken. Ähnlich dem Peter Waldus und den Stiftern der inzwischen entarteten Dominikaner- und Franziskanerorden stiftete er einen Verein von Männern, welche je zwei und zwei in langen Gewändern aus grobem Tuch von roter Farbe, mit einem Stab in der Hand, als arme Pilger umherzogen und in Kirchen oder Kapellen, auf Kirchhöfen oder Marktplätzen schlicht und einfach in der Muttersprache Gottes Wort verkündeten. Aber bald erhob sich ein Sturm wider ihn. Aus seinen früheren Vorlesungen und aus seinen jetzigen Predigten wurden neunzehn Sätze ausgezogen, wegen deren er beim Papste Gregor XI. als Irrlehrer verklagt wurde. In drei wider ihn erlassenen päpstlichen Bullen wurde er als solcher verdammt. Aber sie blieben ohne Wirkung. König und Parlament standen auf seiner Seite und so begnügte man sich mit einer mildernden Erklärung, die Wiclif abzugeben sich bereit finden ließ, indem er aber zugleich den Entschluß bekundete: „Christi Gesetz unerschrocken bekennen und verteidigen zu wollen, solange noch ein Atemzug in ihm sei.“ Bald darauf starb Gregor XI. in Rom, nachdem er seinen Sitz von Avignon wieder dorthin verlegt hatte. Und nun trat die Spaltung in der Kirche ein, indem dem zu Rom gewählten Papst Urban VI. ein französischer Gegenpapst zu Avignon entgegengestellt wurde. Durch diese Spaltung der abendländischen Christenheit, in der nun zwei Päpste, von denen jeder behauptete, die echte, die von Gott gesetzte Gewalt zu sein, sich gegenseitig befehdeten und verdammten und durch das dadurch gegebene Ärgernis wurde Wiclif Schritt für Schritt weiter geführt, bis zur Lossagung vom Papsttum. Er ist der erste gewesen, der zwischen Gottes Wort und menschlicher Überlieferung eine Unterscheidung gemacht und der Heiligen Schrift die alleinige Entscheidung in Glaubensfragen zuerkannt hat. Die Bibel ist ihm die Grundurkunde der Christenheit, ihre Magna charta, der Freiheitsbrief der Kirche gewesen. Um sie zum Gemeingut seines Volkes und allen zugänglich zu machen, hat er die erste vollständige Übersetzung der Bibel in die englische Sprache verfaßt. Freilich war es nur eine Übersetzung der in der katholischen Kirche gebräuchlichen lateinischen Vulgata, keine solche aus der Ursprache. Aber immerhin bleibt es Wiclifs Verdienst, für das Recht des Volkes auf die Bibel in seiner Sprache eingetreten zu sein und das Verbot des Bibellesens bekämpft zu haben. War es doch nach einem Statut der Universität Oxford sogar den Geistlichen erst zehn Jahre, nachdem sie die Weihe erhalten, gestattet, die Bibel zu lesen.

Durch seine eingehende Beschäftigung mit der Heiligen Schrift wurde Wiclif auch zum Widerspruch gegen wesentliche Punkte der kirchlichen Lehren fortgetrieben. So sprach er sich mit großem Nachdruck gegen eine bloß äußerliche Werkheiligung aus. „Ich sage dir,“ so schreibt er einmal, „wenn du auch Priester und Ordensbrüder hast, die für dich singen, und wenn du an einem Tage viele Messen hörest und Kantoreien und Kollegien gründest, dein ganzes Leben hindurch auf Wallfahrten gehest und alle deine Güter den Ablaßkrämern gibst, so werden diese Dinge alle deine Seele nicht zum Himmel bringen. Wenn einer hingegen die göttlichen Gebote bis zu seinem Ende beobachtet, wird er, obgleich er keinen Pfennig oder halben Pfennig besitzt, immerwährend Sündenvergebung und die Seligkeit des Himmels erhalten.“ Namentlich aber bekämpfte Wiclif die herrschend gewordene Lehre, daß durch die Weihe des Priesters beim Abendmahl Brot und Wein in Christi Leib und Blut verwandelt werde. Er bezeichnete es als Abgötterei, wenn man der geweihten Hostie wahrhaft

2*

göttliche Verehrung, förmliche Anbetung zolle, und als einen verwerflichen Wahn, daß der Priester durch sein Tun in der Messe den Leib Christi mache. In zwölf Sätzen, die er veröffentlichte, begründete er seinen Widerspruch gegen diese Lehre. Auch gegen andere kirchliche Satzungen richtete sich sein Widerspruch. So namentlich gegen die Lehre von den Sakramenten. Die Firmung verwarf er, ebenso die letzte Ölung als in der Heiligen Schrift nicht begründet. Die Ehelosigkeit der Priester wies er als unschriftgemäß und sittlich verderblich ab. Die Ohrenbeichte nannte er eine Erfindung, die sich in die Kirche eingeschlichen. Die Annahme eines Schatzes von guten Werken, den die Kirche zu verwalten habe und aus dem der Papst nach seinem Belieben Ablässe erteilen könne, ist ihm grundloser Traum und Lüge. „Von einem Verdienst der Heiligen," so schreibt er, „die mehr getan hätten, als sie für ihre Seligkeit nötig hatten, hat weder Christus in seinem ganzen Evangelium jemals ein Wort, noch Petrus, Paulus oder irgend ein anderer Apostel etwas gelehrt." Bloß um die Christenheit zu betrügen und ihr das Geld aus den Taschen zu locken, würden diese betrügerischen Ablässe verkauft und Toren wären die Leute, die sich so betrügen ließen. Je länger je mehr erkannte er auch die Schriftwidrigkeit der Heiligenverehrung. Denn die Schrift sage, daß Christus der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen ist; darum ist jeder Dienst, den wir den Heiligen erweisen, nutzlos, wenn er uns nicht anfeuert, Christum zu lieben, und nur insoweit nützen Feste zu Ehren der Heiligen der Christen, als sie uns antreiben, Christum zu ehren und mehr zu lieben. Mit der gleichen Entschiedenheit werden von Wiclif Reliquiendienste und Wallfahrten, sowie die Totenmesse und die Lehre vom Fegefeuer verworfen. Zum ersten Male hat Wiclif schon 150 Jahre vor Luther wieder gelehrt, in der Kirche nicht eine äußere Anstalt zu sehen, sondern die Gemeinschaft der Gläubigen oder Erwählten, zu der wir uns im dritten Artikel mit den Worten bekennen: „Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen."*) Es konnte nicht ausbleiben, daß diese und andere Lehren Wiclifs ihm den Vorwurf der Ketzerei zuzogen. Die kirchlichen Behörden sahen sich um so mehr veranlaßt, gegen ihn einzuschreiten, da ein in der Grafschaft Kent ausgebrochener Bauernaufstand auf die von Wiclif verbreiteten Irrlehren zurückgeführt wurde, obwohl es urkundlich erwiesen ist, daß er an diesen Unruhen nicht den geringsten Anteil hatte, ja, daß er sie aufs entschiedenste mißbilligte. Auf einem im Jahre 1382 vom Erzbischof von Canterbury nach London berufenen Konzil wurden 24 aus Wiclifs Schriften ausgezogene Sätze teils als ketzerisch verdammt, teils als irrtümlich verworfen. Doch Wiclif persönlich blieb auch jetzt unangefochten und konnte in dem engeren Kreise seiner pfarramtlichen Seelsorge ungestört in großem Segen weiterwirken. Jeden Morgen verwandte er zur Armenpflege und zur Tröstung der Kranken und Sterbenden. Unermüdlich arbeitete er weiter an der Verbesserung seiner Bibelübersetzung, in Leitung der biblischen Reisepredigt und in schriftstellerischer Tätigkeit. Auch an mutigen, schneidigen Streitschriften wider das Papsttum und wider die Bettelorden ließ er es bis in seine letzten Lebensjahre nicht fehlen. Am 28. Dezember 1384 wurde er in der Kirche von Lutterworth während der Messe vom Schlage gerührt und der letzte Tag des genannten Jahres war auch der letzte seines Lebens. Erst dreißig Jahre nach seinem Tode wurde seine Lehre auf dem Konzil zu Kostnitz feierlich verdammt und verordnet, daß seine Bücher verbrannt und der Überrest seiner Gebeine ausgegraben und dem Feuer übergeben würden. Das letztere ist im Jahre 1428 auch wirklich geschehen. Der Bischof von Lincoln ließ Wiclifs Gebeine, nachdem sie bereits 44 Jahre lang unter dem Chor der Marienkirche zu Lutterworth geruht hatten, ausgraben, verbrennen und die Asche in den an der Stadt vorbeifließenden Fluß streuen.

Schon wenige Jahre nach Wiclifs Tode sind seine Gedanken in Böhmen auf einen fruchtbaren Boden gefallen und haben hier ein ganzes Volk zu einer mächtigen religiösen und politischen Bewegung entflammt, deren Mittelpunkt und Urheber als ein weiterer Vorläufer der Reformation

*) Vgl. Joh. Wiclif und seine Zeit von R. Buddensieg. Halle. Verein für Reformationsgeschichte. S. 204.

gewesen ist. Auch dieser selbst hat in Böhmen seine Vorläufer gehabt in den drei Männern Conrad von Wallhausen, Milic (Militsch) aus Kremsir in Mähren und Mathias von Janow. Alle drei sind in teilweiser Ähnlichkeit wie Wiclif gegen die Mißbräuche und das sittliche Verderben in der Kirche aufgetreten und haben in dieser dem Volke in seiner Sprache das Evangelium gepredigt. Conrad von Wallhausen, so genannt nach dem oberösterreichischen Dorfe dieses Namens, in dem er geboren war, wirkte zuerst als Leutpriester in Leitmeritz, bis er von Karl IV. nach Prag zuerst an die Galluskirche und dann an das ansehnlichste Pfarramt der Prager Altstadt, an die große Teynkirche berufen wurde. Mit großem Ernste strafte er als strenger Bußprediger das in seiner Zeit herrschende sittliche Verderben, und je freimütiger und schonungsloser er die herrschenden Sünden angriff, desto stärker wurde der Zulauf zu seinen in deutscher Sprache gehaltenen Predigten. Als er aber auch den Geistlichen, insbesondere den Bettelmönchen zu Leibe ging, obwohl er selbst als Mitglied des Augustinerordens ihnen angehörte, als er ihre Habsucht und Erbschleicherei und den Kauf geistlicher Ämter öffentlich strafte, da suchte man ihn als Ketzer zu verdächtigen; es gelang ihm aber, sich gegen alle wider ihn erhobenen Anklagen erfolgreich zu verteidigen und er ist im Vollbesitz kirchlicher Ehren und Würden im Dezember 1438 zu Prag gestorben.

Milic aus Kremsir war ein Tscheche. Um nach der Weisung des Herrn den Armen das Evangelium zu predigen, entsagte er den einträglichen Stellen, die er als Archidiakonus in Prag und als Mitglied des erzbischöflichen Domkapitels innehatte, und fing an, ohne geistliches Amt und ohne Pfründen zuerst auf dem Lande und dann in der Hauptstadt Prag in tschechischer wie in deutscher Sprache dem Volke zu predigen. Auch er eiferte gegen das sittliche Verderben und machte es sich zur besonderen Aufgabe, die Gefallenen des weiblichen Geschlechtes zu bekehren. In der Sprache der Offenbarung Johannes verkündete er das Kommen des letzten Gerichtes und das ihm vorangehende Erscheinen des Antichrists. Da er eine durchgreifende Hilfe wider das sittliche Verderben nur vom Papste erwartete, so begab er sich im Jahre 1367 selbst nach Rom, wo er in einem Anschlag am Portal der Peterskirche seinen Entschluß kund gab, in einer öffentlichen Predigt den Nachweis zu führen, daß der Antichrist bereits erschienen sei; das Volk möge beten für Papst und Kaiser, damit dem Verderben in der Christenheit gesteuert werde. Infolge dieses Anschlags ließ ihn das Inquisitionsgericht verhaften und er wurde wochenlang in einem Kerker der Inquisition gefangen gehalten. Als der Papst Urban V. von Avignon nach Rom zurückgekehrt war, wurde er aus dem Kerker befreit und er durfte unbehindert nach Prag zurückkehren, wo er seine frühere Arbeit in Predigt und Seelsorge mit verdoppeltem Eifer wieder fortsetzte. Er verzichtete auf allen eigenen Lebensgenuß und verkaufte selbst seine Bibliothek zugunsten der Armen. Als seine Gegner ihn wegen angeblicher Ketzereien beim Papste verklagten, begab er sich im Bewußtsein seiner guten Sache persönlich nach Avignon, wohin damals wieder der Papst seinen Stuhl verlegt hatte. Es gelang ihm auch diesmal wieder, sich von dem Vorwurf der Ketzerei zu reinigen, aber noch während seines Aufenthalts in Avignon wurde er dort von einer tödlichen Krankheit hingerafft.

Der jüngste und bedeutendste unter den Vorgängern von Hus war Matthias Janow, der Sohn eines böhmischen Ritters. Als Schüler von Milic war er von diesem zum lebendigen Christentum erweckt worden. Die Heilige Schrift war ihm sein Lieblingsbuch; er nannte sie seine Freundin und Braut, ja, die Mutter aller christlichen Tugenden; sie war seine Begleiterin durchs ganze Leben, sein Halt und Trost in allen Anfechtungen. Seine Wirksamkeit verlief aber mehr in der Stille als die der beiden Vorhergenannten und war nicht wie bei jenen so ausschließlich auf die sittlichen Zustände, sondern mehr noch auf eine Besserung der Kirche gerichtet. Er bekämpfte die Veräußerlichung des Gottesdienstes in Werken und Zeremonien und drang auf eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Auch gegen den Bilderdienst hat er geeifert. Daß Christus der einige Mittler des Heiles sei, war der Kernpunkt

der in seinen Schriften entwickelten Lehren. Auch er ist der Anfeindung nicht entgangen und mußte sich auf einer Synode zu Prag seiner Lehre wegen verantworten. Aber er entging einer förmlichen Verfolgung und ist im Jahre 1394 als Domherr und Beichtvater an der Kathedrale zu Prag verstorben.

Durch die Wirksamkeit der genannten Männer ist in Böhmen der Boden für die religiöse Bewegung vorbereitet worden, in deren Mittelpunkt Johann Hus steht und die in der Vorgeschichte der Reformation eine bedeutungsvolle Stelle einnimmt. Dazu kam, daß inzwischen auch Wiclifs Lehren gerade in Böhmen besonders bekannt geworden waren. Durch die im Jahre 1382 erfolgte Vermälung der böhmischen Prinzessin Anna, der Tochter Karls IV., mit dem Könige Richard II. von England war nicht nur zwischen den beiderseitigen Höfen, sondern auch zwischen der vom Kaiser Karl IV. gestifteten Universität Prag und ihrer älteren berühmteren Schwester, der Universität Oxford, ein lebhafter Verkehr entstanden. Junge Böhmen studierten in Oxford und brachten von dort die Gedanken Wiclifs und dessen Schriften in ihr Heimatland und besonders nach Prag zurück. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Gedanken auf die Entwicklung und geistige Bildung von Johann Hus einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt haben.

Johann Hus, so lautet nach neueren Forschungen die richtige Schreibweise des Namens, wurde in dem Marktflecken Husinetz, am Fuße des Böhmerwaldes unweit der bayrischen Grenze im Jahre 1369 geboren. Der Tag seiner Geburt läßt sich nicht feststellen. Wenn die nachmaligen Husiten den 6. Juli als seinen Gedenktag gefeiert haben, so geschah dies, weil dieser Tag sein Todestag, nicht weil er sein Geburtstag war. Er war durchaus tschechischer Abkunft. Seine Eltern waren schlichte Landleute und, wie es scheint, nicht sehr bemittelt. Ähnlich wie nachmals Luther, hat er sich als Schüler in Prag mit Singen vor den Türen und mit Diensten, die er als Meßknabe verrichtete, sein Brot verdienen müssen. Er war jedenfalls noch Knabe, als er auf der Universität zu Prag seine Studien begann, denn die damaligen Universitäten vertraten auch die Stelle unserer Gymnasien und Lateinschulen. Gewiß ist, daß er im Jahre 1393 zum Bakkalaureus der freien Künste ernannt wurde, womit er den ersten akademischen Grad erreichte und im folgenden Jahre zum Bakkalaureus der Theologie. Den zweiten Grad akademischer Würde, den eines Magisters der freien Künste, erreichte er im Jahre 1396. Doktor der Theologie ist er niemals geworden. „Magister Hus“ ist noch lange nach seinem Tode im Munde des Volkes sein Titel geblieben. Im Jahre 1398 begann er seine Lehrtätigkeit an der Prager Universität. Drei Jahre später wird er als Dekan der philosophischen Fakultät und im Jahre 1402 als Rektor der Universität erwähnt. Inzwischen hatte er neben seinem akademischen Lehramt auch das Amt eines Kaplans und Predigers an der neugegründeten Bethlehemskapelle in Prag übernommen. Um das Predigen in der Muttersprache des Volkes zu fördern, hatte ein Prager Handelsherr, namens Kreuz, in Verbindung mit dem Ritter und königlichen Rat Johann von Mühlheim aus Pardubitz eine Kapelle gegründet, die den Namen Bethlehem erhielt, damit in diesem „Brothause“, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, „dem tschechischen Volke die Wohltat der Predigt des Wortes Gottes in seiner Muttersprache regelmäßig zuteil werde.“ An dieser Kapelle nun predigte Hus unter großem Zulauf und sichtlichem Segen. Sein Name war in Prag bald in aller Munde. Der besonderen Gunst hatte er sich bei der Königin Sophia, der Gemahlin des Königs Wenzel, die ihn zu ihrem Beichtvater erwählte, zu erfreuen. Auch mit dem damaligen Erzbischof von Prag stand er in bestem Einvernehmen. Dieser ernannte ihn zum Synodalprediger und als solcher scheute sich Hus nicht, mit freimütigem Eifer die Sünden und Laster der Pfarrgeistlichkeit sowie der Mönche, deren schnöde Habsucht, Erbschleicherei und Aussaugen des Volkes, zu strafen. Es ist nicht zu verwundern, daß er sich dadurch die Feindschaft vieler Kleriker, die sich dadurch getroffen fühlen mußten, zuzog. Doch konnte man dem unerschrockenen Prediger bei der Lauterkeit seines Wandels nichts anhaben, zumal er die Lehren der Kirche in keinem Punkte antastete. Ganz besonders benutzte er den Einfluß,



Johann Hus vor dem Konzil zu Konstanz.



den er auf den Erzbischof hatte, und das Vertrauen, das ihm dieser schenkte, den herrschenden Aberglauben zu bekämpfen. Er tat dies insbesondere aus Anlaß der Pilgerfahrten, die von vielen Böhmen nach Wilsnack in der Mark Brandenburg unternommen wurden, wo sich angeblich drei blutige Hostien befanden, die das wahre Blut Christi enthalten sollten. Man wußte in Prag von Wunderheilungen zu berichten, die auch an böhmischen Pilgern geschehen sein sollten. Bei einer Untersuchung dieser angeblichen Wunder, mit welcher Hus nebst zwei andern Magistern beauftragt wurde, gewann er die Überzeugung, daß alles auf Betrug beruhte. Aus Verhören, die mit angeblich Geheilten angestellt wurden, ergab sich, daß diese sich teils hätten betören, teils zu Werkzeugen des einträglichen Schwindels gebrauchen lassen. Auf Grund dieser Erhebungen erließ der Erzbischof ein Verbot der Wallfahrten nach Wilsnack, und Hus veröffentlichte eine Schrift, in welcher er dieses Verbot wissenschaftlich begründete. Schon in ihr gibt sich seine reformatorische Gesinnung kund. In echt evangelischer Weise warnte er davor, auf solche angebliche Wunder zu vertrauen, statt auf das ein für allemal vergossene teure Blut Christi. Vom Jahre 1408 an aber trat zwischen Hus und dem Erzbischof eine Entfremdung ein. Den nächsten Anlaß dazu gab das Verbot aller Wiclifschen Schriften, das der Erzbischof erließ, mit dem Hinzufügen, daß alle Magister, Bakkalaureen und Studenten, sowie sonstige Personen, die sich im Besitze solcher Schriften befänden, diese dem Erzbischof ausliefern sollten. Hus machte aus seiner Mißbilligung dieser Maßregel kein Hehl. Dazu kamen Anklagen, die von der Pfarrgeistlichkeit zu Prag wider Hus erhoben wurden. Er wurde beschuldigt, in öffentlichen Predigten die Geistlichkeit verdächtigt und insbesondere das Eintreiben von Gebühren für Taufen, Beichtehören, Abendmahl, Begräbnisse usw. als verwerflich bezeichnet zu haben.

Haec fuit effigies quondam venerabilis Hussi,
Dum sua pro Christo membra cremanda dedit.



Na Obraz Mistra Jana Husy/
Mučedlnjka Božjho.

Trotz seiner Verteidigung wurde Hus vom Erzbischof des Amtes eines Synodalpredigers entsetzt. Zum vollständigen Bruche zwischen Hus und dem Erzbischof führten aber Vorgänge, die sich an der Universität Prag zutrugen. Hier waren zwischen den vier Nationen, welche an der Universität vertreten waren, Zwistigkeiten ausgebrochen, infolge deren König Wenzel an Rektor und Universität am 18. Januar 1409 eine Verfügung erließ, mit dem gemessenen Befehl, daß bei allen Handlungen und Beschlüssen der Universität Prag den deutschen und den übrigen Nationen nur eine Stimme und der böhmischen dagegen drei Stimmen zustehen sollten. Hus und seine Anhänger wurden als die Urheber dieses Erlasses angesehen. Die Vertreter der auswärtigen Nationen erhoben gegen diesen Erlaß Einsprache, aber ohne Erfolg. Die Folge davon war, daß im Sommer des Jahres 1409 die Lehrer und Studenten der polni-

schen, bayrischen und sächsischen „Nationen" auszuwandern beschlossen und zu Tausenden Prag verließen. Die Mehrzahl derselben begab sich nach Leipzig und gründete hier mit Genehmigung des Landesherrn und unter Zustimmung des Papstes die dortige Universität. Prag wurde dadurch eine wesentlich national-tschechische und damit eine bloße Landesuniversität, während es bisher eine gesamtdeutsche gewesen war. Hus wurde zum ersten Rektor der nunmehr tschechisch-slawischen Universität gewählt und stand auf der Höhe seines Ruhmes. Aber der Rückschlag blieb nicht aus. Hus wurde von dem Erzbischof bei dem neugewählten Papst Alexander V. der Ketzerei angeklagt. Auf Grund dieser Anklage erhielt der Erzbischof den Auftrag, alle Ketzereien und Irrtümer innerhalb seiner Diözese auszurotten, die Verbreitung der Wiclifschen Schriften bei Strafe des Bannes zu verbieten und alles Predigen außerhalb der Pfarr- und Klosterkirchen zu untersagen, mithin auch das Predigen in der Bethlehemskapelle. Darauf war es besonders abgesehen. Man wollte Hus treffen und ihn als Prediger mundtot machen. An zweihundert Bände Wiclifscher Schriften, darunter auch die von Hus selbst dem Erzbischof eingelieferten, wurden unter dem Absingen des Ambrosianischen Lobgesanges und unter Glockengeläute öffentlich verbrannt. Zwei Tage darauf ward über Hus und seine Anhänger der Kirchenbann ausgesprochen. Gegen diese Gewaltmaßregeln reichte Hus bei dem inzwischen neugewählten Papste Johann XXIII. Beschwerde ein. Ganz Prag geriet in die größte Aufregung; es wurden Spottlieder auf den Erzbischof gesungen. Ein Pfarrer, der den Bann über Hus und seine Genossen von der Kanzel abkündigte, wurde von sechs Männern mit gezückten Schwertern überfallen, die ihn beinahe umgebracht hätten. Der König verbot zwar diese Gewalttätigkeiten, aber er gebot dem Erzbischof, die Eigentümer der Wiclifschen Schriften für deren Verbrennung zu entschädigen, und als dieser sich dessen weigerte, belegte er seine Einkünfte mit Beschlag. Auch den über Hus und dessen Freunde ausgesprochenen Bann erkannte er ebensowenig an, wie das Verbot des Predigens in den Privatkirchen. Ja, er selbst, sowie die Königin Sophie legten für Hus beim Papste Fürsprache ein. Hus seinerseits veröffentlichte eine Reihe von Schriften, in denen er Wiclifs Lehren verteidigte; auch setzte er trotz des Verbotes unter ungeheurem Zulauf seine Predigten in tschechischer Sprache in der Bethlehemskapelle fort. Das über Hus verhängte Urteil wurde aber ungeachtet der Fürsprache des Königs, der Königin und vieler böhmischen Großen vom Papste bestätigt und am 14. März 1411 wurde in allen Kirchen Prags mit Ausnahme zweier, deren Pfarrer die Abkündigung verweigerten, der Bann gegen Hus feierlich verkündigt, ja, über die Stadt Prag, deren Bevölkerung in ihrer Mehrzahl auf Husens Seite stand, wurde das Interdikt verhängt. Alle diese Maßregeln blieben aber ohne Erfolg, so daß der Erzbischof sich schließlich zu einem Vergleich geneigt zeigte. Auch Hus war zu einem solchen bereit. In einer öffentlichen Versammlung der Universität verlas er eine von ihm selbst verfaßte Erklärung, worin er teils ein Glaubensbekenntnis ablegte, teils einige gegen ihn erhobene Anschuldigungen als grundlos bezeichnete. Jedoch der Vergleichsversuch scheiterte. Der Erzbischof, der sich dem ganzen Kampfe nicht gewachsen fühlte, entschloß sich, seine Stelle niederzulegen und sich nach Ofen zurückzuziehen. Aber ehe er dort anlangte, ereilte ihn zu Preßburg der Tod. Sein Nachfolger wurde des Königs Leibarzt Albik, ein Mann von frommer Gesinnung und voll Ergebenheit gegen den König, der von vornherein wohl nicht gewillt war, gegen Hus einzuschreiten. Aber trotzdem bald wurde er von neuem veranlaßt gegen das Treiben des Hus und seiner Anhänger seine Stimme zu erheben. Der päpstliche Legat, welcher die Bestallung des neuen Erzbischofs nach Prag überbrachte, war zugleich Überbringer zweier päpstlicher Bullen. Die eine derselben forderte zu einem Kreuzzug gegen den König Ladislaus von Neapel auf, weil dieser sich für den Gegenpapst Gregor XII. erklärt hatte und Johann XXIII. im Besitze des Kirchenstaates bedrohte. In der zweiten Bulle wurde allen denen, die an diesem Kreuzzuge teilnehmen oder ihn mit Geld unterstützen würden, Ablaß von ihren Sünden verheißen, so sie dieselben von Herzen bereuten.

König Wenzel war schwach genug, die Veröffentlichung dieser Bullen und die Aufforderung zur Geldsammlung für diesen Kreuzzug zu gestatten. Auf den Kanzeln von Prag, aber auch auf öffentlichen Plätzen wurden Kreuz- und Ablaßpredigten gehalten, zu denen mit Trommelschall eingeladen wurde. Zu dem durch dieses Treiben gegebenen Ärgernis glaubte Hus um des Gewissens willen nicht schweigen zu dürfen. Durch öffentlichen Anschlag kündigte er am 7. Juni 1412 eine Disputation an über die Frage: „ob es nach den Worten Christi gestattet sei, zur Ehre Gottes und zum Heile des göttlichen Wortes und zum Besten des Königreiches diene, die Bullen des Papstes von dem beabsichtigten Kreuzzug vor den Gläubigen zu befürworten.“ Der Erzbischof versuchte zwar die Disputation zu hintertreiben, aber sie kam doch zustande. In ihr bestritt Hus dem Papste das Recht, im Namen der Kirche das Schwert zu ergreifen, an das Wort Christi an Petri erinnernd: „Stecke dein Schwert in seine Scheide“ und an das andere: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Am eingehendsten aber verbreitete er sich über den Ablaß, den er ungescheut „Lug und Trug“ nannte. Den Verkauf der Sündenvergebung gegen Geld und Gut bezeichnete er als Simonie. Auch die Sündenvergebung, die der Papst verkündigt, ist ihm an die Bedingung reumütiger Gesinnung gebunden. Wie könne aber der Papst wissen, daß eine solche vorhanden sei. Die Behauptung, daß der Papst nicht irren könne, sei nicht nur falsch, sondern gotteslästerlich; denn dann wäre er sündlos wie Christus. Mit schlagenden Worten aus der Heiligen Schrift führte Hus den Nachweis, daß der Verkauf des Ablasses widerchristlich sei. Bei der Verteidigung dieser Sätze wider den Ablaß ist zum ersten Male Magister Hieronymus von Prag, ein vertrauter Freund des Johannes Hus, öffentlich hervorgetreten. Leider aber blieb die Bekämpfung der päpstlichen Bullen nicht in den geordneten Schranken einer akademischen Erörterung. Sie wurden bald darauf auch in einem in den Straßen von Prag veranstalteten Aufzuge öffentlich verhöhnt. Auf einem Wagen inmitten des Zuges saßen öffentliche Dirnen, welchen man die päpstlichen Bullen an den Hals gehängt hatte. Vor dem erzbischöflichen Palast auf der „Kleinseite“ machte der Zug Halt; dann ging es über die Moldaubrücke durch die Straßen der Altstadt bis auf den Markt der Neustadt, wo ein Scheiterhaufen errichtet wurde und wo man die Bullen öffentlich verbrannte. Um ähnlichen Ausschreitungen vorzubeugen, erließ der König einen Befehl, in welchem jede öffentliche Beleidigung des Papstes und jeder Widerstand gegen die Bullen bei Todesstrafe verboten wurde. Als nun kurz darauf die päpstlichen Bullen abermals in den Pfarrkirchen verlesen wurden, ließen Männer aus dem Handwerkerstande, die verlesenden Geistlichen unterbrechend, den Ruf laut werden: „Du lügst!“ Sie wurden verhaftet und da sie den Widerruf verweigerten, zum Tode verurteilt. Obwohl sich Hus für die Verurteilten verwandte und um Schonung für sie bat, wurde doch die Enthauptung der drei jungen Männer noch an demselben Tage vollzogen. Die Hingerichteten wurden von dem Volke als Märtyrer betrachtet. Fromme Weiber brachten Leintücher herbei, in denen die Leichen der Enthaupteten nach der Bethlehemskapelle gebracht wurden, wo man sie unter Mitwirkung von Hus feierlich bestattete. Man nannte die ursprünglich den unschuldigen Kindlein als den ersten Märtyrern geweihte Kapelle fortan „die Kirche zu den drei Heiligen“. Infolge aller dieser Vorgänge, durch welche sich die in Prag ohnehin herrschende Aufregung aufs höchste steigerte, wurde der über Hus verhängte Bann von neuem verkündet; jeder Ort, an dem er weile, wurde mit dem Interdikt bedroht und alle Gläubigen wurden angewiesen, Hus gefangen zu nehmen und ihm dem Erzbischof auszuliefern, und überdies wurde angeordnet, daß die Bethlehemskirche niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht werden sollte. Um weiteren Unruhen vorzubeugen, ließ König Wenzel Hus auffordern, die Stadt Prag freiwillig eine Zeitlang zu verlassen. Er kam diesem Wunsche nach und fand auf der Burg Kozihradek bei Austi eine Zufluchtsstätte. Hier verfaßte er seine Schrift: „Von der Kirche“, trat aber auch als Reiseprediger in Marktflecken und Dörfern auf und richtete an seine Freunde verschiedene Briefe, durch die seine Grundsätze eine

immer weitere Verbreitung im Lande fanden. In einem dieser Briefe schreibt er mit Anspielung auf seinen Namen, der im Böhmischen „Gans" bedeutet: „Die Gans ist ein zahmes Tier, das sich nicht hoch aufschwingen kann, aber nach mir werden edlere Vögel kommen, Falken und Adler, die werden sich höher in den Himmel schwingen." In seiner Schrift: „Von der Kirche" bestritt Hus dem Papste das Recht, etwas zu befehlen, das wider das Gesetz Christi ist. „Der Papst," so führte er aus, „habe nur insoweit das Recht, ein ‚Statthalter Christi auf Erden' zu sein, als er in seinem Namen und in seinem Geiste die Kirche regiere; andernfalls sei er ein Statthalter des Antichrists und man dürfe ihm nicht gehorchen." Mit besonderem Nachdruck betonte er, daß die Heilige Schrift über allen Lehren der Kirche stehe, und damit hatte er bereits einen der obersten Grundsätze ausgesprochen, für welche nach ihm Luther und die Reformatoren eingetreten sind.

Während Hus noch in seiner freiwilligen Verbannung weilte, hatte inzwischen der zum römischen Kaiser gewählte König Sigismund den Papst Johann XXIII. bewogen, ein Konzil nach Kostnitz (Konstanz) auszuschreiben, auf welchem die in der Kirche herrschenden Wirren beseitigt werden sollten und auf dem auch über Hus und dessen Angelegenheit verhandelt werden sollte. Zu dem Ende wurde Hus im Einverständnis mit König Wenzel von Sigismund aufgefordert, sich persönlich vor dem Konzil zu stellen, damit der Kirchenstreit im Lande beigelegt und die kirchliche Lehre Böhmens gerettet werde, indem ihm zugleich freies Geleit und des Reiches Schutz zugesichert wurde. Hus erklärte sich bereit nach Konstanz zu kommen, nur mit dem Vorbehalt, daß er vor dem Konzil in öffentlichem Verhör seinen Glauben bekennen und verteidigen dürfe; er werde sich nicht scheuen, den Herrn Christum zu bekennen und, wenn es sein solle, für sein wahres Gesetz den Tod zu erleiden. Obwohl Hus von seinen Freunden vor der Reise nach Konstanz dringend gewarnt wurde, und er sich auch selbst banger Ahnungen nicht erwehren konnte, so machte er sich doch, mehr vertrauend auf den göttlichen Beistand als auf das königliche Wort, am 11. Oktober 1414 dorthin auf den Weg. Zu seinem Schutz waren ihm auf den Befehl des Königs die Barone Johann von Chlum und Wenzel von Duba als Begleiter beigegeben. Ein dritter Geleitsmann, Heinrich von Latzenburg, stieß erst in Konstanz zu ihnen. Am 3. November, zwei Tage vor Eröffnung des Konzils, langte er hier an, und es wurde ihm der erbetene Geleitsbrief ausgehändigt. Aber trotzdem sah er sich bald seiner Freiheit beraubt. Am 28. November 1414 wurde er durch Abgesandte des damals noch nicht abgesetzten Papstes Johann XXIII. in dessen Wohnung beschieden. Vergebens warnte ihn sein Geleitsmann Johann von Chlum, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Es sollte sich bald zeigen, wie begründet diese Warnung gewesen war. Mit schreiendem Bruch des freien Geleits wurde Hus gefangen genommen und aus einem vorläufigen Gewahrsam am 6. Dezember in einen scheußlichen Kerker des Dominikanerklosters gebracht. Die Einsprüche, die Johann von Chlum gegen dieses gewaltsame Verfahren einlegte, blieben ohne Erfolg. Kaiser Sigismund, der am 24. Dezember endlich in Konstanz eintraf, sprach sich zwar mit großer Entrüstung über diesen Rechtsbruch aus, aber er ließ es leider bei leeren Worten bewenden. Auf die Drohung, daß sich das Konzil auflösen werde, wenn er dessen rechtmäßige Wirkung hindern wollte, gab er Hus dem Konzile preis und ließ dem Prozeß gegen ihn freien Lauf. Nach monatelangem Aufenthalt in dem Kerker des Dominikanerklosters wurde er in das dreiviertel Stunden von Konstanz entfernte Schloß Gottlieben gebracht, wo er vom 24. März bis 15. Juli 1415 in strenger Kerkerhaft gesessen hat. Bei Tage mußte er Fesseln tragen, bei Nacht wurden seine Hände an der Wand, an der sein Bett stand, gefesselt. Nicht einmal der in dem früheren Kerker ihm gestattete briefliche Verkehr mit seinen Freunden war ihm hier erlaubt. Von außen kommende Briefe, Bücher und Besuche wurden ihm vorenthalten. Die mit ihm auf der Burg Gottlieben angestellten Verhöre fanden mit Ausschluß aller Öffentlichkeit statt. In Böhmen rief diese Behandlung die allgemeinste Entrüstung hervor. Nicht weniger als 250 Freiherren, Ritter und Edelleute unterzeichneten eine Denkschrift

an König Sigismund, in welcher sie über die Behandlung des Magisters Beschwerde führten und dessen Freilassung forderten. Auch die in Konstanz selbst anwesenden Mitglieder des böhmischen Adels schlossen sich dieser Beschwerde an. Aber alles blieb vergeblich. Nur dem Gesuch um öffentliches Verhör, das die Beschwerdeführer forderten, sollte entsprochen werden. Deshalb wurde der Gefangene am 5. Juni aus der Burg Gottlieben nach Konstanz zurückgebracht und in einem Turme des Franziskanerklosters eingekerkert, in dem er nun die letzten Wochen seines Lebens zubringen sollte.

Das erste öffentliche Verhör fand am 5. Juni im Refektorium des Franziskanerklosters (dem jetzigen Speisesaal des „Inselhotels") statt. Hus bekannte sich rückhaltlos zu den ihm vorgelegten von ihm verfaßten Schriften und erklärte sich bereit, jeden Irrtum, den man ihm beweisen könne, demütig zurückzunehmen. Sobald er aber auf einzelne Sätze, die man als ketzerisch bezeichnet hatte, eingehen wollte, wurde er niedergeschrieen. Etwas anständiger war die Behandlung, die man ihm beim zweiten öffentlichen Verhör am 7. Juni widerfahren ließ. Bei diesem war der Hauptvorwurf, der wider ihn erhoben wurde, daß er sich gegen die Verurteilung der Lehre Wiclifs ausgesprochen hatte. Es half ihm nichts, daß er versicherte, er sei weit entfernt, allen Lehren Wiclifs zuzustimmen, und er habe nur die Verurteilung seiner Lehre in Bausch und Bogen und ohne Beweis gebilligt. Bezeichnend für den im Konzil herrschenden Geist war es auch, daß man ihm daraus einen Vorwurf machte, daß er vom Papst an Christum als das wahrhaftige Haupt seiner Kirche appelliert habe. Bei dem dritten Verhör am 8. Juni mutete man ihm zu, 39 Sätze abzuschwören, die man seinen Schriften entnommen hatte. Er konnte dies um so weniger tun, weil sich darunter solche befanden, die mit dem, was er selbst ausgesprochen hatte, nicht übereinstimmten, während er andere Sätze, die er als die seinigen anerkannt, begründen und verteidigen zu können glaubte. Zum besonderen Anstoß gereichte den Vätern des Konzils der Satz: „Die apostolische Kirche sei trefflich bestellt gewesen ohne Papsttum; möglicherweise könne man auch jetzt und bis ans Ende der Tage das Papsttum entbehren." Nach längerer Verhandlung legte man ihm die folgende Entscheidung des Konzils vor: „Hus solle 1. bekennen, in den Sätzen, die er bisher behauptet, geirrt zu haben; 2. dieselben öffentlich widerrufen; 3. diesen Sätzen für alle Zukunft eidlich entsagen; 4. das Gegenteil dieser Sätze künftig annehmen, behaupten und verkündigen." Hierauf entgegnete Hus mit aller Ehrerbietung, er sei bereit, dem Konzil Gehorsam zu leisten und sich weisen zu lassen, aber er bitte um Gottes willen, man möge ihn nicht zwingen, Sätze abzuschwören, die er niemals aufgestellt habe, die ihm — Gott sei sein Zeuge — niemals in den Sinn gekommen seien. Hingegen wolle er Behauptungen, die er wirklich aufgestellt, wenn man ihn eines Besseren belehre, gerne demütig widerrufen. Wenn er aber sämtliche ihm schuldgegebene Sätze, deren manche ihm mit Unrecht beigemessen würden, abschwören sollte, so würde er eine Lüge begehen und die ewige Verdammnis verwirken: das gehe wider sein Gewissen.*) Auch diese herzgewinnende Ansprache, der man den Ernst des Gewissens anfühlt, blieb ohne Erfolg. Für das Anliegen des Gewissens hatten die Väter des Konzils kein Verständnis. Kaiser Sigismund sagte leichtfertig: „Höre, Hus, warum willst du nicht alle irrigen Sätze abschwören, welche die Zeugen dir, wie du behauptest, mit Unrecht zugeschoben haben? Ich wollte doch alle Irrtümer abschwören; deshalb muß ich nicht einen früher gehegt haben!" Als Hus nach dem Verhör in seine Gefängniszelle zurückgeführt wurde, drückte ihm Johann von Chlum beim Vorübergehen die Hand und richtete einige tröstliche Worte an ihn. Er schreibt darüber in einem Briefe an seine Freunde: „Wie lieb war mir der Händedruck des Herrn Johann, der sich nicht scheute, mir Armen die Hände zu reichen, einem so verworfenen, gefesselten Ketzer, auf den alle hineingeschrieen hatten."

Die Verurteilung zum Feuertode stand nun außer Zweifel, wenn man ihm auch nochmals den Entwurf eines Widerrufs vorlegte. Hus konnte es nicht über

*) Vgl. Johannes Hus von D. Lechler. Schriften des Ver. für Reformationsg. Nr. 28. S. 94—95.

3*

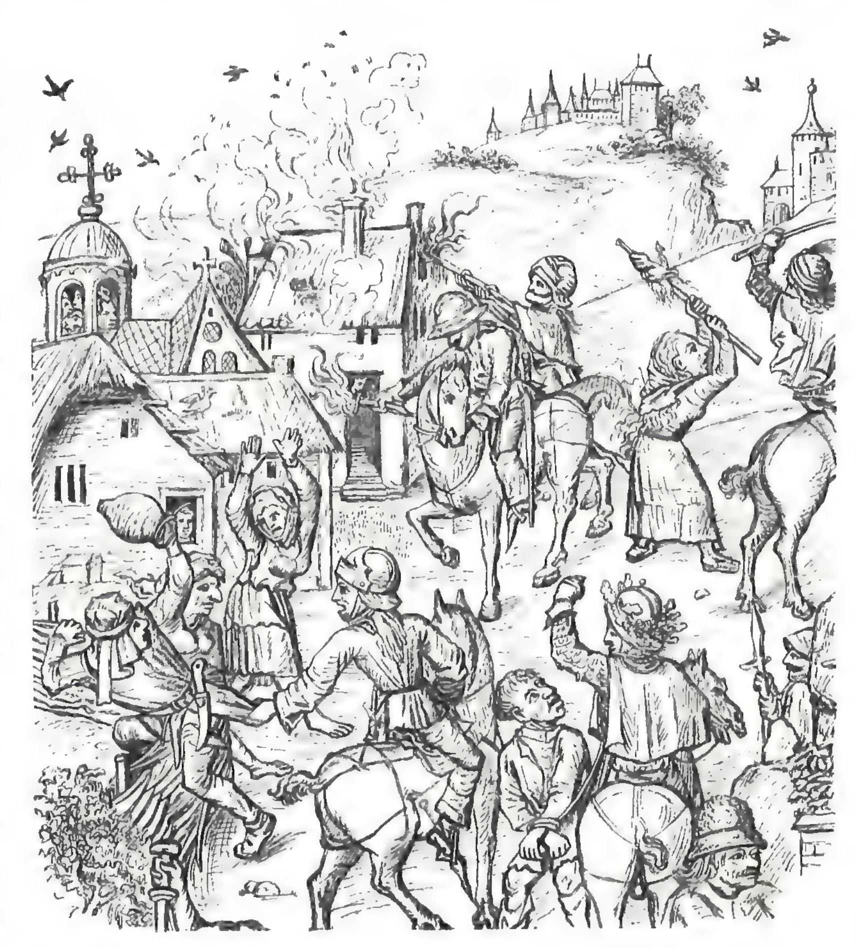
sich gewinnen, das eigene Gewissen fremder Autorität zu opfern. Es handelte sich hier um dieselbe Frage für Hus, wie später für Luther vor Cajetan, in Worms vor Kaiser und Reich, wie für die evangelischen Stände in Speyer im Jahre 1529. Rührend sind die Briefe, die er angesichts seines Todes noch in den letzten Tagen an seine Freunde gerichtet hat. Mit getroster Zuversicht sieht er in ihnen der Krone des Lebens entgegen, die seiner wartet. In einem dieser Schreiben schließt er mit einem innigen Gebet folgenden Inhalts: „O gütiger Herr Christus, ziehe uns Schwache dir nach, denn wenn du uns nicht ziehest, so können wir dir nicht folgen; gib einen starken Geist, der willig sei; und wenn das Fleisch schwach ist, so laß deine Gnade vorangehen, begleiten und nachfolgen; denn ohne dich können wir nichts tun, am wenigsten in einen grausamen Tod um deinetwillen gehen. Gib willigen Geist, ein unerschrockenes Herz, rechtschaffenen Glauben, festes Hoffen, vollkommene Liebe, damit wir um deinetwillen geduldig und mit Freuden unser Leben daran geben! Amen!“

Am 6. Juni 1415 wurde Hus nochmals vor die feierliche öffentliche Sitzung des gesamten Konzils geladen, die im Dom zu Konstanz stattfand, und in welcher das Urteil über Hus gefällt werden sollte. Sie wurde mit besonderer Feierlichkeit im Beisein des Königs Sigismund gehalten. Als er versuchte, nochmals gegen einige der ihm schuldgegebenen Sätze Widerspruch zu erheben, wurde ihm das Wort entzogen. Da kniete er nieder und hob die gefalteten Hände still gen Himmel, um seine Sache Gott, dem gerechtesten Richter, zu befehlen. Mit Ruhe hörte er das Verdammungsurteil an, das über ihn als verstockten Ketzer gefällt wurde. Dann fiel er wieder auf die Kniee nieder und betete laut für seine Widersacher. Nach der Verkündigung des Urteils wurde er mit dem vollen Ornat eines Messe haltenden Priesters angetan, um hernach dessen entkleidet zu werden. Sieben Bischöfe waren damit beschäftigt, ihm ein Stück des priesterlichen Ornates nach dem andern zu entziehen, jedes unter einer besonderen Verwünschung. Der Kelch wurde ihm mit den Worten aus der Hand genommen: „O verfluchter Judas, der du den Rat des Friedens verlassen und mit den Juden beratschlagt hast, wir nehmen dir den Kelch der Versöhnung ab!“ Hierauf entgegnete Hus mit lauter Stimme: „Ich vertraue dem Herrn, dem allmächtigen Gott, um dessen Namens willen ich diese Lästerung geduldig erleide, daß er selbst den Kelch der Versöhnung mir nicht entziehen wird, vielmehr hoffe ich festiglich, denselben heute noch mit ihm in seinem Reiche zu trinken!“

Schließlich wurde ihm die Tonsur als das Zeichen der priesterlichen Würde zerstört und hierauf wurde er dem weltlichen Arm zur Bestrafung an Leib und Leben überliefert. Auf einer ellenhohen Papiermütze, die man ihm aufsetzte, waren zwei Teufel gemalt, die an einer Seele hin und her zerrten, mit der Unterschrift: Ein Erzketzer. Als Hus die Ketzermütze sah, sagte er: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich Armen eine viel härtere, drückendere Dornenkrone schuldlos zu seinem allerschmählichsten Tode getragen; darum will ich armer, sündiger Mensch diese viel leichtere, wenn auch lästernde Krone demütig tragen um seines Namens und seiner Wahrheit willen.“ Hus wurde nun dem Pfalzgrafen Ludwig übergeben, der ihn seinerseits dem Vogt von Konstanz überlieferte mit dem Befehle: „Nimm ihn und verbrenne ihn als einen Ketzer.“ Unter Bedeckung von einigen Tausenden Bewaffneten wurde er aus der Kirche auf den Richtplatz, auf den Brühl außerhalb des Tores geführt, wo der Scheiterhaufen errichtet war. Dort angekommen, kniete er nieder, breitete die Hände aus und betete laut, den Blick zum Himmel gerichtet: „Mein Gott erbarme dich mein; auf dich habe ich gehoffet, Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Ehe der Holzstoß, auf den man ihn mit sieben Stricken an einen Pfahl gebunden hatte, angezündet wurde, richtete der Reichsmarschall von Pappenheim nochmals die Aufforderung an ihn, sein Leben durch Widerruf zu retten, was er aber unter Beteuerung seiner Unschuld ablehnte. Nun zündeten die Henker den Holzstoß an. Als die Flammen über ihm zusammenschlugen, begann er zu singen: „Christo, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein,“ bis der Qualm seine Stimme erstickte und er nach kurzer Qual lautlos verschied. Die Asche wurde sorg-

fältig gesammelt und in den vorbeifließenden Rhein geschüttet, damit nichts von ihm übrig bleibe, was seine Freunde dereinst als die Reliquie eines Märtyrers verehren könnten. „Durch sein charaktervolles Unterliegen," so schließt D. Lechler mit Recht sein treffliches Lebensbild des Johann Hus, „hat er den Tatbeweis geliefert, daß das Gewissen eines rechtschaffenen Christen stärker ist, als alle Mächte der Erde und damit hat er eine Bahn gebrochen, welche ein Jahrhundert später Luther betrat, als er zu Worms vor Kaiser und Reich den Widerruf verweigerte. Er hat in den Herzen der Menschen wieder das Gewissen auf den Thron gesetzt, von dem es nie hätte herabgestoßen werden sollen, und darum allein schon nimmt er bei allen Fehlern, von denen er nicht frei gewesen ist, eine hervorragende Stelle unter den Vorläufern der Reformation ein."

Fast ein Jahr später wurde der Gesinnungsgenosse und Freund des Hus, der oben erwähnte Hieronymus von Prag, von dem gleichen Geschick ereilt. Dieser hatte sich heimlich in Konstanz eingefunden, um Zeuge des Verlaufs zu sein, den die Sache seines Freundes nehmen würde. Auf den Rat der böhmischen Ritter von Chlum und von Duba verließ er die Stadt und begab sich nach Überlingen. Von hier aus erließ er ein Schreiben an das Konzil, worin er sich erbot, vor diesem zu erscheinen, wenn ihm freies Geleit zugesichert werde. Da ihm aber der Geleitsbrief nur mit dem zweideutigen Vorbehalt ausgestellt wurde: „Soweit es an uns liegt und der orthodoxe Glaube es erfordert," zog er es vor, die Rückreise nach Böhmen anzutreten. Er wurde aber unterwegs eingeholt, festgenommen und in Ketten nach Konstanz geschleppt. Auf alle mögliche Weise suchte man ihn zum Widerruf zu bewegen und wirklich unterzeichnete er eine ihm vorgeschriebene Widerrufserklärung, in welcher er die Lehren Wiclifs und Hus' verdammte und das an Hus vollzogene Todesurteil billigte. Daraufhin wollte man ihm die Freiheit schenken. Aber die Prager Mönche widersetzten sich seiner Freilassung, weil sie befürchteten, er werde, nach Böhmen zurückgekehrt, die Lehren seines Freundes Hus wieder vortragen. Die schon niedergeschlagene Anklage wider ihn wurde von neuem aufgenommen. Nachdem er fast ein ganzes Jahr in einem scheußlichen Kerker zugebracht hatte, wurde ihm ein öffentliches Verhör vor dem Konzil bewilligt, das am 25. und 26. Mai 1416 stattfand. Er verteidigte sich in einer sechsstündigen Rede, an deren Schluß er seinen früher geleisteten Widerspruch zurücknahm und mit feierlichem Ernst erklärte, daß ihn keine Sünde mehr reute, als die, daß er sich aus Todesfurcht habe bewegen lassen, seinen Freund Hus und die von ihm verkündete Wahrheit zu verleugnen. Damit hatte er sich selbst das Todesurteil gesprochen. Auch er wurde zur Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Mit der größten Ruhe, ja, mit stoischem Gleichmut setzte er sich selbst die



Aus dem Hussitenkriege.

Ketzermütze auf. Am 30. Mai 1416 wurde in gleicher Weise wie an Hus das Todesurteil an ihm vollzogen. „Mit heiterem Antlitz," so berichtet ein Augenzeuge, „unter dem Absingen von Psalmen und des apostolischen Glaubensbekenntnisses ging er bereitwillig zum Tode."

Wir verzichten darauf, hier den weiteren Verlauf der hussitischen Bewegung in Böhmen zu verfolgen. Die von deren Beginn an mit ihr verbunden gewesenen nationalen Gegensätze und die Kluft, welche dann durch die verheerenden Züge der Hussiten nach Deutschland gebildet wurde, verhinderten eine Annäherung der reformatisch gesinnten Kreise in Deutschland an eine Bewegung, mit der sich für dieses Land die schmerzlichsten Erinnerungen verknüpften. Kein Deutscher, der von römischen Übergriffen und Verderbnissen zeugte, wollte doch den Schmähnamen eines Böhmen oder Hussiten ertragen. Erwähnt seien hier nur noch die Verhandlungen, welche auf dem Baseler Konzil im Jahre 1433 mit den Hussiten gepflogen worden sind und die, nachdem sie in Basel selbst zu keinem Ziel geführt hatten, auf böhmischem Grund und Boden zum Abschluß gelangten. Am 30. November 1435 kam mit dem gemäßigteren Teile der Hussiten, den Kalixtinern (sogenannt von calix, der Kelch, wegen der Forderung des Kelches beim Abendmahl), ein Vergleich zustande, in welchem diesen der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt zugestanden wurde. In dem Vertrage zu Iglau, der im Jahre 1436 den Hussitenkriegen ein Ende machte, haben dann auch die strengeren und gewaltsameren Taboriten diesen Vergleich angenommen. Auch daran sei noch erinnert, wie aus den edleren und stilleren Resten der hussitischen Bewegung die Gemeinschaft der böhmischen Brüder hervorgegangen ist, die in vielfacher Berührung mit den Waldensern an einem einfachen biblischen Christentum festhielt. Es bleibt das Verdienst dieser Gemeinschaft, einen Gemeinsinn, der zu jedem persönlichen Opfer befähigte, eine feste Ordnung, die frei von hierarchischen Gelüsten wie von Vermischung mit weltlicher Gewalt, ganz auf den Dienst zur Erbauung und Erhaltung der Gemeinden gerichtet war, den Geist wachsamer, ernster Zucht, vor allem aber eine wahrhaft väterliche Fürsorge für die Erziehung der Gemeinden zu bewußter und treuer kirchlicher Gemeinschaft in ihrer Mitte gepflegt und erhalten zu haben. Aus diesen Gemeinden der böhmischen Brüder ist dann, nachdem neue schwere Verfolgungen über sie ergangen waren, im 18. Jahrhundert die stille und friedliche Brüdergemeinde auf deutschem Boden erwachsen.

Der vierte der Männer, deren Gestalten auf dem Reformationsdenkmal zu Worms eine Stelle eingeräumt worden, ist der Italiener

Girolamo Savonarola.

Dieser ist jedoch in noch höherem Maße als Hus, mehr als ein politischer, wie als ein kirchlicher Reformator anzusehen und er darf nur in sehr beschränktem Maße als ein Vorläufer der deutschen Reformation bezeichnet werden. Dennoch möge auch hier ein kurzer Abriß seines Lebens folgen.*) Er wurde am 21. September 1451 zu Ferrara, das damals eine glänzende Stadt war, aus einem edlen Geschlechte geboren und erhielt samt seinen fünf Brüdern und zwei Schwestern eine für die damalige Zeit sorgfältige Erziehung. Eine glänzende weltliche Laufbahn schien sich ihm zu eröffnen. Aber das Verderben der Welt, das er um sich her wahrnahm und eine an ihn schon früh herangetretene Neigung zur Einsamkeit trieb ihn in seinem 23. Jahre in das Dominikanerkloster zu Bologna, um daselbst in stiller Zurückgezogenheit das Heil seiner Seele zu schaffen. Es war eine Bekehrung ganz im Sinne des katholischen Mönchstums im Mittelalter, ähnlich wie Luthers Eintritt in das Kloster zu Erfurt, und sie hatte zunächst noch gar nichts mit einer reformatorischen Richtung zu tun. Zwei Tage nach seiner Ankunft in Bologna schrieb er an seinen Vater, aus dessen Hause er sich in heimlicher Flucht entfernt hatte: „Ich konnte die furchtbare Gottlosigkeit der großen Masse des italienischen Volkes nicht ertragen. Überall sah ich die Tugend verachtet, das Laster in Ehren. Als Gott in

*) Dem nachfolgenden Lebensabriß Savonarolas liegt der Abschnitt „Savonarola" aus Herzogs Realencyklop. XIII. Bd. S. 421 ff. zugrunde.

Antwort auf mein Gebet sich herabließ, mir den rechten Weg zu zeigen, wie konnte ich da mich wehren? O süßer Jesus, laß mich lieber tausendmal den Tod leiden, als deinem Willen mich zu widersetzen und mich undankbar gegen deine Güte zu zeigen." Dann bittet er den Vater, ihm die Flucht zu verzeihen und erfleht von ihm und der Mutter den Segen. Anfangs wollte er bloß ein Laienbruder im Kloster sein und die geringsten Dienste im Hause verrichten. Doch seine Oberen bestimmten ihn zum Studium der Theologie, und nachdem er die erforderliche Ausbildung zum Prediger erlangt hatte, sandte man ihn nach den Ordensregeln zu Advents- und Fastenpredigten in einige Städte Italiens. Sein erstes Auftreten auf der Kanzel blieb indes ohne Wirkung. Seine Stimme war rauh, seine Sprache schwülstig und schwerfällig, seine Gebärden unbeholfen, sein Geist für die Aufgabe eines Kanzelredners noch nicht gereift. In Bologna schmolz die Zahl seiner Zuhörer auf 25 zusammen, so daß er, dadurch entmutigt, das Predigen für einige Zeit ganz aufgab. Plötzlich aber, als er im Jahre 1486 zum neuen Auftreten auf der Kanzel nach Breszia gesandt worden war, brach seine verborgene Rednergewalt hervor und zog Scharen von Zuhörern zu seinen Predigten herbei. Mit besonderer Vorliebe legte er diesen die Offenbarung Johannes zugrunde und verkündete in deren Sprache, so wie in dem Tone der Propheten des alten Testamentes Gottes Strafgerichte. Bald darauf wurde er in seinem 38. Lebensjahre von seinen Ordensvorstehern nach Florenz gesandt, wo damals Lorenzo Medici die unbeschränkte Herrschaft über die Republik ausübte. Unter dem Einfluß des Hauses Medici, einer reichen Kaufmannsfamilie, die alle Macht an sich gebracht und sich zu fürstlichem Ansehen erhoben hatte, war Florenz zum Mittelpunkt der neu aufwachenden klassischen Literatur und schönen Kunst geworden, aber zugleich zu einer Stätte des größten sittlichen Verderbens. Ohne mit der Kirche zu brechen, gab man sich, namentlich in den höheren Ständen, einem heidnischen und sinnlichen Lebensgenusse hin. Hier trat nun Savonarola mit prophetischem Ernste als erschütternder Bußprediger auf. Schonungslos deckte er den Abgrund des Verderbens auf, der unter dem täuschenden Scheine äußerer Bildung und unter den heiteren Genüssen drohend klaffte; er schonte keinen Stand und züchtigte insbesondere den sittenlosen Lebenswandel der Geistlichen und Mönche. In der Lehre standen seine Predigten mit der hergebrachten der katholischen Kirche im wesentlichen in Einklang, wenn er auch hin und wieder betonte, daß ohne die Sündenvergebung des Herrn alle priesterliche Absolution nichts helfe, daß das Heil aus dem Glauben und der Hingabe des Herzens an den Erlöser komme, und nicht aus äußerlichen Werken, noch aus der geistreichen Bildung des verfeinerten Heidentums. Ein



Girolamo Savonarola.

protestantischer Zug aber, der durch alle seine Predigten hindurchgeht, ist sein unerbittlicher Kampf gegen den Papst, denn in Rom sah er die Quelle und Ursache des sittlichen Verderbens, das in der Kirche eingerissen war.

Schon ein Jahr nach seiner Ankunft in Florenz wurde Savonarola zum Prior seines Kloster San Marko gewählt. Während sein Ansehen beim Volke dadurch stieg, wurde diese Wahl der Anlaß, die zwischen ihm und dem Gewalthaber Lorenzo Medici schon längst bestehende Spannung noch zu vermehren. Als Staatsoberhaupt durfte dieser den Besuch des Priors erwarten, zumal das Kloster den Medicäern fürstliche Gaben verdankte. Lorenzo fühlte sich dadurch verletzt, versuchte aber doch zunächst den gewaltigen Prediger,

dessen Beliebtheit beim Volke ihn zu ängstigen begann, durch Güte zu gewinnen. Er übersandte ihm eine beträchtliche Summe für die Armenkasse des Klosters. Savonarola behielt nur die kleinen Geldmünzen, die Goldstücke sandte er an die Armenpfleger der Stadt. In der nächsten Predigt ließ er sich vernehmen: „Ein guter Hund bellt immer, um das Haus seines Herrn zu verteidigen. Wirft ihm ein Räuber einen Knochen hin, so schiebt er ihn beiseite und unterläßt das Bellen nicht.“ Lorenzo veranlaßte nun angesehene Bürger, den Prior unter der Hand zu ermahnen, um des öffentlichen Friedens und des Klosters willen die rücksichtslose Predigtweise zu ändern. Savonarola unterbrach sie: „Nicht um des Staates oder Klosters willen seid ihr gekommen, sondern geschickt von Lorenzo. Sagt ihm, daß er sich anschicken möge, Buße zu tun für seine Sünden, denn der Herr schont niemand und fürchtet sich nicht vor den Fürsten der Erde.“ Auf die Warnung, Lorenzo werde ihn verjagen, antwortete er: „Auch das mag Lorenzo wissen: er ist Bürger und Erster des Staats, ich bin ein Fremder, ein armer Mönch, aber ich werde bleiben, er wird davon müssen.“ Nicht lange darauf wurde Lorenzo von schwerer Krankheit befallen und er ließ den Prior zu sich kommen. Der unerschrockene Verkündiger der Wahrheit sollte angesichts des Todes sein Beichtvater sein. Savonarola stellte für die Erteilung der Absolution drei Bedingungen: einen lebendigen Glauben an Gottes Gnade, die Wiedererstattung alles unrechtmäßig erworbenen Gutes und die Wiederherstellung der Freiheit des Vaterlandes. Es wird erzählt, Lorenzo habe auf die ersten beiden Forderungen bejahend geantwortet, bei der letzten aber verneinend sich abgewendet; da habe sich Savonarola ohne ein Wort weiter zu sprechen, wieder entfernt. Bald darauf war Lorenzo am 8. April 1492 verschieden. Ihm folgte sein Sohn Pietro, dem es aber an des Vaters Mäßigung und Klugheit gebrach. In demselben Jahre bestieg der päpstliche Kardinal Borghia als Alexander VI. den Stuhl, vielleicht der lasterhafteste von allen Päpsten, der die dreifache Krone schamlos um Geld erkauft hatte. In die Regierung Pietros suchte sich Savonarola anfangs mit Gelassenheit zu fügen, während die der Kirche durch die Wahl Alexanders angetane Schmach ihn aufs tiefste erschütterte. Seine Bußpredigten und Unglücksweissagungen über Italien wurden immer gewaltiger. Als aber im August 1494 Karl VIII. von Frankreich mit einem stattlichen Heere in Italien einzog, um von dem erledigten Throne Neapels Besitz zu nehmen und Pietro Medici mit diesem eine schmachvolle Kapitulation schloß, die dem Feinde alle festen Plätze Toskanas auslieferte, da trat Savonarola an die Spitze der Partei, welche die Mediäer als Verräter erklärte und zur Flucht nach Bologna nötigte. Nach der Vertreibung der bisherigen Gewalthaber trat er als Reformator der von ihm befreiten Republik auf. Er berief eine Volksversammlung in den Dom, die nach seinen Vorschlägen eine neue Verfassung beschloß. Unter seinem Einfluß bemächtigte sich ein neuer Geist des florentinischen Staates. Unrechtmäßiges Gut wurde herausgegeben; Todfeinde versöhnten sich; alle weltlichen Spiele hatten ein Ende. Die heidnischen Liebeslieder machten geistlichen Gesängen Platz; der berühmte Maler Fra Bartholomäo warf alle seine Studien nackter Figuren ins Feuer; aller Luxus wurde verbannt, die Kunst selbst als sündlich gemieden. Im Karneval 1496 veranstaltete Savonarola unter dem Geläute der Glocken die öffentliche Verbrennung einer Menge von mehr oder minder kostbaren Gegenständen; neben Zeichnungen und Malereien, welche die Scham verletzten, leichtfertigen Büchern, schlechten Romanen, Masken, Musikalien, Guitarren, kostbaren Kleidungsstücken und Räucherwerk wurden auch die klassischen Werke Ovids, Boccaccios, Petrarkas und manches schöne Bild berühmter italienischer Meister dem Feuer überliefert. Man nannte diese Verbrennung „Zerstörung aller Eitelkeit“ und Lieder von Savonarola wurden dabei gesungen.

Alles das war aber nur ein vorübergehender Rausch, dem bald der ernüchternde Rückschlag folgte. Der natürliche Geist der Florentiner lehnte sich gegen das ihm aufgedrungene Mönchsregiment auf und verbündete sich mit dem Papste, gegen dessen ruchloses Treiben Savonarola aufgetreten war, und dem man den Prior von San Marko als einen Verächter des

Heiligen Stuhles, als einen Lästerer der Kirche geschildert hatte. Alexander VI. versuchte anfangs den ernsten Strafprediger durch Bestechung zum Schweigen zu bringen; er ließ ihm den Kardinalshut anbieten und wollte ihn zum Erzbischof von Florenz ernennen. Aber Savonarola lehnte dies Anerbieten öffentlich ab mit den Worten: „Ich begehre keinen andern roten Hut als den Hut voll Blut, den Hut des Märtyrertums, gefärbt mit meinem eigenen Blute.“ Dieser Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Alexander forderte Savonarola zur Verantwortung nach Rom, und als dieser, Böses ahnend, sein Ausbleiben mit Krankheit entschuldigte, verbot er ihm unter Androhung der Exkommunikation das Predigen. Eine Zeitlang fügte er sich diesem Verbote; als aber die alte Sittenverderbnis wieder einzureißen begann, bestieg er wieder die Kanzel, indem er erklärte, daß der Geist Gottes sich nicht dämpfen lasse, und die Liebe zu seiner Herde es verlange. In dem Tone der alten Propheten verkündete er es als ein Wort des Herrn: „Ich werde Italiens Fürsten erniedrigen und der Stolz Roms wird niedergeworfen. Der Feind wird sich der heiligen Stätten bemächtigen, die Kirchen schänden. Man hat die Heiligtümer in Kammern der Buhlerinnen verwandelt, ich werde Pferde- und Schweineställe daraus machen. Wenn die Angst kommen wird und kommen werden die Plagen, werden die Völker sich bekehren wollen und können es nicht. O Italien, dann wird es Unglück über Unglück geben, Krieg nach dem Hunger und Pest nach dem Krieg: Unglück von der einen, Unglück von der andern Seite. Dann wird man seufzen nach den Offenbarungen der Propheten, aber vergebens, denn der Herr spricht: Weissagen gehört mir zu. Untergehn wird das Ansehen der Priester, die Völker werden zerrieben, zermalmt von Unglück. O Priester, o Mönche, durch euer böses Beispiel habt ihr dies Volk in das Grab der Zeremonien gelegt. Ich sage euch, es gilt dies Grab zu sprengen, weil Christus will, daß seine Kirche erwache zum geistlichen Leben.“ Immer lauter und immer heftiger wurde sein Zeugnis gegen das Verderbnis des päpstlichen Stuhles. Papst Alexander beantwortete seine Angriffe im Mai 1497 mit dem über ihn verhängten Bann und im Jahre darauf erließ er an den Senat von Florenz, in welchem inzwischen die Gegner Savonarolas die Mehrheit erlangt hatten, ein päpstliches Breve, in welchem die ganze Stadt mit dem Interdikt bedroht wurde, wenn sie länger an ihrem Götzen festhalte. Nun wurde ihm auch von dem Senate das Predigen untersagt. In schmerzlicher Rede nahm er von seinen Zuhörern Abschied. „Fragt ihr mich,“ so predigte er noch Ende März 1498 in seiner Klosterkirche, „nach dem Ausgange dieses Kampfes, so sage ich: Sieg! Fragt ihr mich im besonderen, so antworte ich: Tod! Denn der Meister, der den Hammer führt, wenn er ihn gebraucht hat, wirft ihn hinweg. So tat er's mit Jeremias, den er am Ende seiner Predigt steinigen ließ. Aber Rom wird dieses Feuer nicht löschen, und wird dieses gelöscht, so wird Gott ein anderes anzünden und es ist ja schon angezündet allerorten, nur daß sie es nicht wissen.“ Bei dieser Lage der Dinge trat ein unvorhergesehenes Ereignis ein, das mit einem Schlage auch bei den bisherigen Anhängern Savonarolas, die ihm bisher günstige Stimmung in ihr Gegenteil verwandelte. Ein Franziskanermönch griff Savonarola jeden Tag aufs heftigste von der Kanzel an und erklärte es auf ein Gottesurteil durch die Feuerprobe wagen zu wollen. Savonarola meinte die Herausforderung verachten zu dürfen, aber einer seiner begeisterten Anhänger und Schüler erbot sich an seiner Stelle die Probe zu bestehen. Auch alle Mönche von San Marko und selbst Frauen und Mädchen erklärten sich dazu bereit. Dem Franziskaner wurde angst, er wollte zurücktreten, aber die Signoria (so hieß der Senat von Florenz), jetzt fast aus lauter Gegnern Saronarolas zusammengesetzt, wollte sich die Gelegenheit zu dessen Sturze nicht entgehen lassen. Und als sich ein anderer Franziskaner bereden ließ, die Gefahr zu bestehen, wurde am 7. April 1498 der Domplatz zu dem merkwürdigen Schauspiel zubereitet. Ein ungeheurer Scheiterhaufen, mit Öl und Harz begossen, wurde inmitten des Platzes errichtet; ein schmaler Gang führte der Länge nach hindurch: hier sollten die beiden Mönche die Flammen durchschreiten. Die Glocken läuteten, singend kamen die Mönche von San Marko heran mit Kreuzen und

Fackeln, Zweihundert an der Zahl, geführt von Savonarola, in Weiß gekleidet, an ihrer Spitze Fra Domenico, der für Savonarola die Feuerprobe übernommen hatte, in feuerrotem Sammet: sein Antlitz strahlte vor Begeisterung des Martyriums. So traten sie auf die eine Seite des Platzes. Eine unermeßliche Menge füllte diesen, ebenso wie die anliegenden Straßen: Fenster, Säulengänge, bis unters Dach war alles besetzt von Zuschauern, voll Erwartung der Wunder, die da geschehen sollten. Aber sie warteten vergebens. Wenig geneigt, sich gewissem Tode zu weihen, weigerte sich der Erwählte der Franziskaner, auf den Platz zu gehen: seine Ordensbrüder erhoben daher allerhand Einwände, verlangten, der Dominikaner sollte sein Gewand, das vielleicht Zauber an sich trage, mit einer Kutte ihres Ordens vertauschen; dann sollte er das Kruzifix nicht mitnehmen; als Savonarola vorschlug, er sollte die Monstranz mit der Hostie tragen, so entstand Streit, ob es nicht frevelhaft sei, den Leib des Herrn der Gefahr des Verbrennens auszusetzen. Über dem Gezänk verging Stunde um Stunde, ein Platzregen kam; endlich gebot die Signoria, daß jedermann nach Hause gehe. Darüber war nun allgemeine Entrüstung. Die Florentiner hatten auf ein Wunder gerechnet und waren getäuscht: sie fragten nicht lange, wer seine Versprechungen nicht gehalten hatte. Hatte doch Savonarola sich für einen Propheten ausgegeben, der auch Flammen nicht fürchten wollte, und nun war doch kein Wunder geschehen! Der Zauber war gebrochen, die Gegner rüsteten sich, den letzten Schlag zu tun. Das Volk schalt den, den es bisher als Abgott verehrt hatte, nun einen Feigling, Heuchler, Betrüger, und er hatte es nur der militärischen Bedeckung und der Hostie in seiner Hand zu danken, daß er noch einmal unversehrt in sein Kloster zurückkehren konnte. Am folgenden Tage stürmten seine politischen Gegner nach San Marko, wo sich in der Kirche ein erbitterter Kampf zwischen den Mönchen und den heranstürmenden Scharen entspann, während der Prior betend im Chore lag. Endlich gelang es diesem mit Aufbietung seines ganzen Ansehens, dem Kampf ein Ende zu machen. Nachdem er von den Brüdern des Klosters mit bewegten Worten Abschied genommen hatte, lieferte er sich selbst den Händen seiner Feinde aus. Auf dem Wege zum Volkspalast wurde er vom Pöbel beschimpft, ins Angesicht gespieen und spöttisch gefragt: „Weissage, wer dich schlug?“ Im Gefängnisse wurde er unter unsäglichen Qualen während der heiligen Woche auf die Folter gespannt, um ihm Geständnisse abzunötigen, die er nachher selbst als nur durch die Folter ihm ausgepreßte bezeichnet hat. Mit gebrochenem und geängstetem Geiste hat er im Gefängnis eine Auslegung des 51. Psalms geschrieben, in der er sich zwar selbst des Ehrgeizes und Hochmutes anklagt, von der aber Luther später geschrieben hat: „Sie ist ein Exempel evangelischer Lehre und christlicher Frömmigkeit, denn hier siehst du ihn einhertreten nicht als einen Predigermönch im Vertrauen auf Mönchskutte, Messen und gute Werke seines Ordens, sondern im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit als einen gemeinen Christen.“ Der Papst forderte zwar vergeblich die Auslieferung des Mönches, aber er sandte Bevollmächtigte nach Florenz, die das Todesurteil für ihn schon mitbrachten. Am 22. Mai wurde er nach abermaliger Folter mit zweien seiner treuesten Anhänger nochmals verhört und dann als Ketzer, Verfolger der heiligen Kirche und Verführer des Volkes zum Feuertode verurteilt. Schon am folgenden Tage wurde das Urteil vollzogen, nachdem er sich selbst und seinen beiden Genossen das heilige Sakrament gereicht hatte. Vor dem Empfang desselben sagte er: „Mein Herr ist für meine Sünden gestorben, wie sollte ich nicht da mein armes Leben hingeben aus Liebe zu ihm.“ Auf dem Platze vor dem Volkspalaste erhob sich ein ungeheures Schafott und davor Tribünen für den Magistrat und die Bevollmächtigten des Papstes. Unter dem Geheul gedrängter Volksmassen wurden die Verurteilten mit gebundenen Händen an den Fuß des Schafottes geführt. Ein Bischof, einst sein Schüler, erhielt den Auftrag, die drei Mönche nach den Gebräuchen der Kirche ihrer priesterlichen Würde zu entkleiden. Als er zu Savonarola sagte: „So scheide ich dich von der triumphierenden Kirche,“ entgegnete dieser mit lauter Stimme, die bis an die Enden des Platzes vernommen ward: „Von der streitenden, nicht von der triumphierenden Kirche, denn



Savonarolas Hinrichtung.

dazu hast du die Macht nicht.“ Dann übergab der Bevollmächtigte des Papstes die drei Mönche der weltlichen Gerichtsbarkeit. Savonarola betete: „Der Herr hat so viel für mich gelitten. —“ Das waren die letzten Worte, die man ihn hat sagen hören. Als man ihn auf dem Scheiterhaufen an einem in Form eines Kreuzes errichteten Pfahle angebunden hatte und die Flammen um ihn zusammenschlugen, ließ sich eine Stimme aus der Menge vernehmen: „Jetzt, Mönchlein, ist es Zeit, Wunder zu tun;“ aber Savonarola, der seine Todesgenossen selbst gebeten hatte, schweigend zu sterben, wie Christus, der sich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen ließ, hatte auch für diesen Spott kein Wort der Erwiderung. So endete der Prophet von Florenz mit stiller Ergebung am Tage vor Himmelfahrt, den 23. Mai 1498. Seine Asche wurde in den Arno gestreut. Seine Weissagung, daß Gott ein anderes Feuer anzünden werde, ist in Erfüllung gegangen. Luther hat von Savonarola geschrieben: „Der damalige Antichrist habe sich Hoffnung machen dürfen, das Andenken dieses so großen Mannes würde erlöschen und unter dem Fluche sein: ‚aber siehe, es lebt und sein Gedächtnis ist ein Segen‘.“

Neben diesen hervorragendsten und bekanntesten Vorläufern der Reformation ist aber noch eine ganze Reihe von Männern zu nennen, die in aller Stille dem sittlichen Verderben, das in der Kirche eingerissen war, entgegenzuwirken versucht haben, oder die

4*

den Äußerlichkeiten und dem Zeremoniendienst der Kirche gegenüber eine dem inneren Verkehr mit Gott zugewandte Frömmigkeit vertreten haben. Zu ihnen gehören viele, die sich eines Gegensatzes zu den Lehren der herrschenden Kirche gar nicht bewußt geworden sind, und noch weniger daran gedacht haben, eine reformatorische Tätigkeit ausüben zu wollen, die aber gleichwohl dazu beigetragen haben, in den Gemütern des deutschen Volkes das Verlangen nach Verbesserung der Kirche lebendig zu erhalten. Hierhin gehört schon im 14. Jahrhundert die von Basel ausgegangene und von da das ganze Rheintal hinab bis Köln und darüber hinaus sich erstreckende Verbindung der Gottesfreunde. Man hat sie vielfach mit den Waldensern verwechselt, mit denen sie auch zweifellos in einer inneren geistigen Verwandtschaft stehen. Der Begründer dieser Verbindung war Nicolaus von Basel, dessen Leben in seinen ersten Anfängen viele Ähnlichkeit mit dem des Petrus Waldus gehabt hat. Auch er ist aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen. Er war mit einer reichen Braut verlobt; als er am Abend vor der Hochzeit vor dem Kruzifix betete, schien es ihm, als neige sich dasselbe gegen ihn; er glaubte die Stimme zu hören: „Stehe auf, entsage der Welt, nimm mein Kreuz auf dich und folge mir nach.“ Am anderen Tage erklärte er den Hochzeitsgästen, er habe eine andere Braut gewählt, mit der Königin des Himmels sei er verlobt; auch die bisherige Verlobte legte ihren Brautschmuck ab und zog sich in die Einsamkeit zurück, um zeitlebens Gott zu dienen. Nicolaus entsagte seinem ganzen Vermögen, um es fortan nur göttlichen Zwecken zu widmen und vertiefte sich in ein beschauliches Leben im Verkehr mit Gott. Er nannte sich mit besonderem Nachdruck einen „Freund Gottes“ und suchte auch andere für diese Freundschaft zu gewinnen. Diese Gemeinde der Gottesfreunde hat im stillen einen mächtigen Einfluß auf Laien und Geistliche ausgeübt.

Nach einem großen Erdbeben, von dem das südliche Europa im Jahre 1355 heimgesucht wurde, richtete Nicolaus von Basel ein Sendschreiben an alle Christen, worin er sie zur Buße ermahnte. Achtzehn Jahre später entschloß er sich, mit vier vertrauten und gleichgesinnten Freunden Basel zu verlassen. Die fünf „Mannen“ überließen sich der Leitung eines schwarzen Hündleins, dem sie nachgingen, bis sie endlich auf einem Berge in der Nähe von Luzern sich niederließen. Später sollen sie ihren Aufenthalt im Kanton Appenzell genommen haben. In Begleitung eines seiner Genossen unternahm Nicolaus eine Wallfahrt nach Rom, um den Papst um Abstellung der vielen Gebrechen der Kirche zu ersuchen. Obwohl dieser den sonderbaren Pilgern nicht so recht traute, wurde er doch durch ihr stilles, frommes Wesen von ihnen eingenommen und er entließ sie freundlich. Als aber die Gottesfreunde später behaupteten, einen Brief vom Himmel empfangen zu haben, der ihnen befohlen habe, die Christenheit noch fester und eindringlicher zur Buße zu mahnen, wurden sie als Ketzer verfolgt und von der Inquisition ins Gefängnis gesetzt. Nicolaus von Basel ist wahrscheinlich als „Gottesgefangener“ im Gefängnis verstorben. Nach einer anderen Nachricht soll er zu Vienne in der Dauphiné zum Feuertode verurteilt worden sein.

Mit den Gottesfreunden haben die Männer in Verbindung gestanden, die als Hauptvertreter der Mystik, der beschaulichen Versenkung in Gottes Wesen, anzusehen sind: Johann Tauler in Straßburg, Heinrich Süß in Konstanz und Johann Ruysbroek in den Niederlanden. Johann Tauler ist im Jahre 1290 in Straßburg geboren und hat seine Studien im Dominikanerorden gemacht. Er hatte schon eine Reihe von Jahren als gewaltiger Prediger in Straßburg gewirkt, als er in seinem 50. Jahre mit Nicolaus von Basel, dem großen Gottesfreunde aus dem Oberlande, bekannt wurde. Durch diesen bekehrt, zog er sich zwei Jahre lang von der Predigttätigkeit ganz zurück. Als er nach dieser Frist wieder auftreten wollte, konnte er vor der dichtgedrängten Versammlung kein Wort hervorbringen. Tränen erstickten seine Stimme und er verließ die Kanzel mit der Erklärung, es sei ihm unmöglich zu reden. Die Leute verliefen sich und bald verbreitete sich das Gerücht: „er sei verrückt geworden.“ Der Orden der Dominikaner verbot ihm infolgedessen, vor dem Volke wieder aufzutreten. Nachdem ihm aber das Predigen später wieder gestattet

worden war, wurde der Zudrang zu seiner Kanzel noch größer als zuvor, und die Wirkung seiner Predigt außerordentlich. Ein Hauptinhalt seiner Predigt war die Armut Christi. Eine recht innige Liebe Gottes und der Besitz vielen Geldes, so sagte er, gingen nicht wohl zusammen. Besonders aber hob er die geistliche Armut hervor. Der Mensch muß sich selbst verleugnen, sich selbst ausziehen, in sein Nichts sich versenken; dann aber muß er wieder in sich eingehen, „den äußerlichen Menschen in den innerlichen bringen" und durch dieses Eingehen in sich selbst findet er auch den Eingang zu Gott. Tauler ging in seinen Predigten wohl auch auf die Bibel zurück,*) aber eine ruhige, besonnene Schrifterklärung findet sich bei ihm wie überhaupt bei den Mystikern nicht, sondern er gefiel sich in allegorischen Deutungen der Heilstaten der göttlichen Offenbarung. Daß Christus in uns geboren, daß der sündige Mensch in uns gekreuzigt, Christus geistig im Herzen auferstehe und wir durch den Umgang mit Gott unsere Himmelfahrt halten, das ist der immer wiederkehrende Inhalt seiner Festpredigten. Seine Sprache ist oft dunkel und überschwenglich. So redet er von einem „Ertrinken in dem grundlosen Meere der Gottheit," von einem „Verschmelzen in dem Feuer seiner Liebe," einem „Trunkenwerden in Gott". Tauler ist im Jahre 1361 zu Straßburg im Gartenhause seiner Schwester, die ihn in seinen alten Tagen verpflegt hatte, verstorben. Von seinen Anhängern wurde er schon bei seinen Lebzeiten wie ein Heiliger verehrt.

Fünf Jahre jünger als Tauler war der im Jahre 1295 geborene Mystiker Heinrich von Berg, nach dem Namen seiner Mutter der Süß oder Suß genannt, der aus einem alten adeligen Geschlechte am Bodensee stammte. Zur Freude der frommen Mutter wurde er in einem Predigerkloster zu Konstanz erzogen und studierte dann eine Zeitlang in Köln Theologie. Er suchte anfangs noch in der Welt Befriedigung und erst der Tod seiner Mutter brachte ihn, wie er sagt, zur rechten Einkehr in sich selbst. Von dieser Zeit an nannte er sich auch nach deren Namen. Innerer Beschaulichkeit zugewandt, verlobte er sich feierlich der göttlichen Weisheit, die er als seine Geliebte, als seine „Minnerin" erwählte. Diese seine Geliebte sah er bald in Jesu, bald in der heiligen Jungfrau verkörpert. Sie erschien ihm in häufigen Visionen. In ihrem Dienste legte er sich Entsagungen und körperliche Schmerzen auf. Mit eisernem Griffel grub er sich den Namen Jesus auf seine Brust und legte sich selbst den Namen Amandus oder Herzenstraut bei, den er von der Geliebten empfangen zu haben behauptete. Kein Kreuz ward ihm zu schwer, kein Holz zu hart, kein Eisen zu spitz, keine Geißel zu scharf, als daß er nicht gerne seinen Rücken damit belastet und zerfleischt hätte und bei alledem folgte er in dem süßen Gefühle seiner Liebestreue. Der immer wiederkehrende Grundgedanke seines Hauptwerkes, das er in seinem deutsch verfaßten Buche „von der ewigen Weisheit" hinterlassen hat, ist der, daß man in willenloser Ergebung mit Christo sterben müsse, um mit ihm zum Leben in Gott auferstehen zu können. Gewiß ist es ja von Bedeutung, daß diese und andere Vertreter einer mystischen Richtung sich im Gegensatze zu der kirchlichen Äußerlichkeit und Gesetzlichkeit zu einem unmittelbaren Verkehr der Seele mit Gott erhoben. Aber zu einem bewußten, tatkräftigen Auftreten gegen die Mißbräuche der Kirche, sowie überhaupt zu einer öffentlichen reformatorischen Tätigkeit waren sie nicht befähigt; weitmehr zu einem frommen Stilleben, bei dem sie die Äußerlichkeiten der Kirche und ihrer Einrichtungen als etwas Unwesentliches ansahen und gelassen hinnahmen.

Das gilt auch von dem obengenannten niederländischen Mystiker Heinrich Ruysbroek, der zu Ende des 13. Jahrhunderts in einem Dorfe dieses Namens in der Nähe von Brüssel geboren ist. Auch bei ihm ist das Versunken- und Verlorensein in göttliche Gedanken die Eigenart seines Wesens und wir begegnen bei ihm dem Streben, durch Aufgeben seiner selbst zur Ruhe zu gelangen. Oft konnte er mitten auf der Straße stille stehen, ohne zu wissen, was um ihn her vorging, ganz in innere Entzückung versunken und hingenommen von den Bildern der inneren Welt, die seine Seele durchzogen. Bis zu seinem sechzigsten Jahre

*) Hagenbach, Kirchengeschichte des Mittelalters. 28. Vorlesung S. 500.

war Ruysbroek Weltpriester gewesen; dann aber zog er sich in die Einsamkeit des Klosters Brabant zurück, um ganz beschaulicher Betrachtung zu leben. Er starb am 2. Dezember 1381, 88 Jahre alt, nachdem er, wie erzählt wird, seinen Tod vorausgesagt hatte.

Auf den Einfluß Ruysbroeks ist die Stiftung einer den Gottesfreunden des Oberlandes verwandten Gemeinschaft zurückzuführen, die sich „Die Brüder des gemeinsamen Lebens“ nannte, und besonders in den Niederlanden und am Niederrhein verbreitet war, eine Gemeinschaft von Männern, die sich dazu verbündet hatten, in aller Stille ein gottseliges Leben zu führen und so dem Verderben in der Kirche entgegenzuwirken. Mit der Lehre der Kirche standen sie in vollem Einklang, ja, sie legten auf den engsten Anschluß an die römische Kirche und deren Lehre den größten Wert und betonten ausschließlich die Reinheit des sittlichen Wandels, die sie in der allgemeinen Kirche vermißten. Der Stifter dieser frommen Gemeinschaft ist Gerhard de Groot. Im Oktober 1340 zu Deventer als der Sohn einer angesehenen und begüterten Familie geboren, war er bereits als Kanonikus von Utrecht und Aachen in den Genuß reichlicher Einkünfte aus diesen Stellen gelangt, als er die Nichtigkeit alles Irdischen erkannte und der Welt und ihren Ehren entsagte. Er vertauschte seine frühere kostbare Kleidung mit einem ärmlichen Anzuge von grauem Wollenstoff. Ein härenes mit vielen Knoten versehenes Hemd bedeckte seinen Leib. Drei Jahre verweilte er unter den Karthäusern in Morichhausen und unterzog sich den strengsten Übungen. Er verschmähte es, Priester zu werden, weil er die hohe Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen wollte und begnügte sich mit der Weihe eines Diakonus, um in dieser Eigenschaft als gewaltiger Bußprediger gegen die Sünden der Zeit aufzutreten. Im Jahre 1378 besuchte er das Kloster Grüntal, wo er Ruysbroek und dessen gleichgesinnte Genossen kennen lernte. Deren Zusammenleben machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er eine ähnliche Vereinigung zu stiften beschloß. Dazu machte er den Anfang mit einem gleichgesinnten jungen Freunde Florentius Radewin. Sie sammelten junge Geistliche um sich, die sie nützlich beschäftigten, besonders durch Bücherabschreiben. Der Vorliebe für Bücher blieb Gerhard Groot auch in der Zurückgezogenheit von der Welt bis an sein Ende treu. So entstanden die s. g. Bruderhäuser, die sich dadurch von den Klöstern unterschieden, daß ihre Mitglieder kein bindendes Gelübde ablegten. Dagegen übten sie sich um so mehr freiwillig auch ohne solches Gelübde in Weltentsagung und Armut. Gemeinschaftliches Studium und Schulhalten wurde die vorzüglichste Beschäftigung der Brüder vom gemeinsamen Leben, die namentlich in weiten Kreisen der Laienwelt ein der Bibel zugewandtes, dem Heil in Christo ernst nachjagendes, in tätiger Liebe sich äußerndes Christentum zu vertreten und zu verbreiten bemüht waren.

Diesen Brüdern vom gemeinsamen Leben gehört auch Thomas a Kempis an, der berühmte Verfasser des heute noch auch in evangelischen Kreisen gern und viel gelesenen Erbauungsbuches von der „Nachfolge Christi“, Thomas a Kempis hat seinen Namen von der kleinen Stadt Kempen bei Krefeld, wo er als Sohn schlichter Bürgerleute ums Jahr 1380 geboren wurde. Sein Familienname ist Thomas Hammerken, was soviel als Hämmerlein bedeutet. Die ersten Eindrücke der Frömmigkeit und das gute Vorbild eines christlichen Wandels verdankte er seiner Mutter. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt er von den Brüdern des gemeinsamen Lebens in Deventer, in deren Genossenschaft er später selbst eintrat. Bis an sein Ende hat er ein klösterliches Stilleben geführt, das zwischen Bücherabschreiben, Bücherlesen, Andachtsübungen und frommer Betrachtung geteilt war. Auch sein Leben, in dem er das hohe Alter von 92 Jahren erreicht hat, verlief ganz in den Formen der herrschenden Kirche, deren Gebräuche er streng befolgte und deren Lehren und Glaubenssätze er in keinem Punkte bekämpfte. Aber die eigentliche Seele seiner Frömmigkeit war die innere Gemeinschaft des Herzens mit Gott; in dem Einswerden mit ihm suchte er die Seligkeit, und zu solchem Einswerden forderte er von sich selbst und von andern demütige Entsagung und Selbstüberwindung, ja, die Vernichtung des eigenen Willens. Frei zu werden von

aller Eigenheit, sich ganz hinzugeben an Gott und an Christum, das ist ihm die höchste Aufgabe des Christen. Er weiß nichts von einer Verdienstlichkeit der guten Werke, die ohne diese hingebende Liebe keinen Wert in seinen Augen haben. Und doch legte er auf die Ausübung der Mönchstugenden, des Gehorsams, des Schweigens, des Fastens, der regelmäßigen und fleißigen Andachten den größten Wert, weil er darin die Mittel sah, um zur vollkommenen Liebe zu gelangen. Daneben hat er dann wieder das heuchlerische Mönchstum, das sich nur mit der äußeren Form begnügte, nicht ohne Beimischung von Spott bekämpft. „Nicht die Kapuze" — sagte er — „macht den Mönch, die könnte auch ein Esel tragen, alles kommt auf das Innere an." Ähnlich urteilte er von den Geistlichen überhaupt, die ihm verächtlich schienen, wenn sie nicht in der Heiligen Schrift lebten. Ein solcher Geistlicher ist ihm ein Soldat ohne Waffen, ein Pferd ohne Zügel, ein Schiff ohne Ruder, ein Schreiber ohne Federn, ein Vogel ohne Flügel, und vollends ein Kloster ohne Schriften ist eine Küche ohne Töpfe, ein Tisch ohne Speisen, ein Brunnen ohne Wasser, ein Bach ohne Fische, „ein Garten ohne Blumen, eine Börse ohne Geld, ein Haus ohne Geräte."*)

Ein Hauptvertreter der wissenschaftlichen Richtung, die unter den Brüdern des gemeinsamen Lebens gepflegt wurde, ist Johann Wessel, der um 1420 in Gröningen geboren ist. Auch er erhielt seine Erziehung in einer Anstalt der Brüder des gemeinsamen Lebens und das Buch des Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi hat einen großen Einfluß auf die Entwicklung seines inneren Lebens ausgeübt. Doch wußte er sich bei aller Innigkeit des religiösen Gefühls, zu der ihn Thomas a Kempis angeregt hatte, mehr als dieser einen offenen Sinn für die allgemeine menschliche Bildung zu verwahren. Er studierte in Köln, in Heidelberg und längere Zeit auch in Paris. Von einer Reise, die er nach Rom unternahm, wird eine Audienz berichtet, die er beim Papst gehabt haben soll. Dieser habe ihm erlaubt, sich eine Gunst zu erbitten, und darauf habe er sich eine Bibel ausgebeten, die er in der vatikanischen Bibliothek gesehen hatte. Gewiß ist, daß er je länger je mehr sich von der herrschenden Kirchenlehre freimachte und sich auf den Boden der Heiligen Schrift stellte. Er ist der erste gewesen, der die Heilige Schrift mit voller Entschiedenheit zur Grundlage aller christlichen Erkenntnis gemacht hat, und der auf Grund der Schrift die Rechtfertigung durch den Glauben als den alleinigen Weg des Heils gelehrt hat. In dieser doppelten Hinsicht darf er als ein Vorläufer der Reformation bezeichnet werden. Luther hat ihn später mit den Worten geehrt: „Wenn ich die Schriften Johann Wessels früher gelesen hätte, dann könnten meine Gegner meinen, daß ich alles aus ihnen geschöpft habe, so sehr weiß ich mich mit ihm in Übereinstimmung." Auch im Kampf gegen das Papsttum berührt er sich mit Luther. Schon er lehrt, daß Päpste und Kirchenversammlungen hätten irren können und er spricht dem Papsttum ebenso jedes entscheidende Ansehen in Glaubenssachen ab, wie jede Fähigkeit, das Heil mit untrüglicher Sicherheit mitzuteilen. Hat sich der irrende Petrus von Paulus müssen zurechtweisen lassen, wieviel mehr seine Nachfolger. Das Priestertum der Kirche ließ er zwar gelten, aber das allgemeine Priestertum der Christen steht ihm höher als das Standespriestertum. Die Kirche ist nicht um der Priester willen da, sondern die Priester um der Kirche willen. Mit besonderer Schärfe hat sich schon Johann Wessel gegen die kirchlichen Ablässe ausgesprochen. Die Verdienste, so lehrt er, sind nicht sachliche Werte, welche einer anderen Person übertragen werden könnten, und ebensowenig kann von einem Überschuß von guten Werken bei den Heiligen die Rede sein. Denn jeder ist verpflichtet, zu tun was er kann; es kann also keiner etwas ausrichten, was für sein eigenes Heil überflüssig wäre, und nur die törichten Jungfrauen verlassen sich auf fremdes Öl. Das ganze Ablaßwesen ist ihm eine aus päpstlicher Gewinnsucht entstandene Betrügerei. Ebenso hat Johann Wessel die kirchliche Lehre vom Fegefeuer bekämpft oder doch vertieft. Es war ihm ein alles Unreine und Unedle verzehrendes Liebesfeuer, das letzte Abtun der dem Menschen noch anhaftenden Unvollkommenheit unter der völlig reinigenden Zucht

*) Vgl. Hagenbach, Kirchengeschichte des Mittelalters. S. 603.

des himmlischen Vaters, aber eben damit schon ein Anfang der Seligkeit, der in nichts an die Qualen der Hölle erinnert.

Bei alledem ist aber Wessel niemals im offenen Kampfe gegen die Kirche aufgetreten. In der stillen Verborgenheit klösterlicher Einsamkeit hat er seine von der Lehre abweichenden Anschauungen nur innerlich bei sich und mit sich selbst verarbeitet. Darum ist er auch bis an sein Ende äußerlich unangefochten geblieben, wenn er sich auch innerlich durch schwere Zweifel hat hindurchringen müssen. Mit dem Bekenntnis: „Ich kenne niemand als Jesum, den Gekreuzigten," ist er am 4. Oktober 1489 heimgegangen und in der Kirche des Klosters der Brüder des gemeinsamen Lebens zu Gröningen, wo er seine letzten Lebensjahre zugebracht hatte, hat er unfern vom Hauptaltar seine Ruhestätte gefunden.

Minder unangefochten ist Johann von Wesel, der Zeitgenosse Johann Wessels, geblieben. Sein eigentlicher Name ist Johann Ruchrad. Er war am Anfang des 15. Jahrhunderts in der zwischen Mainz und Koblenz gelegenen Stadt Oberwesel geboren. In den Jahren 1446 bis 1456 ist er als Lehrer an der Universität Erfurt tätig gewesen. Hier ließ er eine Schrift gegen das Unwesen des Ablaßverkaufes erscheinen; wenn sie ihm keine Anfeindungen zuzog, so lag es wohl besonders daran, daß sie in weiteren Kreisen weniger bekannt wurde. Vorübergehend finden wir ihn später als Prediger in Mainz und dann als Domherrn in Worms. Hier predigte er gewaltig gegen das in der Kirche herrschende Verderben und gegen mancherlei kirchliche Mißbräuche. Auch er griff die Verweltlichung des Papstes und der Geistlichkeit mit scharfen Worten an. Die Folge davon war, daß er von den Bettelmönchen bei dem Erzbischof von Mainz der husitischen Ketzerei angeklagt wurde. Er war schon ein körperlich gebrochener Greis, als er ein peinliches Verhör vor dem als Inquisitor nach Mainz berufenen Dominikaner Gerhard von Elten zu bestehen hatte. Daraus erklärt es sich, daß er sich herbeiließ, selbst solche ihm schuldgegebene ketzerische Sätze zu widerrufen, die er niemals ausgesprochen hatte und um Gnade zu bitten. Nach wiederholten mit ihm angestellten Verhören, bei denen man ihn zu verwirren und in die Enge zu treiben suchte, leistete der von Krankheit und Alter gebrochene Mann mit folgenden Worten den Widerruf: „Ehrwürdiger Vater in Christo, Erzbischof dieser hochberühmten Diözese, ehrwürdiger Vater Inquisitor, und ihr Herren Doktoren, Magister und andere ehrwürdige Männer! Ich erkenne freiwillig, daß in meinen Schriften und Reden Irrtümliches gefunden worden sei. Ich widerrufe diese Irrtümer und will sie auch öffentlich widerrufen. Ich unterwerfe mich den Geboten der heiligen Mutter Kirche und der Belehrung der Doktoren. Ich will die mir aufzulegende Buße ertragen und bitte um Vergebung und Gnade." Durch diesen Widerruf, den er am folgenden Sonntag öffentlich wiederholte, entging er zwar dem Tode auf dem Scheiterhaufen, mit dem man ihm gedroht hatte, aber nicht der lebenslänglichen Gefangenschaft im Augustinerkloster zu Mainz, zu der er verurteilt wurde. Überdies wurden seine Schriften öffentlich verbrannt. Als er sie in Flammen aufgehen sah, rief er unter Tränen aus: „O du frommer Gott, soll auch das Gute mit dem Schlimmen zugrunde gehen? Muß das viele Gute, das ich geschrieben, büßen, was das wenige Schlimme verschuldet hat? Das ist nicht dein Urteil, o Gott! der du bereit warest auf Abrahams Gebet hin, der unermeßliche Menge um zehn Gerechter willen zu schonen, sondern das Urteil der Menschen, die, ich weiß nicht, von welchem Eifer gegen mich entflammt sind." Von der Kerkerhaft ist dann Johann von Wesel nach nicht ganz zwei Jahren durch den Tod erlöst worden. Der traurige Widerruf eines ehedem hochangesehenen Lehrers und Predigers kann freilich nicht verfehlen, einen schmerzlichen Eindruck zu machen und im erfreulichen Gegensatz dazu steht der entschlossene Mannesmut, mit dem sich Luther 42 Jahre später nur wenige Meilen von Mainz entfernt des von ihm geforderten Widerrufs geweigert hat, zumal beide derselben Hochschule Erfurt angehört haben und beide in derselben Sache ihre Stimmen erhoben haben. Aber während Luther sich von einer tiefen nationalen Bewegung getragen fühlte, stand Johann von Wesel in seiner Zeit noch fast vereinsamt da. Damit läßt sich die von ihm bewiesene

Schwäche zwar nicht entschuldigen, aber doch erklären, und er bleibt trotz des ihm abgenötigten Widerspruchs ein treuer und frommer Zeuge der evangelischen Wahrheit, wenn er auch nicht die Kraft besessen hat, sein Zeugnis mit dem Märtyrertode zu besiegeln.

Neben den genannten gehörte auch Johannes von Goch in den Kreis evangelisch gerichteter Männer, der sich im Laufe des 15. Jahrhunderts am Mittel- oder Niederrhein gesammelt hatte. Sein eigentlicher Name war Johannes Pupper. Den Beinamen Goch hatte er von seiner bei Cleve gelegenen Geburtsstadt erhalten. Er hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die Schäden des Mönchswesen aufzudecken. Die bindenden Mönchsgelübde stehen ihm im Widerspruch mit der Freiheit eines Christenmenschen und er bestreitet ihre angebliche Verdienstlichkeit, obwohl er selbst sein halbes Leben darauf verwendet hat, eine klösterliche Niederlassung in Blüte zu bringen.

Indem wir schließlich noch des Straßburger Predigers Geiler von Kaisersberg als einen Zeugen des Evangeliums vor der Reformation gedenken, kehren wir vom Niederrhein nochmals an den Oberrhein zurück. Er war am 16. März 1445 zu Schaffhausen geboren. Sein Beiname von Kaisersberg rührt daher, daß sein Vater aus Kaisersberg im Ober-Elsaß stammte. Nachdem er die Universität Freiburg i. B. besucht und hier schon als Doktor der freien Künste Vorlesungen gehalten hatte, wandte er sich dem Studium der Theologie zu und ging nach Basel, wo er im Jahre 1475 die Würde eines Doktor der Theologie erlangte. Seine ganze Eigentümlichkeit trieb ihn aber mehr zum Predigtamt als zum gelehrten Wirken. Nachdem er nochmals ein Jahr in Freiburg theologische Vorlesungen gehalten hatte, folgte er daher gern einem Rufe als Domprediger nach Straßburg. Hier fehlte es damals gänzlich an tüchtigen Predigern. Die Kanzel des Münsters war längst verwaist und, da gar nicht mehr auf ihr gepredigt wurde, ließ sie der Magistrat aus dem Münster entfernen. Da setzte der Ammeister Peter Schott aus eigenen Mitteln eine Summe aus, zum Unterhalte eines Predigers, der keinem Orden angehören, aber Doktor der Theologie sein müsse. Diese Stelle war es, die Geiler erhielt. Seine volkstümlichen Predigten fanden solchen Zulauf und machten ihn bald so berühmt, daß verschiedene Städte ihn zu gewinnen suchten. So Augsburg, wohin er aber nur für kurze Zeit ging, um eine Reihe von Predigten zu halten. Auch die Stadt Basel und der Erzbischof von Köln suchten ihn zu gewinnen, aber die Bitten seiner Freunde hielten ihn immer wieder



Geiler von Kaisersberg.

in Straßburg zurück. In dieser Stadt war er so beliebt, daß die Pfleger des Münsters die reichverzierte Kanzel für ihn errichten ließen, die noch jetzt im Schiff der Kirche bewundert wird. Von ihr, sowie von andern Kanzeln der Stadt und ihrer Klosterkirchen hat er mit einem von Jahr zu Jahr sich steigernden Beifall gepredigt. Den vorreformatorischen Zeugen der Wahrheit ist er aber nur insofern zuzuzählen, als er die falsche Werkheiligkeit, den Mißbrauch des Ablasses, den sittlichen Verfall der Geistlichkeit und die Verweltlichung der Klöster schonungslos rügte, während er in Glaubenssachen das Ansehen der Kirche niemals antastete. Daher blieb er auch trotz der An-

feindungen, die ihm von unsittlichen Mönchen und unwissenden Priestern widerfuhren, von Verfolgungen verschont. Seine Sprache war eine durchaus volkstümliche. Er verschmähte es selbst nicht, das „Narrenschiff" seines Freundes Sebastian Brand in seinen Predigten zu benutzen und anzuführen, um die Torheit der Zeit zu geißeln, oder auch Sprichwörter von der Gasse, Schwänke und Witze in seine Predigten einzuflechten. Besonders liebte er es, Stellen der Heiligen Schrift in oft gekünstelten Allegorien auszulegen und anzuwenden. Der Baum, auf welchen Zachäus steigt, gibt ihm Veranlassung von dem Baum der Seligkeit und dessen Ästen zu reden. In ähnlich gekünstelter Weise werden die Spezereien, mit denen der Leichnam Christi gesalbt wurde, die Ameise, die in den Sprichwörtern Salomonis erwähnt wird, die bösen Blattern, die unter den ägyptischen Plagen aufgeführt werden, bildlich gedeutet. Dabei waren aber auch bei den kühnsten Bildern seine Predigten immer von einem tiefen sittlichen Ernste durchdrungen, selbst wo er Ausdrücke, Wortspiele, Vergleichungen gebraucht, deren Derbheit unserm Geschmacke nicht mehr zusagen, und die wohl gelegentlich seine Zuhörer zum Lachen reizten. Gerade durch diese frische Volkstümlichkeit hat er den Einfluß gewonnen, von dem seine Zeitgenossen berichten und der späteren Einführung der Reformation in Straßburg einen fruchtbaren Boden bereitet. Auch unter der Kanzel ist Geiler bemüht gewesen, die sittlichen Zustände Straßburgs zu heben. Seiner Vermittlung war die Errichtung einer lateinischen Münsterschule zu verdanken. Auch drang er auf Abschaffung der Folter und auf eine menschliche Behandlung der Gefangenen; er setzte es durch, daß den zum Tode Verurteilten der Genuß des Sakramentes gestattet wurde. Um dem Straßenbettel ein Ende zu machen, war er um die Einrichtung einer öffentlichen Armenpflege bemüht. Nach zweiunddreißigjährigem reichgesegneten Wirken in Straßburg ist er am 10. März 1510 verstorben. Sein Tod erregte allgemeine Trauer unter der Bürgerschaft, die ihn wegen seiner Wohltätigkeit, seiner Milde, seines Freimutes und seines reinen Wandels aufrichtig geliebt hatte.

Der Humanismus in Italien und in Deutschland.

In der Vorgeschichte der Reformation darf die geistige Bewegung nicht unerwähnt bleiben, die man mit dem Namen des Humanismus zu bezeichnen pflegt. Es ist nicht ganz richtig, wenn man unter dem Humanismus nur das Aufleben der Wissenschaft vom klassischen Altertum versteht, denn eine solche hat in seiner Weise auch das Mittelalter besessen. Vielmehr ist das eigentümliche und entscheidende Merkmal dieser neuen Richtung, die am Ausgang des 15. Jahrhunderts die herrschende wurde, daß sie der gesamten Auffassung des Lebens eine andere und neue Richtung gegeben hat. Der mönchischen Weltflucht trat der Geist des heidnischen Altertums gegenüber, Freude am Leben und an der Schönheit, Sinn für geschmackvolle Gestaltung des Daseins, Begeisterung für Nation und Staat um sich verbreitend, die ganze Welt mit Rosenschimmer übergießend. Ein neues Evangelium der Bildung erfüllte, von Italien ausgehend, das Abendland. Die mittelalterlichen Anschauungen wichen dem Geist des neuerstandenen Altertums. Eine neue Zeit zog herauf, morgenfrisch, eine Zukunft voll unerschöpflicher Verheißungen triebkräftig im Mutterschoße tragend.*) Man begann die Welt nicht mehr im Gefühle der Verbannung zu besitzen und in der Erwartung des himmlischen Reiches zu verachten, sondern sie als seine Heimat zu lieben und mit allen Sinnen zu genießen. Weil aber die Altertumsstudien dieser neuen Lebensanschauung der Zeit die kräftigsten Stützen boten und die wirksamsten Antriebe zuführten, so nannte man sie die menschenbildenden, die humanistischen.

Das Mutterland des Humanismus ist Italien. Hier trat die neue Zeitrichtung unter dem Namen der Renaissance auf. Ein Jubelruf ging von hier aus durch die ganze gebildete Welt. „Freuet euch, freuet euch, die Welt des klassischen Altertums neu verklärt in jugendlicher Schönheit ist sie wieder geboren worden, „die Sonne Homers," so jubelte man, „siehe, sie leuchtet auch uns." Eine bewußte und ernsthafte Auflehnung gegen das Christentum und die Kirche oder auch nur gegen die schlimmsten Mißbräuche und sittlichen Entartungen der letzteren lag dieser in Italien neu aufgekommenen Bildung völlig fern. Dafür stand sie den religiösen Fragen viel zu fern. Man dachte in den Kreisen, in denen das Wort „Renaissance" fortan die Losung wurde, nicht an die ersehnte Wiedergeburt der Kirche an Haupt und Gliedern, sondern man war vielmehr bereit, sich äußerlich der Macht der Kirche nebst allen ihren Zeremonien und Anforderungen ohne Kampf und Widerspruch zu unterwerfen, denn im Innersten des Herzens war man gleichgültig gegen

*) Rud. Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß. S. 125.

5*

alles Christliche und hatte nur Sinn für das Reinmenschliche. Daher kam es, daß das Wiederaufleben der Kunst und Wissenschaft statt einer sittlichen Wiedergeburt, vielmehr ein neues Heidentum zur Folge hatte. Nie hat es eine Gesellschaft gegeben, so glänzend gebildet, so reich an Schätzen des Geistes und der Begabung, so kraftvoll schöpferisch an unsterblichen Meisterwerken, und doch zugleich so tief unsittlich, so tief verderbt, so in Laster versunken, wie jene auf die ihr neu geschenkte Bildung so stolze Gesellschaft Italiens in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Statt höherer sittlicher Ziele, wie sie auch edlen Heiden vorschwebten, beherrschte die Neugebildeten in ihrem Leben und Streben größtenteils eine eitle Genußsucht und zwar eine Genußsucht, die bald nicht mehr bei geistigen Genüssen stehen blieb, sondern auch in fleischlichen Lastern ihr Genüge suchte; und schließlich vertrug sich das alles sehr wohl mit der anerzogenen kirchlichen Frömmigkeit. Selbst die höchsten kirchlichen Würdenträger, Päpste und Kardinäle, waren, während sie äußerlich zäh an allen Rechten der römischen Kirche festhielten, innerlich dem Christentum im Glauben und Gesinnung und vor allem in ihrem Wandel völlig entfremdet. In der Person eines Innocenz VIII. (1484—1492) und eines Alexanders VI. (1492—1503) hatte die schamloseste Unsittlichkeit, die sich mit Mord, Verrat und Unzucht befleckte, den päpstlichen Thron bestiegen. Ihnen folgte Julius II. (1503—1513), mehr Feldherr als Geistlicher, dessen Lebenswerk Krieg und Gewalttat war, womit er den Kirchenstaat zu vergrößern und innerlich zu machtvoller Einheit zu erheben suchte; dann der aus Luthers Geschichte bekannte Leo X. (1513—1521), in der Kunst und Wissenschaft reich gebildet und um sie hoch verdient, der durch seine Gleichgültigkeit in religiösen Fragen zu der Sage Anlaß gegeben hat, daß er im Gespräch mit einem Kardinal die „Fabel von Christus" eine ihm sehr nützliche genannt habe.

Immerhin bleibt es aber das Verdienst dieser in Italien mit dem Namen der Renaissance bezeichneten Richtung, der freien Forschung den Weg gebahnt und der freien Persönlichkeit im Gegensatze zu kirchlichem Zwang zu ihrem Rechte verholfen zu haben.

Einen größeren sittlichen Ernst zeigte der Humanismus in den meisten seiner deutschen Vertreter. Hier wurde die neuentdeckte Altertumswissenschaft in den Dienst des kirchlichen Lebens gestellt. Hier wurde es das Verdienst der humanistischen Bewegung, die Schriften des Alten und des Neuen Testamentes den Gebildeten aufs neue in der Ursprache zugänglich zu machen. Aber diese wissenschaftliche Bewegung, welche in Deutschland mit aufgehobenem Finger wieder auf Quellen des Christentums hinwies, war dennoch weit entfernt davon, die Massen des Volkes ergreifen und dem Verderben der Kirche ein Ziel setzen zu können.*) Wohl waren die Humanisten Deutschlands nicht in dem Maße gleichgültig gegen die Kirche, wie ihre Genossen in Italien. Sie waren von dem Wunsche geleitet und beseelt, die neuentdeckten Schätze der Wissenschaft für die Verbesserung der Kirche, des religiösen Lebens und der Erziehung zu verwerten. Die Mehrzahl der deutschen Humanisten war unter dem Einfluß der frommen Brüder vom gemeinsamen Leben und deren Schulen aufgewachsen, und in deren Geist suchten sie in der religiösen und sittlichen Ausbildung der Jugend ihre höchste und wichtigste Aufgabe. „Es ist meine feste Überzeugung," so schreibt einer von ihnen, „daß man nur durch das Studium der Frömmigkeit in der Bibel als durch die sichere Pforte zu den lichten Höhen wahrer Gelehrsamkeit und Bildung gelangen kann. — Nun ist es durch Gottes Barmherzigkeit geschehen, daß auf einmal die Menschen allenthalben zu dem Besseren zurückkehren, allenthalben ergreifen sie das klassische Studium und suchen sie sich die Werkzeuge der besseren Erkenntnis, die Sprachen anzueignen, und nun lebe ich auch der Zuversicht, daß die alten Christentugenden und die ursprüngliche Reinheit des Christenglaubens wiederkehren werden." Aber bei aller gelehrten Bildung fehlte den Humanisten die Feuerkraft großer Überzeugungen, die das Leben und die ganze Person für die neugewonnene Erkenntnis einzusetzen vermocht hätte. Als die Zeit der Prüfungen kam, zeigte es sich, daß den meisten von ihnen die christlich-religiösen Fragen und

*) Vgl. Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß. S. 129.

Aufgaben doch zum mindesten lästig und gleichgültig erschienen, und daß sie nicht gewillt waren, durch ein entschiedenes Auftreten für ihre Überzeugung sich in der Behaglichkeit ihres irdischen Daseins oder auch nur in der unbehinderten Ruhe ihres wissenschaftlichen Forschens stören zu lassen. Daher kam es, daß die Fülle von Geist und Kenntnissen, welche diesen Männern innewohnte, zwar zum beißenden Spott über die Mißbräuche der Kirche verwendet wurde, aber doch nicht imstande war, eine Erneuerung der Kirche zu bewirken.

Um das Jahr 1500 hatte der Humanismus von dem gesamten Deutschland Besitz genommen. Auf den Universitäten und Gelehrtenschulen, deren in dem Zeitraum von 1345—1506 nicht weniger als 17 gegründet worden waren, sowie an einzelnen Höfen der deutschen Fürsten hatte er festen Fuß gefaßt. „Keine deutsche Stadt," so schreibt ein Zeitgenosse an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, „ist so sehr entfernt von aller Literatur, daß sie nicht die gelehrtesten Kenner der griechischen Sprache aufzuweisen hätte, von den andern gar nicht zu reden, wer wollte ihre Namen zählen?" Und im Jahre 1505 schreibt Heinrich Bebel, der Vertreter des Humanismus auf der Universität Tübingen: „Viele gibt es jetzt in Deutschland, die ihr höchstes Streben daran setzen, es dahin zu bringen, daß Deutschland die alte Barbarei ganz auszieht, damit es zugleich mit dem Kaisertum auch die Wissenschaften den Römern entreißt, und viel ist hierin schon getan, wie man auf allen Schulen sehen kann." Nicht lange danach ertönte Huttens Jubelruf: „O Jahrhundert, o Wissenschaften, es ist eine Freude zu leben." Den mächtigsten Vorschub gewährte dieser neuen Richtung die Erfindung der Buchdruckerkunst; sie eröffnete der Ausbreitung der Bildung auf einmal hundertarmig Kanäle, wo sie früher im schmalen Strombett langsam dahingeflossen war, sie machte das geschriebene Wort zu einer ungeheuren Macht, mit der ein Einzelner Tausende von Köpfen zugleich beherrschen konnte. Sie machte das Wissen zu einem Gemeinbesitz, bei dem nicht mehr wie früher für die Täuschungen der Sage, für die Irrungen einer mangelhaften Überlieferung oder gar für dreiste Täuschungen Raum blieb. Als Hauptvertreter des Humanismus in Deutschland seien hier nur Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin und Ulrich von Hutten genannt, bei deren Lebensbildern wir einen Augenblick verweilen wollen.

1. Erasmus.

Erasmus führt den Beinamen „von Rotterdam" von seiner Vaterstadt, in der er am 28. Oktober 1465 geboren wurde. Sein vollständiger Name war Erasmus Gerhard, aber er hat zeitlebens sich lieber nach seiner Vaterstadt als nach seinem Vater genannt. Als Knabe besuchte er die damals in höchster Blüte stehende



Erasmus von Rotterdam.

lateinische Schule von Deventer. Hier ist zuerst die Liebe zum Altertum in ihm geweckt worden, die seinem Leben und Streben die entscheidende Richtung geben sollte. Nachdem er in seinem 13. Lebensjahre beide Eltern verloren hatte, nahm sein Lebensgang zunächst eine ungünstige Wendung. Ein gewissenloser Vormund brachte ihn um sein mütterliches Erbteil und beraubte ihn damit auch der Möglichkeit, auf einer Universität die humanistischen Studien zu treiben, zu denen sich schon der Knabe hingezogen fühlte. Er wurde auf die völlig ungenügende Klosterschule zu Herzogenbusch gebracht, wo er, wie er selbst sagt, drei kostbare Jahre verlor. Trotz seines entschiedenen Widerwillens gegen das mönchische Leben ließ er sich durch seine Mittellosigkeit bestimmen, in das Kloster Stein bei Gouda einzutreten, ein

Schritt, den er später selbst als das größte Unglück seines Lebens bezeichnet hat, und der auch für seine Charakterbildung von unheilvollen Folgen gewesen ist. Die freie Entwicklung seines Geistes ist dadurch gehemmt und beeinträchtigt worden. Zwar hat er im Kloster Zeit gefunden, sich mit ganzer Seele in das Studium der klassischen Schriftsteller zu versenken, und darin zugleich einen Ersatz für das schale mönchische Treiben, in welchem er sich bewegen mußte; aber es war ihm doch eine Befreiung, als ihn im Jahre 1491 der Erzbischof von Cambray in seine Umgebung zog, den er als Sekretär auf seinen Reisen begleiten sollte. Eine in Aussicht genommene Reise nach Italien, wohin es ihn mächtig zog, kam allerdings damals nicht zur Ausführung; aber der Bischof ließ ihn dafür zur Vollendung seiner Studien nach Paris gehen. So trat er denn in die große Welt ein. Die Mittel zu seinem Unterhalt verschaffte ihm der Unterricht einiger junger Engländer aus hochstehenden Familien, die ihn dann später auch zu einer für seine geistige Entwicklung bedeutungsvollen Reise nach England veranlaßt haben. Hier knüpfte er mit berühmten Humanisten Verbindungen an und arbeitete lehrend und lernend rastlos daran fort, sich die Sprache, das Wissen und den Geist des klassischen Altertums anzueignen. Waren seine Studien anfangs mehr auf die lateinische Sprache gerichtet gewesen, so wandte er sich nun auch dem bisher vernachlässigten Studium des Griechischen zu. Endlich ging im Jahre 1506 auch sein sehnlicher Wunsch, Italien aufsuchen zu können, in Erfüllung. Ein dreijähriger Aufenthalt daselbst führte ihn auf die Höhe seiner geistigen Bildung, sowie seines Ruhmes und Einflusses. In Turin erwarb er die theologische Doktorwürde; in Bologna, Venedig, Padua wurde er von den berühmtesten Humanisten gefeiert: in Rom von den hervorragendsten Kardinälen, unter ihnen von dem nachmaligen Papste Leo X. aus dem Hause Medici mit Zeichen der Gunst und der Ehrung überschüttet. Man suchte ihn sogar dauernd in Rom festzuhalten, aber der Regierungsantritt Heinrichs VIII. in England veranlaßte ihn, dorthin zurückzukehren, in der Hoffnung, dadurch eine dauernde und feste Lebensstellung zu erlangen. Als sich diese Hoffnung nicht erfüllte, kehrte er im Jahre 1514 in sein Vaterland zurück, wo er mit einem ansehnlichen Jahrgehalt zum Hofrat des nachmaligen Kaisers Karl V. ernannt wurde. In den folgenden Jahren von 1515—1521 hatte er abwechselnd in Brüssel, Antwerpen und zumeist in Löwen seinen Wohnsitz. Schon jetzt wurde er in der ganzen Welt als der berühmteste Gelehrte des Jahrhunderts gefeiert. Könige, Fürsten, Minister und Gelehrte, Papst, Kardinäle und Bischöfe, die hervorragendsten Geister aller Nationen nannten sich seine Freunde, Schüler und Bewunderer; sein Briefwechsel reichte über alle Länder und er bediente sich keiner anderen Sprache als der lateinischen. Er sah sich allenthalben verehrt als die geistige Großmacht seiner Zeit; wenn eine allgemeine Verbesserung der Kirche durch die humanistischen Studien möglich gewesen wäre, so durfte man sie von seiner Führung erwarten.*) Schon im Jahre 1502 hatte er unter dem Titel: „Handbuch des christlichen Streites“ ein Erbauungsbuch herausgegeben, „um damit,“ wie er selbst schreibt, „dem Irrtum derer entgegenzuwirken, welche die Frömmigkeit in Zeremonien und Beobachtung äußerlicher Dinge oder gar in der Möncherei suchen und daher ihr wahres Wesen vernachlässigen.“ Das „Handbuch“ wurde schon bei seinen Lebzeiten in 27 Auflagen verbreitet. — Fast noch bekannter wurde des Erasmus Name durch die unter dem Titel „Lob der Narrheit“ von ihm verfaßte Schrift, die in kecker Sprache alle Schäden in Staat und Kirche, in allen Ständen und Berufszweigen mit geistvollem Spotte geißelte, und in der er den Nachweis führte, wie die christliche Wahrheit unter Zeremonien und Formeln, Aberglaube und Dummheit verschüttet liege. Von bahnbrechender Bedeutung wurde aber sein Hauptwerk: Die Ausgabe und Erklärung des Neuen Testamentes, die Luther später seiner Bibelübersetzung zugrunde gelegt hat und die dazu mitgeholfen hat, das göttliche Wort wieder in ursprünglicher Reinheit in die Hände der Menschen zu bringen. Durch nichts hat er so sehr wie durch dieses der Reformation unmittelbar vorgearbeitet. In der

*) Vgl. Arnold Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation. S. 160.

Widmung an Papst Leo X., die er diesem Werke vorangestellt hat, macht er dem Papste die Förderung der christlichen Frömmigkeit zur Pflicht und legt ihm die Notwendigkeit ans Herz: „Die Christen wieder aus den prophetischen und apostolischen Schriften selbst mit den Geboten ihres Meisters bekannt zu machen.“ Dieses Werk hat Erasmus mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht verfaßt, durch dasselbe eine Verbesserung der Kirche herbeiführen zu helfen und das gute Recht einer solchen weiten Kreisen zum Bewußtsein zu bringen. Alle diese und andere Schriften des Erasmus haben mit der Reformation unverkennbare Berührungspunkte; es finden sich in jenen die wirksamsten Angriffe, die vor und neben Luther gegen eine geisttötende Scholastik, gegen Mönchtum, Zeremoniendienst und Verweltlichung der Geistlichkeit gerichtet worden sind. Schon vor Luther hat er die Heilige Schrift zur alleinigen Richtschnur für Lehre und Leben in der Kirche gemacht; er hat die Anschauung von der besonderen Heiligkeit des klösterlichen und ehelosen Lebens zerstört und die Verdienstlichkeit der guten Werke bestritten, er hat es fort und fort betont, daß die echte Frömmigkeit nicht in dem Glauben an die Kirche und ihre Lehren, sondern in der frommen Hingabe an Jesus Christus und in der Kraft der tätigen Nächstenliebe ruhe. Aber er hat nicht vermocht, die Religion und die Frömmigkeit, wie Luther es getan, als das höchste und tiefste Sehnen des Menschenherzens nach der Gemeinschaft mit Gott und nach Frieden mit Gott zu erfassen. War für Luther und die Reformation die Versöhnung des Sünders mit Gott und die aus ihr fließende Gewißheit der Sündenvergebung der wesentliche Inhalt des biblischen Christentums, so ist dagegen Christus für Erasmus hauptsächlich das Urbild der echten Gott wohlgefälligen Gesinnung und Tugend, der Begründer der wahren sittlich-religiösen Lebensordnung. Es fehlt ihm die Tiefe der Sündenerkenntnis, durch die Luther zur Gewißheit der vergebenden Gnade sich hindurch- und emporgerungen hat, und darum auch an der vollen Kraft einer religiösen Überzeugung, die zu Opfern fähig ist. Er hoffte, die von ihm erstrebte Besserung der Kirche von der Aufklärung der Einzelnen und von der Verbreitung einer gereinigten Erkenntnis. Ohne Kampf und Gewalt, bloß durch das Wirken von Geist zu Geist sollte nach seiner Meinung die neue Bildung von der Kirche Besitz nehmend, den Aberglauben austilgen, das Zeremonienwesen und die Äußerlichkeiten der Religionsübung, Fasten, Wallfahrten, Bilderverehrung, Reliquiendiensten, Opferungen und mönchische Büßungen abstreifen, die der Vernunft widerstreitenden Satzungen der kirchlichen Lehre beseitigen, Verfassung und Gottesdienst zu schlichteren Formen zurückzuleiten, die sittlich-praktische Frömmigkeit durch Erziehung und Belehrung zur Richtschnur des Lebens machen und so die mittelalterlichen Ordnungen allmählich durchgeistigen und umwandeln.*) Wenn auf diesem langsamen und allmählichen Wege eine Reformation der Kirche zu erreichen gewesen wäre, dann würde Erasmus gern ihr Führer geworden sein. Aber für die Wahrheit zu kämpfen und sein Leben einzusetzen, dazu war er nicht der Mann. Höher als das Zeugnis der Wahrheit stand ihm das Bedürfnis des Friedens und der persönlichen Wohlfahrt, wobei für ihn auch die von vornehmen Gönnern ihm zufließenden Jahresgehalte ins Gewicht fielen. Daraus erklärt es sich, daß er trotz der vielen Berührungspunkte, die er mit Luther und der Reformation gemeinsam hatte, doch nachmals ganz von ihnen sich losgesagt hat und auf die Seite der Gegner der Reformation getreten ist. Nach dem ersten Auftreten Luthers gegen das Ablaßunwesen warnte er zwar vor einem gewaltsamen Vorgehen gegen ihn, aber er tat es doch nicht, ohne jede Gemeinschaft der Gesinnung mit ihm entschieden abzulehnen. Der Ton, den Luther in seinen großen Streitschriften vom Jahre 1520 anschlug, erschreckte ihn und er schrieb an Spalatin, den Hofprediger des Kurfürsten Friedrich des Weisen: „Möge Christus ihm Griffel und Geist mäßigen.“ Ja, er bemühte sich wohl gelegentlich, noch Unentschiedene vor Luther zu warnen und von ihm zu trennen und zur Unterwerfung unter die Kirche zu bewegen, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sein treues Festhalten an der Kirche und ihren Satzungen zu erklären.

*) Arnold Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation. S. 162.

Trotzdem war er den mönchischen Eiferern verdächtig und er zog es daher vor, im Jahre 1521 Löwen und die Niederlande, in denen er sich vor Verfolgung nicht sicher glaubte, zu verlassen und seinen bleibenden Aufenthalt in Basel zu nehmen, wo er schon längst in besonders hohem Ansehen stand und wo er am besten den Druck seiner Schriften leiten konnte. Als aber hier die Reformation zur Durchführung gelangte, wurde das dem zaghaften Gelehrten die Veranlassung, auch Basel wieder zu verlassen und sich in das streng katholische Freiburg im Breisgau zurückzuziehen. Er war eben im Begriff, auf die Bitten der Statthalterin der Niederlande dorthin zurückzukehren, als ein Steinleiden, das ihm schon seit Jahren viele Beschwerden verursacht hatte, am 12. Juli 1536 seinem vielbewegten arbeitsreichen Leben ein Ziel setzte. Er starb zu Basel, wohin ihn die Herausgabe seiner Schriften nochmals geführt hatte, und wurde dort mit großen Ehren im Münster beigesetzt. Vergeblich hatte Erasmus versucht, die alte und neue Weltanschauung miteinander zu versöhnen; die Unverträglichkeit beider tritt gerade in seiner Person klar zutage. Er war kein Charakter, der den Stürmen, die seine Zeit bewegten, sich gewachsen zeigte. Aber auch ohne der Reformation sich anzuschließen, ja, selbst bei der abwehrenden und ablehnenden Stellung, die er zu ihr eingenommen, hat er ihr doch die wesentlichsten Dienste geleistet und denen vorgearbeitet, die dann nach ihm die unter seiner Pflege zur höchsten Blüte gelangten humanistischen Studien für die Kirche und ihre Reformation zu verwerten gewußt haben.

2. Reuchlin.

In fast noch höherem Maße als Erasmus ist Johann Reuchlin in der Hand der Vorsehung ein Werkzeug der Reformation geworden, indem er nicht bloß für die Wiedererweckung der klassischen Studien, insbesondere der griechischen Sprache und des griechischen Altertums tätig gewesen ist, sondern auch die Kenntnis der hebräischen Sprache gewissermaßen neu entdeckt und verbreitet hat. Gerade dadurch hat er wie kein anderer der Reformation den Weg bahnen helfen. Als der Sohn eines „Dienstmanns" bei den Dominikanern ist Johann Reuchlin am 28. September 1455 zu Pforzheim geboren. Er war also um 12 Jahre älter als Erasmus. Eine gute Stimme verschaffte ihm Eingang an dem baden-durlachischen Hofe, wo er unter die Hoffänger aufgenommen wurde. Etwa 18 Jahre alt begleitete er den jungen Markgrafen Friedrich von Baden auf die Hochschule nach Paris, an welcher damals das Studium der alten Sprachen in besonderer Blüte stand. Nachdem er die Erlernung dieser Sprachen in Basel fortgesetzt und dort die ersten Grade der akademischen Würden erlangt hatte, begab er sich nochmals nach Paris, um sich noch mehr im Griechischen zu vervollkommnen. Von da ging er nach Orleans, wo er sich der Rechtswissenschaft befleißigte, gleichzeitig aber die schon in Basel mit Beifall gehaltenen Vorlesungen über die alten Sprachen fortsetzte. Nach Deutschland zurückgekehrt, machte er im Dienste des Grafen Eberhard im Barte von Württemberg mehrere Reisen. Besonders förderlich wurde ihm eine solche nach Italien, wo er mit den gelehrtesten Männern in Verbindung trat. Am württembergischen Hofe erhielt er dann eine bedeutende Stellung und Wirksamkeit als Assessor des dortigen Hofgerichts. Wiederholt wurde er zu Sendungen an verschiedene Fürstenhöfe verwendet. Kaiser Friedrich III. erhob ihn in den Adelstand mit dem Titel eines Pfalzgrafen und machte ihn zu seinem wirklichen Rate. Als nach dem Tode des Grafen Eberhard von Württemberg innere Unruhen ausbrachen, trat er für einige Zeit in den Dienst des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der ein großer Gönner der neubelebten Wissenschaften war. Eine abermalige Reise nach Rom, die er in dessen Auftrage im Jahre 1498 unternahm, um beim Papst Alexander VI. die Aufhebung des Bannes zu bewirken, mit dem der Kurfürst belegt worden war, brachte ihm neuen wissenschaftlichen Gewinn und erwarb ihm viele einflußreiche Freunde. Im Jahre 1499 kehrte Reuchlin nach Württemberg zurück und wurde hier Mitglied und bald darauf Vorsteher des schwäbischen Bundesgerichts. In hohem Alter bekleidete er dann noch für kurze Zeit eine Lehrstelle an der Hochschule zu Ingolstadt, bis er sich ganz ins Privatleben nach Tübingen zurückzog. Im Jahre 1522 hat er zu Stuttgart,

67 Jahre alt, sein ganz der Wissenschaft gewidmetes Leben beschlossen. Dies der äußere Lebensgang des großen Gelehrten, der einen Durst zu lernen, einen Eifer, das Gelernte mitzuteilen, gezeigt hat, die nicht ihresgleichen hatten. Mit einem Wörterbuch, das er schon während seines Aufenthaltes in Basel herausgab, ist er den lateinischen, mit einer Grammatik, die er verfaßte, den griechischen Studien zu Hilfe gekommen; er sparte weder Mühe noch Geld, um die Schriftsteller des klassischen Altertums entweder in Handschriften oder in neu veranstalteten Drucken über die Alpen nach Deutschland herüberzubringen. Woran kein Fürst und keine von den reichen deutschen Städten dachten, das bewirkte der Sohn eines armen Boten. Durch ihn sind die homerischen Gedichte zuerst wieder in ihrer rechten Gestalt in Deutschland bekannt geworden. Noch größer aber und ihm ausschließlich eigen sind seine Verdienste um das Studium der hebräischen Sprache, das von den christlichen Theologen des Mittelalters gänzlich vernachlässigt worden war. Nur die jüdischen Rabbiner waren im Besitz desselben, während die Diener der herrschenden Kirche sich mit der lateinischen Übersetzung des Alten Testamentes, der sog. Vulgata, begnügten. Reuchlin verschmähte es nicht, von den damals verachteten Juden zu lernen. Allenthalben suchte er die Rabbiner und andere gelehrte Juden auf, um sich von ihnen in die Kenntnis der hebräischen Sprache einweihen zu lassen. Er brachte es in ihr bald so weit, daß er im Jahre 1506 eine hebräische Grammatik, die erste in Deutschland, erscheinen lassen konnte. Mit gerechtem Stolze legte er selbst auf dieses Werk den größten Wert. „Es ist vor mir keiner gewesen," so ruft er einem seiner Gegner zu, „der sich unterstanden hätte, die Regeln der hebräischen Sprache in ein Buch zu bringen, und sollte dem Neide sein Herz zerbrechen, dennoch bin ich der erste." Gerade durch dieses Werk aber sowie durch seinen Verkehr mit Juden zog sich Reuchlin die größten Anfeindungen zu. Im Jahre 1508 hatte ein ehemaliger Rabbiner, namens Johann Pfefferkorn, der noch im fünfzigsten Jahre aus den niedrigsten Beweggründen zum Christentum übergetreten und Priester geworden war, unter dem Titel „Judenspiegel" eine Schrift herausgegeben, in der er seinen früheren Glaubensgenossen die gröbsten Irrtümer, z. B. die Anbetung von Sonne und Mond, vor allem aber die unerträglichsten Lästerungen gegen das Christentum schuld gab und aus dem Talmud nachzuweisen versuchte. Hauptsächlich auf Grund dieser Anklagen forderten die Kölner Dominikaner, die sich vor allem als die berufenen Ketzerrichter ansahen, den Kaiser Maximilian auf, durch einen kaiserlichen Erlaß die Verbrennung aller hebräischen Bücher außer der Bibel zu befehlen. Die kaiserlichen Räte forderten Reuchlin



Johann Reuchlin.

zu einem Gutachten in dieser Sache auf. Dieser lehnte das Gesuch erst ab; als er aber durch kaiserlichen Befehl dazu genötigt wurde, widerriet er diesen Schritt aufs ernstlichste, indem er nachwies, wie die hebräischen Bücher, deren Verbrennung man verlange, keineswegs samt und sonders so gefährlich seien, als man sie ausgebe. Das bloße Verbrennen, so führte er aus, sei ein trauriges Hilfsmittel der Unwissenheit und Roheit.

Durch dieses Gutachten, das ein schönes Denkmal reiner Gesinnung und überlegener Einsicht ist, zog sich Reuchlin den ganzen Haß der Kölner Dunkelmänner zu. In einem langwierigen und gefährlichen Ketzerprozeß, der in Deutschland wider ihn eingeleitet und bis zu dem Papst gebracht wurde, versuchten sie

in der Person Reuchlins die ganze ihnen verhaßte humanistische Richtung zu Tode zu treffen. Zwar wurde Reuchlin von dem Bischof von Speier, der mit der Untersuchung wider ihn beauftragt war, freigesprochen. Aber die Ketzermeister ließen von ihren Angriffen nicht ab, sie wußten sich von den theologischen Fakultäten zu Paris, Löwen, Erfurt und Mainz Gutachten zu verschaffen, in denen Reuchlin als Ketzer verurteilt wurde. Auf Grund derselben wurde nun die Sache vor den Richterstuhl des Papstes gebracht. Aber auch dieser vermied einen verdammenden Ausspruch. Wenn auch in Rom keine förmliche Lossprechung Reuchlins, wie dieser erwartet hatte, erfolgte, so endete doch der Streit, in welchem man den großen Gelehrten zu vernichten versucht hatte, im Grunde genommen mit einem Siege seiner Sache. Die bedeutendsten und angesehensten Gelehrten der Zeit hatten sich auf Reuchlins Seite gestellt und es hatte sich eine ganze große Partei von Reuchlinisten um ihn gesammelt. Alle Vertreter der humanistischen Richtung sahen in der Sache Reuchlins die ihre und traten in offenem Kampfe wider die Dominikaner für ihn ein. Es erschien eine Sammlung von Briefen an Reuchlin, in der sich die Verehrung und Bewunderung kundgab, die er in allen gelehrten Kreisen genoß. Als Seiten- und Gegenstück zu diesen Briefen erdichteten die jungen Humanisten eine Sammlung von „Briefen der Dunkelmänner,“ die sie den Kölner Dominikanern zuschrieben und in welchen die dummdreisten Gegner Reuchlins in vernichtender Weise bloßgestellt wurden. Der Stil des Mönchslateins war darin so täuschend nachgemacht, daß die verspotteten Dunkelmänner die ihnen zugeschriebenen Briefe selbst erst ernst nahmen und für deren Verbreitung tätig waren. Um so größer war dann ihr Ärger, als sie dahinter kamen, daß man mit ihnen Spott getrieben hatte und um so lauter triumphierten die Freunde Reuchlins, die Freunde der Aufklärung, die sogenannten Humanisten. In diesem von den Dominikanern gegen Reuchlin angestrengten Ketzerprozesse hat auch der obengenannte Ulrich von Hutten eine hervorragende Rolle gespielt und auch seiner soll hier schon als eines Vertreters der humanistischen Richtung aus der Laienwelt gedacht werden, wenngleich später in der Geschichte Luthers nochmals die Rede von ihm sein wird.

3. Ulrich von Hutten

ist am 21. April 1481 auf Schloß Steckelberg bei Schlüchtern, in der heute preußischen Provinz Hessen geboren. Er entstammte einem alten, aber mit der Zeit verarmten fränkischen Rittergeschlecht. Sein Vater, ebenfalls Ulrich von Hutten genannt, war ein Ritter von altem Schrot und Korn, starr und unbeugsam an der alten Sitte hängend, ein Feind aller Verweichlichungen und der in seiner Zeit aufkommenden



Ulrich von Hutten.

feineren Bildung. „Aus andächtiger, frommer Meinung“ bestimmten die Eltern Ulrich, der ihr erstgeborener Sohn war, für den geistlichen Stand und übergaben ihn in seinem elften Lebensjahre dem Kloster Fulda, um dort bei den Mönchen für seinen künftigen Beruf vorgebildet zu werden. Der Knabe war noch zu jung, um sich dem Willen des Vaters zu widersetzen, aber mit jedem Jahre wurde ihm der Aufenthalt im Kloster unerträglicher. Sein Freiheitsdrang widerstrebte dem klösterlichen Zwange, wie sehr auch die Wissenschaften, die er dort lernte, seinen Geist anzogen. Daher entzog sich Ulrich in seinem 18. Jahre durch heimliche Flucht dem Zwange der Klostermauern. Von einer Hochschule zog er nun zur anderen, von Erfurt nach Köln, von Köln nach Frankfurt a. d. O., nach Greifswald, wo er, von allen Mit-

teln entblößt, erkrankte, und von da nach Rostock. Im Jahre 1510 verweilte er auch eine Zeitlang in Wittenberg, aber ohne daß wir von einer Begegnung mit Luther etwas erfahren. Über Leipzig eilte er durch Böhmen und Mähren nach Wien, wo er bis zum Spätherbst 1511, nach anderer Angabe bis zum Jahre 1512, verweilte. Von seinem Vater und von seiner ganzen Familie verstoßen, war er auf fremde Hilfe und Gastfreundschaft angewiesen, soweit ihn nicht der Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten und seiner Dichtungen, mit denen er damals schon in die Öffentlichkeit trat, vor der bittersten Not schützten. Dennoch



Franz von Sikkingen.

hat ihn das unstete Wanderleben nicht gehindert, sich ein reichliches Maß gründlichen Wissens, eine bewundernswerte Kenntnis der lateinischen und griechischen Klassiker und eine große Gewandtheit in den alten Sprachen anzueignen.

Von Mainz zog Hutten nach Italien, um in Pavia und Bologna die Rechtswissenschaft zu erlernen. Er hoffte dadurch den noch immer grollenden Vater zu versöhnen, vermochte aber dem Studium des Rechtes keinen Geschmack abzugewinnen. Längere Zeit zwang ihn die bittere Not, mit der er in Italien zu kämpfen hatte, im kaiserlichen Heere Dienste zu nehmen und als Soldat sein Leben zu fristen.

Im Jahre 1514 finden wir den Ritter wieder in Deutschland, noch immer mit seiner Familie unausgesöhnt. Statt mit offenen Armen nach langer Abwesenheit empfangen zu werden, fand er nur kränkende Mißachtung; „er ist nichts," so lautete das Urteil der Vettern und Basen, weil er es zu keiner bestimmten Berufsstellung gebracht hatte. Um so größer war die Anerkennung, die der kaum fünfundzwanzigjährige Dichter und Schriftsteller bei allen Gebildeten seiner Zeit fand. Einflußreiche Freunde, die seine Dichtungen bewunderten, wußten den Erzbischof Albrecht von Mainz, einen kunstsinnigen Liebhaber klassischer Bildung, auf ihn aufmerksam zu machen. Er erhielt bei diesem vorübergehend eine Stellung, und zwar unter der Bedingung, daß er seine Ausbildung in den Rechtswissenschaften vollende, wurde seine dauernde Anstellung in Aussicht genommen. Diese Aussicht, sowie der zorneserfüllte Eifer, mit welchem der jugendliche Ulrich von Hutten in einer seine Familie betreffenden Angelegenheit auftrat, führte endlich die längstersehnte Aussöhnung mit seinem Vater herbei. Von diesem mit den nötigen Mitteln versehen, unternahm Hutten eine abermalige Reise nach Italien, um dort seine Ausbildung in der Rechtswissenschaft zu vollenden und sich zu einer ehrenvollen Lebensstellung den Weg zu bahnen. Diesmal führte ihn sein Weg auch nach Rom. In ähnlicher Weise wie für Luther, wurde auch für ihn der dortige Aufenthalt bedeutungsvoll, denn er lernte die Unzucht und Sittenlosigkeit, die Habgier und Bestechlichkeit, die Äußerlichkeit und Heuchelei, die am Sitztum des Papstes herrschten, aus eigener Anschauung kennen. Wie Luther fühlte er sich durch den römischen Übermut in seiner deutschen Gesinnung aufs tiefste verletzt. Mit dem Entschlusse, das deutsche Volk zum Kampfe gegen welsche und einheimische Unterdrücker aufzurufen, kehrte er nach mancherlei Abenteuern, die er in Rom, Bologna, Ferrara und Venedig zu bestehen hatte, nach Deutschland zurück. Sein Wahlspruch wurde von nun an das Wort: „Jacta est alea," „ich hab's gewagt."

Bei seiner Rückkehr in die Heimat wurde ihm in Augsburg eine hohe Auszeichnung zuteil: Konrad Peutinger, ein reicher Patrizier Augsburgs, ein Freund und Beschützer der humanistischen Studien, rühmte dem in Augsburg weilenden Kaiser Maximilian den jungen patriotischen Dichter, und der Kaiser

6*

krönte ihn in Gegenwart des Hofes feierlich mit dem Lorbeer. Seine Bücher tragen fortan den Titel: „Gekrönter Dichter"; auf seinen Bildern erscheint er seitdem mit dem Dichterlorbeer geschmückt. Die neue Ehre war ihm ein Sporn, auf dem begonnenen Wege weiter zu schreiten, und seine Dichtergabe noch mehr wie bisher in den Dienst des Vaterlandes und der Freiheit zu stellen. Sein unruhiges Leben endete zwar auch jetzt noch nicht, aber er erhielt doch für längere Zeit die ihm in Aussicht gestellte feste Anstellung am Hofe



Maximilian I.

des Erzbischofs von Mainz und damit einen gesicherten Unterhalt.

Um diese Zeit war es, daß er an dem Streit Johann Reuchlins gegen die Kölner Dunkelmänner lebhaften Anteil nahm. Er gab der Freude über den errungenen Sieg über dieselben in einer Schrift mit dem lateinischen Titel: „Triumphus capnionis"*) Ausdruck. In ihr schildert er den siegreichen Einzug, den Reuchlin nach Art eines römischen Imperators in seine Vaterstadt Pforzheim hält. Voran werden die Waffen der Überwundenen getragen, d. h. ihre Scheingründe, ihre blutigen Geißeln, ihre Scheiterhaufen. Dann folgen ihre Götzen, die vier Ungetüme: Aberglaube, Barbarei, Unwissenheit und Neid. Hierauf in Ketten die besiegten Feinde, vor allem der „Judas Pfefferkorn"; dann die Sänger, die ein Loblied Reuchlins anstimmen und zuletzt der Triumphator selbst im Siegeskranze, umgeben von einer Schar von Rechtsgelehrten und Poeten, seinen Verehrern.

*) Capnio der gräzisierte, d. h. ins Griechische übersetzte Name von Reuchlin.

Seine Stellung bei dem geistlichen Kurfürsten hielt Hutten nicht ab, mit heftigen, zornesmutigen Schriften das Papsttum anzugreifen. So besonders in einem im Jahre 1520 unter dem Titel: „Vadiscus, die römische Dreifaltigkeit" im Druck erschienen Gespräch, in welchem sich der wohlberechtigte, edle Zorn des deutschen Mannes gegen die welsche Bedrückung Luft machte. Wir greifen zwar mit der Erwähnung dieser Schrift einer späteren Zeit vor, aber sie verdient doch insofern schon hier genannt zu werden, als sie vor der Bekanntschaft Huttens mit Luther veröffentlicht worden ist. In den grellsten Farben schildert Hutten die Schlechtigkeit, die in Rom zu Hause sei. „Drei Dinge," so schreibt er, „erhalten Rom bei seinen Würden: das Ansehen des Papstes, die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram. Drei Dinge sind in Rom verbannt: Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit. Drei Dinge begehrt jedermann zu Rom: kurze Messen, gutes Geld und ein wollüstiges Leben. Von drei Dingen hört man nicht gerne: von einem allgemeinen Konzil, von Reformation des geistlichen Standes und daß die Deutschen anfangen, klug zu werden. Mit drei Dingen handeln die Römer: mit Christo, mit geistlichen Lehen (Benefizien) und mit Weibern. Mit drei Dingen sind sie in Rom nicht zu ersättigen: mit Geld für die Pallien, mit den päpstlichen Monat- und mit Jahrgeldern. Drei Dinge macht Rom zu nichts: das gute Gewissen, die Andacht und den Eid. Drei Dinge pflegen die Pilger aus Rom zurückzubringen: unreine Gewissen, böse Mägen und leere Beutel. Drei Dinge haben bisher Deutschland nicht klug werden lassen: der Stumpfsinn der Fürsten, der Verfall der Wissenschaft und der Aberglaube des Volkes. Drei Dinge fürchten sie zu Rom am meisten: daß die Fürsten einig werden, daß dem Volke die Augen auf-

gehen und daß ihre Betrügereien an den Tag kommen. Nur durch drei Dinge aber wäre Rom wieder zurechtzubringen: durch der Fürsten Ernst, durch des Volkes Ungeduld und durch ein Türkenheer vor seinen Toren."

Man ersieht daraus, daß ihm die religiöse Seite des von Luther aufgenommenen Kampfes zunächst ganz fern lag. Bei ihm war es nicht die Sorge um seiner Seelen Seligkeit, sondern vor allem die Liebe zu seinem Vaterlande, zu seinem deutschen Volke, was ihn zum Kampf gegen Rom antrieb. Er haßte in dem Papst und seinen Römlingen die Blutsauger, welche die Deutschen um ihr Geld und Gut brachten. Erst später ist ihm das Licht über Luthers Bedeutung aufgegangen und ihm klar geworden, daß die humanistische Bildung und die neuerwachten Wissenschaften allein nicht imstande waren, das deutsche Volk von dem römischen Joch zu befreien, sondern, daß es dazu der Glaubenskraft eines Luther bedurfte. Diese tiefere Erkenntnis von der Bedeutung der Reformation hat Hutten vor allem seinem Freunde Franz von Sikkingen zu verdanken gehabt, auf dessen Ebernburg er bereits eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatte, als der Erzbischof Albrecht von Mainz von Rom aus aufgefordert wurde, gegen den kecken Kämpfer einzuschreiten. Über die weiteren Lebensschicksale Huttens sei hier nur bemerkt, daß er durch seine Teilnahme an dem unglücklichen Feldzug, den Franz von Sikkingen im Jahre 1522 gegen den Kurfürsten und Erzbischof von Trier unternahm, genötigt wurde, die Ebernburg zu verlassen und ins Ausland zu ziehen. Gänzlich mittellos und durch selbstverschuldete Krankheit geschwächt, flüchtete er nach Basel, in der Hoffnung, hier bei seinem ehemaligen Freunde Erasmus Aufnahme zu finden. Aber dieser fürchtete durch den Besuch eines landesflüchtigen Ritters bloßgestellt zu werden und ließ ihm, als er nach Basel kam, sagen, er wünsche nicht, daß er ihn besuche. Für einige Monate fand hierauf der Heimatlose im Augustinerkloster zu Mülhausen eine Zuflucht. Auch hier war er bald nicht mehr sicher und so floh er nach Zürich, wo sich Zwingli in barmherziger Samariterliebe des völlig Mittellosen annahm. Nicht bloß mit Geld, sondern auch mit Büchern half er ihm aus und ermöglichte ihm sogar eine Badekur in den warmen Quellen des Bades Pfäfers. Vergeblich hatte Hutten hier Heilung zu finden gehofft; kränker als zuvor kehrte er nach Zürich zurück, und fand dann durch Zwinglis Vermittlung auf der Insel Ufnau im Züricher See bei dem heilkundigen reformierten Pfarrer Hans Schnegg eine letzte Zufluchtsstätte. Aber auch um sie mußte er noch kämpfen. Erasmus, den er wegen seines feigen Wankelmutes in einer zornigen Streitschrift angegriffen hatte, suchte ihn aus Rachsucht auch bei dem Züricher Rat noch zu verdächtigen. Hier in Ufnau ist Hutten



Siegel Maximilians I.

am 1. September 1522, 34 Jahre und 4 Monate alt, verschieden. Seine ganze Hinterlassenschaft bestand, wie Zwingli angab, in „einer Feder". Ein fränkischer Ritter setzte ihm einige Jahre nachher einen Denkstein mit lateinischer Inschrift, die verdeutscht etwa lauten würde:

> „Ein edler Ritter ruht hier, ein Redner beredt vor manch' anderm,
> „Hutten der Sänger und Held, mächtig im Lied und durchs Schwert."

Die Einsiedler-Mönche haben den Stein wieder entfernt und so kennt man seine Grabstätte nicht.

Der Grundzug in Huttens Leben und Charakter war glühende Liebe zum deutschen Vaterland, das er

von Pfaffen- und Mönchtum, von Papst- und Bischofsherrschaft befreien wollte. Wenn er auch die Reformation nicht in ihrer religiösen Tiefe erfaßt und sich angeeignet hat, so hat doch Luthers Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen in seinem Herzen den lautesten Widerhall gefunden und in tapferem Ringen für Freiheit und Wahrheit hat er sein ganzes Leben verzehrt. Ein Deutscher durch und durch ist er gewesen, dem jede Scholle vaterländischen Bodens teuer war, und doch hat er draußen in fremder Erde sein Grab finden müssen. Die Nachwelt hat dem tapfern Kämpfer, der durch sein tragisches Geschick auch die Fehler seines Lebens gesühnt hat, nahe der Ebernburg, jener Bergeshöhe, von der er einst so trotzig ins Tal hinabgeschaut, ein Denkmal gesetzt. Wahrlich mit gutem Recht! Es ist ein Denkmal nicht des schwachen und fehlenden Mannes, sondern des starken, großen Geistes, ein Zeugnis, daß das deutsche Volk die Männer nicht vergißt, die, wenn auch in manchem irrend, für Großes kämpften und litten.

Wir schließen hiermit die Vorgeschichte der Reformation, die uns gezeigt hat, daß es an Ansätzen zu einer Verbesserung der Kirche auch vor ihr nicht gefehlt hat. Aber gerade darin, daß alle diese Versuche vergeblich blieben, bis der Held kam, den Gott sich zum Retter ersehen hatte, erkennen wir, daß die Reformation nicht der Menschen, sondern Gottes Werk ist. Immerhin aber haben auf ihren Verlauf und auf das Lehren und Wirken des Reformators Luther auch alle die Geistesströmungen, die wir als vorreformatorische hier geschildert haben, einen mannigfaltigen und mehr oder weniger entscheidenden Einfluß ausgeübt.



Luther als Chorknabe vor den Häusern Eisenachs singend.

Nach dem Gemälde von H. Leys.



Eisleben.

Die Anfänge der Reformation in Deutschland.

1. Luthers Kindheit und Jugend bis zum Eintritt ins Kloster.

Die Geschichte der deutschen Reformation wird immer nur mit der Lebensgeschichte Luthers anheben können, denn lange, bevor die Reformation als weltgeschichtliches und weltbewegendes Ereignis in die Öffentlichkeit getreten ist, hat sie in verborgener Stille in Luthers Innerem und in der Einsamkeit seiner Klosterzelle sich vollzogen. Wenn wir auch von jeher gewohnt sind, den Anschlag der Thesen wider den Ablaß als den Anfang der Reformation zu betrachten und diese Tat Luthers als den ersten öffentlich getanen Schritt auf dem Wege der Kirchenverbesserung anzusehen, so ist doch zum Verständnis dieser Tat, die von so entscheidender Bedeutung werden sollte, ein Rückblick auf die äußere und innere Entwicklung des Reformators unerläßlich.

Wie jedes Kind weiß, ist Luther am 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Seine Eltern, Hans Luther und dessen Ehefrau, geborene Ziegler, waren dorthin erst kurz vor seiner Geburt aus ihrem thüringischen, unweit Eisenach belegenen Heimatdorfe Möhra verzogen. Luther selbst sagt einmal über seine Abstammung: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen.“ Jahrhundertelang mögen die Vorfahren Luthers auf ihrer bescheidenen Bauernwirtschaft zu Möhra, unmittelbar am Fuße des Thüringer Waldgebirges, gesessen haben. Noch heute wird dort das Stammhaus Luthers neben der Kirche gezeigt. Es wird auch in seiner Familie wie bei andern thüringischen Bauerngeschlechtern üblich gewesen sein, daß ein Bruder das väterliche Gut behielt, während die andern ihr Fortkommen auf andere Weise suchen mußten. Von diesem Los betroffen, sich irgendwo auf seine eigene Hand Heimat und Herd erwerben zu müssen, wandte sich Hans Luther in die Grafschaft Mansfeld, um in dem dort betriebenen und im Aufblühen begriffenen Bergbau Beschäftigung und Unterhalt zu suchen. Die später von Luthers Gegnern aufgebrachte Erzählung, daß der Wegzug seines Vaters aus der alten Heimat in einer von ihm verübten Freveltat seinen Grund gehabt habe, ist in das Gebiet der Sage zu verweisen. Nach dieser Erzählung soll Luthers Vater einen Bauer, der Pferde im Gras hütete, mit den eigenen Pferdezäumen aus Versehen totgeschlagen haben, ein Gerücht, das schon dadurch seine Widerlegung findet, daß die Flucht eines Frevlers aus dem kurfürstlich-sächsischen Orte Möhra in das naheliegende mansfeldische Gebiet, das gleichfalls unter kursächsischer Hoheit stand, nicht ungerügt geblieben sein würde, und

dem auch die geachtete Stellung widerspricht, zu der Hans Luther im Mansfeldischen gelangt ist.

Durch Luthers Mutter ist uns nicht bloß der Tag, sondern auch die Stunde seiner Geburt mit Sicherheit überliefert. Sie erfolgte in der Nacht vom 10. zum 11. November, zwischen 11 und 12 Uhr. Nach der herrschenden Sitte wurde der neugeborene Knabe schon am folgenden Tage, den 11. November, von einem Meßpriester in der Petrikirche getauft und nach dem Heiligen dieses Tages Martinus genannt. Er war kaum ein halbes Jahr alt, als die Eltern Eisleben wieder verließen, um nach der etwa anderthalb Meilen entfernten Stadt Mansfeld zu ziehen. Die Aussichten für sein Fortkommen mochten für den Vater Luthers an diesem Orte noch günstiger sein als in Eisleben. Auch hier haben Luthers Eltern anfangs noch mit Sorgen zu kämpfen gehabt, zumal die Zahl der Kinder, deren ältestes Martin war, sich von Jahr zu Jahr mehrte und bis auf sieben, vier Söhne und drei Töchter, anwuchs. Luther selbst erzählt später, daß es den Eltern oft schwer geworden sei, für Nahrung und Erziehung der Kinder zu sorgen. „Mein Vater,“ sagt er, „ist ein armer Häuer gewest, die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns erziehen konnte; sie hat es sich lassen blutsauer werden; jetzt würden's die Leute nicht mehr aushalten.“ Doch nach und nach arbeiteten sich die Eltern in die Höhe und gelangten zu einem gewissen Wohlstand. Sie erwarben ein eigenes Haus, der Vater ward Besitzer von zwei Schmelzöfen und gelangte auch unter seinen Mitbürgern zu Vertrauen und Ansehen. Schon im Jahre 1491 wird er unter den Mitgliedern des Stadtrates von Mansfeld aufgeführt.



Die Kirche Sankt Peter-Paul, die Lutherschule und Luthers Haus in Eisleben.

Im Vaterhause zu Mansfeld ist Martin Luther in strenger, hin und wieder sogar harter Zucht aufgewachsen. Luther gedenkt zwar in späteren Jahren mit kindlicher Anhänglichkeit der wohltuenden Liebe, die er bei seinem Vater genossen, aber er verschweigt auch nicht, wie er gelegentlich so sehr von ihm „gestäupt“ worden sei, daß er ihn geflohen habe und ihm „gram“ geworden sei. Auch von seiner Mutter berichtet er, sie habe ihn einmal um einer geringen Nuß willen, die er weggenommen, geschlagen, bis Blut geflossen sei. Die übergroße Strenge machte ihn schüchtern und kleinmütig. — In der Erinnerung an die eigene Erfahrung seiner Kindheit bemerkt er später, man müsse bei der Kinderzucht darauf sehen, daß bei der Rute auch der Apfel sei. Doch hat er es niemals verkannt, daß es die Eltern herzlich gut meinten, wenn sie auch die Gemütsarten nicht richtig zu unterscheiden vermochten. Jedenfalls hat die elterliche Zucht dazu gedient, sein Gewissen zu schärfen, so daß er auch in seinem späteren Leben jede Schuld und Sünde tief empfunden hat, aber auch die Angst um sie nicht los wurde, und zugleich sich zur Sünde machte, was nicht einmal Sünde war.

Auch zu ernster Gottesfurcht ist Martin von früh auf angehalten worden. Von Kindesbeinen an war er gewöhnt, des Morgens und Abends in seinem Bette zu beten. Die Satzungen und Gebräuche der Kirche wurden im Vaterhause gewissenhaft beobachtet. Die Heiligen und insbesondere die Jungfrau Maria wur-

den gläubig angerufen. Neben der letzteren standen der heilige Georg, der Drachentöter, und die heilige Anna, als Beschützerin des Bergbaues, zu Mansfeld in besonderer Verehrung. Aber auch in der Frömmigkeit, die Luther im Elternhause kennen lernte, war das Gesetz und die Furcht vorherrschend. Man stellte den Christen Christum nicht als ihren Heiland vor, sondern als den im Himmel thronenden strengen Richter, als einen „Stockmeister“, den sie nicht genug fürchten könnten. Die Vorstellung von teuflischen Mächten, welche nicht bloß die Seele des Menschen bedrohen, sondern auch in die Verhältnisse des natürlichen Lebens boshaft eingreifen und in Unfällen, Wettern, Feuersbrünsten sich kundgeben, hat auch Luther schon im Elternhause in sich aufgenommen, und sie haben von Kindheit auf seine Gedanken beschäftigt. Er bekam von Hexen zu hören, die Vieh und Menschen allerlei Übels zugefügt, auch Wetter und Hagel erzeugt hätten. Bei alledem aber wuchs Luther zu einem munteren und fröhlichen Knaben heran.

Schon in sehr frühen Jahren wurde der kleine Martin zu Mansfeld in die Schule gebracht. Noch in seinem Alter erinnert sich Luther dankbar daran, daß ihn ein älterer Mitschüler zuweilen dorthin getragen hat. Außer Schreiben, Lesen und Rechnen wurden in der Mansfelder Schule schon die Anfänge des Latein geübt, wenn auch nach einer ungeschickten und schlechten Methode, bei der man die Knaben nur mit Formelwesen quälte, ohne ihnen das Verständnis der Sprache zu erschließen. Dabei hatte er in der Schule noch ganz anders als im Elternhause unter einer übermäßig harten Behandlung zu leiden. Die Schulmeister, klagt er später, seien zu jener Zeit Tyrannen und Henker, die Schulen Kerker und Höllen gewesen, und trotz Schlagen, Zittern, Angst und Jammer habe man nichts gelernt. Doch hat er sich später dankbar daran erinnert, daß er in der Mansfelder Schule den „Katechismus“, d. h. den Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebote, wenn auch ohne jede

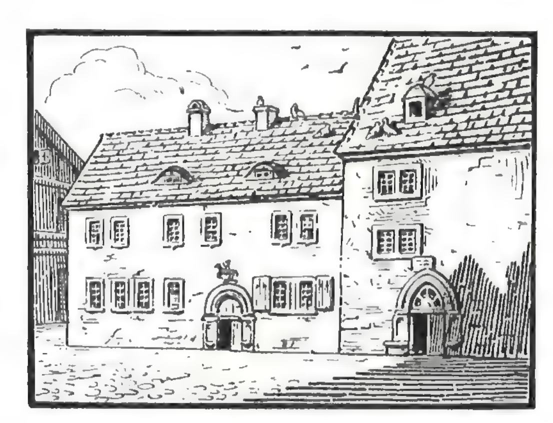


Porträts der Familie Luther.
(Nach einem alten Stich.)

Erklärung, gelernt habe, auch schöne lateinische und deutsche Lieder, wie sie ganz besonders im 15. Jahrhundert mehr in Aufnahme gekommen waren, die dann zum Teil in evangelischer Umdichtung in den Liederschatz der evangelischen Kirche übergegangen sind. Dahin gehören: „Ein Kindelein, so löbelich, ist

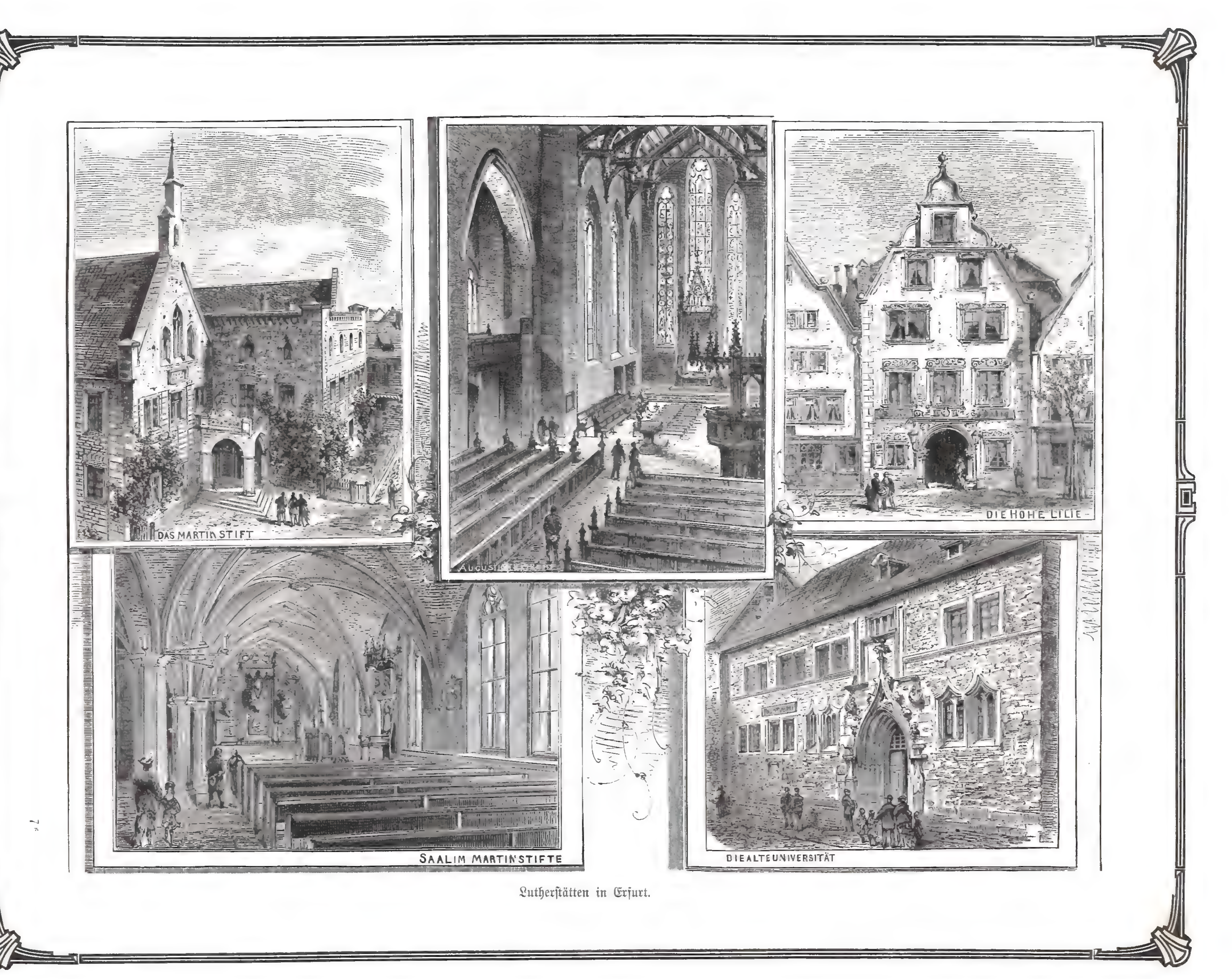
uns geboren heute," „Nun bitten wir den heiligen Geist," und der österliche Siegesgesang, der wie kein anderer volksbeliebt war: „Christ ist erstanden!" Oft hat er jene feinen Lieder im Papsttum gerühmt und es nur bedauert, daß niemand dagewesen, der sie und den Katechismus ausgelegt hätte, — sie vermochten die Gestalt Christi als des zornigen Richters, die sich dem Knaben früh eingeprägt, nicht zu verklären.

Die Mansfelder Schule muß dem Vater, der aus seinem Martin einen tüchtigen Mann machen wollte, nicht genügt haben, denn schon im 14. Lebensjahr wurde der Knabe auf eine bessere und höhere Schule nach Magdeburg gebracht. Luther selbst sagt später, „er sei dort zu den ‚Nullbrüdern' in die Schule gegangen." Nullbrüder oder Nollbrüder aber nannte man die früher schon erwähnten sog. Brüder vom gemeinsamen Leben, die sich, wie wir gesehen haben, besonders der heranwachsenden Jugend annahmen, und in deren Niederlassungen das damals erwachte Streben, durch die Schätze der alten römischen und griechischen Literatur die wissenschaftliche Gegenwart zu erneuern, vorzugsweise eine Stätte gefunden hatte. Eine eigene Lehranstalt scheinen sie in Magdeburg nicht gehabt zu haben, doch mögen sie an der städtischen Schule als Lehrer tätig gewesen sein. Für seinen Unterhalt in Magdeburg mußte der vierzehnjährige Knabe zum Teil selbst sorgen, indem er nach der Weise anderer armer Schüler in jener Zeit vor den Türen um Brot sang. Von den Brotstücken, die sie sich dadurch erbettelten, nannte man sie: „Partekenhengste" und Luther scheut sich nicht, zu bekennen, daß



Schule zu Mansfeld.

auch er ein solcher gewesen sei. Der Aufenthalt in Magdeburg, der nur ein Jahr währte, scheint für Luther ohne tiefere Anregung geblieben zu sein. Um so mehr gewährte ihm eine solche der vierjährige Besuch der Gelehrtenschule zu Eisenach, auf die er im Jahre 1498 gebracht wurde. Es war wohl vor allem der Umstand, daß in Eisenach und Umgegend zahlreiche Verwandte der Eltern wohnten, was den Vater zur Wahl dieses Ortes bewog. Aber auch diese waren nicht in der Lage, ihm eine irgendwie wesentliche Unterstützung zu gewähren. Er mußte auch hier um Brot vor den Türen singen. Dadurch wurde er in eins der ersten und vornehmsten Häuser der Stadt geführt. Ursula Cotta, die junge Ehefrau des Conrad Cotta, eines der ersten Kaufleute der Stadt, nahm sich des Knaben liebevoll an. „Um seines herzlichen Singens und Betens willen," hatte er ihre Zuneigung gewonnen, und er fand Aufnahme an ihrem Tisch, zeitweilig auch in ihrem Hause. In ihr hat er wohl auch zum ersten Male in seinem Leben eine Frau von feineren Umgangsformen kennen gelernt. Vielleicht stammt daher seine hohe Achtung vor dem Weibe als Gattin und Mutter. Jedenfalls hat er jener trefflichen Hausfrau und ihrer sinnigen Art auch noch in seinem späteren Leben oft und gern gedacht. In seiner Erklärung des Lobes eines tugendsamen Weibes in den Sprichwörtern Salomonis, Kap. 13, führt er ein schönes Wort an von ihr: „Es ist kein schöner Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie mag werden." Frau Cotta ist schon im Jahre 1511 gestorben, aber mit ihren Söhnen ist Luther auch später noch in Verbindung geblieben. Dem Einfluß des Cottaschen Hauses wird es Luther auch zu verdanken haben, daß er von einer den Franziskanermönchen in Eisenach zugehörigen Anstalt reiche Unterstützung erhielt, denn die Eisenacher Familie Schalbe, aus der Frau Cotta stammte, hatte dieser Anstalt ansehnliche Stiftungen gemacht. Wichtiger aber noch war es für den jungen Martin, daß er in Eisenach wirklich guten und förderlichen Unterricht erhielt. Er besuchte die auf dem Marktplatz belegene St. Georgenschule, die unter der Leitung des Rektors Trebonius stand, der von den Zeitgenossen als ein ansehnlich gelehrter Mann und



Lutherstätten in Erfurt.

Poet und trefflicher Schulmeister gerühmt wird. Man erzählt sich von ihm, daß er beim Eintritt in das Schulzimmer jedesmal sein Barett abgenommen habe, weil man nicht wissen könne, ob unter den Schülern nicht mancher wäre, aus dem Gott einen Bürgermeister, einen Kanzler oder sonst einen hochgelehrten Doktor machen wolle. Unter seiner Leitung machte Luther gute Fortschritte und erwarb sich die sichere Kenntnis der lateinischen Sprache, welche damals die Hauptvoraussetzung für das Universitätsstudium war. So konnte er, jedenfalls nicht schlechter vorbereitet als andere, im Jahre 1502 Eisenach verlassen, um die Universität Erfurt zu beziehen.

Diese Hochschule nahm damals unter allen deutschen Universitäten eine hervorragende und glänzende Stelle ein. Sie habe, sagt Luther später, ein solches Ansehen und einen solchen Ruf gehabt, daß alle andern ihr gegenüber für kleine Schützenschulen angesehen worden seien. Seine Eltern waren jetzt in der Lage, ihm die notwendigen Mittel für den Aufenthalt und das Studium an einem Orte wie Erfurt zu gewähren. „Mein lieber Vater," so erzählt er selbst, „hielt mich dort mit aller Liebe und Treue und hat durch seinen sauren Fleiß und Arbeit dahin geholfen, daß ich hingekommen bin." In ihm selbst war ein glühender Durst nach gelehrtem Wissen erwacht; an der Quelle aller Wissenschaften hoffte er, ihn dort befriedigen zu können. Er begann mit der Erlernung derjenigen Wissenschaft, welche für die Grundlage aller übrigen galt und selbst in die anderen einführen sollte, nämlich der philosophischen.*) Sie sollte mit den Gesetzen und Formen des Wissens und Denkens überhaupt, mit den Lehren von der Sprache, wobei die lateinische zugrunde gelegt wurde, zugleich aber mit den höchsten Fragen und letzten Gründen des Seins sich beschäftigen. Ebenso aber gehörte auch Naturlehre und Himmelskunde oder Astronomie in ihr Bereich. Ein vollständiges Erlernen der philosophischen Wissenschaft war nicht bloß für gelehrte Theologen erforderlich, sondern häufig wurde von ihr aus erst zur Rechtswissenschaft und Medizin übergegangen. Diesen Gang hat auch Luther in seinem Universitätsstudium gemacht, ohne sich schon einen bestimmten Beruf erwählt zu haben. Nach dem Wunsche des Vaters sollte er ein Rechtsgelehrter werden, denn jener hoffte wohl, dermaleinst den Sohn als Rat eines Fürsten oder in dem damals hochgeschätzten Berufe eines Stadtschreibers zu sehen. Neben der Philosophie hat Luther auch mit Eifer das Studium des klassischen Altertums betrieben, das auf der Erfurter Hochschule eine der vornehmsten Pflegestätten gefunden hatte, und dort in reichster Blüte zur Entfaltung kam. Erfurt durfte sich rühmen, daß hier zum ersten Male in Deutschland Griechisches mit griechischen Lettern gedruckt wurde, nämlich beim Druck einer Grammatik, die in dem Jahr erschien, in welchem Luther die Universität bezog. Vor allem las er eifrig den Ovid, Virgil und Cicero und er eignete sich in der Beschäftigung mit diesen Schriftstellern eine immer vollkommenere Beherrschung der lateinischen Sprache an. Sein Bestreben war aber weniger darauf gerichtet, es in der Feinheit und Anmut des lateinischen Ausdrucks, worauf die Humanisten den größten Wert legten, weit zu bringen, als vielmehr darauf, fruchtbare Sprüche menschlicher Weisheit und Bilder aus dem menschlichen Leben und der Geschichte der Völker durch die Beschäftigung mit den alten Klassikern zu gewinnen. Auch persönlichen freundschaftlichen Umgang hat er mit der Schar der jungen Erfurter Humanisten gepflogen, die sich um die dort wirkenden Lehrer der humanistischen Richtung sammelten, aber zu den selbst schaffenden „Poeten" dieses Kreises hat er nicht gehört. Dagegen war er durch die Kunst des Lautenschlagens, die er erlernt hatte, ein beliebter Genosse dieser Kreise. Den Anlaß zum Erlernen dieser Kunst bot ihm ein Unfall, bei dem er sich eine schwere Verletzung zugezogen hatte. Auf einer Reise in die Heimat hatte er sich den Degen, den damals die Studenten zu tragen pflegten, in die Pulsader des Schenkels gestoßen. Nur mit Mühe war es ihm gelungen, das aus der Wunde strömende Blut so lange zurückzuhalten, bis ein Wundarzt zur Stelle war. Infolgedessen zu längerem Liegen genötigt, benutzte er die unfreiwillige Muße zur Erlernung des Lautenspiels. Ohne die An-

*) Vgl. Luthers Leben von Jul. Köstlin. S. 31.

leitung eines Lehrmeisters brachte er es bald weit genug, um durch seine Musik die Freunde zu erfreuen und durch fröhlichen Gesang, mit dem er sein Lautenspiel begleitete, trübe Gedanken zu bannen. Bei alledem füllten aber doch die philosophischen Studien seine Zeit aus, und schon nach anderthalb Jahren hatte er es in ihnen so weit gebracht, daß er den ersten akademischen Grad, den eines Bakkalaureus in der philosophischen Fakultät erwerben konnte. Zwei Jahre später, zu Anfang des Jahres 1505, wurde ihm unter den üblichen glänzenden Feierlichkeiten die Würde eines Magisters der freien Künste zuteil. Damit war seine philosophische Vorbildung vollendet. Nun sollte die Vorbildung für die Laufbahn eines Rechtsgelehrten beginnen, und auch für dieses Fach besaß die Erfurter Hochschule in dem weitberühmten Professor Henning Göde eine hervorragende Lehrkraft. Von seinem Vater erhielt Luther für seinen künftigen Beruf ein teures Buch, das corpus juris, geschenkt, und er selbst scheint auch schon Vorlesungen in der Rechtswissenschaft besucht zu haben. Da nahm sein inneres Leben eine Wendung, die auch seiner äußeren Laufbahn eine ganz andere unerwartete Richtung geben sollte.

Kaum ein halbes Jahr war vergangen, seitdem er den Magistergrad erlangt hatte, als Luther plötzlich den Entschluß faßte, ins Kloster zu gehen und als Mönch in den Augustinerorden einzutreten. Verschiedene Vorgänge seines äußeren und inneren Lebens mögen zusammengewirkt haben, um diesen Entschluß, der auch seinen vertrautesten Freunden ganz unerwartet kam, in ihm zur Reife zu bringen. Nur auf den Wunsch des Vaters hatte er sich nach Vollendung seiner philosophischen Studien der Rechtswissenschaft zugewendet. Ein Aufgeben der juristischen Laufbahn war nicht möglich, ohne mit dem heftigen Vater in Zwiespalt zu geraten. Und doch hatten wohl die wenigen Monate schon ausgereicht, um ihn davon zu überzeugen, daß er zu diesem Berufe nicht tauge. Dazu kam, daß er bei dem Eifer, mit dem er seine philosophischen Studien betrieben hatte, zur Beschäftigung mit den höchsten Dingen und Fragen des Lebens geführt worden war. Er war ein Grübler geworden. Seine weltfrohen und der humanistischen Richtung zugewandten Genossen nannten ihn den „Philosophen". Wenn auch der philosophische Unterrichtsbetrieb, in den Luther in Erfurt eingeführt worden war, noch ganz in der alten Weise durch die Überlieferung gebunden war und sich „scholastisch" in einem schulmäßig abgesteckten Kreise von Gedanken und Gedankenverbindungen bewegte, und ihn darum innerlich nicht zu befriedigen vermochte, so hat er ihn doch so weit gefesselt, daß das Streben nach vollkommener Erkenntnis seine Seele erfüllte. Vor allem aber ist es der Ernst des Gewissens gewesen, mit dem ihn das Bewußtsein seiner Sünde erfüllte, was ihn ins Kloster getrieben hat. Nicht, als ob er sich besonderer Sünden anzuklagen gehabt hätte. Er hatte sich auch in der Freiheit des akademischen Lebens und als der „hurtige fröhliche Gesell", für welchen er bei den Freunden galt, die Reinheit des Herzens und des Wandels bewahrt, die er aus dem Vaterhause mitgebracht hatte. Aber sein Gewissen war feinfühlig und geschärft genug, um ihn trotzdem als Sünder anzuklagen. Den religiösen Übungen, an die er von Kindheit an gewöhnt war, ist er auch als Student treu geblieben. Nicht bloß mit Gebet pflegte er seinen Tag anzufangen, sondern auch mit Kirchgang, d. h. mit dem regelmäßigen Besuch der Messe. Aber der Grundzug seiner Frömmigkeit, wie der in seiner Zeit überhaupt, war die Furcht vor dem heiligen und gerechten Gotte, der als zürnender Richter über der Welt thront und dem Sünder mit Verdammnis droht. Das Bewußtsein des gnädigen Heilandes war ihm wie der ganzen damaligen Zeit bei den Anschauungen, in denen er aufgewachsen war, verdunkelt. „Wenn man auch alles getan hat, wird man bei dem unbegreiflichen und unnahbaren Gott sicher sein dürfen, je genug getan zu haben? Was muß ich tun, daß ich einen gnädigen Gott kriege, aus dem zornigen Gott einen gnädigen mache, also wirklich fromm bin, so wie ich es sein muß nach seinem Willen?" das waren die Fragen, die sein Inneres bewegten. Wie sehr die Furcht vor Gott unter dem Einfluß der harten Erziehung, die er genossen hatte, sein Gemüt beherrschte, davon gibt ein Wort Zeugnis, das er später von solcher Erziehung offenbar im Rückblick auf die eigene gesprochen hat: „Wo eine solche Furcht," sagt

er, „in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Leben lang, denn weil sie zu einem jeglichen Wort des Vaters oder der Mutter zittern, so fürchten sie sich hernach vor einem rauschenden Blatt.“ Ein andermal bezeugt er selbst: „Der Ernst und die Strenge der Eltern haben mich getrieben, Mönch zu werden und in ein Kloster zu laufen.“ Oft genug hatte er es nach den in seiner Zeit verbreiteten Anschauungen hören können, daß man nur im Mönchsstande ein wahrhaft religiöses und heiliges Leben führen könne und nicht



Luther im Gewitter bei Stotternheim.

in der Welt. Hießen doch die Mönche damals in besonderem Sinne: „Die Religiösen.“ Wie nahe lag es da, daß auch in ihm der Gedanke auftauchte, bisher zu wenig getan zu haben an Leistungen der Entsagung, und daß dieser Gedanke allmählich in ihm den Entschluß reifen ließ, im Kloster die Vollkommenheit zu suchen, die er mit aller bisherigen Frömmigkeit nicht hatte erreichen können, dem sündigen Weltleben für immer zu entsagen und Gott allein zu dienen.

Zu dieser inneren Seelenstimmung kamen nun noch äußere Ereignisse hinzu, die wie Mahnrufe von oben auf ihn wirken mochten. Wir haben oben gesehen, wie er durch eine Verwundung, die er sich durch seine eigene Waffe zugezogen hatte, für längere Zeit ans Lager gefesselt wurde. Neben dem Lautenspiel, das er damals erlernt hat, werden ihn in dieser Zeit unfreiwilliger Muße auch ernstere Gedanken beschäftigt haben. Einige Monate darauf wurde er, wie berichtet wird, durch den plötzlichen Tod seines Freundes Alexius, der in einem Zweikampfe gefallen oder gar bei einem Handgemenge ihm gewaltsam entrissen worden sein soll, aufs tiefste erschüttert. Das mochte seine ohnehin schwermütige Stimmung nur noch verschlimmern. Bald darauf besuchte er gegen Ende des Monats Juni 1505 die Seinigen in Mansfeld, vielleicht um dort Auffrischung und Erheiterung zu suchen. Auf der Rückkehr überraschte ihn am 2. Juli nicht weit von Erfurt, beim Dorfe Stotternheim, ein heftiges Gewitter mit starkem Blitz und Donner.*) Da überkam es ihn plötzlich wie ein Schrecken vom Himmel, so daß er seiner nicht mehr mächtig war. In dieser Todesangst entfuhr ihm das Gelübde: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden.“ Damit war das Wort gesprochen, das über seinen weiteren Lebensgang entschied. Zwar bereute er es in den nächsten Tagen; wußte er doch, welchen Schmerz er durch den Eintritt ins Kloster seinem Vater bereiten würde. Er aber fühlte sich in seinem Gewissen an das Gelübde gebunden, durch welches er Erhörung gefunden zu haben glaubte. Um seinem Entschluß nicht wieder untreu zu werden, beeilte er um so mehr die Ausführung des gelobten Schrittes. Am 16. Juli 1505 lud er noch einmal seine nächsten Freunde zu sich ein, um von ihnen Abschied zu nehmen und ihnen seinen Entschluß mitzuteilen. Vergeblich versuchten sie ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er erwiderte ihnen: „Heute seht ihr mich und nimmermehr.“ Am anderen Tage, den 17. Juli, ging er, von den weinenden Freunden geleitet, zum Kloster der Augustiner, um hinter dessen Mauern den Frieden seiner Seele zu suchen. Erst von hier aus teilte er den Eltern den getanen Schritt mit und bat um ihre nachträgliche Einwilligung. Aber

*) Es ist sehr wohl möglich, daß die Angabe, Alexius sei bei diesem Gewitter an Luthers Seite vom Blitz erschlagen worden (wie es auch das obige Bild darstellt), auf Verwechslung von zwei verschiedenen Tatsachen beruht; etwas Bestimmtes hierüber ist nicht überliefert worden.

der Vater, von jeher ein Feind aller Möncherei, war aufs tiefste entrüstet. „Er wollte," so erzählt Luther selbst, „darüber toll werden, war übel zufrieden und wollte mir's nicht gestatten." Erst später hat er, und auch da noch mit unwilligem, traurigem Herzen, sich in diesen Schritt seines Sohnes gefunden. Luther aber, wenn er auch später sein Mönchsgelübde als ein erzwungenes, ihm durch Schrecken und Angst abgedrungenes bezeichnet hat, ist doch damals gewiß gewesen, einem Rufe von Gott selbst gefolgt zu sein. „Ich gedachte," so hat er später gesagt, „nie wieder aus dem Kloster zu gehen; ich war der Welt abgestorben, bis es Gott Zeit däuchte, mich wieder herauszuführen."



Lutherstätten: 1. Marktplatz zu Wittenberg mit dem Lutherdenkmal. 2. Lutherhaus zu Eisenach. 3. Luthers Geburtszimmer. 4. Luthers Geburtshaus zu Eisleben. 5. Augustinerkloster zu Erfurt. 6. Lutherstube auf der Wartburg.



Luthers Probejahr im Augustinerkloster zu Erfurt, wo er sich in Demut niedern Verrichtungen unterzieht.

2. Luther im Augustinerkloster zu Erfurt und Wittenberg.

Wie der Entschluß Luthers, ins Kloster zu gehen, bei aller Plötzlichkeit der Ausführung ein innerlich vorbereiteter gewesen ist, so werden wir auch die Wahl des Augustinerordens, für den er sich entschieden hat, als eine wohlüberlegte ansehen dürfen. Die Augustinermönche gehörten damals zu den geachtetsten Mönchsorden in Deutschland. Im Gegensatz zu der Sittenlosigkeit, dem faulen Müßiggang und anderen Schäden des Mönchslebens, über die in weiten Kreisen Klage geführt und gespottet wurde, zeichneten sich die Klöster dieses Ordens durch eine, wenigstens äußerlich aufrechtgehaltene strenge Zucht aus. Und gerade das mag Luther, je mehr es ihm mit seinem Klostergelübde voller und heiliger Ernst war, bestimmt haben, sich zum Eintritt in diesen Orden zu melden. Die Augustinermönche waren vorzugsweise bei den höheren und gebildeteren Klassen der städtischen Bevölkerung wohlgelitten und angesehen. Mit besonderer Vorliebe gingen die Mitglieder vornehmer Familien bei den Augustinern zur Beichte und ließen sich von ihnen beraten. Auch standen sie vor allen andern Orden in dem Rufe eines ernsteren wissenschaftlichen Strebens. Die Verzeichnisse der Universitäten der damaligen Zeit weisen eine auffallend große Zahl von Klosterbrüdern des Augustinerordens als Studierende oder als Universitätslehrer auf. Auch einer der Erfurter Professoren, unter dessen Leitung Luther seine philosophischen Studien gemacht hatte, Bartholomäus Arnoldi von Usingen, gehörte dem Augustinerorden an. Mit großem Ernste widmete sich gerade dieser Orden der Seelsorge, der Pflege und Leitung von Bruderschaften

und allem, was zum mittelalterlichen Kirchentum gehörte. Dazu entfalteten sie eine Predigttätigkeit, wie sie kaum ein anderer Orden aufzuweisen hatte. Nach und nach wurden bei allen größeren Konventen besondere Prediger bestellt und diese waren beim Volke so beliebt, daß man z. B. von dem Augustinerprediger zu Nürnberg als von dem „Prediger" schlechtweg sprach.*) Ein Irrtum dagegen ist es, wenn man in den Augustinern die Vertreter einer evangelisch-gerichteten, von Augustins Gnadenlehre beeinflußte Theologie hat sehen wollen. Sie wichen in nichts von der herrschenden Kirchenlehre ab, ja, in der Lehre von der Unfehlbarkeit und kirchlichen Allgewalt des Papstes, von der Notwendigkeit eigenen Verdienstes, und in der Verherrlichung der Himmelskönigin Maria suchten sie andere Orden womöglich zu überbieten. In der letzteren Beziehung wetteiferten sie mit dem ihnen auch sonst verwandten Bettelorden der Franziskaner. Auch waren sie besonders eifrige Vertreter und Verteidiger des kirchlichen Ablasses. Gerade die Augustinermönche haben als Ablaßprediger dem Papsttum die größten Dienste geleistet. Auch die eigenen Klöster der Augustiner verfügten über eine große Menge reicher Ablässe. Der Konvent der deutschen Augustiner zu Erfurt war einer der angesehensten und größten und vor andern mit reichlichen kirchlichen Gnaden ausgestattet.

*) D. Kolde. Martin Luther. I. Bd. S. 49.

In feierlicher Weise wurde Martin Luther, nachdem ihm noch einmal die Satzungen des Ordens verlesen und die Beschwerden des klösterlichen Lebens, der Verzicht auf allen eigenen Willen, die Entsagungen der Armut, die Schmach des Bettelns vorgehalten worden waren, als Novize eingekleidet. Unter Wechselgesängen wurden ihm seine Laienkleider ausgezogen und die Mönchsgewänder angelegt: zuerst das weiße wollene Untergewand, welches der Orden zu Ehren



Luther findet auf der Universität zu Erfurt eine lateinische Bibel und liest darin mit großem Eifer die Evangelisten.

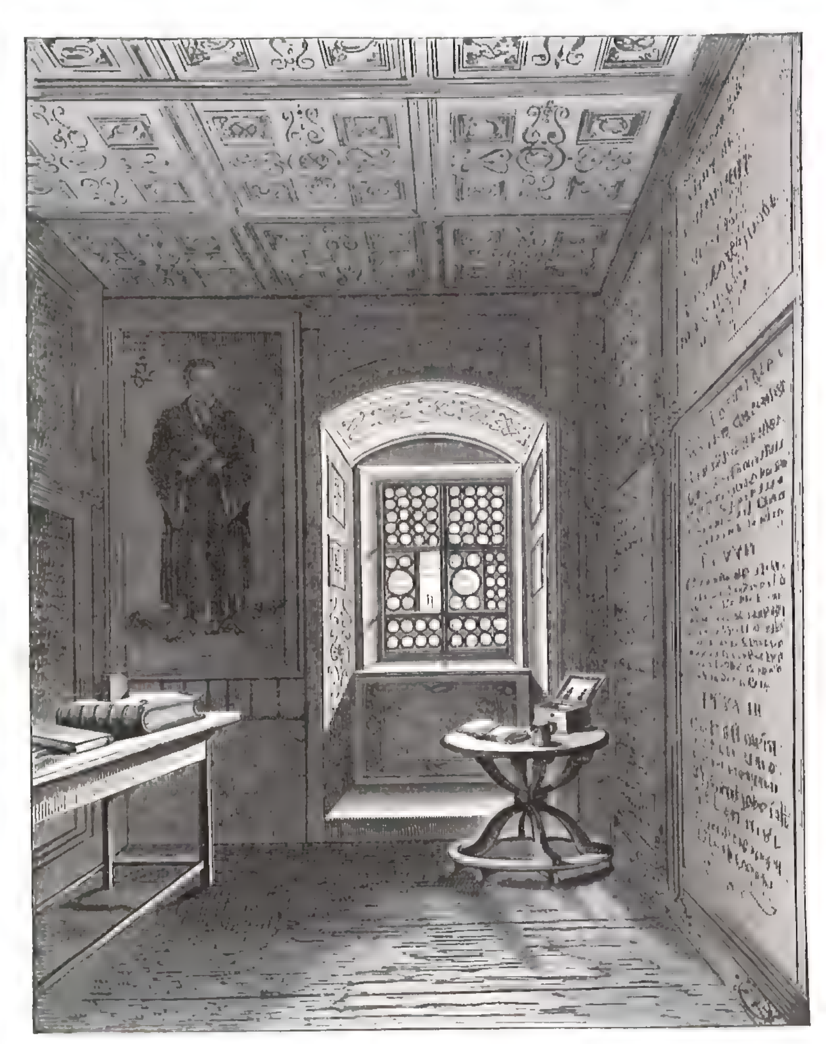
der allerreinsten Jungfrau Maria trug, dann das Skapulier, ein schmales Stück Tuch über Schultern, Brust und Rücken, als Zeichen, daß er das Joch des Herrn auf sich nehme, der gesprochen: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht," und endlich die schwarze Kutte und der schwarze Gürtel. Nunmehr begrüßten ihn die Brüder als den ihrigen. Zu Ehren des Ordensstifters sollte er den Namen „Bruder Augustinus" tragen, was jedoch bald in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Als Novize (d. h. Neuling) wurde er zunächst dem Novizenmeister übergeben, der ihn in die Übungen der mönchischen Frömmigkeit einzuführen und seinen Wandel zu beaufsichtigen hatte. Zwar rühmt Luther seinen Novizenmeister als „einen feinen, alten Mann", dennoch blieben auch ihm die niedrigsten Dienstleistungen nicht erspart. Die verächtlichsten Arbeiten, wie Ausfegen und Reinigen der Zellen, mußte er verrichten, auch mit dem Bettelsack auf dem Rücken in die Stadt gehen, um von den Bürgern Brot, Eier, Fleisch, Geld zu sammeln. Er tat alles in demütigem Gehorsam; hoffte er doch dadurch fromm und Gott wohlgefällig zu werden. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit unterzog er sich den vorgeschriebenen Gebetsübungen und anderen gottesdienstlichen Verrichtungen, mit denen jeder Tag und zum Teil auch die Nacht reichlich ausgefüllt war, bei denen aber die Laienbrüder von den Priestern in strenger Geschiedenheit gehalten wurden. Jene waren wohl auch „Brüder", diese aber nannte man „Väter". Versammelte man sich zum Hora-(Gebet-)Singen, so mußten die Novizen von ferne stehen und still für sich die vorgeschriebenen Vaterunser mit dem Ave Maria beten, während den Vätern reichere Gebetsformeln vorbehalten waren. Alledem unterwarf sich Luther mit willigem Gehorsam, zu den Vätern mit heiliger Ehrfurcht emporschauend. Mit großem Eifer warf er sich dabei auf das Studium der Heiligen Schrift. Als er noch auf der Universität war, hatte er zum ersten Male auf der Bibliothek eine lateinische Bibel gefunden und war erstaunt gewesen, zu sehen, daß sie mehr enthielt als die sonntäglichen Episteln und Evangelien. Jetzt war er glücklich, eine eigene Bibel in die Hand zu bekommen und vertiefte sich mit ganzer Hingebung in die heiligen Schriften. Wieder und immer wieder las er sie durch und wurde in ihr so vertraut, daß er jede Stelle beim ersten Griff finden konnte.

Nach Ablauf des Probejahres erfolgte die feierliche Aufnahme in den Orden. Diesmal hatte Luther im weißen Untergewande zu erscheinen und unter ähnlichen Zeremonien wie ein Jahr früher wurden ihm die jetzt mit Weihwasser und Weihrauch gesegneten Gewänder angelegt. Darauf hatte er in die Hände des Priors zu schwören: „Ich, Bruder Augustinus, tue Profession und verspreche Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heiligen Jungfrau Maria, allezeit Jungfrauen, und dir Bruder N., dem Prior, im Namen und anstatt des gemeinen Priors der Brüder Einsiedler St. Augustini und seiner Nachkommen, — zu leben ohne Eigenes und in Keuschheit nach der Regel desselben heiligen Vaters Augustin bis in den Tod." Hierauf erklärte ihn der Prior feierlichst in den Orden für aufgenommen. Nach Ablegung des Gelübdes mußte sich der neue Ordensbruder in Kreuzesform auf den Boden vor den Prior niederwerfen, der ihn mit Weihwasser besprengte. Die feierliche Handlung schloß nach einer Ermahnungsrede des Priors mit dem Friedenskuß der Ordensbrüder, die ihn beglückwünschten, „daß er nun wäre als ein Kindlein, das frisch aus der Taufe käme." Es war erreicht, wonach Luther sich so lange gesehnt; er war jetzt wirklich im Stande der Heiligkeit. Nun war keine Rückkehr mehr, er war der Welt abgestorben, wie er glaubte, für immer. Als wirklicher Ordensbruder erhielt er jetzt eine eigene Zelle. Sie war einfach genug, der gelobten Armut entsprechend; ein Tisch, ein Stuhl, ein Leuchter und eine einfache Lagerstätte bildete die ganze Einrichtung.

In dieser Zelle hat Luther die heißen inneren Kämpfe bestanden, in denen er zum Rüstzeug der Reformation zubereitet worden ist. Im Mönchstum und in den über die Gebote des Klosters noch hinausgehenden Entsagungen, die er sich selbst auferlegte, wollte er die Heiligkeit und Gerechtigkeit erringen, die ihm vorschwebte. Er hat später selbst von sich sagen dürfen: „Ist je ein Mönch durch Möncherei in den Himmel

kommen, so wollte ich auch hineingekommen sein.“ Das wird auch durch das Zeugnis seiner Klostergenossen bestätigt. Bis ins kleinste suchte er die Pflichten, die er mit dem Gelübde auf sich genommen hatte, zu erfüllen. In Fasten, Beten, geistlichen Übungen, Nachtwachen und Kasteiungen konnte er sich nicht genug tun. Was irgend mönchische Kasteiung zu erdenken vermochte, damit versuchte er es, um sein Fleisch zu betäuben. Aber während die Brüder die Strenge seines Lebens bewunderten, ihn sogar als ein Muster von Heiligkeit rühmten, überkam ihn selbst immer mehr das Gefühl der Unwürdigkeit und Gottverlassenheit. In selbstquälerischer Weise rechnete er sich die kleinsten Vergehungen, jede Regung des Zornes, Hasses, Neides zur schwersten Sünde an, und auch die Lossprechung in der Beichte vermochte ihm keinen Frieden zu geben und ihn von der Empfindung des Zornes Gottes, unter dem er stünde, zu befreien, so daß sein Beichtvater einmal zu ihm sagte: „Du bist ein Narr, Gott zürnet nicht mit dir, sondern du zürnest mit ihm.“ Dieser Ausspruch, den er später als ein „groß und herrlich Wort“ bezeichnete, machte damals keinen Eindruck auf ihn.*) Er nahm seine Zuflucht zum Gebet, nicht nur zu den Heiligen, sondern zu dem Herrn selbst. Er versenkte sich vor dem Bilde des Gekreuzigten in sein bitteres Leiden und Sterben, um darüber alles Irdische zu vergessen. Es gelang ihm wohl auch hin und wieder, sich aus seiner Verzagtheit emporzuschwingen, daß er meinte, unter den Chören der Engel zu sein, aber nur um desto tiefer in die Verzagtheit hinabzusinken und, wie er selbst sagt, „eine Höllenqual zu empfinden, die kein Griffel beschreiben, keine Zunge aussagen kann, keiner, der sie nicht selbst erfahren, glauben könne.“

Auch in der Heiligen Schrift fand er den Trost nicht, dessen er in seinen inneren Anfechtungen bedurfte. Die Gnade, von der sie redet, glaubte er sich nicht aneignen zu dürfen, denn die Kirche hatte ihn ja gelehrt, daß der Mensch sich dieser Gnade selbst würdig machen müsse, um sich ihrer getrösten zu können, und eben dazu fühlte er sich nicht imstande. Dieses vergebliche innere Ringen und die Angst vor dem Zorne Gottes steigerte sich ihm noch, als er sich bei seinen theologischen Studien in die Schriften seines Ordenspatrones, des heiligen Augustinus, vertieft hatte. In ihnen fand er die Lehre von der Auserwählung der einen zur Seligkeit und die Vorherbestimmung anderer zur Verdammnis. Wie, wenn er nur deshalb nicht zur Ruhe käme, nur deshalb all sein Ringen vergeblich wäre, weil er zu denen gehöre, die Gott von Ewigkeit an vom Heile ausgeschlossen und von Ewigkeit her zur Verdammnis bestimmt habe? Aus diesem Gedanken erwuchsen ihm die



Luthers Klosterzelle in Erfurt.

*) D. Kolde. Martin Luther. Bd. I. S. 47.

8*

schwersten Anfechtungen und es ist nicht zu verwundern, daß auch sein körperlicher Zustand darunter zu leiden hatte, der ohnehin durch die maßlosen Kasteiungen, die er sich auferlegt hatte, geschwächt war. Er verfiel oft bei den geistigen Übungen, mit denen er sich in seiner Zelle abquälte, aus einer Ohnmacht in die andere. In einem solchen Zustande fand ihn einst sein früherer Novizenmeister, und als Luther diesem unter Tränen von seinen Anfechtungen Mitteilung machte, sagte er zu ihm: „Mein Sohn, was machst du? Weißt du nicht, daß Gott uns geboten hat, zu hoffen.“ Ein andermal verwies ihn derselbe frühere Lehrer auf die Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden,“ indem er ihm zu Gemüt führte, es genüge nicht, daß man im allgemeinen an eine Vergebung der Sünden glaube, sondern Gottes Gebot sei, daß jeder einzelne glaube, daß auch ihm die Sünde vergeben sei. Auch erinnerte er ihn an das Wort des Apostels, daß der Mensch aus Gnaden gerecht werde durch den Glauben. Solcher Zuspruch vermochte ihn wohl für einige Zeit aufzurichten, aber ihn doch nicht dauernd von seiner Gewissensangst zu befreien. In diese Zeit der schwersten Anfechtungen mag auch der Vorgang gehören, von dem Luthers Gegner berichten, um daraus den völlig ungerechtfertigten Schluß auf seine Verworfenheit zu ziehen. Als einst bei der Messe, so erzählt man, die Geschichte von dem besessenen Knaben verlesen wurde, von dem der Evangelist Markus (Kap. 9, V. 17) berichtet, da wäre Luther plötzlich mit dem angstzitternden Schrei zusammengebrochen: „Ich bin es nicht, ich bin es nicht.“ Niemand hatte behauptet, daß er es sei. Aber eine innere Stimme hatte ihm die entsetzliche Möglichkeit zugeraunt, und seine starke gesunde Natur wehrte sich mit dem Rest der letzten Kraft gegen die ihn umgarnende Verzweiflung, die ihn zum Wahnsinn zu führen drohte.*)

Einen treuen Berater und wirklichen Tröster fand Luther in diesen schweren Anfechtungen an dem Generalvikar der Augustinerklöster für Deutschland, Johann von Staupitz, einem Manne von edlem, frommen Gemüt und seinen weitblickenden Geiste, der die vornehme Haltung des Edelmannes mit der Demut des Bettelmönches zu verbinden wußte. Auf einer Reise zur Visitation der Klöster, die seiner Aufsicht unterstellt waren, kam Staupitz nach Erfurt. Auf den abgezehrten, jungen Magister mit dem schwermütigen Blick aufmerksam geworden, veranlaßte er diesen, ihm in einer Generalbeichte sein ganzes Herz auszuschütten. Luther verhehlte ihm nichts; er erzählte ihm von seiner Angst vor dem Zorne Gottes und von all den schrecklichen und schweren Gedanken, die ihn bedrückten. Staupitz mochte wohl bald erkennen, daß er es hier mit einer ungewöhnlich tief angelegten Persönlichkeit zu tun habe. Vor allem warnte er ihn vor den Grübeleien und der unnützen Selbstquälerei, mit der er sich selbst die geringsten Kleinigkeiten als Sünde anrechnete. Von selbst erdachten Sünden oder vor solchem „Humpelwerk“, wie es Luther ihm vortrug, wollte er nichts hören; das sei nicht derjenige Ernst, den Gott wolle. Auch warnte er ihn davor, sich mit einer Buße zu quälen, die wesentlich in Strafen, Peinen, Abbüßungen bestehen solle und belehrte ihn, daß Buße nach dem Sinn der Heiligen Schrift eine innere Umkehr und Umwandlung sei, welche von der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott ausgehen müsse. Nicht aus der Furcht vor Gottes Zorn dürfe die rechte Buße hervorgehen, sondern aus der Liebe zu Gott und aus dem Schmerze, wider ihn gesündigt zu haben. Er lehrte ihn, in Gott nicht den drohenden Richter, sondern vielmehr den Heiland zu sehen.*) Gegenüber den Zweifeln an seiner Auserwählung, von denen Luther geplagt wurde, verwies ihn Staupitz auf die Versöhnung in Christo und auf die Wunden Christi, in denen Gottes ewiger Liebesratschluß ihm entgegenleuchte. Das alles waren Lichtblicke der göttlichen Gnade, die ihm in der Nacht seiner Verzweiflung aufgingen. Den persönlich angeknüpften Verkehr setzte Staupitz dann brieflich weiter fort. Als Luther ihm einmal geschrieben, daß er immer wieder ausrufen müsse: „O meine Sünde! meine Sünde! meine Sünde!“ antwortete ihm

*) Vgl. die Schrift von Dr. H. v. Schubert: „Was Luther in's Kloster und wieder hinaus geführt hat“, herausg. vom Verein f. Reformationsgeschichte.

*) Vgl. Köstlin, Luthers Leben. S. 59.

Staupitz: „Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde. Ihr wollt ein erdichteter, gemalter Sünder sein und deshalb nur einen erdichteten, gemalten Heiland haben." Wenn Luther auch durch solchen Zuspruch nicht gleich aus seinen Zweifeln und Anfechtungen zur vollen Erkenntnis der Gnade Gottes in Christo gelangt ist, so ist ihm doch Staupitz ein treuer Führer und Wegweiser zu dieser Erkenntnis geworden, und zeitlebens hat er ihn mit dankbarer Liebe seinen geistigen Vater genannt. Das volle Licht der christlichen Heilswahrheit ist Luther freilich erst durch die fortgesetzte, nun um so eifriger betriebene Beschäftigung mit der Heiligen Schrift aufgegangen. Er las sie jetzt doch anders als zuvor. Christus, der Welt Heiland, ward ihm je länger desto mehr zum Mittelpunkt der Schrift; ihn suchte und fand er in ihr, freilich ohne daß er sich schon jetzt über die Verdunklung des Evangeliums durch die Irrtümer und Satzungen des Papsttums völlig klar geworden wäre. Zunächst blieb er der Lehre der Kirche noch mit unbedingtem Gehorsam ergeben, ohne sich an ihr irre machen zu lassen, aber es war doch eine größere Ruhe und Stille über sein Inneres gekommen, in der er sich dann allmählich zur vollen Gewißheit der Gnade Gottes in Christo und zum Glauben an die Vergebung der Sünden aus Gnaden allein, ohne der eigenen Werke Verdienst hindurchgerungen hat.



Luthers Unterredung mit Dr. Staupitz im Klostergarten zu Erfurt.

Luther stand noch mitten in allen diesen hier geschilderten Kämpfen, als die Zeit gekommen war, in der er nach dem Beschlusse des Erfurter Konvents die Priesterweihe empfangen sollte. Sie wurde ihm am 2. Mai 1507 erteilt. Absichtlich war ein Tag gewählt worden, an welchem Luthers Vater an der Feier teilnehmen konnte. Mit einem stattlichen Geleite von Freunden und Verwandten traf er zu ihr in Erfurt ein. Luther hat mit ganzem Ernste das Gewicht der

Verantwortung empfunden, die er mit der priesterlichen Würde übernahm. Ein heiliger Schauer vor der Gegenwart Gottes durchrieselte ihn, als er zum ersten Male am Altar stand, um das heilige Meßopfer zu vollziehen. Nach Beendigung der kirchlichen Feier folgte ein Festmahl zu Ehren des neugeweihten Priesters, an dem mit dem Vater auch mehrere Doktoren und Magister der Universität, die Luthers Lehrer gewesen, teilnahmen. In der Hoffnung, daß der Vater, der ihm zu diesem Tage 20 Gulden geschenkt hatte, mit seinem Schritte nun völlig ausgesöhnt sei, wagte er beim Festmahl an ihn die Frage zu richten: warum er so zornig gewesen und ihn nicht haben wollen ein Mönch werden lassen, „während es doch so ein fein und geruhsam Wesen im Kloster sei?" Darauf erwiderte der Vater mit der nicht an den Sohn unmittelbar, sondern an die ganze gelehrte Versammlung gerichteten Frage: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der Heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?" Luther selbst wußte darauf nichts zu erwidern, und als andere zur Rechtfertigung des Sohnes daran erinnerten, wie dieser durch einen Ruf vom Himmel zu seinem Schritt bewogen worden sei, da entgegnete der Vater: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespenst war." Auch sonst machte er aus seinem Mißmut über den von dem Sohne getanen Schritt kein Hehl. „Ich muß allhier sein" — sagte er — „essen und trinken, wollte aber lieber davon sein." Bezeichnend für die ablehnende Stellung, die er auch jetzt noch zu dem Mönchsstande seines Sohnes einnahm, ist es, daß er ihn jetzt „du" nannte, während er ihn früher als Magister respektvoll mit „Ihr" angeredet hatte.

In dem äußeren Leben Luthers trat mit dem Empfang der Priesterweihe zunächst keine Veränderung ein und auch die inneren Kämpfe und die Sorge um seine Unwürdigkeit scheinen fürs erste noch nicht völlig zur Ruhe gekommen zu sein, wenn sie auch viel von der früheren Heftigkeit verloren hatten. Auch die Messe, die er täglich mit Andacht und Hingebung las, vermochte ihm noch nicht den vollen Frieden zu geben. „Je mehr ich lief," so urteilte er später über jene Zeit, „und mich danach sehnte, zu Christus zu kommen, desto weiter entfernte er sich selbst von mir. Weder nach der Beichte, noch nach der Darbringung des Meßopfers konnte ich jemals in meinem Gemüt zur Ruhe kommen, weil das Gewissen aus den Werken keinen sicheren Trost gewinnen kann." Noch immer wandte er sich auch jetzt lieber an die heilige Jungfrau, „deren weibliches Herz leichter zu bewegen, den Sohn zu versöhnen," als an den Heiland selbst. Auch andere Heilige rief er eifrig an. Er hatte sich einundzwanzig Schutzpatrone ausgesucht, von denen er täglich drei bei der Messe anrief; „also kam ich," erzählt er, „die Woche herumb." So sehen wir ihn noch ganz in den Formen des mittelalterlichen Kirchentums und seiner Frömmigkeit sich bewegen. Mit großem Fleiße setzte er auch als Priester seine Studien fort. Neben den großen Scholastikern des Mittelalters waren es hauptsächlich Augustin und der heilige Bernhard, die ihn beschäftigten, und selbst seine Gegner konnten es später nicht leugnen, daß er nicht nur wegen seiner strengen Entsagung und gewissenhaften Befolgung aller Klosterregeln, sondern auch um seiner umfassenden Gelehrsamkeit willen als eine Zierde seines Ordens gegolten habe.

Aber schon in dem auf die Priesterweihe Luthers folgenden Jahre 1508 trat eine neue Wendung in seinem Leben ein, durch die er an den Ort geführt worden ist, der geeignet war, ihn zum Reformator vollends ausreifen zu lassen, indem ganz unerwartet der Ruf an ihn erging, einen Lehrstuhl an der neugegründeten Universität zu **Wittenberg** anzunehmen.

Im Jahre 1502 von dem Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen gestiftet, war dieselbe damals die jüngste unter den deutschen Hochschulen. Der Kurfürst war vor allem darauf bedacht, ausgezeichnete Lehrer für diese Anstalt zu gewinnen. Sein Hauptberater in der Auswahl derselben war Johann von Staupitz, der selbst in die theologische Fakultät der jungen Hochschule als deren erster Dekan eingetreten war. Für die Wahl Wittenbergs, eines damals ganz kleinen, in reizloser Gegend gelegenen Landstädtchens von etwa 3000 Einwohnern, zur Stätte der neuen Universität,



Wittenberg zu Luthers Zeiten.

war auch der Umstand mit bestimmend gewesen, daß sich in Wittenberg ein Augustinerkloster befand, und in ihm eine Anzahl gelehrter Mönche, die als Lehrer an der Universität benutzt werden konnten. Daher veranlaßte Staupitz die Versetzung des Augustinermönches Luther aus dem Erfurter in das Wittenberger Kloster, um ihn, von dessen gelehrtem Wissen er sich längst überzeugt hatte, für die neue Hochschule zu gewinnen. Im Gehorsam gegen den Ordensoberen folgte Luther dem Rufe. Seine Abreise von Erfurt war eine so plötzliche, daß er kaum seine nächsten Freunde benachrichtigen konnte. In Wittenberg hatte er zunächst philosophische Vorlesungen zu halten. Doch machte er sich sofort an die Vorbereitung, um die ihm noch mangelnde Berechtigung zu theologischen Vorlesungen zu erlangen und die verschiedenen Grade eines Lehrers der Theologie zu erwerben. Schon im März 1509 hatte er den ersten dieser Grade erstiegen und war „zur Bibel zugelassen", d. h. er hatte das Recht und die Pflicht erlangt, über Bücher der Heiligen Schrift zu lesen. Aber noch ehe er die zweite Stufe erreicht hatte, wurde er aus Gründen, die wir nicht kennen, durch seinen Ordensvorgesetzten nach Erfurt zurückberufen. Abermals verweilte er anderthalb Jahre in seinem alten Kloster und setzte auch hier seine Tätigkeit als Universitätslehrer fort, auf die in Wittenberg erworbenen Rechte sich berufend. Doch schon im Frühjahr 1511 kehrte er wieder nach Wittenberg zurück, um von nun an der dortigen Hochschule für immer anzugehören.

Aber noch ehe er in seine volle Wirksamkeit daselbst eingetreten war, erhielt er von seinem Orden den Auftrag, nach Rom zu reisen, um dort die Entscheidung über eine Streitfrage, die sich innerhalb des Augustinerordens erhoben hatte, herbeizuführen. Mitte Oktober 1511 wurde mit dem ihm nach Klosterbrauch zum Begleiter beigegebenen Genossen die Reise angetreten. Der Weg wurde zu Fuß gemacht und immer ward in den am Wege liegenden Klöstern eingekehrt. In Rom nahm das Augustinerkloster Maria del Populo die Ordensgenossen auf. Als andächtiger Pilger langte er dort an. Beim Anblick der heiligen Stadt fiel er auf seine Kniee, erhob die Hände und rief: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!" Mit großer



Luther mit dem Klosterbruder auf der Reise nach Rom.

Andacht ging er von Kirche zu Kirche, von Heiligtum zu Heiligtum und las die Messe, wo ihm Gelegenheit

geboten ward. Die Pilatusstiege, die einst zum Richthause in Jerusalem gehört haben und nach Rom gebracht sein soll, und die dort in einer Kapelle neben der Laterankirche angebracht war, ist er auf den Knieen hinaufgerutscht, um den an das Erklimmen derselben noch heute geknüpften Ablaß zu erlangen. Aber es war ihm, wie er selbst erzählt, als wenn eine schreckliche Donnerstimme ihm zurufe: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben."

Und wie vieles fand er in Rom ganz anders, als er gedacht hatte! Er mußte sehen, wie hier unter den Augen des Papstes und der höchsten Würdenträger der Kirche, ja, bei diesen selbst, die höchste Üppigkeit und Lasterhaftigkeit herrschte. Er mußte mit anhören, wie das Heiligste mit frecher Leichtfertigkeit verspottet wurde. Er klagt, wie er dort die Priester habe „rips raps Messe halten sehen, als trieben sie ein Gaukelspiel." Ehe er noch am Evangelium war, hatte sein Nebenpfaffe an einem Seitenaltar seine Messe schon beendet und schrie ihm zu: „Fort, fort, schick unser Frau ihren Sohn bald wieder heim!" Aber nicht bloß sein frommes Gemüt wurde durch das leichtfertige und unsittliche Treiben, das er in Rom wahrnahm, aufs tiefste verletzt, sondern auch sein deutsches Herz empörte sich an der Geringschätzung, mit welcher er die Welschen über Deutschland und „die dummen deutschen Bestien" sich äußern hörte. Zwar haben die damals gemachten Wahrnehmungen seine Achtung vor dem Ansehen des Papsttums noch nicht zu erschüttern vermocht, aber die Erfahrungen, die Luther auf dieser Romreise gemacht hat, sind später für ihn doch von höchster Bedeutung geworden. Als er nachmals das Papsttum selbst angreifen mußte, ist ihm das unter dem Eindruck, den das Tun und Treiben am päpstlichen Stuhl auf ihn gemacht hatte, wesentlich erleichtert worden. „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen," so hat er wiederholt geäußert, „daß ich nicht auch Rom gesehen hätte; ich müßte sonst sagen, ich täte dem Papst unrecht; aber was wir gesehen haben, das reden wir."

Wenige Wochen nach Ostern 1512 ist Luther von seiner Romreise in das Kloster zu Wittenberg zurückgekehrt. Obwohl seine Sendung im Auftrage des Augustinerordens nicht von dem gewünschten Erfolg begleitet gewesen zu sein scheint, gestaltete sich doch das Verhältnis zu seinem Vorgesetzten von Staupitz zu einer immer innigeren Freundschaft. Immer mehr erkannte dieser die hohe wissenschaftliche Begabung Luthers, und da er ihn zu seinem Nachfolger als Lehrer der Theologie in Wittenberg ersehen hatte, so bewog er ihn, die Würde eines Doktors der Theologie zu erwerben. Luther hat sich lange dagegen gesträubt. Erst 25 Jahr alt, hielt er sich dafür zu jung. Er war ins Kloster gegangen, um der Welt zu entfliehen, und in Kasteiung seiner Heiligung zu leben, und nun sollte er mit der neuen Würde Aufgaben übernehmen, die doch wieder ein teilweises Hinaustreten in die Welt in sich schlossen, jedenfalls seinem einsamen stillen Klosterleben ein Ende machen würden. Aber Staupitz ließ seine Einwände nicht gelten und auch auf seine wankende Gesundheit wies Luther vergebens hin. Noch lange Zeit hat er manchem Freunde den Birnbaum gezeigt, unter welchem Staupitz mit ihm über diesen Schritt verhandelt habe. Er fügte sich schließlich im Gehorsam gegen seinen Oberen. Kurfürst Friedrich erbot sich, die Kosten, welche mit dieser Würde verbunden waren, für ihn zu bestreiten.

Am 18. und 19. Oktober 1512 fanden die Feierlichkeiten statt, die damals bei dieser Gelegenheit üblich waren, und die mit der Ableistung des Doktoreides endeten. Luther hat es mit diesem Doktorgelübde allezeit sehr ernst genommen und sich später gern darauf berufen, „daß er seiner allerliebsten Schrift geschworen habe, sie lauter und treulich zu predigen." Am 22. Oktober erfolgte dann die Aufnahme Luthers in den theologischen Senat. Luthers Erwerbung der theologischen Doktorwürde durchzusetzen, ist das letzte gewesen, was Staupitz unmittelbar für Wittenberg getan hat. Gleich darauf hat er die Stadt und die Hochschule verlassen, um sich fortan ganz seinen Amtsgeschäften als Generalvikar des Augustinerordens zu widmen und ist wohl nur selten und immer nur vorübergehend dorthin zurückgekehrt. Bisher war die neue Hochschule seine Schöpfung gewesen, in wenigen Jahren sollte sie die Universität Luthers sein.

Um dieselbe Zeit wurde Luther auch zum stell-

vertretenden Vorsteher des Wittenberger Klosters bestellt und später auch zum Bezirksvikar für die Augustinerklöster in Meißen und Thüringen gewählt. Als solcher hatte er elf Klöster zu leiten und zu beaufsichtigen und eine Reihe von Briefen, die uns erhalten sind, zeigen, mit wie besonnener Milde und heiligem Ernste er dieses schwierige Amt geübt hat. könne. In dieser Erkenntnis förderte ihn auch die Beschäftigung mit den Schriften des Schutzheiligen seines Ordens, des Kirchenvaters Augustinus. Er hatte die Freude zu sehen, daß seine auf Augustinus und auf den Apostel Paulus gegründete Theologie in Wittenberg immer zahlreichere Anhänger fand. Ihr schloß sich namentlich Carlstadt an, dessen Wege sich



Luther, als Lehrer auf der Universität zu Wittenberg und in Aufträgen seines Ordens zu Rom, wird in seinem frommen Glauben von der Heiligkeit des Papstes enttäuscht.

Seine Lehrtätigkeit als Professor und Doktor der Theologie begann Luther mit Vorlesungen über die Psalmen, denen er dann die Auslegung des Römer- und Galaterbriefes folgen ließ. Immer deutlicher und klarer entwickelte er in diesen Vorlesungen, die schon damals Aufsehen machten, die ihm zur Gewißheit gewordene Lehre, daß der Mensch nicht durch eigene Werke Vergebung der Sünden verdiene, noch durch äußeres Tun vor Gott gerecht werden, sondern allein durch den Glauben der Gnade Gottes teilhaftig werden

freilich später, wie wir sehen werden, von denen Luthers trennten; ebenso Nikolaus von Amsdorf. Eine innige Freundschaft schloß er schon damals mit Georg Spalatin, dem Hofprediger und Geheimschreiber Kurfürst Friedrichs des Weisen, mit dem er schon in Erfurt als Student bekannt geworden war. Seinem Einfluß hat er besonders das Wohlwollen seines Kurfürsten zu verdanken gehabt, das sich schon damals in mancherlei Geschenken kundgab; so durch eine Gabe schönen Tuches, das Luther für eine Kutte fast zu gut fand.

Neben der Tätigkeit im akademischen Lehramt und den Aufgaben, die er durch die Beaufsichtigung der auswärtigen Augustinerklöster zu erfüllen hatte, wurde Luther mit der Zeit auch vielfach als Prediger in Anspruch genommen. Schon in Erfurt scheint er wiederholt im Kloster gepredigt zu haben. Diese Tätigkeit wurde nun in Wittenberg noch häufiger fortgesetzt, und seine Begabung dazu kam bald zur richtigen Entfaltung. Zunächst blieben seine Predigten auf eine kleine zum Kloster gehörige armselige Kapelle beschränkt, da die in dem neuen Klosterbau vorgesehene Kirche noch nicht fertig war, und auch seine Zuhörer waren meist nur die Klosterbrüder, bis sich ihm ungesucht ein weiterer Wirkungskreis für seine Predigten darbot. Auf dringendes Bitten der städtischen Obrigkeit zu Wittenberg übernahm er ums Jahr 1516 das Predigtamt an der Wittenberger Stadtkirche, deren Pfarrer kränklich und schwach und zur Predigt gänzlich ungeeignet war. Mit dem größten Eifer widmete er sich dieser neuen Aufgabe. So oft, so reichlich hatte die gute Stadt Wittenberg wohl niemals das Wort Gottes verkündigen gehört. Es kam vor, daß er eine Woche hindurch an jedem Tag, ja, daß er an einem dreimal predigte. In der Fastenzeit des Jahres 1517 hielt er täglich zweimal Predigten neben seinen Vorlesungen an der Universität. Später war es ihm von Wert, daß er für sein Zeugnis auf der Kanzel einen ordentlichen Beruf aufweisen konnte. Der Besuch seiner Predigten wurde immer zahlreicher, namentlich als er über die zehn Gebote und über das Vaterunser zusammenhängende Predigten hielt. Auch in ihnen warnte er vor dem Vertrauen auf verdienstliche Werke und vor eingebildeter Gerechtigkeit. Auch über einzelne, in der Kirche herrschende Mißbräuche, wie über den Aberglauben im Heiligendienst, über abgeschmackte und sagenhafte Wunder (Legenden) und andre Dinge äußerte er sich recht freimütig. Aber bei alledem war er doch ein gehorsamer Sohn seiner Kirche und ahnte noch nicht den Zwiespalt, in welchen ihn die ihm aufgegangene und je länger je mehr zur Gewißheit gewordene Erkenntnis, daß der Mensch vor Gott nicht durch Werke, sondern allein aus Glauben gerecht werde, mit der herrschenden Kirche bringen mußte. Da wurde er durch äußere Umstände und wider seinen Willen auf den Kampfplatz gerufen.

3. Luthers Auftreten gegen den Ablaßhandel Tetzels.

Gegen die in der mittelalterlichen Kirche herrschenden Mißbräuche öffentlich aufzutreten, wurde Luther zuerst durch das Ablaßunwesen veranlaßt, das gegen den Ausgang des Mittelalters gradezu ein Ärgernis und eine allgemeine Landplage geworden war. Um Luthers Angriff auf den Ablaßhandel richtig zu beurteilen, muß man sich die Bedeutung vergegenwärtigen, die dem Ablaß nach den kirchlichen Anschauungen der damaligen Zeit beigelegt wurde und noch heute beigelegt wird. Es ist nicht ganz zutreffend, wenn vielfach behauptet wird, daß Erlaß oder Vergebung der Sünden ohne weiteres für Geld verkauft werde. Vielmehr geht die Lehre der Kirche dahin, daß die Vergebung der Sünden durch die Buße, nämlich mittelst des Bußsakramentes und durch die Absolution des Priesters gewonnen werden muß. Wer reuig gebeichtet hat, empfängt durch die Absolution des Priesters Vergebung der Sünden, mit der ihm die ewige Strafe erlassen ist. Vom Beichtenden wird hierbei eine gewisse Zerknirschung des Herzens gefordert, wobei freilich auch eine unvollkommene für genügend befunden wird, da solche Unvollkommenheit durch das Sakrament ergänzt werde.*) Aber, so wird nun weiter ge-

*) Die Ausführung über die Lehre vom Ablaß ist dem Werke Köstlins: Luthers Leben, S. 92 ff. entnommen.

lehrt: der Absolvierte ist zwar von den ewigen Sündenstrafen freigesprochen, dagegen lasten auf ihm noch die zeitlichen Strafen in unbekannter Größe und



Johann Tetzel,
Dominikanermönch und Ablaßkrämer.

Schwere. Diese hat er selbst abzubüßen, entweder hier auf Erden durch die ihm vom Priester auferlegten Büßungen, mit denen er für seine Sünde Genugtuung leisten muß, oder, soweit er das in diesem irdischen Leben nicht hinreichend getan hat, in den Qualen des Fegefeuers. Von diesen letzteren nun kann die Kirche Ablaß gewähren, denn sie hat, so lautet die Lehre weiter, über einen Schatz von Verdiensten zu verfügen, welche Christus und seine Heiligen durch ihre guten Werke vor dem gerechten Gotte zusammengebracht haben. Diesen Schatz verwaltet die Kirche durch den Papst und aus ihm vermag sie den Erlaß der Sündenstrafen zu gewähren. Die Wohltat des Ablasses konnte durch den Besuch von Wallfahrtsorten und mit besonderen Gnaden ausgestatteten Heiligtümern, durch Andachtsübungen an bestimmten Tagen und an bestimmten Orten erworben werden, bis es allmählich aufkam, an die Stelle solcher persönlichen Leistungen auch bloße Geldspenden für kirchliche Zwecke treten zu lassen. Dadurch wurde der Ablaß zu einer unerschöpflichen Geldquelle für die Päpste. Büßungen, an denen man sonst jahrelang schwer zu tragen gehabt hätte, konnten in kleine, rasch abgemachte Geldleistungen umgesetzt werden. Zwar wurde bei der Ankündigung und dem Angebot des Ablasses und in den Ablaßbriefen oder Bescheinigungen, in welchen den einzelnen gegen ihr Geld Ablaß zuerkannt wurde, niemals unerwähnt gelassen, daß innerliche Reue und Beichte zum Empfang der Sündenvergebung gehöre, aber der Nachdruck wurde doch, namentlich in den Ablaßpredigten, so sehr auf das Zahlen des Geldes gelegt, daß bei dem Volke die Anschauung entstehen mußte, man könne für Geld Vergebung der Sünden erkaufen, und durch den Ablaß geradezu die ewige Seligkeit für sich und die schon Verstorbenen erwerben. „Vollkommene Vergebung der Sünden" wurde demjenigen angekündigt, der seinen Beitrag in den Kasten geworfen habe, nachdem er gebeichtet und Zerknirschung empfunden. Für die Seelen im Fegefeuer war vollends nichts gefordert als das Geld, das die Lebenden für sie darbrachten. Hier galt: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt." Dabei waren für die einzelnen Vergehen Taxen angesetzt, z. B. für Ehebruch sechs Du-



Leo X.

katen. Diese im Volke damals allgemein verbreitete Anschauung wußten sich die Päpste schon seit lange zunutze zu machen, um die christlichen Länder zu

9*





Tetzels Ablaßkram.
(Nach einem Gemälde von Trenkwald.)

ungeheure Geldsummen bedurfte. Um sie zu beschaffen, wurde ein neuer besonderer Ablaß ausgeschrieben und er fand, wie überall in der Christenheit, so ganz besonders in Deutschland dankbare Aufnahme. Für einen großen Teil Deutschlands wurde der Verkauf dieses Ablasses dem Kurfürsten Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, auch Bischof von Halberstadt, Bruder des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, auf sein Ansuchen übertragen. Dieser bei seiner Wahl zum Erzbischof erst 27 Jahre alte Kirchenfürst befand sich selbst in großer Geldverlegenheit. Abgesehen von seinem verschwenderischen Hofhalt, schuldete er dem Hause Fugger in Augsburg 30000 Gulden, die er sich hatte leihen müssen, um das erzbischöfliche Pallium, das Abzeichen seiner Würde, in Rom bezahlen zu können. Diese Schuld sollte aus dem Ertrage des Ablaßhandels getilgt werden. Mit dem Papste wurde das Abkommen getroffen, daß der Ertrag des Ablaßverkaufes in Deutschland zwischen diesem und dem Erzbischof geteilt werden sollte. Zahlreiche im Dienste des Kurfürsten Albrecht stehende Ablaßprediger durchzogen nun die zu dessen Kirchensprengeln gehörigen Gebiete. Sie waren von Vertretern des Fuggerschen Hauses begleitet, die den auf den Erzbischof entfallenden Teil sogleich in Empfang nahmen. Unter diesen Ablaßpredigern, die im Namen und Auftrag des Erzbischofs den Ablaß feilboten, war einer der eifrigsten und tätigsten der Dominikanermönch **Johann Tetzel**, aus Pirna in Sachsen gebürtig. Er hatte bereits als Ablaßprediger gedient und durch seine marktschreierische Anpreisung des Ablasses gute Geschäfte gemacht. Was er über die Wirkungen des Ablasses vorbrachte, übertraf alles, was bis dahin gesagt worden war. In seinen Reden, die im volkstümlichen Tone gehalten waren, behauptete er unumwunden: „Christus habe bis zum Weltgerichte

brandschatzen, und die Kasse der Kurie zu füllen.*) So auch zu der hier in Rede stehenden Zeit der damalige Papst Leo X., welcher zu dem von seinem Vorgänger Julius II. begonnenen Bau der Peterskirche

---

*) Ein besonders geldbedürftiger, durch seine Habsucht und Ämterschächer berüchtigter Papst war Innocenz VIII. († 1492).

Unsere Abbildung stellt einen unter seiner Regierung hergestellten Ablaßbrief dar, der 1485 zu Nürnberg veranstaltet und „**die fünf Wunden Christi**“ benannt wurde. Das Herz, die beiden Hände und Füße sind mit den Speer- bzw. Nagelwunden versehen, aus denen Blutstropfen herausquellen, das Ganze ist mit Dornengeflecht und dem Namenszeichen Jesu verbunden. Der Text darunter lautet etwa:

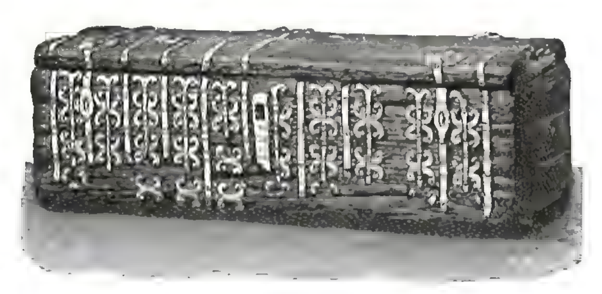
> „Dieser inwendige Zäckel (Zacken, der Wundöffnung?) in dem Herzen zeigt die wahrhaftige Länge und Breite der Wunden des heiligen Christus, welche ein jeglicher Mensch mit wahrer Reue und Beichte und mit Andacht ansieht, verdient sieben Jahr Vergebung aller Sünde durch Verleihung des heiligen Vaters und Herrn, Innocenz des Achten, Papst, so oft das alles geschieht.“

Das Original eines solchen Ablaßbriefes war auf grauem Papier gedruckt. Der Originalholzstock befindet sich noch wohlerhalten im Leipziger Buchgewerbe-Museum. (Stiftung und früheres Eigentum des † Königl. Sächs. Kommissionsrats Hch. Klemm in Dresden.)



Ablaßbrief Papst Innocenz VIII., genannt „die fünf Wunden Christi", vom Jahre 1485,
gedruckt nach einer Reproduktion vom Originalholzstocke.

dem Papst unumschränkte Vollmacht erteilt. Dieser könne daher alle und jede Sünde, die vollbrachte sowohl, als die, welche man zu vollbringen gedenke, vergeben, ohne daß Reue und Sinnesänderung erforderlich seien! Die größte Schuld werde getilgt, sobald man die römischen Gnadenbriefe kaufe. Kein Verbrechen, und wäre es auch noch so gräßlich und undenkbar, sei von dieser Vergebung ausgeschlossen. Des Papstes Ablaßkreuz stehe an Heiligkeit dem Kreuze Christi nicht nach und müsse also ebenso hoch wie dieses geehrt werden." — Dabei trat Tetzel überall, wohin er kam, mit glänzender Pracht auf: Unter Glockengeläute zog er in den betreffenden Städten ein, die päpstliche Ablaßbulle wurde auf einem Sammetkissen vor ihm hergetragen, feierliche Prozessionen zogen ihm mit Kreuz und Fahnen entgegen und geleiteten ihn



Tetzels Ablaßkasten.

in die Kirche. Dort wurde ein rotes Kreuz mit des Papstes Wappen aufgerichtet, und nun begann er mit feuriger Beredsamkeit, die Kraft seines Ablasses zu rühmen. Die Vergehungen und Verbrechen waren in Klassen eingeteilt und für jede eine bestimmte Geldtaxe festgesetzt. So kostete Kirchenraub und Meineid 9 Dukaten, ein begangener Mord 8 Dukaten usw.*) Auf seinem Kasten stand der schon oben erwähnte Spruch: „Sobald das Geld in dem Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt." Mit Geschick wußte Tetzel Wahres und Falsches untereinander zu mengen, um den Ablaß anzupreisen. Es kamen darin Stellen vor, in denen er auf Christi Verdienst allein zu verweisen schien: „In Sünde hat uns unsere Mutter

*) Bekannt ist die Erzählung von einem Edelmann, der sich für einen zu begehenden Straßenraub Ablaß kaufte, sodann denselben Ablaßkrämer auf seiner Weiterreise auflauerte und ihm alsdann den gefüllten Ablaßkasten abnahm!

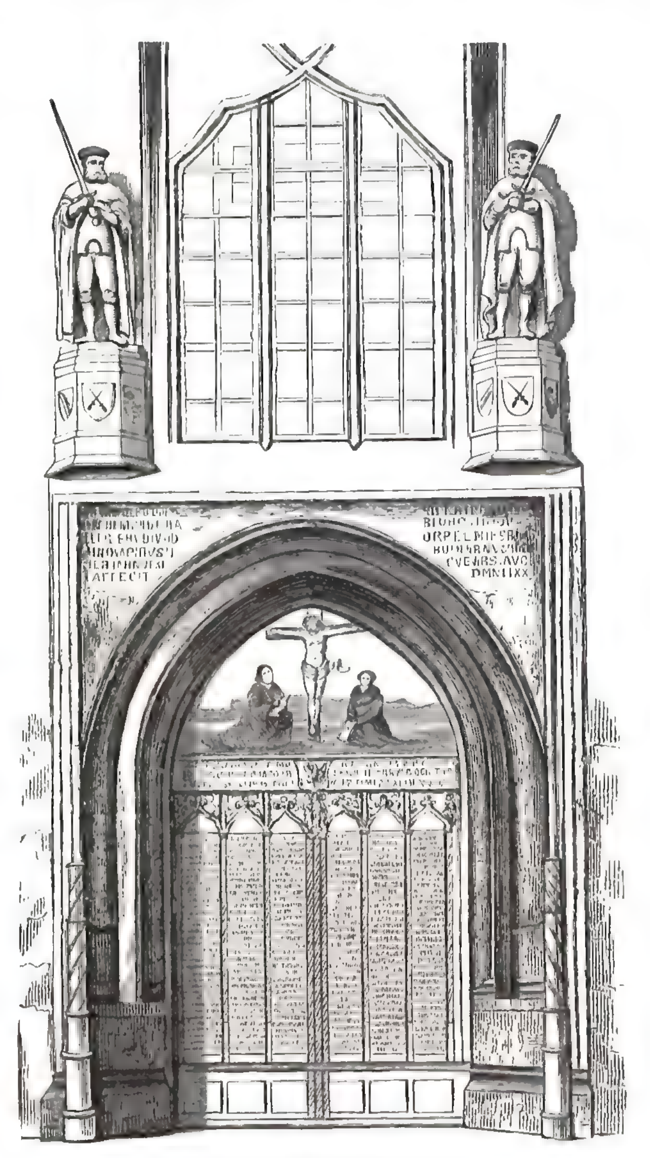
empfangen, wehe, die Stricke der Sünde umgeben uns, und es ist schwer und gewissermaßen unmöglich, zum Hafen des Heils zu kommen ohne göttliche Hilfe, denn nicht aus Werken der Gerechtigkeit, welche wir getan haben, sondern durch seine heilige Barmherzigkeit macht er uns selig; deshalb muß man den Harnisch Gottes anziehen." Aber die so nötige göttliche Hilfe erlangt man eben durch die Ablaßbriefe, denn im weiteren Verlauf preist Tetzel „die sicheren Geleitsbriefe von dem Statthalter unseres Herrn Jesu Christi; die Leute sollen wissen, daß darin alle Verdienste Christi ausgedrückt seien. — — Wer nach Rom oder anderen gefährlichen Orten reisen will, der schickt sein Geld in die Bank und gibt 5 oder 6 oder 10 Prozent, um zu Rom oder anderswo sein Geld wieder zu haben. Und ihr wollt diese Briefe nicht für einen Viertelsgulden nehmen, durch deren Kraft ihr nicht Geld, sondern die göttliche und unsterbliche Seele sicher und ungefährdet in die Heimat des Paradieses führen könnt?" Mit eindringlicher Beredsamkeit verstand er es auch, das Wehklagen der im Fegefeuer Schmachtenden zu schildern, deren Kinder oder Verwandte sie mit einer Kleinigkeit befreien könnten.

Luther hatte schon wiederholt in seinen Predigten vor dem falschen Vertrauen auf den Ablaß gewarnt, so in einer Predigt am zehnten Sonntage nach Trinitatis 1516.*) Zwar war er noch fest davon überzeugt, daß der Ablaß das Verdienst Christi und der Heiligen enthalte, aber er eifert gegen die Gewinnsucht, mit der der Ablaßhandel getrieben werde. Er wirft den Ablaßpredigern vor, daß sie, anstatt zu predigen, was es mit dem Ablaß eigentlich für eine Bewandnis habe, sich begnügten, ihn zu empfehlen und das Volk zum Geben aufzumuntern, so daß es in seiner Unwissenheit glaube, damit die Seligkeit empfangen zu haben. Er gesteht noch zu, daß der Papst den armen Seelen Ablaß zuwenden könne, aber doch nur, sofern er die von ihm selbst auferlegte Büßung erläßt. In einer späteren Predigt, die gerade ein Jahr vor dem Anschlag der Thesen gehalten ist, erkennt er noch an, daß die kirchliche Lehre vom Ablaß eine richtige und wahre

*) D. Kolde. Martin Luther. I. Bd. S. 135.

sei, aber sie würde nicht richtig verstanden. Um der falschen Auffassung des Ablasses entgegenzutreten, führt er im Anschluß an die evangelische Geschichte des Zachäus aus: wie man bei rechter Buße viel lieber die Strafe auf sich nehmen müsse, als daß man sich ihr durch Ablaß zu entziehen suche. Noch schärfer und entschiedener lauten die Sätze, mit denen er eine im Februar 1517 gehaltene Predigt schließt. Durch den Ablaß, sagt er in ihr, werde nichts bewirkt, als daß das Volk lerne, die Strafe der Sünde zu fürchten, nicht aber etwa die Sünde selbst. Grade der Ablaß fördere die Sicherheit und den Leichtsinn im Sündigen. Nicht durch Ablässe, sondern durch Sanftmut und Demut gelte es, die Ruhe der Seele zu finden. „O über die Gefahren unserer Zeit," so ruft er aus, „o ihr schlafenden Priester! o über die Finsternis, die größer ist, als die ägyptische! Wie sicher sind wir bei den so überaus schlimmen Übeln!"

Inzwischen näherte sich das schamlose Treiben Tetzels immer mehr den Toren Wittenbergs, und Luther kamen darüber die greulichsten Dinge zu Ohren. Als Tetzel gar im Herbst des Jahres 1517 in dem benachbarten, nur wenige Stunden von Wittenberg entfernten Jüterbog seinen Ablaßhandel aufschlug, mußte Luther auch in seiner eigenen Gemeinde die schmerzlichsten Erfahrungen von dem schädlichen Einfluß dieses Treibens machen. Grobe Sünder, denen er ernstlich Vorhaltungen über ihre Unbußfertigkeit machte, oder denen er die Absolution verweigern wollte, beriefen sich auf die Ablaßzettel, die sie sich in Jüterbog geholt hatten. So empfand Luther täglich mehr das Bedürfnis, seine Gemeinde über das Wesen des Ablasses, über dessen Berechtigung und den darüber hinausgehenden Mißbrauch aufzuklären. Andererseits war für ihn in der Bekämpfung des Ablasses schon dadurch eine gewisse Vorsicht geboten, daß sein ihm so wohlgesinnter Landesherr Kurfürst Friedrich der Weise in seiner Schloßkirche zu Wittenberg selbst eine reiche Sammlung von Reliquien angelegt hatte, deren Ausstellung mit ausgedehnten päpstlichen Ablässen verbunden war, die durch den andächtigen Besuch dieser Kirche erworben werden konnten. Noch vor wenigen Jahren hatte er ein „Heiligtumsbuch" drucken lassen, das über fünftausend solcher Reliquien aufzählte, die Kurfürst Friedrich zum größten Teil von einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande mitgebracht hatte. In diesem Buche wurde von der Schloßkirche in Wittenberg gerühmt, wie man hier über fünfmalhunderttausend Tage Ablaß gewinnen



Tür der Wittenberger Schloßkirche.

könne. Luther selbst erzählt, daß er mit einer Predigt, die er in dieser Schloßkirche wider den Ablaß gehalten, sich bei Friedrich „schlechte Gnade" verdient habe. Die Einkünfte, welche diese Ablässe eintrugen, kamen zum Teil den Stiftsherren zugute, von denen manche als Professoren an der neuerrichteten Hochschule wirkten und so kam also auch deren Ehre und Bestand dabei in Betracht. Um daher über die ihm selbst noch keines-

wegs zur völligen Klarheit gekommenen Fragen des Ablasses zur Gewißheit zu gelangen, entschloß sich Luther nach langem Zagen, diese Frage zum Gegenstande einer öffentlichen Verhandlung zu machen, durch die Aufstellung einer Reihe von Sätzen, in denen er seine Gedanken vom Ablaß, seine Bedenken und Zweifel den Theologen und Kirchenmännern vorlegte. Das war der Gedanke, von dem geleitet, er am 31. Oktober 1517, ohne sich mit irgend jemand darüber zu beraten, die 95 lateinischen Sätze (Thesen) über den Ablaß an der Tür der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug! Daß diese Tat das Zeichen zu einer großen und allgemeinen reformatorischen Bewegung werden sollte, hat er selbst nicht geahnt. War es doch ein damals auch sonst übliches Verfahren, durch die Aufstellung solcher Sätze zur Erörterung von wichtigen theologischen und kirchlichen Fragen anzuregen, um dadurch die Wahrheit ans Licht zu bringen. Wenn er für den Anschlag der Thesen den 31. Oktober wählte, so geschah dies darum, weil das der Vorabend des Allerheiligentages war, des Kirchweihfestes der Schloßkirche, an welchem dieses Gotteshaus besonders zahlreich von Andächtigen, die auch von auswärts herzuströmten, besucht zu werden pflegte.

Die Sätze haben folgenden Wortlaut:

Aus Liebe zur Wahrheit und dem Wunsche sie an den Tag zu bringen, will der ehrwürdige Vater Dr. Martin Luther, der freien Künste und Theologie Magister, und derselben ordentlicher Lehrer zu Wittenberg, folgende Sätze daselbst verteidigen und darüber disputieren. Darum bittet er, daß diejenigen, so gegenwärtig sich mit ihm davon nicht unterreden können, solches abwesend durch Schrift tun mögen. Im Namen unsers Herrn Jesu Christi, Amen!

1. Da unser Herr und Meister Jesus Christus sprach „Tut Buße" usf. wollte er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine (stete) Buße sei.

2. Und kann noch mag das Wort Buße nicht vom Sakrament der Buße, das ist von der Beichte und Genugtuung, so durch der Priester Amt geübet wird, verstanden werden.

3. Jedoch will er nicht allein verstanden haben die innerliche Buße; vielmehr ist die innerliche Buße nichtig, wo sie nicht äußerliche, allerlei Tötung des Fleisches wirket.

4. Es währet daher die Pein, solange einer Mißfallen an sich selber hat, d. h. wahre innere Buße, nämlich bis zum Eintritt in das Himmelreich.

5. Der Papst will nicht noch kann er andere Strafen erlassen, außer die, welche er nach seinem Gefallen oder laut der Canones (päpstlichen Satzung) aufgelegt hat.

6. Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein insofern, daß er erkläre und bestätige was von Gott vergeben sei; oder aber daß er's tue in den Fällen, die er sich vorbehalten hat; und wenn dies verachtet würde, so bliebe die Schuld ganz und gar unaufgehoben.

7. Gott vergibt keinem die Schuld, den er nicht zugleich durchaus wohl gedemütiget dem Priester als seinem Stellvertreter unterwerfe.

8. Die Satzungen, wie man beichten und büßen soll, sind allein den Lebendigen aufgelegt, und sollen laut derselben Satzungen den Sterbenden nicht aufgelegt werden.

9. Daher tut uns der Heilige Geist wohl am Papst, daß dieser allewege in seinen Dekreten ausnimmt den Artikel des Todes und der äußersten Not.

10. Die Priester handeln unverständig und übel, die den sterbenden Menschen auferlegte Buße ins Fegefeuer sparen.

11. Dieses Unkraut von Verwandlung der Kirchenstrafe in die Strafe des Fegefeuers scheint entstanden zu sein, da die Bischöfe schliefen.

12. Vorzeiten wurden Kirchenstrafen nicht nach, sondern vor der Absolution aufgelegt, damit zu prüfen, ob Reue und Leid rechtschaffen wäre.

13. Die Sterbenden tun durch ihren Tod für alles genug und sind dem Rechte des Canones schon abgestorben, und also von Rechts wegen von demselben entbunden.

14. Unvollkommene (geistige) Gesundheit oder Liebe des Sterbenden bringt notwendig große Furcht mit sich; ja, diese ist um so größer, je geringer jene ist.



Luther schlägt die 95 Thesen an.
Nach dem Gemälde von Geiger.

15. Diese Furcht und Schrecken (daß ich andrer Dinge schweige) genügt an sich selber, daß sie des Fegefeuers Pein anrichte, dieweil sie der Angst der Verzweiflung ganz nahe ist.

16. Hölle, Fegefeuer und Himmel scheinen also voneinander verschieden zu sein, wie die rechte Verzweiflung, unvollkommene Verzweiflung und Sicherheit.

17. Es scheint, als müsse im Fegefeuer, gleichwie die Angst an den Seelen abnimmt, also auch die Liebe an ihnen zunehmen.

18. Es scheint unerwiesen zu sein, weder durch Gründe noch durch die Schrift, daß sie außer dem Stande des Verdienstes oder des Zunehmens an der Liebe seien.

19. Es scheint auch dieses unerwiesen zu sein, daß sie ihrer Seligkeit gewiß und unbekümmert seien, zum wenigsten alle, ob wir schon des ganz gewiß sind.

20. Derhalben versteht der Papst unter der vollkommenen Vergebung aller Strafen nicht, daß insgemein alle Strafe vergeben werde, sondern nur die, so er selbst aufgelegt hat.

21. Daher irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Strafe los und selig werde.

22. Ja, der Papst erläßt den Seelen im Fegefeuer keine Strafe, die sie hätten in diesem Leben laut der Canones büßen und bezahlen müssen.

23. Wenn jemandem irgend eine Vergebung aller Strafe gegeben werden kann, so ist's gewiß, daß die allein den vollkommensten, d. i. gar wenigen gegeben werde.

24. Darum muß der größte Teil der Leute betrogen werden durch die prächtige Verheißung von der bezahlten Strafe, wobei gar kein Unterschied gemacht wird.

25. Gleiche Gewalt, wie der Papst hat über das Fegefeuer ins allgemeine, haben auch ein jeder Bischof und Seelsorger in seinem Bistum und seiner Pfarrei insbesondere.

26. Der Papst tut sehr wohl daran, daß er nicht aus Gewalt der Schlüssel (die er [fürs Fegefeuer] nicht hat), sondern fürbittweise den Seelen die Vergebung schenkt.

27. Die predigen Menschentand, die da vorgeben: sobald der Groschen im Kasten klinget, fahre die Seele aus dem Fegefeuer.

28. Das ist gewiß: sobald der Groschen im Kasten klinge, können Gewinst und Geiz zunehmen; die Fürbitte aber der Kirche stehet allein in Gottes Wohlgefallen.

29. Wer weiß auch, ob alle Seelen im Fegefeuer also wollen erlöst sein, wie es mit St. Severin und Paschalis soll zugegangen sein.

30. Niemand ist des gewiß, daß er wahre Reue genug habe; viel weniger kann er gewiß sein, ob er vollkommene Vergebung der Sünden bekommen habe.

31. Wie selten einer ist, der wahrhaftige Reue habe, so selten ist auch der, der wahrhaftig Ablaß löset — d. i. es ist gar selten einer zu finden.

32. Die werden samt ihren Meistern in die ewige Verdammnis fahren, die da vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.

33. Vor denen soll man sich sehr wohl vorsehen, die da sagen: des Papstes Ablaß sei jene unschätzbare Gottesgnade, dadurch der Mensch mit Gott versöhnet werde.

34. Denn die Ablaßgnade bezieht sich allein auf die Strafen der sakramentlichen Genugtuung, welche von Menschen geordnet worden sind.

35. Es predigt unchristlich, wer da lehret, daß die so da Seelen aus dem Fegefeuer oder Beichtbriefe lösen wollen, keiner Reue und Zerknirschung bedürfen.

36. Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Straf' und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gehöret.

37. Ein jeder wahrhaftige Christ, er lebe noch oder sei schon gestorben, ist teilhaftig aller Güter Christi und der Kirche durch Gottes Geschenk, auch ohne Ablaßbriefe.

38. Doch ist des Papstes Vergebung und Austeilung mitnichten zu verachten, denn sie ist (wie ich gesagt habe) eine Erklärung göttlicher Vergebung.

39. Es ist über die Maßen schwer, auch für die scharfsinnigsten Theologen, zugleich den großen Reichtum des Ablasses und die Wahrheit reuiger Zerknirschung vor den Leuten zu rühmen.

40. Wahre Reue und Zerknirschung sucht und liebt die Strafe, aber der reiche Ablaß entbindet davon, und macht, daß man sie haßt, wenigstens durch Gelegenheit.

41. Vorsichtiglich soll man von dem päpstlichen Ablaß predigen, damit der gemeine Mann nicht fälschlich dafür halte, derselbe gelte mehr denn die andern guten Liebeswerke.

42. Man soll die Christen lehren: es sei mitnichten des Papstes Meinung, daß Ablaßlösen den Werken der Barmherzigkeit irgendwie zu vergleichen sei.

43. Man soll die Christen lehren: wer den Armen gibt oder leihet dem Dürftigen, der tue besser als wenn er Ablaß lösete.

44. Denn durch das Werk der Liebe wächst die Liebe und der Mensch wird besser; durch den Ablaß aber wird er nicht besser, sondern nur freier von Strafe.

45. Man soll die Christen lehren, daß der, so seinen Nächsten siehet darben und dessenungeachtet Ablaß löset, der löset nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade.

46. Man lehre die Christen, daß, wo sie nicht übrig reich sind, sie schuldig sind, was zur Notdurft gehört für ihr Haus zu behalten und mitnichten für Ablaß zu verschwenden.

47. Man lehre die Christen, daß das Ablaßlösen ein frei Ding sei und nicht geboten.

48. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, wie er eines andächtigen Gebets für sich mehr bedarf, also desselben mehr begehre denn des Geldes, wenn er Ablaß austeilet.

49. Man soll die Christen lehren, daß des Papstes Ablaß gut sei, sofern man sein Vertrauen nicht darauf

setzet, dagegen aber gar schädlich, so man dadurch Gottes Furcht verlieret.

50. Man soll die Christen lehren: so der Papst wüßte der Ablaßprediger Drängen und Treiben, wollte er lieber, daß St. Peters Münster zu Asche brennete, denn daß es mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe sollte erbauet sein.

51. Man lehre die Christen, daß der Papst, wie er schuldig ist, also auch willig wäre, von seinem eigenen Gelde (und sollte gleich St. Peters Münster dazu verkauft werden) den Leuten auszuteilen, denen zumeist etliche Ablaßprediger das Geld abdringen.

52. Durch Ablaßbriefe vertrauen selig zu werden ist ein nichtig und erlogen Ding, wenngleich der Ablaßvogt — ja, der Papst selbst — seine Seele wollte dafür zum Pfande setzen.

53. Das sind Feinde Christi und des Papstes, die von wegen der Ablaßpredigt in andern Kirchen dem Worte Gottes ganz und gar Schweigen gebieten.

54. Es geschieht dem Worte Gottes unrecht, wenn man in einer Predigt ebensoviel oder mehr Zeit aufwendet, den Ablaß zu verkünden, als auf das Wort des Evangeliums.

55. Des Papstes Meinung kann nicht anders sein, als: wenn man den Ablaß (was das Geringste ist) mit Einer Glocke, Einer Prozession und Zeremonien begeht, so müsse man dagegen das Evangelium (was das Höchste ist) mit Hundert Glocken, Hundert Prozessionen und Hundert Zeremonien feiern.

56. Die Schätze der Kirche, davon der Papst den Ablaß austeilt, sind weder genugsam genannt noch bekannt bei der Gemeine Christi.

57. Daß es nicht zeitliche sind, ist daher offenbar, weil viele Prediger diese nicht so leichtlich dahingeben, sondern vielmehr aufsammeln.

58. Es sind auch nicht die Verdienste Christi und der Heiligen, denn diese wirken allezeit, ohne des Papstes Zutun, Gnade des innerlichen Menschen, und Kreuz, Tod und Hölle des äußerlichen Menschen.

59. St. Laurentius hat die Armen der Gemeine, genannt die Schätze der Gemeine oder Kirche; aber er hat das Wörtlein genommen wie es zu seiner Zeit bräuchlich war.

60. Wir sagen ohne Vorwitz, dieser Schatz seien die Schlüssel der Kirche, durch das Verdienst Christi geschenkt.

61. Denn es ist klar, daß zur Vergebung der Strafe und vorbehaltenen Fälle des Papstes Gewalt genug sei.

62. Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

63. Dieser Schatz ist aber billig der allerverhaßteste, denn er macht, daß die Ersten die Letzten werden.

64. Aber der Ablaßschatz ist billig der allerangenehmste, denn er macht aus den Letzten die Ersten.

65. Derhalben sind die Schätze des Evangelii Netze, in denen man vorzeiten die Leute des Mammon fischte.

66. Die Schätze des Ablasses aber sind Netze, womit man in jetziger Zeit den Mammon der Leute fischet.

67. Der Ablaß, den die Prediger für große Gnade ausrufen, ist freilich für große Gnade zu halten, insofern er großen Gewinn trägt.

68. Und doch ist er die allergeringste, verglichen mit der Gnade Gottes und des Kreuzes Gottseligkeit.

69. Es sind die Bischöfe und Seelsorger schuldig, mit Augen und Ohren aufzumerken, die Kommissarien des apostolischen (d. i. päpstlichen) Ablasses mit aller Ehrerbietung zuzulassen.

70. Aber vielmehr sind sie schuldig, mit Augen und Ohren aufzumerken, daß diese Kommissarien nicht statt päpstlichen Befehles ihre eigenen Träume predigen.

71. Wer wider die Wahrheit des apostolischen Ablasses redet, der sei Anathema und vermaledeiet.

72. Wer aber wider des Ablaßpredigers mutwillige und freche Worte Sorge trägt, der sei gebenedeiet.

73. Wie der Papst diejenigen billig mit Ungnade und Bann schlägt, die zu Nachteil des Ablaßgeschäftes irgendwie betrüglich handeln.

74. Soviel mehr trachtet er diejenigen mit Ungnade und Bann zu schlagen, die unter dem Vorwande des Ablasses zum Nachteil der heiligen Liebe und Wahrheit handeln.

75. Des Papstes Ablaß so hoch halten, daß er einen Menschen absolvieren könnte, wenn er gleich

10*

(unmöglicherweise zu reden) die Mutter Gottes gemißhandelt hätte, ist unsinnig.

76. Dagegen sagen wir, daß des Papstes Ablaß nicht die allergeringste tägliche Sünde hinwegnehmen könne, soviel die Schuld derselben belanget.

77. Daß man sagt, St. Petrus (wenn er jetzt Papst wäre) vermöcht nicht größere Gnaden zu geben, ist eine Lästerung wider St. Petrum und den Papst.

78. Dawider sagen wir, daß auch dieser und ein jeder Papst größere hat, nämlich das Evangelium, Kräfte, Gaben gesund zu machen usw. wie 1. Korinther 12.

79. Wer da sagt, das Kreuz, mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet, vermöge soviel als das Kreuz Christi, der lästert Gott.

80. Die Bischöfe, Seelsorger und Theologen, die da leiden, daß man solche Reden vors Volk bringen darf, werden dafür einst Rechenschaft ablegen müssen.

81. Solche unverschämte Predigt vom Ablaß macht, daß es selbst den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre und Würde gegen die Verleumdung oder doch vor den scharfen Fragen der Laien zu verteidigen.

82. Als zum Beispiel: warum entledigt der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegefeuer um der allerheiligsten Liebe willen und von wegen der höchsten Not der Seelen? welches doch die allerwichtigste Ursache ist; während er unzählig viel Seelen erlöset um des elenden Geldes willen für St. Peters Münster, welches doch die geringfügigste Ursache ist.

83. Ferner: warum bleiben die Begängnis- und Jahrzeiten der Verstorbenen stehen, und warum gibt er nicht wieder oder vergönnet zurückzunehmen die Pfründen, die den Toten zugut gestiftet sind, da es nunmehr doch unrecht ist, für die schon Erlöseten zu beten?

84. Ferner: was ist das für eine neue Heiligkeit Gottes und des Papstes, daß sie den Gottlosen und dem Feinde um des Geldes willen vergönnen, eine fromme und gottgetreue Seele zu erlösen, und wollen doch nicht vielmehr, um der großen Not derselben gottesfürchtigen und geliebten Seele willen, sie aus Liebe umsonst erlösen?

85. Ferner: warum die Satzungen von der Buße, nun längst in ihnen selbst mit der Tat und durch ihren Nichtgebrauch abgetan und tot, noch mit Geld gelöset werden durch Vergönnung des Ablaß, als wären sie noch in Kraft und lebendig?

86. Ferner: warum baut jetzt der Papst nicht lieber St. Peters Münster von seinem eigenen Gelde, denn von der armen Christen Gelde; während doch sein Vermögen sich höher erstreckt denn des reichsten Crassus Güter?

87. Ferner: was erläßt oder teilt der Papst denn denen mit, welche durch vollkommene Reue schon zu einer vollständigen Vergebung und Ablaß berechtigt sind?

88. Ferner: was könnte der Kirche Besseres widerfahren, als wenn der Papst, wie er's jetzt nur einmal tut, also hundertmal im Tage jedem Gläubigen diese Vergebung und Ablaß schenkte?

89. Wenn der Papst der Seelen Seligkeit mehr durch Ablaß denn durchs Geld suchet: warum hebt er denn vormals gegebene Ablaßbriefe auf und erklärt sie außer Kraft, so sie doch gleich kräftig sind?

90. Diese sehr spitzigen Fragen der Laien bloß mit Gewalt dämpfen und nicht durch angezeigten Grund und Ursach auflösen wollen, heißt die Kirche und den Papst den Feinden zum Spott und die Christen unselig machen.

91. Darum, wenn der Ablaß nach des Papstes Sinn und Meinung gepredigt würde, wären diese Einreden leichtlich zu verantworten, ja, sie wären nie vorgefallen.

92. Weg daher mit alle den Propheten, die da sagen zu der Gemeine Christi „Friede, Friede!" und ist doch kein Friede.

93. Aber wohl alle den Propheten, die da sagen zu der Gemeine Christi „Kreuz, Kreuz!" und ist doch kein Kreuz.

94. Man soll die Christen vermahnen, daß sie Christo ihrem Haupte durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen;

95. Und also mehr durch viel Trübsale als durch falschen Frieden ins Himmelreich einzugehen sich getrösten.

M. D. x v jj.

Wenn sich auch Luther bei dem Anschlag dieser Sätze über deren Tragweite noch keineswegs klar und auch nicht dessen bewußt war, daß er sich mit ihnen zu der herrschenden Lehre der Kirche in Widerspruch setzte, so hat er sich doch keinen Augenblick darüber getäuscht, daß es ein schwerwiegender und bedeutungsvoller Schritt war, den er damit getan, und daß er auf heftigen Widerspruch bei denen gefaßt sein mußte, die ein unmittelbares Interesse an dem Gewinn hatten, den ihnen der Ablaßhandel eintrug. Darum schickte er seine Sätze mit einem noch am Tage der Veröffentlichung in tiefster Ehrfurcht geschriebenen Briefe an den Erzbischof Albrecht von Mainz. Demütig beugte er sich vor dem erhabenen Kirchenfürsten. Er unterschrieb sich als: „unwürdiger Sohn Martin Luther, Augustinermönch," setzte aber auch hinzu: „berufener Doktor der Theologie." Aber die Demut, mit der er dem hohen Kirchenfürsten naht, hält ihn nicht ab, ihm freimütig die Wahrheit zu sagen und über das ruchlose Treiben derer, die in des Erzbischofs Namen Ablaß predigen, Klage zu führen, und diesen an die Rechenschaft zu erinnern, welche er für die seiner bischöflichen Sorge anvertrauten Seelen ablegen müsse. „O bester Gott," so schreibt er dem Erzbischof, „so werden die Seelen derer, die dir, bester Vater, anvertraut sind, zum Tode unterwiesen, und es entsteht und wächst für dich die Pflicht der Verantwortlichkeit für alle diese Seelen, deshalb vermochte ich nicht länger zu schweigen. — Aller Bischöfe erste und einzige Pflicht ist, daß das Volk das Evangelium lerne und die Liebe Christi. Nirgends hat Christus geboten, Ablaß zu predigen, aber das Evangelium zu predigen gebietet er inständigst." Eine Antwort hat Luther auf dieses Schreiben nicht erhalten. Der Kirchenfürst begnügte sich damit, Luthers Thesen nach Rom zu senden und Tetzel zu ermahnen, daß er seine Unterbeamten anweise, im Predigen und Reden über den Ablaß „Unschicklichkeiten" zu vermeiden, damit das „heilige Geschäft" nicht darunter Schaden leide.

Auch dem Bischof Scultetus von Brandenburg, zu dessen Sprengel Wittenberg gehörte, übersandte Luther die Thesen. Er erhielt von jenem nicht bloß eine freundliche Antwort, sondern später sandte jener sogar den Abt von Lehnin zu ihm, um ihm sagen zu lassen, daß er zwar die Sätze der christlich-katholischen Wahrheit gemäß finde, ihm aber doch rate, von der Sache abzulassen. Andere Bischöfe, denen Luther ebenfalls die Sätze übersandt hatte, zogen es vor, sich auszuschweigen.

Nach kaum vierzehn Tagen schon hatten die Sätze ganz Deutschland durchflogen und sie wurden auch bald in deutscher Sprache verbreitet. Überall fanden sie den Boden vorbereitet durch den Unwillen, den das schamlose Treiben des Ablaßhandels längst weithin erregt hatte. Nur hatte, wie Luther sich ausdrückt, „bis dahin niemand der Katze die Schellen anbinden wollen". Die Furcht vor dem lästernden Geschrei der Ablaßkrämer und der ihnen verbündeten Mönche hatte bis dahin jedermann zurückgeschreckt, wider dies Unwesen aufzutreten. Darum wurden Luthers Sätze als ein befreiendes Wort von vielen mit Freuden begrüßt. Ein Mönch zu Steinlausigk schrie beim Lesen derselben vor Freude laut auf und rief: „Der wird's tun, er kommt, darauf wir lange gewartet haben." Und andere sagten: „Jetzt kommt die Zeit, da die Finsternis aus der Kirche und Schule ausgerottet werden und die reine Lehre in die Kirche wieder einkehren wird." Andere freilich blickten mit Besorgnis auf den kühnen Mönch und sein Wagnis. „Gehe nur in deine Zelle, du guter Bruder, und bete: Herr, erbarme dich meiner," so sprach wohl mancher, da er meinte, daß man dem geringen Mönch bald die Wege weisen würde.

Während Luther in den nächsten Monaten, ohne sich mit der Ablaßfrage weiter zu beschäftigen, auf Katheder und Kanzel seine gewohnte Tätigkeit fortsetzte, traten von verschiedenen Seiten die heftigsten Gegner wider ihn auf. Allen voran donnerte Tetzel gegen Luther. Um dem Gegner als Theologe entgegenzutreten, erwarb er sich in Frankfurt a. O. die theologische Doktorwürde und veröffentlichte dann als solcher 106 Gegenthesen, die aber wahrscheinlich nicht von ihm selbst, sondern von dem gelehrten Frankfurter Theologen Conrad Wimpina verfaßt waren. Bei der zwischen Frankfurt und Wittenberg herrschenden Eifersucht hatte dieser ohnehin einen Groll auf die dortige Hochschule. In den Sätzen Tetzels wurde

die Frage über das Ansehen und die Gewalt des Papstes in den Mittelpunkt des Streites gestellt. „Man muß," sprach er aus, „die Christen belehren, daß das Urteil des Papstes in dem, was der Glaube verlangt und zur menschlichen Seligkeit nötig ist, schlechterdings nicht irren kann, und daß alle hergebrachten Glaubenssatzungen, für welche der päpstliche Stuhl sich ausgesprochen hat, unter die katholischen Wahrheiten gehören, wenn man sie auch in der Heiligen Schrift nicht vorfindet." Als Tetzels Streitsätze von einem Boten nach Wittenberg gebracht wurden, bemächtigten sich ihrer die Studenten, um sie zum großen Verdruß Luthers öffentlich zu verbrennen. Auch ein italienischer Dominikaner aus der Umgebung des Papstes, Silvestro von Prierio, schrieb eine Entgegnung auf Luthers Sätze, in denen er den „obskuren" Deutschen und seine „hündisch bissigen Sätze" so geringschätzig als möglich behandelte. Auch er stellte die Behauptung auf: „Der Papst sei die Kirche; wer der römischen Kirche das Recht bestreite, irgend etwas, was sie tue, zu tun, der sei ein Ketzer." Noch niemals hatte Luther die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in so unverschämter Nacktheit aussprechen hören, und er wollte es anfangs nicht glauben, daß eine solche Schrift einen hohen Kirchenbeamten zum Verfasser haben könne. Endlich trat auch ein bisher mit Luther befreundeter Mann, Johann Eck, Professor in Ingolstadt, wider ihn auf und bezeichnete Luthers Sätze, um sie zu verdächtigen, als „böhmisches Gift", d. h. als husitische Ketzerei.

Gerade durch diese Angriffe wurde Luther genötigt, seine Sätze näher zu begründen und auf dem Wege wahrer christlicher Erkenntnis fortzuschreiten. In einer für das deutsche Volk geschriebenen Erläuterung derselben, die er unter dem Titel: „Sermon von Ablaß und Gnade" erscheinen ließ, führte er bereits eine viel entschiedenere und zuversichtlichere Sprache gegen den Ablaß. Zugleich aber drängten ihn jene Angriffe zur Erörterung anderer Fragen, die mit dem Ablaßstreit zusammenhingen und von viel größerer Bedeutung waren, vor allem der Frage über die höchste Gewalt des Papstes in Glaubens- und Gewissenssachen, über die Wirkung der Sakramente u. a.

Zum ersten Male wird in dieser kleinen Schrift von Luther dem Ansehen des Papstes das der heiligen Schrift gegenübergestellt und der Nachweis geführt, daß diese keine Genugtuung nach erlangter Sündenvergebung erfordere. Der Ablaß, so führt Luther in dieser Schrift aus, ist nicht geboten, auch nicht geraten, sondern gehört zu den Dingen, die zugelassen und erlaubt sind. Für richtiger erklärt er es, daß niemand Ablaß löse. „Laßt die faulen und schläfrigen Christen Ablaß lösen." Zum Schluß heißt es dann: „Ob etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten, denn solche Wahrheit sehr schädlich ist dem Kasten, so achte ich doch solch Geplärre nit groß; sintemal das nit tun, denn etlich finstere Gehirne, die die Bibel nie gerochen."

Während sich schon dunkle Wetterwolken über Luthers Haupt zusammenzogen, wurde seine Tätigkeit in Wittenberg durch eine Reise nach Heidelberg unterbrochen, die er im Frühjahr 1518 in Angelegenheiten seines Ordens zu machen hatte. Er sollte dort einem Konvent der Augustinerklöster in Deutschland beiwohnen. Nur ungern erteilte Kurfürst Friedrich den Urlaub zu dieser Reise, denn er mochte seinen Luther in Wittenberg nicht lange missen. Vielleicht war er auch besorgt um dessen Sicherheit, denn es fehlte ihm ja schon jetzt nicht an vielen erbitterten Gegnern, die ihm unterwegs Nachstellungen bereiten konnten. Doch versah der Kurfürst Luther mit warmen Empfehlungen an den Bischof von Würzburg und an den Pfalzgrafen Wolfgang von Heidelberg. Von beiden ist der Mönch, der so viel von sich reden machte, freundlich aufgenommen worden. Der Pfalzgraf Wolfgang, ein Bruder des Kurfürsten von der Pfalz, lud ihn mit dem Ordensvikar Staupitz zu Gast und zeigte ihm die Herrlichkeiten des Heidelberger Schlosses. Die Verhandlungen des Konvents verliefen durchaus friedlich, ohne daß die Frage über den Ablaß erörtert wurde. Dagegen verteidigte Luther mit Geschick eine Reihe von Sätzen, in denen er auf Grund der Lehre des Apostels Paulus für die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein ohne das Verdienst eigener Werke eintrat. Eine schöne Frucht dieser Reise war die Bekanntschaft, die Luther in Heidelberg mit einer Anzahl von jün-

geren gleichgesinnten süddeutschen Theologen machte, die Gelegenheit hatten, seine Belesenheit in der Heiligen Schrift zu bewundern. Zu ihnen gehörte Johann Brenz, der nachmalige Reformator Württembergs, sowie Martin Butzer, der später auf die Verbreitung der Reformation in Straßburg und Süddeutschland den größten Einfluß geübt hat. So durfte Luther mit angenehmen Erinnerungen am 15. Mai von dieser Reise nach Wittenberg heimkehren. Hierher zurückgekehrt, brachte er zunächst eine Arbeit zum Abschluß, in welcher er seine Sätze über den Ablaß wissenschaftlich in lateinischer Sprache begründete. Sie erschien unter dem Titel: „Resolutionen“ und Luther widmete diese Rechtfertigungsschrift dem Papste Leo X. So weit war er damals davon entfernt, mit der Kirche brechen zu wollen. Auch in dieser Schrift erklärte er noch, daß er das Recht des Papstes, Ablaß zu spenden, nicht bestreiten wolle. Er will auch jetzt noch dem Papste gegenüber, dessen oberstes Hirtenamt in der Christenheit er unumwunden anerkennt, im Gehorsam und Unterwürfigkeit bleiben, und die Übereinstimmung mit der Kirche, in der er stand, nicht aufgeben. Aber zugleich führt er aus, daß der Christ zur Vergebung der Sünde, zur Versöhnung mit Gott allein durch den Glauben an die Verheißung Gottes lange, und daß die Absolution des Priesters ihn nur auf Grund dieser Verheißung der erlangten Vergebung gewiß mache. Christus, sagt er, hat nicht gewollt, daß des Menschen Seligkeit in der Hand oder Willkür eines Menschen stehe. In der vorliegenden Frage des Ablasses vermag er nicht, dem Papste oder dem römischen Stuhl das Recht der Entscheidung zuzugestehen, sondern allein einem allgemeinen Konzil, und den Verketzerungen gegenüber, die schon jetzt gegen ihn laut wurden, will er getrost auf eine solche Entscheidung warten. Aber andererseits fehlt es in dieser Rechtfertigungsschrift auch nicht an Stellen, aus denen hervorgeht, daß in ihm schon jetzt vor jeder solchen Entscheidung seine Überzeugung feststeht; er beruft sich auf sein Gewissen, das ihn von dem, was er über den Ablaß geschrieben, nicht weichen lasse. Das Schreiben, mit welchem Luther diese Rechtfertigungsschrift dem Papste übersandte, ist ebenso wie das obenerwähnte an den Erzbischof von Mainz im Tone der tiefsten Ehrerbietung vor dem Oberhaupt der Kirche abgefaßt. Am Schlusse seines Schreibens wirft er sich dem Papste demütig zu Füßen mit den Worten: „Belebe, töte, nimm an, verwirf, wie dir beliebt. Deine Stimme werde ich als die Stimme Christi erkennen, der in dir regiert und durch dich redet. Habe ich den Tod verdient, so werde ich auch dem Tode nicht entgehen, denn die Erde ist des Herrn und was darinnen ist.“ Wir sehen, Luther hatte noch keineswegs mit dem päpstlichen Stuhl gebrochen und er nahte dem Papste mit dem Vertrauen, daß die Stimme der Wahrheit bei ihm Gehör finden werde.

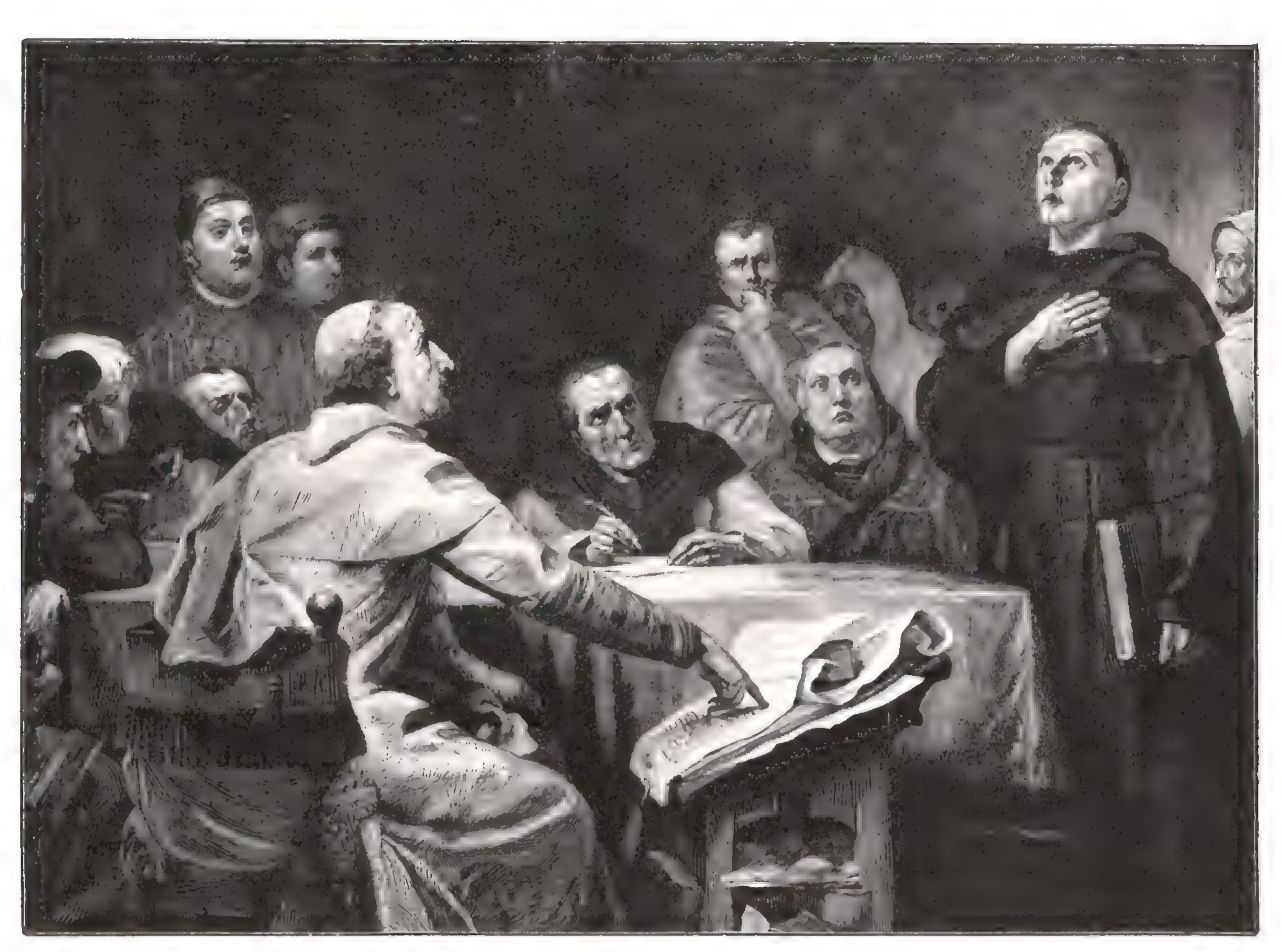
Leo X. aber war taub gegen Luthers Vorstellungen. Statt zu löschen, goß er Öl ins Feuer. Anfangs hatte er den Ablaßstreit nur für ein Mönchsgezänk gehalten, das sich bald legen werde; als er aber von der Aufregung vernahm, welche derselbe hervorgerufen, wollte er nun um so entschiedener die Sache mit Gewalt beenden. Ein Ketzergericht wurde eingesetzt und Luther aufgefordert, binnen sechzig Tagen in Rom vor demselben zu erscheinen. Luther erhielt die Berufung dorthin am 7. August. Noch ehe der Termin abgelaufen war, schrieb der Papst an den Kurfürsten Friedrich den Weisen und bat ihn, er möge sich auch von dem Schein der Schuld freihalten und Luther, das Kind der Bosheit, seinem Gesandten überliefern. Doch so willig waren die deutschen Fürsten nicht mehr, dem Papste zu gehorchen, zumal die Übergriffe und Gewalttaten des Papstes auf dem politischen Gebiete längst den Gegenstand bitterer Klage und heftiger Beschwerde in Deutschland bildeten. Auf diese Stimmung und auf die Zeitverhältnisse mußte auch der Papst Rücksicht nehmen. Auf Verwendung des Kurfürsten Friedrich wurde auf das Verhör Luthers in Rom verzichtet und seine Vernehmung durch den päpstlichen Gesandten Cajetan angeordnet, der sich damals auf dem Reichstage zu Augsburg befand. Demgemäß wurde Luther nach Augsburg beschieden. Von seinem Kurfürsten mit dem nötigen Reisegeld und guten Empfehlungsbriefen an einige vornehme Ratsherren versehen, machte er sich zu Fuß auf den Weg. Ein junger Wittenberger Mönch begleitete ihn.

Es war ihm doch bange zumute und er erzählt später: „Mein Gedanke unterwegs war: nun muß ich sterben, und oft sagte ich: ach, wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein.“

Am 7. Oktober langte er in Augsburg an. Es fehlte hier nicht an Männern, die sich freundlich seiner annahmen. So namentlich der angesehene Patrizier Dr. Conrad Peutinger und die Räte seines Kurfürsten. Luther ließ dem päpstlichen Legaten sogleich seine Ankunft melden, der sich auch bereit erklärte, ihn sofort zu empfangen. Die Freunde, denen er in Augsburg empfohlen war, rieten ihm aber, sich nicht eher vor dem päpstlichen Legaten zu stellen, als bis ein kaiserlicher Geleitsbrief zu seiner Sicherheit für ihn ausgestellt werde. Da der Kaiser Maximilian sich auf einem Jagdausflug befand, so dauerte es einige Tage, bis der Geleitsbrief in Luthers Hände gelangte. In dieser Zwischenzeit versuchte ein Italiener, der im Gefolge Cajetans nach Augsburg gekommen war, ihn schon vor der Zusammenkunft mit dem Kardinal zum Widerruf zu bewegen. In leichtfertiger und, wie Luther meint, echt italienischer Weise, stellte er ihm vor, daß es sich ja nur um die sechs Buchstaben handele: „Revoco“, ich widerrufe; damit wäre die Sache erledigt. Als Luther diese Zumutung zurückwies, fragte der Italiener: „Ob er mit dem Kardinal ein Ringelrennen anstellen würde,“ indem er hinzufügte: „ob er sich denn einbilde, daß Kurfürst Friedrich seinetwegen zu den Waffen greifen werde?“ Als Luther entgegnete, daß er das gar nicht wolle, fragte jener weiter, wo er denn zu bleiben gedenke, worauf Luther ruhig und gelassen antwortete: „Unter dem Himmel.“ Nachdem Luther inzwischen den kaiserlichen Geleitsbrief erhalten hatte, fand am 12. Oktober das erste Verhör vor dem päpstlichen Gesandten statt. Luther war zuvor belehrt worden, wie er sich einem so hohen Kirchenfürsten gegenüber zu benehmen habe. Er warf sich vor ihm zur Erde nieder, und auch als dieser ihn aufstehen hieß, blieb er noch längere Zeit auf den Knieen liegen. Der Kardinal redete ihn zunächst freundlich und väterlich an, forderte aber dann unbedingten Widerruf. Insbesondere sollte er die in seinen Ablaßsätzen enthaltene Behauptung widerrufen, daß der Schatz der Kirche nicht die Verdienste Christi und der Heiligen sei, weil diese auch ohne den Papst Gnade bewirkten, und sodann die andere, daß die rechtfertigende Gnade dem Sünder nicht durch das Sakrament der Buße an sich, sondern durch den Glauben zuteil werde. Den Hauptnachdruck aber legte der Kardinal auf den Widerruf des erstgenannten Satzes, weil es sich dabei um die Gewalt des Papsttums handelte. Luthers Berufung auf die Heilige Schrift, die über dem Ansehen des Papstes stehe, ließ der Kardinal nicht gelten. Von den anwesenden Italienern wurde dieselbe sogar verlacht. Cajetan beharrte auf der Forderung des Widerrufes, worauf Luther sich Bedenkzeit ausbat. Am folgenden Tage reichte Luther nach Beratung mit seinen Freunden eine schriftliche Erklärung ein, in welcher er sich dagegen verwahrte, irgend etwas gegen die Heilige Schrift, die Kirchenväter, die päpstlichen Erlasse oder die rechte Vernunft gesagt zu haben. Zugleich erbot er sich, seine Sätze öffentlich zu verantworten und überdies erklärte er sich bereit, sich dem Urteil der theologischen Doktoren von Basel, Freiburg, Löwen und Paris zu unterwerfen. Diese Anträge lehnte der Kardinal rundweg ab, dagegen gestattete er ihm auf die Fürsprache von Staupitz, eine schriftliche Verantwortung in betreff der ihm zum Vorwurf gemachten Punkte einzureichen. Schon am folgenden Tage wurde diese dem Kardinal von Luther überreicht. Noch bestimmter als in der mündlichen Verhandlung verfocht er in diesem Schriftstück den Grundsatz, daß die Heilige Schrift über der Autorität des Papstes stehe, und daß auch der Papst irren könne, und noch entschiedener betonte er die Notwendigkeit des Glaubens beim Sakrament. Doch unterließ er auch jetzt nicht, hinzuzufügen, daß er gern bereit sei, sich aus der Schrift eines Besseren belehren zu lassen. Er werde sich nicht schämen, Falsches zurückzunehmen. Nur solle man ihn nicht zwingen, etwas wider sein Gewissen zu tun, denn man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Den Kardinal aber bat er, sich für ihn beim Papste zu verwenden, daß dieser seine Seele, die nur das Licht der Wahrheit suche, nicht in die Finsternis hinausstoße.

Nochmals versuchte Cajetan, Luther zum Wider-

ruf zu bestimmen. Darüber kam es zu einem Wortwechsel. Wohl an die zehn Male, erzählt Luther, habe er versucht zu sprechen, aber ebensooft habe ihn der Kardinal niedergedonnert. Darüber vergaß sich auch Luther und fing an, in erregtem Tone zu erwidern. Eine Verständigung war unmöglich. Während Luther Gründe aus der Schrift für seine Widerlegung forderte, berief sich Cajetan immer nur auf die Autorität der Kirche und deren Gewalt, bis der letztere mit der gemessenen Forderung: „widerrufe“ die Unterredung abschloß, indem er zugleich für den Fall der Verweigerung des Widerrufs ihn und alle seine Anhänger mit dem Banne und alle Orte, an denen er weile, mit dem Interdikte, d. h. mit der Versagung aller kirchlichen Gnadenmittel bedrohte, wozu er schon die päpstliche Vollmacht in Händen habe. Mit den Worten: „Gehe und komme mir nicht wieder unter die Augen, es sei denn, daß du widerrufest,“ wurde Luther aufs ungnädigste entlassen.



Luther vor Cajetan.
Nach W. von Lindenschmit.

Nach dem vergeblichen Verlaufe dieser Verhöre machte der päpstliche Legat noch den Versuch, Luther durch Staupitz zum Widerruf bewegen zu lassen. Dieser aber konnte mit Wahrheit versichern, daß er bereits alles getan habe, um Luther zu bestimmen, sich der Kirche demütig zu unterwerfen, wozu dieser sich auch bereit erklärt habe. Ein weiteres stehe nicht in seiner Macht. Der Kardinal möge ihn selbst nochmals zu überreden suchen. Darauf soll dieser erwidert haben: „Ich will nicht mehr mit dieser Bestie reden, denn er hat tiefe Augen und wunderbare Spekulationen in seinem Kopfe.“ Überdies waren Staupitz und Luther, wie auch dessen Freunde überzeugt, daß man

„den Welschen nicht trauen dürfe,“ und daß man auf einen Gewaltstreich des Kardinals gefaßt sein müsse. Dennoch ließ sich Luther durch Staupitz bewegen, noch einen letzten Beweis seiner Nachgiebigkeit zu geben, indem er ein demütiges Schreiben an den Kardinal richtete. Darin bat er ihn wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung, gestand auch zu, in der Sache vom Ablaß vielleicht ein oder das andere Wort zu viel gesagt zu haben, und versprach Stillschweigen,



Philipp Melanchthon.

wenn auch seine Gegner die Sache ruhen ließen. Aber er hat darauf nie eine Antwort erhalten.

Trotz des kaiserlichen Geleitsbriefes waren Luthers Freunde in Augsburg um seine Sicherheit besorgt und rieten ihm, Augsburg zu verlassen. Bevor er diesem Rate folgte, verfaßte er eine feierliche Berufung „von dem übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden“. Dieses Schriftstück legte er vor einem öffentlichen Notar nieder und ließ es auch an der Tür des Domes anschlagen. Gleichzeitig meldete er dem Kardinal seine Abreise. Damit er an dieser nicht noch im letzten Augenblicke verhindert werde, ließen ihn die Freunde in der Nacht vom 20. zum 21. Oktober durch ein geheimes Pförtchen der Stadtmauer und verschafften ihm ein Pferd, auf dem er, von einem des Wegs kundigen Ausreiter begleitet, davoneilte. In Nürnberg erfuhr er, daß der Legat von Rom den Befehl gehabt habe, ihn als Ketzer zu behandeln und sich seiner Person zu versichern. Er war also, noch ehe man ihn verhört hatte, als Ketzer verurteilt worden! Am Jahrestage seiner Streitsätze, den 31. Oktober 1518, langte er glücklich wieder in Wittenberg an. Bald darauf traf ein Schreiben des Kardinals Cajetan an den Kurfürsten in Wittenberg ein, worin dieser sich über Luther beschwerte und seine Auslieferung oder Vertreibung forderte. Aber Luther ließ sich dadurch von weiteren Kundgebungen nicht zurückschrecken: Er veröffentlichte einen Bericht über die Verhandlungen mit Cajetan, in welchem er mit noch größerer Entschiedenheit als zuvor das Papsttum angriff und die göttliche Einsetzung desselben bestritt. Bald darauf appellierte er in einer förmlichen und feierlichen Urkunde vom Papste an ein allgemeines christliches Konzil. Hierdurch hatte er mit Rom für immer gebrochen und mußte nun täglich des Bannfluches gewärtig sein. Jeden Augenblick war er zur Flucht bereit und dachte schon daran, nach Frankreich in die Verbannung zu gehen, um seinem Kurfürsten Verlegenheiten zu ersparen.

Aber auch jetzt noch zögerte man in Rom aus politischen Rücksichten mit den äußersten Maßregeln. Der Papst suchte den Kurfürsten durch das Geschenk „der güldenen Rose“ zu gewinnen, eine päpstliche Gnadenbezeugung, durch welche noch heute hohe, um die Kirche verdiente fürstliche Personen ausgezeichnet werden. Dadurch hoffte er ihn zu bewegen, Luthern den bisher gewährten Schutz zu entziehen. Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, der am Hofe des Kurfürsten in besonderer Gunst stand, wurde mit der Überbringung derselben beauftragt. Außer mit einem päpstlichen Schreiben, das viele Schmeicheleien für den Kurfürsten enthielt, war Miltitz mit einem zweiten päpstlichen Breve (Handschreiben) versehen, das den Kurfürsten aufforderte, er solle Miltitz in den Maßregeln beistehen, die derselbe gegen Luther, „das Kind

des Satans und den Sohn des Verderbens," beschlossen habe. Gleichlautende Schreiben an Spalatin, den Hofprediger des Kurfürsten, an den Magistrat von Wittenberg und viele andere führte Miltitz mit sich. Dieser hatte sich aber unterwegs schon überzeugt, daß in Deutschland überall die wärmste Teilnahme für den Mann herrschte, gegen den er ausgesandt war. Daher verstand er sich dazu, nochmals mit Luther freundlich zu verhandeln. Luther wurde zu einer Unterredung mit ihm nach Altenburg geladen, die im Januar 1519 stattfand. Was Cajetan durch Übermut und hochfahrendes Wesen nicht ausgerichtet hatte, das hoffte Miltitz durch Freundlichkeit und Milde zu erlangen. Er umarmte, küßte ihn und sagte ihm allerlei Schmeichelhaftes über seine Person und den Anhang, den er in Deutschland habe. „Wenn ich an die 25000 bewehrte Männer hätte," sagte er unter anderem, „getraute ich mir nicht, Euch nach Rom zu liefern, denn ich habe auf der ganzen Reise erforscht, was die Leute von Euch denken und habe erfahren, wo einer für den Papst ist, sind drei wider ihn und für Euch." Wiewohl Luther ihm nicht traute, erklärte er sich doch zum Frieden bereit, zumal Miltitz keinen Widerruf forderte. Er verstand sich dazu, einen demütigen Brief an den Papst zu schreiben und die Christen zum Gehorsam gegen die römische Kirche zu vermahnen. Ebenso erbot er sich von neuem, zu schweigen, wenn auch dem Widerpart Stillschweigen auferlegt werde.

Fast könnte es scheinen, als ob Luther in seiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen und als ob ihn eine Anwandlung von Reue überkommen wäre, daß die Sache so weit gediehen war. Doch — der Mensch denkt, Gott lenkt. Es lag nicht mehr in seiner Macht zurückzunehmen, was er, getrieben vom Geiste der Wahrheit, vor aller Welt ausgesprochen hatte. Er war nur das Werkzeug in Gottes Hand und der Unverstand und falsche Eifer seiner Feinde und Widersacher mußte dazu dienen, ihn auf dem betretenen Wege weiterzuführen und ihn in der Fortsetzung des Kampfes zu stärken, den er arglos begonnen hatte, ohne den Ausgang zu ahnen.

Dem gegebenen Versprechen gemäß beschränkte sich Luther in den nächsten Monaten wieder darauf, in aller Stille auf Katheder und Kanzel zu wirken; Scharen von Zuhörern versammelten sich um ihn, wie überhaupt die Universität Wittenberg von Jahr zu Jahr zu größerer Blüte gelangte. Nicht wenig trug dazu **Philipp Melanchthon** bei, der im Jahre 1518, kaum 21 Jahre alt, als erster Lehrer der griechischen Sprache dorthin berufen worden war. Es mag hier der Ort sein, auf die Person und die bis-



Melanchthons Geburtshaus in Bretten.

herige Entwicklung Melanchthons bis zu der Zeit, wo er unter Gottes sichtlicher Führung an Luthers Seite gestellt wurde, mit einigen Worten näher einzugehen.*) Es ist bedeutungsvoll für das Werk der deutschen Reformation, daß von den beiden Männern, die Gott zu den Hauptwerkzeugen der Erneuerung der Kirche sich ausersehen hatte, der eine dem im Herzen Deutsch-

*) Vgl.: Melanchthon-Büchlein zur 400jährigen Gedächtnisfeier des Geburtstages Philipp Melanchthons v. Hofpr. D. Bernh. Rogge.

11*

lands gelegenen Thüringer Walde entstammte, während der andere im Süden unseres Vaterlandes seine Heimat hatte. Philipp Melanchthon oder, wie er ursprünglich hieß, Philipp Schwarzerd, ist als der Sohn eines wohlhabenden und kunstreichen Waffenschmiedes in dem damals kurpfälzischen, jetzt zum Großherzogtum Baden gehörigen Städtchen Bretten am 16. Februar 1497 geboren. Das freundliche, von anmutigen Hügeln umgebene Städtchen liegt in dem Tale des Kraichgaues, das bei Bruchsal in die Rheinebene mündet, und mag in der Zeit, in welcher Philipp Schwarzerd hier das Licht der Welt erblickt hat, kaum 1500 Einwohner gezählt haben, die zum größten Teil von Ackerbau lebten. Zu den wenigen Gewerbetreibenden des Ortes gehörte Georg Schwarzerd, der Vater unseres Philipp, von dem uns berichtet wird, daß er als geschickter Schmiedemeister auch kunstvolle Waffen aller Art anfertigte. Kurfürst Philipp von der Pfalz ernannte ihn zu seinem Rüstmeister und auch von vielen andern Fürsten war er wegen der Trefflichkeit seiner Arbeit hochgeschätzt. Auch Kaiser Maximilian ließ sich in Meister Schwarzerds Werkstatt eine Rüstung anfertigen, die ihm in einem ritterlichen Zweikampfe mit einem Italiener so gute Dienste leistete, daß er dem Waffenmeister zum Danke dafür ein eigenes Wappen verlieh. Nachdem Georg Schwarzerd zuerst in seiner Vaterstadt Heidelberg seine Werkstatt gehabt hatte, war er nach seiner Verheiratung mit Barbara Reuter, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns, nach Bretten übersiedelt. Es ist wiederum von sinnvoller Bedeutung, daß Luther der Sohn eines Bergmannes war, der das Erz aus der Erde holte, Melanchthon der Sohn eines Waffenschmiedes, der aus dem gewonnenen Erze Schwerter, Helme, Schilde, Panzer schmiedete. Unser Philipp war das erste Kind seiner Eltern und er ist in seinem Vaterhause, in welchem der Geist ernster Gottesfurcht lebte, in strenger häuslicher Zucht aufgewachsen. Der Vater beobachtete mit großer Strenge die kirchlichen Gebräuche; jede Nacht pflegte er um Mitternacht von seinem Lager aufzustehen, um ein Gebet zu sprechen. Auch die Mutter hielt streng auf Gebet und fromme Übung und hat auch ihre Kinder, deren Zahl mit der Zeit auf fünf anwuchs, im Sinn und Geist der damaligen Zeit schon früh zu kirchlicher Frömmigkeit angehalten. Obwohl der kleine Philipp mit kindlicher Freude am Gottesdienst teilnahm und den liturgischen Formen mit Andacht folgte, so waren ihm doch hin und wieder die heiligen Legenden, die damals den Hauptinhalt der Predigt bildeten, recht verwunderlich. So erzählt er selbst, daß es ihn stutzig gemacht habe, als ein Mönch, den er in der Kirche predigen hörte, behauptete, die Sandalen des heiligen Franz von Assisi seien vom Holz des Baumes der Erkenntnis im Paradiese angefertigt gewesen.

Seinen ersten Unterricht erhielt er von dem Schulmeister von Bretten und als dieser von einer ansteckenden Seuche befallen wurde, von einem Hauslehrer, namens Unger. Den Unterricht des letzteren hatte der junge Philipp dem im vorigen Abschnitt erwähnten berühmten Gelehrten Johann Reuchlin zu verdanken. Dieser war ein Bruder seiner Großmutter, also der Großoheim unseres Philipp. Durch Unger, oder wie er auch genannt wird, Johann Hungarus, ist Melanchthon zuerst in die Kenntnis der lateinischen und griechischen Grammatik eingeführt worden, in der er es später zu einer so großen Meisterschaft gebracht hat. Obwohl Unger jeden grammatischen Verstoß mit Rutenschlägen rügte, hat ihm Melanchthon doch bis in sein Alter eine dankbare Anhänglichkeit bewahrt, und es ihm nachgerühmt, daß er es auch beim Schlagen nicht an der Mäßigung habe fehlen lassen. Insbesondere wußte Unger seinen Schüler zur Bescheidenheit, Geradheit und Wahrheitsliebe anzuhalten. Zeitlebens ist er dem von diesem Lehrer seinen Schülern eingeprägten Grundsatz: „Seid vorsichtig und gebt gerne nach“ getreu geblieben, und er hat diesen Rat zur Richtschnur seines späteren Lebens und Wirkens werden lassen.

Schon in seinem zehnten Jahre mußte Philipp Melanchthon den tiefen Schmerz erleben, daß ihm sein Vater am 27. Oktober 1507 durch den Tod entrissen wurde. Wenige Tage vor dem Vater war auch sein Großvater Reuter gestorben und dessen Witwe, Elisabeth Reuter, übersiedelte von Bretten in ihre Vaterstadt Pforzheim, wohin sie unsern Philipp und

dessen Bruder Georg mitnahm, um der Mutter die Sorge für deren Erziehung abzunehmen, während die letztere in Bretten zurückblieb. Mit der Großmutter nahm sich deren Bruder, der schon erwähnte Johann Reuchlin, des verwaisten Knaben hilfreich an. In Pforzheim war damals eine treffliche gelehrte Schule, auf die der zehnjährige Philipp nunmehr gebracht wurde. Unter der Leitung ihres Rektors Georg Simler machte Philipp in der Erlernung der alten Sprachen, außer der lateinischen und griechischen auch der hebräischen, rasche Fortschritte und so oft Reuchlin zum Besuche seiner Schwester nach Pforzheim kam, erfreute er sich an dem Lerneifer seines Großneffen und feuerte den strebsamen Knaben zu immer fleißigerem Studium an. Außer anderen Büchern, mit denen er ihn versah, schenkte er ihm eine griechische Grammatik und das von ihm selber verfaßte griechisch-lateinische Wörterbuch, das erste, das in Deutschland erschienen war. Reuchlin ist es auch gewesen, der den jungen Philipp veranlaßte, seinen deutschen Namen Schwarzerd mit dem griechischen „Melanchthon" zu vertauschen, denn er erkannte in dem reichbegabten Knaben die Anlage zur gelehrten Laufbahn, und es gehörte zur Sitte der damaligen Zeit, daß die Gelehrten ihre deutschen Namen in lateinische oder griechische verwandelten. Melanchthon aber ist die griechische Übersetzung von Schwarzerd, und unter diesem Namen ist Luthers Freund und Mitarbeiter später in aller Welt bekannt geworden, so daß sein ursprünglicher Vatersname fast in Vergessenheit geraten ist.

Melanchthon war erst zwölf Jahr alt, als er am 13. Oktober 1509 auf den Rat seines Oheims Reuchlin die Hochschule zu Heidelberg bezog und dort in die philosophische Fakultät eingeschrieben wurde. Freilich dürfen wir an die damaligen Universitäten überhaupt und an die zu Heidelberg insbesondere nicht den Maßstab der heutigen Hochschulen anlegen. Der auf ihnen erteilte Unterricht stand in seinen Leistungen vielfach noch weit hinter dem zurück, was heute auf der Tertia oder in der Sekunda unserer Gymnasien gelehrt und gelernt wird. Immerhin zeugt es von einer ungewöhnlichen Begabung, daß Philipp Melanchthon schon in einem so jugendlichen Alter unter die Zahl der Studierenden eingereiht werden konnte. Allerdings bedeutete das für ihn nicht etwa wie für die Studierenden heutzutage den Eintritt in eine ungebundene Freiheit, wie sie ja auch dem zwölfjährigen Knaben kaum zuträglich gewesen sein würde. Sein Unterkommen fand er in dem Hause eines hochbetagten Professors der Theologie, dessen freundliche Milde er noch in späteren Jahren rühmt, wenn ihm auch sein Unterricht wenig Anregung geboten zu haben scheint. Überhaupt war es in Heidelberg in dieser Beziehung damals übel bestellt. Das am Ende des 15. Jahrhunderts neuerwachte wissenschaftliche Leben hatte zwar auch hier an dem Hofe des Kurfürsten Philipp von der Pfalz eine Pflegestätte gefunden, aber die Hochschule war von der geistigen Bewegung des Humanismus ziemlich unberührt geblieben, und nach dem Tode des Kurfürsten hatten die Vertreter dieser Richtung Heidelberg zum größten Teile wieder verlassen. Als Melanchthon die Hochschule bezog, stand sie wieder ganz unter dem Einfluß einer geisttötenden Schulgelehrsamkeit, aus welcher der strebsame Knabe wenig Nutzen ziehen konnte. Er war daher fast ganz auf eigene Studien angewiesen, und da er keine Anleitung fand, las er ohne Wahl, was ihm gerade unter die Hände fiel. Um so wertvoller wurde ihm der Verkehr und die Freundschaft mit einigen für die humanistischen Studien begeisterten Mitschülern, unter denen der später in der Geschichte der Reformation bekannt gewordene Johann Brenz aus Württemberg sowie Martin Butzer, der nachmalige Reformator des Elsaß, hervorzuheben sind. Auch mit Peter Sturm, einem Patriziersohn aus Straßburg, ist Melanchthon in Heidelberg bekannt geworden. Durch diesen lernte er die Schriften Geylers von Kaisersberg kennen, dessen Predigten er mit Andacht und Begeisterung las. Durch diese Freunde wurde auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den noch im Knabenalter stehenden Studenten gelenkt, der sich in der griechischen Sprache Kenntnisse erworben hatte, wie sie auf deutschen Hochschulen damals nur selten zu finden waren. Als einer der Professoren gelegentlich in einer Vorlesung eine Frage aufwarf, zu deren Lösung es der Kenntnis der

griechischen Sprache bedurfte, sagte er: „Wo finde ich einen Griechen?“ Alle Studenten riefen sofort: „Melanchthon, Melanchthon,“ ein Beweis, welcher Achtung er sich damals schon bei seinen Mitschülern zu erfreuen hatte. Durch seinen eisernen Fleiß und sein unermüdliches Streben gelang es ihm, schon mit vierzehn Jahren die Würde eines Bakkalaureus der freien Künste zu erlangen. Es war dies der erste Schritt auf der Laufbahn eines künftigen akademischen Lehrers. Am 12. Juni 1511 hat Melanchthon die für diese Würde erforderliche Prüfung bestanden. Als man ihm aber ein Jahr später den Magistergrad, den er zu erwerben suchte, um seiner großen Jugend willen versagte, beschloß er auf den Rat seines väterlichen Freundes und Großoheims Reuchlin und seines Pforzheimer Lehrers Simler, im September 1512 die Universität Heidelberg mit der zu Tübingen zu vertauschen. Hier herrschte ein besserer Geist und ein regeres Leben als auf der Hochschule seiner pfälzischen Heimat. Die humanistischen Bestrebungen hatten hier bereits feste Wurzeln gefaßt. In allen Fächern des Wissens zeigte sich der Drang nach Befreiung von den alten Fesseln und nach Aneignung der wiedergefundenen Schätze des Altertums. Für das Griechische gab es freilich auch in Tübingen noch keinen Lehrstuhl und ebensowenig für das Hebräische. Für beide Sprachen sah sich Melanchthon daher auch jetzt wieder auf Privatstudien angewiesen. Im Griechischen gewann er an dem damals schon dreißigjährigen Oecolampad, dem späteren Reformator von Basel, einen eifrigen Genossen. Er las mit ihm gemeinsam die griechischen Dichter und erweiterte dadurch seine Kenntnisse in dieser Sprache in dem Maße, daß er sogar mit dem Gedanken umging, die Schriften des Aristoteles in der Ursprache herauszugeben. Neben den alten Sprachen beschäftigte er sich auch mit andern wissenschaftlichen Fächern. Von bewunderungswürdigem Wissensdrange getrieben, wollte er alle Gebiete des Wissens durchwandern. Er hörte Vorlesungen über Rechtswissenschaft und Medizin und mit besonderer Vorliebe trieb er Mathematik, Erdbeschreibung und Himmelskunde. Vor allem aber ist der Aufenthalt in Tübingen für Melanchthons weitere Entwicklung dadurch von entscheidender Bedeutung geworden, daß er sich hier auch dem Studium der Theologie zugewandt hat. Es war nicht die Vorbereitung für den geistlichen Beruf, die ihn in die Hörsale der Theologie führte; nur der Drang nach umfassendem Wissen war es, der ihn zur Beschäftigung mit der Krone aller Wissenschaften trieb. Auch ist das, was ihm in Tübingen in diesem Fache geboten wurde, recht dürftig und unbedeutend gewesen. Die Vertreter der Gottesgelehrtheit bewegten sich ganz in ausgetretenen Geleisen und beschränkten sich darauf, die hergebrachte kirchliche Lehre zu verteidigen. Noch weniger Anregung fand er in den Predigten, die er zu Tübingen oder in Stuttgart, wenn er dort seinen Großoheim besuchte, von den Kanzeln zu hören bekam. Meist waren es die plumpesten Geschichten von Heiligen und Wundern, abgeschmackte Verketzerungen der Gelehrten und Dichter oder schamlose Aufforderungen zu Opferspenden und Geschenken an die Kirche, die den Inhalt der Predigten bildeten. Den reichsten Ersatz für das, was seine suchende Seele in den Vorlesungen der Professoren und auf den Kanzeln der Predigermönche vermißte, hat er in einem Buche gefunden, das ihm sein väterlicher Freund Reuchlin eines Tages schenkte. Es war eine in Basel gedruckte lateinische Bibel in Oktavformat, die bald sein größter Schatz wurde, den er fortan stets bei sich trug. Freilich war es nur eine lateinische Übersetzung der Heiligen Schrift mit vielen Fehlern und Mängeln, aber es wurde ihm doch täglich ein immer größerer Genuß, sich in Gottes Wort zu vertiefen und aus der Quelle zu schöpfen, aus der Geist und Leben strömt. Noch in seinem spätesten Alter hat er den Segen gerühmt, den ihm das fleißige Lesen in dieser lateinischen Bibel eingetragen hat. „Als Jüngling,“ so sagt er einmal in seinen späteren Jahren, „war mir der biblische Text schon geläufig; ich las ihn eifriger, als es jetzt von jungen Leuten geschieht.“

Am 25. Januar 1514 erlangte Melanchthon nach wohlbestandener Prüfung, als der erste von elf Bewerbern, die Magisterwürde, für die er in Heidelberg noch nicht als reif genug befunden worden war. Mit ihr hatte der lernbegierige noch nicht ganz siebzehn-

jährige Jüngling das Recht erlangt, selbst akademische Vorlesungen zu halten.

Als im Jahre 1516 der berühmteste Vertreter der humanistischen Richtung in Tübingen, Professor Heinrich Bebel, gestorben war, trat Melanchthon als Lehrer der Beredsamkeit und der Geschichte an dessen Stelle. In einer Gelehrtengesellschaft, in welcher Melanchthon lernbegierige Jünglinge um sich versammelte, die sich als begeisterte Anhänger Reuchlins selbst die Reuchlinisten nannten, erteilte er Unterricht in der griechischen Grammatik, deren Kenntnis in damaliger Zeit auf den deutschen Hochschulen noch wenig verbreitet war. Er verfaßte eine im Jahre 1518 erschienene griechische Sprachlehre, die über hundert Jahre in vielen Schulen Deutschlands in Gebrauch geblieben ist. In dieser Anfangszeit seiner Lehrtätigkeit hat Melanchthon auch an dem in einem früheren Abschnitt erwähnten Streit seines Oheims und Ratgebers Reuchlin mit dem ehemaligen Juden Pfefferkorn und den Kölner Dunkelmännern lebhaften Anteil genommen. Mit einem gleichgesinnten Freunde Reuchlins gab er die erwähnten Briefe heraus, die hervorragende Gelehrte aus allen Gegenden an Reuchlin gerichtet hatten, um zu zeigen, daß alle wahrhaft Gebildeten auf Reuchlins Seite standen. Ob Melanchthon auch an den berühmten Briefen der Dunkelmänner Anteil gehabt und zu ihnen Beiträge geliefert hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Gewiß aber ist, daß er an der wohlverdienten Züchtigung, die den Feinden Reuchlins in ihnen widerfuhr, seine helle Freude gehabt hat.

Schon während des Aufenthaltes in Tübingen war Melanchthons wissenschaftlicher Ruf fest begründet und weit verbreitet, so daß der größte Gelehrte der damaligen Zeit, Erasmus, von ihm schreiben durfte: „Mein Gott, zu welchen Hoffnungen berechtigt der noch dem Jünglings-, ja, noch dem Knabenalter angehörige Melanchthon, der in der Kenntnis beider



Friedrich der Weise.

Sprachen, der lateinischen und der griechischen, gleich hoch steht.“

Auf Reuchlins Empfehlung wurde Melanchthon im Jahre 1518 von Kurfürst Friedrich dem Weisen nach Wittenberg berufen, und dadurch an Luthers Seite geführt. Kurfürst Friedrich hatte sich an Reuch-

lin mit der Bitte gewandt, ihm für seine neugegründete Hochschule einen Lehrer im Griechischen zu empfehlen, und dieser wußte ihm keinen besseren zu nennen, als Melanchthon, „seinen gesippten Freund,“ wie er diesen in seinem Antwortschreiben an den Kurfürsten nennt. „Er wird,“ so fügt er hinzu, „der hohen Schule und Ew. Kurfürstlichen Gnaden zu Ehren, Lob und Nutzen dienen. Ich weiß unter den Deutschen keinen, der über ihm wäre, ausgenommen Erasmus von Rotterdam, der aber ist ein Holländer und übertrifft alle andern im Latein.“



Melanchthons Wohnhaus in Wittenberg.

Am 25. August 1518 traf Melanchthon in Wittenberg ein. Der erste Eindruck, den die kleine Elbstadt, die nun seine neue Heimat werden sollte, auf ihn machte, mag kein sehr ermutigender gewesen sein. Mit ihren niedrigen, kleinen, meist hölzernen Häusern war sie, wie schon früher erwähnt, damals einem Dorfe ähnlicher als einer Stadt. Aber auch von ihm waren seine neuen Kollegen, in deren Kreis er nun eintreten sollte, nach dem Rufe, der ihm vorangegangen war, bei seinem ersten Erscheinen sehr enttäuscht. In seiner Jugendlichkeit und bei seinem zarten Körperbau glich er mehr einem Knaben als einem schon gereiften Manne. Dabei zeigte er in seiner Schüchternheit ein beinahe linkisches Benehmen. Doch schon durch die Rede, mit der er wenige Tage nach seiner Ankunft vor versammelter Universität seine Vorlesungen eröffnete, gelang es ihm, sich schnell die Herzen der Universitätslehrer zu gewinnen und die Bedenken, die seine dürftige Erscheinung erwecken konnte, zu beseitigen. Schon in dieser Antrittsrede erklärte er es für die Aufgabe der klassischen Studien, daß sie die Theologen lehren sollten, aus dem reinen Urquell der Heiligen Schrift zu schöpfen. Er selbst hielt neben einer Vorlesung über den Homer auch eine neutestamentliche. Ein begeisterter Eifer für die griechische Sprache erfaßte die Studierenden in Wittenberg; neben Jünglingen saßen gereifte Männer, saß auch Luther zu den Füßen des Jünglings. Sehr bald schloß Luther, der die hohe Begabung und geistige Bedeutung des jugendlichen Gelehrten erkannte und neidlos rühmte, die innigste Freundschaft mit ihm. Es gibt fast kein Beispiel, daß Luther sich jemals wieder einem andern so schnell in Freundschaft erschlossen hätte, und das einmal angeknüpfte Band wurde durch die Gemeinschaft der Gesinnungen, Überzeugungen und Bestrebungen, in denen die beiden Männer sich zusammenfanden, je länger je mehr befestigt, und wenn auch im Verlauf der Jahre hin und wieder eine Verstimmung zwischen ihnen eingetreten ist, so wurde sie doch durch die gegenseitige Achtung, die sie zueinander hinzog, immer wieder glücklich überwunden.

Noch an demselben Tage, an welchem Melanchthon seine Antrittsrede gehalten hatte, schrieb Luther an Spalatin, den Hofprediger des Kurfürsten: „Melanchthon hat eine Rede gehalten, so gelehrt und so schön, zu solcher Bewunderung aller Anwesenden, daß es nicht mehr nötig ist, daß du uns ihn empfiehlst; wir haben alsbald von seiner äußeren Erscheinung abgesehen, und können uns nur Glück wünschen und dem Fürsten danken. Solange wir ihn haben, wünsche ich keinen anderen griechischen Lehrer.“ In dem bewundernden Lobe der reichen Gaben und Kenntnisse Melanchthons weiß sich Luther nicht genug zu tun. „Was wir wissen in den Wissenschaften,“ bezeugt Luther einmal, „das danken wir Philipp.“ „Er ist zwar ein schlichter Magister, aber auch ein Doktor über alle Doktores.“ „Wir sind glücklich, daß wir ihn haben,“

schreibt er ein anderes Mal, „und verwundern uns seiner großen Gaben." „An Philipp Melanchthon, Schwarzerd, den Griechen, Lateiner, Hebräer, Deutschen, der niemals barbarisch spricht," richtet er eine Einladung zum Abendessen. „Philippi Zeugnis," heißt es ein ander Mal, „achte ich in meiner Sache allezeit vor jedermann höher, denn sonst irgend eins, und ich schäme mich nicht, obwohl Magister der Künste, der Weltweisheit und Theologie, meine Meinung zu verlassen, wenn dieses Grammatisten Sinn dawidersteht." Zu dieser Bewunderung gesellte sich bald auf seiten Luthers die innigste persönliche Liebe, die ihn zu ihm hinzog. „Melanchthon," schreibt er beglückt, „ist ein wunderbarer Mensch, ja, an dem sich nichts findet, was nicht übermenschlich wäre; mit mir jedoch höchst vertraut und befreundet." Aber nicht minder stark als Luther zu Melanchthon, zog es diesen wiederum zu Luther hin. Melanchthon war bald von der gewaltigen Persönlichkeit Luthers ganz hingenommen. „Viel wunderbarer ist Martinus, als daß ich ihn mit Worten abbilden könnte," schreibt er, „so oft ich ihn betrachte, kommt er mir immer wieder größer vor." Als ihn sein väterlicher Freund Reuchlin im Jahre 1519 nach Ingolstadt zu ziehen versuchte, wohin dieser damals selbst übersiedelt war, konnte sich Melanchthon nicht entschließen, sich von Luther zu trennen. „Sterben will ich lieber, als mich von Luther wegreißen lassen," schreibt er zurück; „selbst über mein Leben geht mir Martins Wohl, so daß für mich nichts betrübender sein könnte, als wenn ich ihn entbehren müßte." Luthers Einfluß auf Melanchthon bewirkte bald, daß der letztere sich von der Beschäftigung mit den Klassikern des Altertums immer mehr der Theologie zuwandte, während dieser wieder durch seine Beherrschung der griechischen Sprache dem Freunde die wesentlichsten Dienste leistete. Um Melanchthon dauernd an Wittenberg zu fesseln, erwirkte Luther beim Kurfürsten für ihn eine Verbesserung seines anfangs sehr spärlichen Gehaltes. Auch bestimmte er ihn, um ihn immer mehr in die Beschäftigung mit der theologischen Wissenschaft hineinzuziehen, die Würde eines Bakkalaureus und später eines Magisters der Theologie zu erwerben, um die ordentliche Befugnis zu theologischen Vorlesungen über die Heilige Schrift zu besitzen. Dagegen hat Melanchthon in seiner demütigen Bescheidenheit den Titel eines Doktors der Theologie jederzeit abgelehnt, weil er dafür hielt, daß er damit eine Verantwortlichkeit und Pflichten übernehmen würde, denen er sich nicht gewachsen glaubte. Er hat sich zeitlebens nur Magister nennen lassen, obschon er durch seine Schriften und durch den Einfluß, den er auf die Studierenden zu Wittenberg ausübte,



Melanchthons Lieblingsplatz im Garten zu Wittenberg.

ganz eigentlich als der Doktor der evangelischen Kirche gelten darf.

Luthers Teilnahme und Fürsorge für den jungen Freund erstreckte sich aber nicht bloß auf dessen wissenschaftliche Tätigkeit, sondern auch auf sein leibliches Wohl. Die Arbeitslast, die Melanchthon auf sich genommen hatte, ließ ihm keine Zeit, auf seine Gesundheit Bedacht zu nehmen, wozu er bei seinem zarten Körper doppelt Veranlassung gehabt hätte. Es fehlte ihm an jeder häuslichen Bequemlichkeit und Behaglichkeit und er selbst war auch so bedürfnislos, daß er darauf geringen Wert legte. Mit dem Apostel Paulus hatte er es gelernt, sich mit wenigem genügen zu lassen. Daher

drangen Luther und andere Freunde unablässig in den jungen Magister, daß er sich durch Verheiratung eine eigene Häuslichkeit gründen möchte. Melanchthon meinte anfangs zum Heiraten keine Zeit zu haben. Er befürchtete, daß seine Studien, die sein höchstes Vergnügen waren, darunter leiden möchten. Aber Luther und andere Wittenberger Freunde ließen nicht nach, ihm immer wieder zuzureden und stellten ihm vor, daß er gerade, um seinen Studien recht leben zu können, der Fürsorge einer umsichtigen Hausfrau bedürfe. Endlich gab er nach und entschloß sich, den ihm anfangs verhängnisvoll erscheinenden Schritt zu tun. Man kann daher mit Recht sagen, daß der schüchterne, unbeholfene Gelehrte eigentlich von seinen Freunden, allen voran von Luther, verheiratet worden ist, als er dreiundzwanzig Jahre alt, am 25. November 1520, mit Katharina Krapp, der Tochter des Wittenberger Bürgermeisters, den Ehebund schloß. Die Erwählte war eine ihm gleichaltrige, zierliche und wohlgesittete Jungfrau. Melanchthon selbst nennt die Käthe Krappin „ein Mädchen von solchen Eigenschaften und solcher Gemütsanlage, wie ich's vom Himmel nur wünschen konnte." Mit Mühe war Melanchthon zu bewegen, am Tage der Hochzeit seine Vorlesungen auszusetzen, was er den Studenten durch ein lateinisches Distichon am Anschlagbrett der Universität ankündigte, das in deutscher Übersetzung lautet:

Von den Studien schafft Philippus heut freundliche Muße,
Trägt mit Paulinischem Wort heilige Lehren nicht vor.

An der Hochzeitsfeier nahmen auch Luther und dessen Eltern teil, sowie viele ehrbare und gelehrte Leute aus Wittenberg. Nachdem sich Luther dann selbst einen Hausstand gegründet hatte, ging die Freundschaft der Männer auch auf die beiderseitigen Häuser und Familien über. An allen freudigen wie schmerzlichen Ereignissen des einen Hauses wurde auch in dem andern der herzlichste Anteil genommen. Dabei erleichterte die nahe Nachbarschaft den Verkehr herüber und hinüber, denn Melanchthons Haus in der Collegienstraße ist nur wenige hundert Schritte vom Augustinerkloster entfernt, in welchem sich Luthers Wohnung befand. In allen Fragen, welche die Zeit bewegten, in allen Sorgen um den Fortgang des Reformationswerkes, in dem Kampf der Geister, in deren Mittelpunkt die beiden Männer standen, fand zwischen ihnen ein ununterbrochener Gedankenaustausch statt. Noch heute steht auf dem Hofe hinter dem Melanchthonhaus ein Birnbaum, der an denjenigen erinnert, unter dessen Schatten die beiden Reformatoren manche Stunden in ernstem und traulichem Gespräch gesessen haben.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu Luther und dem weiteren Verlauf des von ihm begonnenen Ablaßstreites zurück. Wir haben oben gesehen, wie Luther in der Verhandlung mit dem päpstlichen Kammerherrn von Miltitz sich verpflichtet hatte, von weiterem Streit abzustehen, sofern auch seine Gegner diese Sache ruhen ließen. Er war auch entschlossen, dieses Versprechen zu halten. Ja, er gab einen weiteren Beweis seiner friedfertigen Gesinnung, indem er eine kleine für weitere Kreise des Volkes bestimmte Schrift veröffentlichte, in welcher er zwar nichts von dem, was er bisher über den Ablaß gesagt und geschrieben hatte, widerrief, aber doch den Ablaß als Ersatz für die von der Kirche verhängten Strafen gelten ließ. Zugleich enthielt aber diese Schrift auch die Mahnung, daß man in christlicher Liebe und Eintracht zur römischen Kirche sich halten solle, in welcher Petrus und Paulus und hundert Märtyrer ihr Blut vergossen, und auch trotz der ihr anhaftenden Sünden und Schäden ihrer Gewalt sich fügen solle, soweit es sich um äußerliche Dinge handle. Die Fragen, welche dabei in betreff der Lehre der Kirche in Betracht kamen, wie die von der Gewalt des Papstes in Glaubenssachen, von der Notwendigkeit des Ablasses zur Seligkeit, wollte er dem Austrag durch die Gelehrten vorbehalten wissen. Auch an den Papst richtete er, wie es mit Miltitz verabredet worden war, nochmals ein demütiges Schreiben, in welchem er sich gleichfalls zum Schweigen verpflichtete, wenn auch die Gegner schwiegen. „Vor Gott und der Welt," so heißt es in diesem Schreiben, „bezeuge ich, daß ich nicht die Absicht gehabt oder noch habe, die Gewalt der römischen Kirche oder Ew. Heiligkeit anzutasten, oder

irgendwie zu untergraben; vielmehr bekenne ich, daß die Gewalt dieser Kirche über alles geht, daß ihr nichts vorzuziehen ist, sei es im Himmel oder auf Erden, als allein Jesus Christus, der Herr unser aller.“ So hätte der Streit, wie Miltitz hoffte, „sich selbst zu Tode bluten“ können, wenn ihn nicht die Gegner Luthers angefacht hätten. Einer der heftigsten unter diesen war der Dominikaner Professor Dr. Eck zu Ingolstadt. Dieser hatte schon bald nach der Veröffentlichung der 95 Sätze wider den Ablaß, Luther, mit dem er früher befreundet gewesen war, in hämischer Weise angegriffen. Noch ehe Luther darauf erwidert hatte und ohne dessen Wissen war der Wittenberger Professor Dr. Carlstadt in eine schriftliche Fehde mit Dr. Eck eingetreten. Dieser hatte darauf eine öffentliche Disputation über die streitigen Punkte vorgeschlagen, und Carlstadt war mit großer Bereitwilligkeit auf diesen Vorschlag eingegangen. Luther selbst hatte während seiner Anwesenheit in Augsburg mit Eck darüber in friedlichster Weise verhandelt und durch seine Vermittlung war Leipzig als Ort der Disputation zwischen Eck und Carlstadt verabredet worden. Zu deren Vorbereitung ließ nun Eck eine Schrift erscheinen, in welcher zwölf Streitsätze aufgestellt waren, die vielmehr gegen Luther als gegen Carlstadt gerichtet waren. Auch bezeichnete Eck hierbei diesen ausschließlich als „Vorfechter“ Luthers. Nach diesem erneuten Angriff hielt sich Luther an das gegebene Versprechen, schweigen zu wollen, nicht mehr für gebunden, nachdem es auch die Gegner gebrochen



Luthers Einzug in Leipzig.

12*

hatten, und er forderte, in Leipzig selbst mit als Kämpfer zugelassen zu werden. Namentlich war er nun gesonnen, den Streit über das Papsttum und über die Behauptung, daß dem Papste in Glaubenssachen die höchste Entscheidung zustehe, mit aller Entschiedenheit aufzunehmen. Bei der Vorbereitung zu dem öffentlichen Kampfe mit Eck, die Luther in den Wintermonaten des Jahres 1519 mit allem Eifer betrieb, gelangte er immer mehr zu der Erkenntnis, daß die Gewalt, welche die Päpste mit der Zeit sich angemaßt hatten, wider das Evangelium sei. Das kirchliche Regiment des Papstes in äußeren Dingen will er auch jetzt noch gelten lassen, und wie aller weltlichen, von Gott geordneten Obrigkeit, so weiß er sich auch dem Papste in dieser Hinsicht zu Gehorsam verpflichtet. Aber wo es sich um Fragen des Glaubens und des Gewissens handelt, da hat für ihn auch der Gehorsam gegen den Papst seine Grenze. Luther ist in dieser Zeit bereits zu dem Grundsatz des evangelischen Protestantismus hindurchgedrungen, daß es für die Gesamtchristenheit kein anderes Haupt gibt als Christus. Die Kirche, das ist ihm klar geworden, ist nicht bloß in Rom, sondern nur da und überall da, wo Gottes Wort gepredigt und geglaubt wird, wo christlicher Glaube, Hoffnung und Liebe lebt, wo eine innerlich Christo als ihren Bräutigam verbundene Christenheit besteht. Diese allgemeine Kirche, sagt Luther, ist auch im Glaubensbekenntnis gemeint,



Dr. Eck.

wenn es sagt: „Ich glaube eine heilige katholische Kirche, die Gemeinde der Heiligen.“*) Da Luther seine neugewonnenen Anschauungen über das Wesen des Papsttums in einer von ihm verfaßten Schrift „Resolution (Gutachten) über die Gewalt des Papstes“ auch öffentlich ausgesprochen hatte, so wurde in weiten Kreisen mit um so größerer Spannung der Disputation entgegengesehen. Es fehlte nicht an Einflüssen, welche sie zu hintertreiben suchten. Namentlich war die theologische Fakultät zu Leipzig und der Bischof von Merseburg, als Kanzler der Leipziger Universität, ihr entgegen. Um so eifriger wurde ihr Zustandekommen von dem Herzog Georg von Sachsen betrieben, zu dessen Landgebiet Leipzig gehörte und der, wenn er auch ein erklärter Gegner Luthers war, doch an allen Fragen, welche die Kreise der Gelehrten bewegten, den lebhaftesten Anteil nahm. Es war diesem Fürsten ehrlich um die Wahrheit zu tun, und er wünschte, daß im Kampf um sie auch seine eigenen Gelehrten sich rüstig tummelten. Als er von den Bedenken der Leipziger Theologen gegen die Disputation hörte, äußerte er: „Sie fürchten sich wohl, in ihrem Müßiggang und Saufen gestört zu werden, und meinen, wenn sie einen Schuß hören, gleich, er träfe sie.“**) Herzog Georg ließ den großen Saal seines Schlosses, der Pleißenburg, für die Disputation einräumen. Der 27. Juni 1519 wurde zum Tag ihrer Eröffnung bestimmt. Nachdem Eck mit seinen Freunden schon vorher in Leipzig eingetroffen war, langten die Wittenberger, Carlstadt an ihrer Spitze, am 24. Juni in Leipzig an. Sie fuhren zum Grimmaischen Tor herein, und ihre Studenten, wohl 200 an der Zahl, liefen mit Spießen und Hellebarden neben dem Wagen her. Neben Luther saß Philipp Melanchthon im Wagen. An dem gedachten Tage wurde die Disputation mit großer Feierlichkeit eröffnet. Vier Tage lang stritten zuerst Eck und Carlstadt über die Frage vom freien Willen des Menschen und dem Verhältnis desselben zur göttlichen Gnade. Am 4. Juli begann die Disputation zwischen Luther und Eck. Dieselbe bewegte sich haupt-

*) Köstlin, Luthers Leben. S. 145.
**) Köstlin, Luthers Leben. S. 148.

sächlich um die Frage, ob der Papst seine Oberhoheit aus göttlichem oder nur aus menschlichem Rechte besitze; außerdem wurde über das Fegefeuer, den Ablaß und die Buße verhandelt. Eck warf Luther husitische Ketzereien vor. Als Luther erwiderte, daß die husitische Lehre auch viel Wahres enthielte, wie z. B. daß der Glaube an die Oberhoheit des Papstes nicht zur Seligkeit nötig sei, rief Herzog Georg, indem er beide Arme in die Seite stemmte, mit lauter Stimme: „Das walt die Sucht!“ Wiederholt führte Luther im Verlauf der Verhandlungen aus, daß auch ein Konzil irren könne, und daß nichts unfehlbar sei, außer dem Worte Gottes. Melanchthon, der an dem Streite nicht unmittelbar beteiligt war, stand in ihm doch wie ein Schildträger seinem Ritter treulich zur Seite. Dann und wann flüsterte er ihm eine schlagende Beweisstelle aus den Kirchenvätern zu. Eck spürte den schlagfertigen Berater wohl, und rief Melanchthon ärgerlich zu: „Schweig, Philippe, bekümmere dich um deine Fächer und störe mich nicht.“



Luthers Disputation mit Dr. Eck.
Nach Trenkwalds Gemälde.

Am Schluß schrieben sich beide Seiten den Sieg zu und überhäuften sich nach Beendigung der Disputation gegenseitig mit den heftigsten Vorwürfen. Luther kehrte mißmutig nach Wittenberg zurück. Die Hoffnung, daß eine öffentliche Gelehrtenerörterung der Förderung der Wahrheit dienen werde, hatte sich nicht erfüllt. Dagegen verließ Eck triumphierend, von seinen Freunden gefeiert und von Herzog Georg mit Gunst und Ehre belohnt, die Stätte der Disputation. Schmähungen und persönliche Anklagen wider Luther waren fortan die Hauptwaffen, deren er sich bediente. Er beeilte sich, seine Großtat nach Rom zu berichten, nicht bloß um zum rascheren Vorgehen gegen Luther zu ermahnen, sondern um zugleich, wie später noch öfters, den gebührenden Lohn für die Bekämpfung des Ketzers zu erbitten. Auch an Kurfürst Friedrich schrieb er

noch vor der Abreise von Leipzig und forderte ihn auf, Luthers Bücher auf einem Haufen verbrennen zu lassen. Überall suchte er Luther als überführten Ketzer darzustellen.

Die wichtigste Folge der Leipziger Disputation war unzweifelhaft die, daß Luthers reformatorische Gedanken dadurch die weiteste Verbreitung gefunden hatten. Was bisher meist nur in den Kreisen der Gelehrten erörtert worden und nur vereinzelt über die allernächsten Kreise hinausgedrungen war, das war hier zum ersten Male in der Öffentlichkeit verhandelt worden. Besonders ermutigend für Luther war die Stellung, welche ein großer Teil des deutschen Adels zur Reformation einnahm. Franz von Sikkingen, Ulrich von Hutten, der Graf von Schauenburg stellten sich in voller Waffenrüstung dem beherzten Mönch zur Seite, bereit, für ihn das Schwert zu ziehen, oder ihn in ihren Burgen zu schützen wider der Feinde Überfall. Aber er, dessen feste Burg sein Gott, dessen beste Wehr und Waffe das zweischneidige Schwert seines Wortes war, lehnte solche Hilfe mit freundlichem Danke ab. Um so offener aber nahm er von jetzt an den Kampf gegen Roms Tyrannei und Geistesknechtschaft auf.

4. Das Entscheidungsjahr 1520.

Die Teilnahme an dem von Luther hervorgerufenen Ablaßstreit und an den damit im Zusammenhang stehenden kirchlichen und religiösen Fragen wurde für eine Zeitlang durch die veränderte Lage zurückgedrängt, welche in Deutschland mit dem am 12. Januar 1519 erfolgten Tode des Kaisers Maximilian eingetreten war. Monate hindurch wurden die Gemüter durch die Frage in Anspruch genommen, wer der Nachfolger Maximilians auf dem Kaiserthrone werden sollte. Dieser hatte in dem letzten Jahre seiner Regierung sich um die Nachfolge seines Enkels, des Königs Karl V. von Spanien bemüht. Diesem gegenüber trat König Franz I. von Frankreich als Bewerber auf, und zu gunsten desselben suchte Papst Leo X. die Wahl Karl V. anfangs mit allen Mitteln zu hintertreiben. In der Tat schien es eine Zeitlang, als sollte das Gold „des allerchristlichsten Königs" den Sieg davontragen. Drei Millionen Krontaler wollte Franz an seine Wahl wenden und leider rechnete er dabei nicht ohne Grund auf die Habsucht der deutschen Fürsten. Der Kurfürst von der Pfalz versprach dem Könige von Frankreich seine Stimme, ohne freilich die Verhandlungen mit dem Habsburger abzubrechen. Der Kurfürst von Trier ließ sich zu einem Abkommen mit Frankreich bewegen. Auch der Kurfürst von Köln und Kurfürst Joachim I. von Brandenburg liehen den Anträgen der französischen Gesandten ein geneigtes Ohr. Dem letzteren wurde das Angebot gemacht, die Tochter König Ludwig XII. von Frankreich zur Gemahlin des Kurprinzen zu bestimmen und dieser eine Mitgift von zweimalhunderttausend goldenen Sonnentalern zuzusichern, außerdem verpflichtete sich Franz I., den Kurfürsten nach erfolgter Wahl sofort zu seinem Statthalter zu ernennen. Auch der Bruder Joachims, Kurfürst Albrecht von Mainz, ließ sich durch Geld für die Wahl Franz I. bestimmen. Vielleicht wäre von Deutschland die Schmach abgewendet worden, daß die Kaiserwahl auf einen dieser beiden auswärtigen Bewerber fiel, wenn Kurfürst Friedrich von Sachsen, auf den sich die Blicke vieler deutschen Fürsten richteten, sich hätte entschließen können, die ihm angetragene Kaiserwahl anzunehmen. Wenn König Franz I. seine eigene Wahl nicht durchsetzen konnte, so hätte er der Wahl dieses Kurfürsten, der über keine erhebliche Hausmacht zu gebieten hatte, noch immer vor der seines mächtigen Nebenbuhlers den Vorzug gegeben. Aber Kurfürst Friedrich hatte nicht persönlichen Ehrgeiz genug, um nach der Kaiserwürde zu streben. Auch fühlte er sich schon zu alt, um die

bequeme Ruhe der kurfürstlichen Würde aufzugeben und die Wohlfahrt des sächsischen Hauses um des Reiches willen aufs Spiel zu setzen. Während unter den Kurfürsten noch hin und her verhandelt wurde, gab sich in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes ein immer lauterer Widerspruch gegen die Wahl des Königs von Frankreich und eine allgemeine franzosenfeindliche Stimmung kund. Auch die immer unverhohlenere Einmischung des Papstes zu gunsten dieses Bewerbers schadete diesem mehr, als sie ihm nutzte. Mit Entrüstung vernahm man in den Kreisen der Ritterschaft und der Städte, die hier einmal einig waren, daß der Papst den Kurfürsten ihre Wahl vorschreiben wollte. Wenn irgendwo, so schien es hier zutage zu treten, wie weit päpstliche Anmaßung und römischer Übermut schon gediehen waren. Der Kampf um die Kaiserkrone hat nicht wenig dazu beigetragen, das tiefgesunkene deutsche Nationalgefühl wieder zu wecken. So war in dem Kreise der Kurfürsten bereits eine teilweise Umstimmung zu ungunsten des Königs Franz I. eingetreten, als sie im Jahre 1519 in Frankfurt a. M. zur Wahl des neuen Kaisers zusammentraten. Karl V. galt, wenn auch sehr mit Unrecht, dadurch, daß sein Großvater mütterlicherseits dem Hause Habsburg angehört, doch wenigstens für einen deutschen Fürsten. Auch führte er den Titel eines Erzherzogs von Österreich. Zwar bestürmte man noch einmal den Kurfürsten von Sachsen, sich wählen zu lassen. Der Kurfürst von Trier suchte ihn einst bei Nacht auf und gab ihm die Zusage, einen Teil der Arbeit auf sich zu nehmen. Aber Friedrich vermochte auch jetzt nicht, sich zur Annahme zu entschließen. Er ging mit sich und seinen Begleitern zu Rate und lehnte ab. Am 28. Juni 1519 wurde Karl V. von Spanien einstimmig gewählt. Die Kosten des Erfolges beliefen sich auf zwölf Millionen Taler, freilich ein geringer Betrag im Vergleich zu demjenigen, den sich Franz I. die Kaiserwahl hat kosten lassen wollen. Das Verhalten der deutschen Fürsten bei dieser verhängnisvollen Kaiserwahl wird dadurch nicht minder verächtlich, daß sie sich jetzt mit geringeren Summen ihre Stimme abkaufen ließen.

Einem so mächtigen Fürsten, wie dem neugewählten gegenüber, waren die Kurfürsten um so mehr bedacht, die Rechte des Reiches und ihrer eigenen landesherrlichen Gewalt wahrzunehmen. Der neugewählte Kaiser mußte es sich gefallen lassen, daß seiner kaiserlichen Gewalt in der von ihm angenommenen Wahlkapitulation sehr enge Grenzen gezogen wurden. In den wichtigsten Angelegenheiten, hinsichtlich fremder Bündnisse, auswärtiger Kriege sollte er an die Genehmigung der Kurfürsten gebunden sein, aber auch keinen Reichstag, keine Reichssteuer sollte er ohne ihren Willen ausschreiben. Er mußte sich verpflichten, das Reichsregiment in seinem früheren Umfange wiederherzustellen, die deutschen Beschwerden gegen Rom zu vertreten. Er durfte Gesetze nur im Verein mit den Reichsständen ergehen lassen, niemanden ungehört in die Acht erklären.

Die unerquicklichen Vorgänge vor und bei der Kaiserwahl hatten dazu beigetragen, auch in Luther eine deutsch-nationale Stimmung und Gesinnung zu wecken. Dazu kam, daß Luther gerade jetzt, wohl hauptsächlich durch den Einfluß Melanchthons, mit den Hauptvertretern des Humanismus in nähere und persönliche Beziehungen getreten war. Bei Luthers erstem öffentlichen Auftreten hatte man in den humanistischen Kreisen nur Spott und Geringschätzung für dieses neue Mönchsgezänk gehabt. Schrieb doch Ulrich von Hutten noch im Jahre 1518, als er von Luthers Thesen wider den Ablaß hörte, einem Freunde: „In Wittenberg sei ein Krieg zwischen hitzigen Mönchen ausgebrochen, die gegeneinander schreien und klagen; es sei zu hoffen, daß sie sich gegenseitig auffressen werden." Erst der Verlauf der Disputation zwischen Luther und Eck hatte den Vertretern des Humanismus die Augen geöffnet für die Bedeutung des Kampfes, der hier für die höchsten Interessen des christlichen Lebens und wahrer christlicher Wissenschaft geführt wurde, und für die Größe des Mannes, der diesen Kampf so selbständig zu führen wagte. Während sie in Luther je länger je mehr einen Bundesgenossen ihrer eigenen Bestrebungen erkannten, war auf der anderen Seite in diesem selbst immer mehr das Gefühl des Deutschen rege geworden und der heilige Zorn über die Anmaßungen des römischen Stuhles,

unter denen besonders die deutsche Christenheit seit Jahrhunderten zu leiden gehabt hatte. Als der entschlossenste Vorkämpfer gegen diese Anmaßungen war gerade jetzt Ulrich von Hutten hervorgetreten, der, wie wir gesehen haben, Luther den Schutz seines Schwertes angeboten hatte. Es ist erklärlich, daß Luther, der es längst aufgegeben hatte, von den Bischöfen und dem geistlichen Stande eine Verbesserung der Kirche zu erwarten, nunmehr seine Hoffnung auf den Laienstand zu setzen begann. Auch von dem neuen Kaiser, dem „jungen Blute", wie er einmal sagte, hegte er große Erwartungen.

Luther hatte, noch bevor Ulrich von Hutten mit ihm selbst in Verbindung getreten war, im Februar 1520 die von diesem herausgegebene Schrift des „Laurentius Valla" erhalten, in welcher die angebliche Schenkung Constantins, auf welche die Päpste den weltlichen Besitz des Kirchenstaates gründeten, als eine Fälschung nachgewiesen war. Der Eindruck, den sie auf Luther machte, war ein überwältigender. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. So schlimm hatte er es sich doch nicht gedacht: „Guter Gott, welche Finsternis und welche Nichtswürdigkeiten der Römlinge! — Und solche unsaubere, grobe unverschämte Lügen hat man in die kirchlichen Gesetze aufgenommen, ja, sie sogar zu Glaubensartikeln gestempelt! Ich bin so in Angst, daß ich beinahe nicht mehr zweifle, der Papst sei recht eigentlich jener Antichrist, den die Welt nach allgemeiner Anschauung erwartet. So sehr paßt alles, was er lebt, tut, spricht und beschließt."*) Zweifellos hat auch diese Schrift dazu beigetragen, daß sich sein Herz unter schwerem inneren Kampfe immer mehr von der römischen Kirche loslöste, an der er bis dahin noch mit allen Fasern seines Lebens gehangen hatte. Immer mehr gelangte in ihm die Überzeugung zur Reife, daß es seine, des Christen, des Pfarrers, des Doktors der Theologie heilige Pflicht sei, selbst für eine Reformation einzutreten und ihr die Wege zu bahnen, wenn nicht durch die Kirche und ihre Machthaber, die am ersten dazu berufen seien, dann durch den Laienstand, den Kaiser, den Schutzherrn der Christenheit, die Fürsten, besonders auch den christlichen Adel, der jetzt vor allem dem Reformationsgedanken sich zuzuneigen schien. Aus dieser Überzeugung ist die gewaltige Schrift hervorgegangen, die Luther am 23. Juni 1520 unter dem Titel: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" erscheinen ließ. Luther hatte von seinem Vorhaben, sich an Kaiser Karl und den Adel deutscher Nation zu wenden und sie zum Kampf gegen die Tyrannei und die Nichtswürdigkeiten des päpstlichen Stuhles aufzurufen, den ihm innig befreundeten kurfürstlichen Hofprediger Spalatin Mitteilung gemacht. Vergeblich hatte dieser sowie auch Staupitz vor diesem Schritte zu warnen versucht. Die Warnung kam zu spät. Als ein abmahnender Brief von Staupitz in Luthers Hände kam, war die Schrift schon in 4000 Exemplaren gedruckt und verbreitet. Dem Hofprediger Spalatin aber antwortete Luther in Aneignung eines Wortes von Hutten: „Der Würfel ist geworfen, ich verachte die römische Wut und Gunst, ich will keine Versöhnung mehr mit ihnen, keine Gemeinschaft." „Die Zeit des Schweigens ist vergangen, die Zeit des Redens ist gekommen," so heißt es im Eingang dieser gewaltigen Schrift. Es gilt den Notruf: „ob Gott jemand den Geist geben wolle, seine Hand zu reichen der elenden Nation." „Die Romanisten," so führt er dann aus, „haben drei Mauern um sich gezogen, daß sie niemand hat mögen reformieren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist. Zum ersten, da man auf sie hat gedrungen durch weltliche Gewalt, haben sie gesagt, weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, geistliche sei über die weltliche. Zum andern, hat man sie mit der H. Schrift wollen strafen, setzen sie dagegen, es gebühre niemand die Schrift auszulegen, denn dem Papst. Zum dritten, drohete man ihnen mit Konzil, so erdichten sie, es möge niemand ein Konzil berufen, denn der Papst. Also haben sie drei Ruten uns heimlich gestohlen, daß sie mögen ungestraft sein, und sich in sichere Befestigung dieser Mauern gesetzt, alle Büberei und Bosheit zu treiben. Die Konzilien haben sie matt gemacht und dem Papst volle Gewalt gegeben über alle Ordnung

*) D. Kolde. Martin Luther. S. 246.



Karl V., deutscher Kaiser.

des Konzils, also daß gleich viel gilt, es seien viel Konzilien oder gar keine. Nun helfe uns Gott und gebe uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, auf daß wir diese stroherne und papierne Mauer auch umblasen.

Und nun geht er auf die erste Mauer los, den römischen Unterschied zwischen Laien und Priestern. „Man hat erfunden, daß Papst, Bischöfe, Priester, Klostervolk wird der geistliche Stand genannt, welches eine gar feine gleißnerische Erdichtung ist; doch soll niemand sich dadurch lassen einschüchtern. Denn alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied außer des Amtes halber allein. Alle, die Eine Taufe, Ein Evangelium, Einen Glauben haben, sind gleiche Christen. Denn die Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und Christenvolk. Die Taufe macht uns alle zu Priestern, d. h. gehören wir Christo an, so bedürfen wir keiner weiten Vermittlung und Vertretung bei Gott, sondern haben unmittelbaren Zutritt zu ihm. Die Weihe oder Ordination begründet keinen neuen höhern Stand, sondern gibt nur ein Amt, sie ermächtigt und berechtigt, das im Namen aller zu tun, was an sich jedem einzelnen als Christen zusteht. Des Bischofs Weihen ist nicht anders, denn als wenn man an Statt und Person der ganzen Sammlung einen aus dem Haufen nähme, die alle gleiche Gewalt haben, und ihm beföhle, dieselbe Gewalt für die andern auszurichten; gleich als wenn zehn Brüder, Königs Kinder, gleiche Erben, einen erwähleten, das Erbe für sie zu regieren, sie wären ja alle Könige und gleicher Gewalt, und doch einem zu regieren befohlen wird." Sobald man einem solchen das Amt nimmt, tritt er ganz in die Reihe der übrigen Christen zurück und ist ihnen in allem gleich. Und wie nun einigen Christen das geistliche Amt übertragen wird, so haben andere das Amt weltlichen Regierens und wieder andere, wie der Handwerker, der Bauer, stehen in weiteren Ämtern und Berufsarten. Diese Ämter machen Unterschiede unter den Christen, aber nicht für ihr Verhältnis zu Gott; und jeder Christ soll in seinem Berufe allen andern, soweit es ihm gewiesen ist, dienen. Von dieser Grundlage aus, daß Geistlich und Weltlich keinen andern Unterschied bilde, als des Amts und Werks halber allein, kommt er auf das Verhältnis von Kirche und Staat und entwickelt hier zum ersten Male den protestantischen Gedanken des selbständigen christlichen Staates auf Grund des allgemeinen christlichen Priestertums. Kirche und Staat sind ihm Seiten des einen christlichen Volkslebens, welches als eine höhere Einheit ihm vor Augen steht, und zwar zusammengehörige, ebenbürtige Seiten, so daß alle Glieder des Volkes beiden lebendig mitwirkend angehören sollen. Damit hat Luther den für die gesamte Entwicklung der neueren Geschichte wichtigen Grundsatz aufgestellt, daß der Staat und die weltliche Obrigkeit auf ihre Weise ebenso von Gottes Gnaden sind, wie die Kirche, und nicht ein weltlich irdisch Ding. — In dem sog. weltlichen alltäglichen Beruf kann und soll das allgemeine Priestertum aller Gläubigen ebenso geübt werden, wie in dem geistlichen im engeren Sinne. Die Beamten der Kirche haben Wort und Sakrament zu verwalten. Die weltliche Obrigkeit führt das Schwert und die Ruten in der Hand, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen. Die Lehre aber, daß die weltliche Obrigkeit die Geistlichkeit nicht strafen dürfe, ist von den römischen Schreibern erfunden, um sich der weltlichen christlichen Gewalt zu entziehen. — Darum soll der Obrigkeit Amt, die von Gott verordnet ist, frei gehen unverhindert durch den ganzen Körper der Christenheit, niemand angesehen, sie treffe Papst, Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen, oder was es ist, sie dräuen oder bannen, wie sie wollen. Wer schuldig ist, der leide. Was geistlich Recht dawider gesagt hat, ist lauter römische Vermessenheit. „Also meine ich," so schließt Luther diesen Abschnitt, „diese erste Papiermauer liege darnieder, sintemal weltliche Herrschaft ist ein Mitglied worden des christlichen Körpers."

Gegen die zweite Mauer, daß der Papst allein die Schrift auszulegen oder doch die Auslegung zu bestätigen habe, führt Luther das Wort der Schrift ins Feld, daß alle Christen sollen vor Gott gelehrt sein. So könne es geschehen, daß ein geringer, ungelehrter Mensch den rechten Verstand hat, der Papst und die Seinen dagegen irren, nicht rechte Christen noch von

Gott gelehret sind. Hat nicht der Papst vielmal geirrt? so fragt er. „Es gibt Christen unter uns, die den rechten Glauben, Geist und Verstand Christi haben, warum soll man die verwerfen und dem Papst glauben? Da müßten wir nicht beten: ich glaube an eine heilige, christliche Kirche, sondern: ich glaube an den Papst zu Rom, was nichts anderes als ein teuflischer Irrtum wäre. Wohl wahrt Luther dem kirchlichen Gemeinurteil, besonders dem der alten Väter, sein Recht, wehrt aber einer Abhängigkeit von Bischöfen und Päpsten, als hätten sie sicher oder gar allein den heiligen Geist; er will nur Prüfung und Bewährung alles dessen, was andere lehren als diese, an dem in sich klaren Schriftwort.

„Die dritte Mauer endlich," so fährt er fort, „daß nur der Papst ein Konzil berufen dürfe, fällt vor ihr selbst, wo diese ersten zwei fallen. Auch die christlichen Fürsten können, ja, sollen ein frei christlich Konzil berufen, sintemal sie auch Mitpriester, mitgeistlich, mitmächtig in allen Dingen sind. Wäre das nicht ein unnatürlich Vornehmen, so ein Feuer in einer Stadt aufginge und jedermann sollte stille stehen, lassen brennen, was da brennen mag, allein darum, daß sie nicht die Macht des Bürgermeisters hätten oder das Feuer vielleicht an des Bürgermeisters Hause anhübe? Ist nicht hier ein jeglicher Bürger schuldig, die andern zu bewegen und zu berufen, so ein Feuer des Ärgernisses sich anhebt, es sei an des Papstes Regiment oder wo es wolle. Es ist keine Gewalt in der Kirche, denn nur zur Besserung; will der Papst Gewalt gebrauchen und ein frei christlich Konzil wehren, so sollen wir ihn und seine Gewalt nicht ansehen, und ob er bannen und donnern würde, soll man des verachten und soll ihn wiederum bannen."

Seit hundert Jahren war besonders in Deutschland der Ruf: „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern!" wieder und immer wieder ertönt. In ihm kam die tiefste Sehnsucht des christlichen Volkes zum Ausbruch, deren Erfüllung man von einem gemeinen Konzile erwartete. Nun wollte Luther das Seine tun, um zur Befreiung der Kirche von der Tyrannei Roms ein solches Konzil herbeizuführen. Dies war der eigentliche praktische Zweck seiner Schrift an den Kaiser, die deutschen Fürsten und die übrigen Herren. Sie sollten sich als Christen erheben, ein Konzil berufen und den Beschlüssen desselben Nachdruck geben und Erfolg sichern. Im zweiten Teile der Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation" führt Luther dann die wichtigsten Aufgaben aus, die ein freies Konzil in die Hand zu nehmen hätte. Er rechnet dahin: Beschränkung der Üppigkeit des päpstlichen Hofes; Sicherheit gegen die Aussaugung des deutschen Volkes durch römische Habgier: freie Besetzung der deutschen Kirchenämter mit Deutschen; Entscheidung der Prozesse vor deutschem Gericht; Aufhebung des knechtischen Eides der Bischöfe, Abtun der weltlichen Gewalt des Papstes, soweit sie auf erlogenen Schenkungen und Anmaßungen beruht; Beschränkung der Bettelmönche; Zurückführung der Klöster auf ihre alte Bestimmung, christliche Schulen zu sein; Aufhebung des erzwungenen Zölibates; Abstellung des kanonischen Rechts, der Götzen und des Götzendienstes der Heiligen; billige Aussöhnung mit den schwer verletzten Husiten. Mögen die Böhmen über die Art von Christi Gegenwart im Abendmahl denken wie sie wollen, wenn sie nur deren Wirklichkeit annehmen. Auch über den Wucher und die Geldmenschen seiner Tage fährt Luther auf, als lebe er heute: „Man müßte wahrlich den Fuggern und dergleichen Gesellschaften einen Zaum ins Maul legen. Wie ist's möglich, daß es sollte göttlich und recht zugehen, daß bei eines Menschen Leben sollten auf einen Haufen so große königliche Güter gebracht werden? Ich weiß die Rechnung nicht." Den Schluß machen dann scharfe Worte gegen die anmaßende Behauptung der Päpste, sie hätten das Kaisertum der deutschen Nation geschenkt. „Der Papst," so heißt es in dieser Beziehung, „hat nicht uns, sondern sich selbst das Kaisertum zuzueignen gesucht, sich zu unterwerfen alle unsere Gewalt, Freiheit, Gut, Leib und Seele, und durch uns, wo es Gott nicht hätte gewehrt, alle Welt, wie er das mit manchen vielen Tücken an den deutschen Kaisern versucht hat. Da wir vermeinten Herren zu werden, sind wir der allerlistigsten Tyrannen Knechte geworden, haben den Namen, Titel und Wappen des Kaisertums, aber den Schutz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben

13*

hat der Papst; so frißt der Papst den Kern, so spielen wir mit den ledigen Schalen. Rühmen sie sich, sie haben uns ein Kaisertum zugewendet: wohlan, so sei es also; laß ja sein! so gebe der Papst her Rom und alles was er hat vom Kaisertum, laß unser Land frei von seinem unerträglichen Schätzen und Schinden, gebe wieder unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele, und lasse ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebührt, auf daß seinen Worten und Vorgeben genug geschehe. Darum laßt den deutschen Kaiser recht und frei Kaiser sein und seine Gewalt und Schwert nicht niederdrücken durch solch blindes Vorgeben päpstlicher Heuchler, als sollten sie selbst aller kaiserlichen Gewalt entrückt, über das Schwert regieren in allen Dingen."

Mit Recht sagt ein Kirchengeschichtslehrer der neueren Zeit über diese Schrift, die unter allen Kampf- und Streitschriften Luthers die erste Stelle einnimmt: „Sie ist das treueste Bild des Verfalls der mittelalterlichen Kirche im Spiegel des Evangeliums. So hat überhaupt weder vor noch nach Luther ein Deutscher zu den Deutschen gesprochen. Hier ist alles so einfach und klar und doch so ursprunglich, kernig und kraftvoll, daß es Deutsche lesen und lieben werden, solange noch eine deutsche Sprache sein wird. So mußte man zu den Deutschen reden, wenn man sie fassen wollte, so rund, anschaulich, sprichwörtlich, kraftvoll, schlagend. Jedermann fühlte, daß hier ein Mann sprach, der das Reich Gottes und das Deutsche Reich auf dem Herzen trug. Hier war nichts gemacht und berechnet: das strömte wie ein Waldstrom, der alles unwiderstehlich mit sich fortreißt."

Luthers Schrift: „An den deutschen Adel" ist mit Recht als eine Kriegstrompete bezeichnet worden. Schon nach zwei Monaten aber ließ er ihr eine zweite folgen, die noch viel weiteren Kreisen seine Stellung zu Rom kundtat. Sie erschien unter dem Titel: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und behandelt die sieben Sakramente, mit denen der Kultus der römischen Kirche das ganze Leben der Gläubigen umspannt hatte. Luther hat ihr den erwähnten Titel gegeben, weil ihm die Knechtschaft des Christenglaubens unter den römischen Menschensatzungen als eine neue babylonische Gefangenschaft erschien. Von den sieben Sakramenten der römischen Kirche vermag er nur drei als in der Schrift begründet anzuerkennen: das Sakrament der Taufe, der Buße und des heiligen Abendmahls. Luther beginnt mit der Erklärung, daß er seinen Gegnern viele Fortschritte in der Erkenntnis zu verdanken habe. Hätte er früher die kirchliche Lehre vom Ablaß noch als richtig anerkannt, so müsse er das als ungenügend widerrufen und einfach lehren: „Der Ablaß ist eine Nichtswürdigkeit der römischen Schmeichler." Nach dieser Vorbemerkung kommt er zunächst auf die Lehre vom Sakrament des Altars zu sprechen. „Die schriftwidrige Versagung des Kelches," erklärt er, „ist die erste Schädigung dieses Sakraments, welche wir der römischen Gewaltherrschaft verdanken. Eine zweite ist die Lehre von der Verwandlung der Elemente. Nach der Schrift wird im Sakramente Leib und Blut Christi mitgeteilt, aber die Elemente, unter denen dies geschieht, wandeln nicht ihre Natur, sondern Brot bleibt Brot und Wein bleibt Wein. Die dritte Schädigung ist die schlimmste, nämlich die Verkehrung des Sakraments zu einem guten Werke und zum Opfer. Wo Gott uns etwas schenken will, was von unserer Seite nichts als Erkenntnis unseres Mangels und hinnehmenden Glauben verlangt, da hat man uns eingeredet, wir müßten etwas tun und Gott darbringen, um ihn zu versöhnen." Von der Taufe sagt er sodann, man habe ihre Gestalt nicht verkümmert, aber um so mehr ihre Bedeutung herabgedrückt, den Christen nicht gezeigt, wie Großes sie an ihr hätten. Und nun lehrte er, wie sie eine rettende Gottestat am Menschen sei, deren Wirkung sich durch das ganze Leben erstrecke, und zu der man nur immer wieder in Buße und Glauben sich zurückzuwenden habe, um auch nach Fehltritten und Sünden seines Heiles wieder froh und gewiß zu werden. Durch die Taufe seien wir frei, Gefreite Gottes, nur zu dem Einen verbunden, daß wir dem alten Wesen täglich mehr absterben und im neuen Leben wachsen. Weiteres als nötig uns aufzuerlegen, habe kein Mensch das Recht, und mit jenem schon sei uns hinlänglich genug zu tun gegeben, — ein Satz, der nicht nur die Gelübde, sondern das ganze römische

Gesetzeswesen umstieß. Das Bußsakrament läßt er zwar, wie schon bemerkt, noch bestehen, aber ohne es doch den beiden andern Sakramenten gleich zu stellen, während er alle anderen in der römischen Kirche eingeführten Sakramente für menschliche Erfindungen erklärt, die dem Menschen zur Qual auf den Hals gelegt werden.

Gerade durch diese Schrift hat Luther den empfindlichsten Schlag gegen Rom geführt, denn durch nichts übte die päpstliche Kirche einen solchen Einfluß aus, wie durch ihre Sakramente, in welchen sie den Menschen von der Wiege bis zur Bahre geleitete. Da sie in lateinischer Sprache abgefaßt war, konnte sie auch außerhalb Deutschlands gelesen und verstanden werden und überall machte sie den tiefsten Eindruck. Keine hat Luther so viele Freunde und Anhänger erworben, aber auch keine ihm so viele Feinde erweckt, wie eben diese Schrift.

Hatte die Schrift: „An kaiserliche Majestät und den christlichen Adel" wie eine Kriegstrompete geklungen und die reformatorischen Grundsätze in ihrer das öffentliche Leben sittlich umgestaltenden Kraft gezeigt, hatte Luther mit der Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft" die Fesseln zu lösen versucht, mit welchen Rom die Gewissen knechtete, so ist die dritte nur wenige Blätter umfassende Hauptschrift aus dem Jahre 1520, die unter dem Titel: „Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen" erschien, vielleicht die schönste Schrift, die Luther je geschrieben, lieblich, voll Innigkeit und überströmender Kraft der Gottes- und Menschenliebe, erhaben über dem Streit und doch die ganze Reformation im Herzen. „Es ist," schreibt Luther, „ein klein Büchlein, so das Papier angesehen wird, aber doch die ganze Summe eines christlichen Lebens darin begriffen, so der Sinn verstanden wird." Zur Befreiung der Kirche von der römischen Knechtschaft hatte Luther die eben erwähnten beiden großen Schriften ausgehen lassen; aber in der Kirche wußten die allerwenigsten, was des Christen Freiheit sei und worin sie bestehe. Darüber will er in dieser im Oktober 1520 veröffentlichten Schrift Belehrung geben. Zwei Sätze stellt er voran: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan" und „ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jederman untertan."

Der erste Satz gilt vom innern geistlichen Menschen, und meint, daß wir durch nichts Äußeres, es heiße nun, wie es wolle, zur Gerechtigkeit und christlichen Freiheit gelangen. Eins nur ist uns zum Leben notwendig, nämlich Gottes heiliges Wort, welches von Christo zeugt. Das Wort aber wird nicht durch Werke angenommen und angeeignet, sondern allein durch den Glauben, so daß auf diesen alles ankommt. Wo der Glaube in einem Menschen lebt, da ist Gesetzeserfüllung, da ist wahrer Gottesdienst, da ist Vereinigung mit Christo, vermöge welcher Christus seine Gerechtigkeit und alle seine Güter dem Menschen gibt und hinwieder all des Menschen Sünden und Übel auf sich nimmt. Ein solcher Mensch ist für sein Heil frei von allem und steht über allem; er bedarf keiner Werke mehr, um gerecht und selig zu werden; er hat dies schon durch den Glauben. Aber heutzutage haben die Christen sich unter Menschenwerke und Satzungen beugen lassen, so sehr, daß sie nicht mehr wissen, was Gnade, Glaube, Freiheit, ja, was Christus ist.

Der zweite Satz gilt vom äußern Menschen und antwortet denen, die da sagen: „Wenn der Glaube allein gerecht macht, wozu dann noch Werke?" Ja, wenn wir vollendet wären; aber wir Christen sind noch unvollkommen und leben noch im Fleische. Daher haben wir unsern Leib noch fortwährend zu bändigen und zu üben, damit er ein gefügiges Werkzeug des Geistes sei, und damit wir um so besser dem Nächsten dienen können; denn dies ist das zweite, was wir zu tun haben. Wir leben nicht uns, sondern wir leben dem Herrn und weil dem Herrn, darum allen Menschen. Der Glaube kann nicht müßig sein, sondern unabläßig übt er sich in der Liebe und tut das gern. Vom Glauben getrieben, tun wir alle guten Werke, aber nicht um dadurch gerecht zu werden, sondern als solche, die schon im Glauben sich gerecht wissen und deshalb all jenen knechtenden Satzungen gegenüber frei dastehen. Wir können uns auch unter sie, unter das ganze Wesen des Papsttums, beugen, aber als die Freien, die im Gewissen nicht dadurch

gebunden sind, nur aus Liebe denen, welche aus den Werken wie bisher uns ein Gesetz machen wollen, widerstehen wir ins Angesicht und steifen uns vor ihnen auf unsere Freiheit. Andererseits aber halten wir es nicht mit solchen, die, wenn sie von „Freiheit" hören, gleich glauben, nun sei ihnen alles erlaubt und sie brauchen sich um keine Zeremonien und menschliche Ordnungen und Satzungen mehr zu kümmern. Durch den Glauben an Christum sind wir von Vertrauen auf die Werke frei, nicht von den Werken selbst. So schonen wir denn die im Glauben noch Schwachen, welche die Freiheit nicht zu fassen vermögen, und aus Liebe und um ihnen kein Ärgernis zu geben, unterwerfen auch wir uns jenen Satzungen so lange, bis auch sie die Tyrannei erkennen und ihrer Freiheit froh und gewiß werden. Solche Erkenntnis zu gewinnen, ist aber nicht leicht; ja, der Mensch allein, noch durch so vieles gehindert, ringt sich nicht zu ihr empor; Gott muß ihn dahin führen. Daher bedarf es des Gebetes um Erleuchtung von oben. Diese durchaus evangelische Schrift ist noch dadurch besonders bedeutungsvoll geworden, daß Luther dieses goldene Büchlein, eine Perle unter seinen deutschen Schriften, in lateinischem Texte seinem letzten Schreiben an Papst Leo X. beigab, das er an diesen auf Veranlassung und Drängen des vermittelnden Unterhändlers Miltitz noch gerichtet hat, mit der Bitte um friedsamen Abschied und günstigere Gesinnung und mit dem Versprechen, wie es auch kommen möge, doch wie einem jeden, so auch der römischen Kirche dienen zu wollen, auch bei getrennten Wegen vermöge der lauteren Liebe, die aus dem Glauben kommt.

Schon bevor diese mutvollen Kampfesschriften Luthers mit ihrer unverhohlenen Absage von Rom erschienen waren, hatte Dr. Eck in Rom mit allen Mitteln wider den verhaßten Ketzer geschürt. Er war selbst nach Rom gereist und hatte die der Kirche und dem päpstlichen Stuhle durch Luther drohende Gefahr in den grellsten Farben geschildert. Nach langen Beratungen war es ihm gelungen, den Erlaß einer päpstlichen Bannbulle wider Luther zu erwirken. Sie erschien am 16. Juni 1520 und war in den stärksten Ausdrücken abgefaßt. Ihre Eingangsworte waren dem 74. Psalm entnommen: „Mache dich auf, Herr, und richte deine Sache; gedenke an die Schmach, die dir täglich von den Toren widerfährt;" der heilige Petrus, Paulus, die Gemeinde der Heiligen und die ganze Kirche werden aufgerufen wider den Eber, der in den Weinberg des Herrn eingebrochen sei, wider das wilde Tier, das ihn zu zerstören suche. Insbesondere beklagte es der Papst, daß die verheerende Ketzerei gerade unter den Deutschen ausgebrochen sei, die er immer so liebreich auf dem Herzen getragen habe, und die der römischen Kirche das Kaisertum zu verdanken hätten. Dann werden 41 Sätze aus Luthers Schriften als ketzerisch oder wenigstens anstößig verworfen und verdammt, mit besonderer Auswahl die, welche die päpstliche Gewalt antasten. Zu diesen Sätzen gehörte auch der: „Die Ketzer verbrennen ist gegen den Willen des heiligen Geistes." Alle Schriften Luthers werden zur öffentlichen Verbrennung verurteilt. Über Luther selbst ruft der Papst Gott zum Zeugen an, daß er keine Mittel väterlicher Liebe versäumt habe, ihn zurechtzubringen (obwohl man sich nicht einmal die Mühe gegeben hatte, ihn ordentlich zu verhören!). Auch jetzt, so heißt es weiter, werde ihm nach dem Vorbilde der göttlichen Barmherzigkeit eine Frist von 60 Tagen zum Widerruf gegeben. „So aber er und seine Anhänger," heißt es dann am Schluß, „sich nicht bekehren, sollen sie als hartnäckige Ketzer und verdorrte Zweige am Weinstock Christus angesehen und dem Rechte gemäß bestraft werden." Zweifellos lag darin schon ein Hinweis auf die Strafe des Feuertodes, die über Luther verhängt werden sollte. Das nannte man in Rom, wie auch neuerdings noch von römischer Seite wieder gesagt worden ist, „mehr einen Ton väterlicher Betrübnis als strafender Härte".*)

Mit der Verbreitung der Bannbulle in Deutschland wurde Eck beauftragt. Nach Deutschland zurückgekehrt, beeilte sich dieser, die Bulle noch im September zu Meißen, Merseburg und Brandenburg öffentlich anschlagen zu lassen. Er führte auch ein päpstliches Breve mit sich, das ihn beauftragte, die weltliche

*) Vgl. Köstlin, Luthers Leben. S. 220.

Gewalt zur Bestrafung des Ketzers aufzubieten. Aber keine Hand rührte sich, diesem Befehle nachzukommen. Sogar verschiedene Bischöfe weigerten sich, die Bulle zu veröffentlichen. Das gleiche tat unter Zustimmung der fürstlichen Räte die Wittenberger Universität. Luther selbst fühlte sich durch den Bann des Papstes, mit welchem Rom sein letztes Wort gesprochen hatte, nun erst recht von aller Rücksicht befreit. Von allen Seiten und aus allen Ständen erhielt er ermunternde Zuschriften. Spalatin berichtet einmal aus jener Zeit, daß er bei Luther wohl dreißig Briefe von Fürsten, sonstigen hohen Herren und Gelehrten aus allen deutschen Gauen vorgefunden hätte, von Pommern bis zur Schweiz, vom Breisgau bis nach Böhmen. Wenn jemals in seinem Leben, so hat Luther damals in seiner ganzen Haltung das Wort bewährt: „Unverzagt und ohne Grauen, soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen.“ Der unermüdliche Unterhändler, Carl von Miltitz, gab auch jetzt noch die Hoffnung nicht auf, daß der Papst Leo X. sich durch einen offenen Brief Luthers an den Papst werde umstimmen lassen, wenn dieser in aller Demut erkläre, daß er dessen Person niemals habe angreifen wollen. Miltitz hatte auf einem Augustinerkapitel in Eisleben die Klosterbrüder gebeten, in diesem Sinne auf Luther einzuwirken, und Luther hatte sich auch bereit erklärt, diesem Verlangen nachzukommen. Nachdem inzwischen die Bannbulle des Papstes veröffentlicht war, schien dieses Versprechen gegenstandslos geworden zu sein. Aber Miltitz versprach sich auch jetzt noch von einem solchen Schreiben die erhoffte Wirkung. Mit Zustimmung des Kurfürsten Friedrich des Weisen fand zwischen ihm und Luther am 11. Oktober 1520 auf dem Schlosse Lichtenburg bei Torgau eine Zusammenkunft statt, auf welcher sich Luther zu einer Abfassung des offenen Briefes bereit erklärte. Nur wurde verabredet, daß das Schreiben auf den 6. September zurückdatiert werde, um den Schein zu vermeiden, als ob erst die Bannbulle die Veranlassung dazu gegeben habe. Mit gutem Gewissen durfte Luther die Versicherung abgeben, daß er den Papst nicht persönlich habe angreifen wollen; hatte er doch in der Tat den persönlichen Charakter Papst Leos niemals angetastet, ja, er hebt dessen Frömmigkeit und seine Verdienste um Wissenschaft und Kunst rühmend hervor. Aber um so schärfer, um so zorniger und unumwundener wiederholt er die Vorwürfe, die er bisher über den römischen Stuhl hatte erheben müssen. Er sagt ihm ins Angesicht, daß jener Stuhl ärger und schändlicher sei, denn je ein Sodom, Gomorra oder Babylon, eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller



Titelblatt der päpstlichen Bannbulle gegen Luther.

Sünde, des Todes und der Verdammnis, daß nicht wohl zu denken ist, welche Bosheit noch zunehmen könnte, wenngleich der „Endchrist“ selbst käme. Rom sei vorzeiten eine Pforte des Himmels gewesen, jetzt sei es ein aufgesperrter Rachen der Hölle. Der Papst sei freilich persönlich für die in Rom herrschende ungeheure Verderbnis nicht verantwortlich zu machen. Was vermag ein einzelner gegen jahrhundertelange Mißstände auszurichten! Luther wirft dann einen Rückblick auf den bisherigen Verlauf seines Streites und versichert, daß nicht durch seine eigene Schuld, sondern durch die Schuld seiner Gegner, die ihn immer

weiter getrieben hätten, „nicht ein klein Teil des römischen unchristlichen Wesens an den Tag gekommen sei." Zum Schluß heißt es endlich: „daß ich widerrufen sollte meine Lehre, da wird nichts aus."

Luther hat von vornherein mit diesem Schreiben nur eine gegebene Zusage erfüllen wollen, ohne sich selbst irgend einen Erfolg davon zu versprechen. Dagegen ließ er fast gleichzeitig eine neue Schrift ausgehen unter dem Titel: „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen" und bald darauf eine zweite: „Wider die Bulle des Antichrists". In der ersten behandelte er die päpstliche Bulle als ein von Eck erschlichenes Machwerk, ja, wohl gar als eine Fälschung; in der zweiten führte er den Nachweis, wie man in Rom teils seine wirkliche Lehre entstellt, teils mit ihr die evangelische Wahrheit verdammt und verlästert habe. Obwohl er aber alles weitere Verhandeln mit dem päpstlichen Stuhle für aussichtslos und vergeblich hielt, so erneuerte er doch, um nicht den Schein zu erwecken, als ob er auf sein gutes Recht verzichten wolle, am 17. November seine Berufung an ein freies christliches Konzil, das über seine Sache entscheiden solle, wie er eine solche Berufung schon zwei Jahre zuvor ausgesprochen hatte. In seiner jetzigen Berufung fordert er den Kaiser Karl, die Kurfürsten und Fürsten des Reiches, die Grafen, Barone und Adligen, die städtischen Räte und was da an christlicher Obrigkeit in ganz Deutschland sei, auf, die Einberufung eines freien Konzils zu verlangen. Aber Luther ging noch weiter, um seinen vollen Bruch mit Rom auch durch eine äußere Tat zu bekunden. Nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß auf Betreiben der päpstlichen Legaten, die nach Deutschland gekommen waren, um den Kaiser und die deutschen Fürsten zur Vollstreckung der päpstlichen Bulle zu bestimmen, in Löwen, Köln und Mainz seine Bücher öffentlich verbrannt worden waren, beschloß er, darauf mit einem Gegenstück zu antworten. Am 10. Dezember 1520 machte er der akademischen Jugend von Wittenberg sein Vorhaben durch folgenden öffentlichen Anschlag bekannt: „Jeder, der vom Eifer für die evangelische Wahrheit ergriffen ist, der sei um 9 Uhr außerhalb der Stadtmauer bei der heiligen Kreuzeskirche, wo nach altem und apostolischem Brauche die gottlosen Bücher der päpstlichen Konstitutionen und der scholastischen Theologie verbrannt werden sollen, denn so weit ist die Verwegenheit der Feinde des Evangeliums fortgeschritten, daß sie die frommen und evangelischen Bücher Luthers verbrannt hat. Wohlan denn, du fromme studierende Jugend, tritt zusammen zu diesem frommen und religiösen Schauspiel; vielleicht ist jetzt die Zeit, in der der Antichrist offenbar werden soll."

Haufenweise strömten, wie begreiflich, die Scholaren zu der bezeichneten Stätte; unweit des Elstertores, in der Nähe des Spitals, hatte man einen Scheiterhaufen errichtet. Luther legte die päpstlichen Rechtsbücher darauf, ein Magister zündete den Holzstoß an. Dann warf Luther die Bannbulle in die lodernde Flamme mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn*) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer." Gleich darauf verließ er mit den Professoren und Lehrern der Universität, die ihn zu diesem feierlichen Akte begleitet hatten, den Platz. Mehrere hundert Studenten blieben aber beim Feuer zurück und stimmten ein Tedeum an, sowie Leichengesänge für die verbrannten päpstlichen Erlasse. Unter allerlei Mummenschanz und Possen hielten sie dann einen Umzug durch die Stadt und brachten ganze Wagenladungen von Schriften der Gegner Luthers zusammen, die sie dann auch unter allerhand Spottgesängen dem Feuer überantworteten. Luther hat dies Treiben einer ausgelassenen Jugend nicht gebilligt. Ihm war es mit dem, was er getan, heiliger und bitterer Ernst gewesen. Er war sich wohl bewußt, daß er nunmehr die letzte Brücke hinter sich abgebrochen hatte. Schon am folgenden Tage sprach er sich in seiner Vorlesung vor seinen Zuhörern mit großem Ernste über seine Tat aus. Mit dem Verbrennen der Bulle und der päpstlichen Rechtsbücher, so erklärte er vor ihnen, sei es noch nicht genug; der Papst, das heißt, der päpstliche Stuhl müsse verbrannt werden. „Wenn ihr nicht von ganzem Herzen dem Reiche des Papstes entsagt, könnt

*) Selbstverständlich ist hiermit der gemeint, welchen die heilige Schrift (Mark. 1, V. 24) den Heiligen Gottes heißt, nämlich Christus, nicht wie Unverstand oder Bosheit es gedruckt haben, Luther selbst. Köstlin, Luthers Leben. S. 231.



Luther verbrennt die Bannbulle.
(Lessing. Stich von Jantzen.)





Inneres der Wittenberger Schloßkirche.

ihr eurer Seelen Seligkeit nicht erringen. Es hüte sich also jeder, der für seine Seele sorgen will, daß er nicht Christum verleugne, indem er dem Papst zustimmt." Auch vor der weiteren Öffentlichkeit rechtfertigte Luther seine Tat in einer kurzen Schrift, die er unter dem Titel erscheinen ließ: „Warum des Papstes und seiner Schüler Bücher von Doktor Martino Luther verbrannt seien?" „Ich, Martinus Luther,

genannt Doktor der Heiligen Schrift, Augustiner zu Wittenberg," so heißt es in dieser Schrift, „füge männiglich zu wissen, daß durch meinen Willen, Rat und Zuthat auf Montag nach St. Nicolai im 1520. Jahr verbrennt seien die Bücher des Papstes von Rom und etlich seiner Jünger; so jemand sich deß verwundere, wie ich mich wohl versehe, und fragen wird, aus was Ursach und Befehl ich das than habe, der laß ihm hiermit geantwortet sein."*) Er führt dann aus, daß er sich als getaufter Christ, als geschworener Doktor der Heiligen Schrift und täglicher Prediger, zu seinem Vorgehen für verpflichtet gehalten habe, worauf er im weiteren Verlauf seiner Schrift dreißig Irrlehren aufzählt, die man zur Verherrlichung des Papsttums aufgebracht habe. In einem Briefe an Staupitz, der über Luthers kühnes Vorgehen erschrocken war, schreibt er diesem: „Er habe, als er die Bulle verbrannt, zuerst gebebt und gebetet; nun aber sei er so froh, wie über keine andere Tat seines Lebens."

*) Vgl. Köstlin, Luthers Leben. S. 231, 232.

Nach diesem vollendeten Bruch mit Rom warf Luther auch den Zwang der Klosterregeln von sich, von denen er sich durch die päpstliche Bannbulle, durch die er von der Kirche ausgestoßen war, nunmehr befreit wußte. Nur die Mönchskleidung und die Wohnung im Kloster behielt er bei. Nachdem die in der päpstlichen Bulle geforderte Zeit des Widerrufs abgelaufen war, erneuerte Papst Leo X. in einer zweiten Bulle vom 3. Januar 1521 den Bann über Luther und dessen Anhänger.

5. Luther vor dem Reichstag zu Worms.

Sollte der vom Papst über Luther verhängte Bann nicht wie bisher ein Schlag ins Wasser bleiben, so kam für den päpstlichen Stuhl alles darauf an, den jungen Kaiser Karl V. zu dessen Vollziehung zu bestimmen. Noch immer setzten die deutsch-gesinnten Kreise der Humanisten große Hoffnungen auf das „junge edle Blut". Sie glaubten dies um so mehr tun zu dürfen, je mehr sie sich einen Anspruch auf seine Dankbarkeit dadurch erworben zu haben glaubten, daß Männer wie Ulrich von Hutten und Franz von Sikkingen gegenüber seinem Mitbewerber Franz I. von Frankreich für ihn eingetreten waren. Es war nicht anders denkbar, als daß der Kaiser seinen Vorteil erkennen und sich der Ritterschaft, die doch einmal der Kern und Stern des Reiches wäre, bedienen werde, um Deutschland von dem römischen Joche zu befreien und die längst ersehnte Besserung an Haupt und Gliedern in die Hand zu nehmen. Aber darin hatten sie sich in dem neuen Kaiser sehr getäuscht: Nach seiner ganzen religiösen Erziehung und Bildung stand er völlig in den Anschauungen der mittelalterlichen Kirche. Daß Luther ein Ketzer sei, nachdem ihn der Papst dafür erklärt, darüber konnte für Karl V. kein Zweifel sein. Die Frage, ob dem armen Mönche, um dessen Urteil es sich handle, Unrecht geschehe, kam für ihn gar nicht in Betracht; für ihn handelte es sich nur darum, welchen Vorteil er für seine Politik als König von Spanien und Neapel und als Kaiser von Deutschland aus dieser in Deutschland brennend gewordenen Frage ziehen könnte. Darum war er auch nicht gewillt, die päpstliche Bulle ohne weiteres und ohne Gegenleistungen der päpstlichen Kurie auszuführen, und es waren sehr bestimmte Gefälligkeiten, welche die kaiserliche Regierung von der römischen Kurie erwartete. Ein Krieg mit Frankreich stand in sicherer Aussicht und dem Kaiser mußte viel daran gelegen sein, bei einem solchen Kriege den Papst auf seiner Seite zu wissen. Je nachdem die päpstliche Kurie in dieser und in anderen Beziehungen den Wünschen des Kaisers entgegenkommen würde, gedachte dieser sein Verhalten der deutschen Ketzerei gegenüber einzurichten. So war die Lage der Dinge, als Karl V. im Herbst des Jahres 1520 nach Deutschland kam, um sich zu Aachen am Grabe Karls des Großen die Kaiserkrone aufzusetzen. Schon bevor dies geschah, hatte der Papst an das



Dr. Martin Luther predigt im Dorfe Möhra.
Von C. A. Schwerdgeburth.

kaiserliche Hoflager nach Flandern zwei Legaten entsandt, die ihm die päpstliche Bannbulle wider Luther überbrachten und von ihm deren Ausführung forderten. Insbesondere war Hieronymus Aleander, der Vorsteher der vatikanischen Bibliothek, beauftragt, als päpstlicher Nuntius die Sache gegen Luther zu führen. Er galt als ein hervorragender Humanist und vielleicht hatte man ihn gerade darum zu diesem Auftrag für besonders geeignet gehalten. Der Kaiser kam den Wünschen der Legaten auch insoweit entgegen, daß er die Verbrennung von Luthers Schriften in seinen Landen befahl.

Neben dem Kaiser suchten die päpstlichen Abgesandten vor allem den Kurfürsten Friedrich den Weisen, Luthers Landesherrn, zu bestimmen, daß er diesem den bisher gewährten landesherrlichen Schutz entziehe und in seinen Landen die Bannbulle vollstrecken lasse. Sie hatten ihm päpstliche Schreiben zu überbringen, in welchen er aufgefordert wurde, Luthers Bücher zu verbrennen und ihn gefänglich einzuziehen oder ihn nach Rom zu schicken. Da Kurfürst Friedrich der Weise infolge einer Krankheit, von der er auf der Reise zur Kaiserkrönung in Köln befallen wurde, dieser nicht hatte beiwohnen können, so begab sich Aleander dorthin, um mit dem Kurfürsten zu verhandeln. Die Antwort Friedrichs lautete ausweichend; so hoch er auch Luther persönlich schätzte, so war er doch weit entfernt, für seine Lehre Partei zu nehmen, aber er hielt es für sein Recht und seine Pflicht, ihn als sein Landeskind, als die Zierde seiner Hochschule, dem diese ihre Blüte und ihren Ruhm verdankte, gegen jedes Unrecht zu schützen. In dieser wohlwollenden Stellung, die der Kurfürst Friedrich zu Luther einnahm, bestärkte ihn noch eine Unterredung, die er tags darauf mit dem von ihm hochgeschätzten Erasmus hatte. Auf die Frage, ob auch er meine, daß Luther in seinen Schreiben und Predigten geirrt hätte, gab er zur Antwort: „Ja, in zwei Stükken; nämlich, daß er dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen hat.“ Durch seine Räte ließ Kurfürst Friedrich dem päpstlichen Nuntius eröffnen, daß er nicht gesonnen sei, sich für Luther irgendwie zu verwenden; aber er bestand darauf, daß, wie es früher vereinbart war und wie Luther jetzt auch noch bereit wäre, seine Sache gelehrten, frommen und bedächtigen Richtern zur Prüfung übergeben werde. Solange das nicht geschehen sei, vermöchte er die Bannbulle gegen Luther nicht als zu Recht bestehend anzuerkennen. Der päpstliche Nuntius Aleander hat seitdem den Kurfürsten in seinen nach Rom erstatteten Berichten als einen „schlauen Fuchs“ bezeichnet.

Zweifellos ist schon bei diesen in Köln mit dem Kurfürsten Friedrich gepflogenen Verhandlungen die Frage erörtert worden, ob Luther nicht selbst zur Verantwortung vor den Reichstag gefordert werden sollte, den der Kaiser auf Anfang Januar 1521 nach Worms ausgeschrieben hatte. Ein dahin gehender Vorschlag war zuerst von den Räten des Kaisers ausgegangen. Kurfürst Friedrich hatte anfangs große Bedenken, darauf einzugehen, während Luther selbst, von Spalatin um seine Meinung befragt, sich sofort bereit erklärte, vor Kaiser und Reich zu erscheinen. Vom Kaiser gerufen zu werden, galt ihm einem Rufe des Herrn gleich. „Wenn man mich ruft,“ so schreibt er an Spalatin, „werde ich, was an mir liegt, kommen, auch wenn ich mich krank hinfahren lassen müßte, wenn ich nicht gesund hinkommen könnte.“ Die Gefahr, die darin für ihn lag und die er sich nicht verhehlte, vermochte ihn nicht abzuschrecken. Dagegen erfüllte ihn der Gedanke mit Besorgnis, daß etwa der Kaiser in schwacher Rücksicht auf den Papst seine Hände mit seinem Blute beflecken werde, wie es dereinst Kaiser Sigismund in Konstanz getan hatte.

Am 28. Januar 1521 wurde der Reichstag zu Worms eröffnet. Es war eine stattliche, überaus zahlreiche Versammlung, wie sie seit dem Konstanzer Konzile nicht wieder vorgekommen sein mochte. Wie viele andere wichtige Gegenstände auch sonst zur Verhandlung vorlagen, so stand doch die kirchliche Frage im Vordergrunde, und mit gespannter Erwartung sah man der Stellung entgegen, die das neue Oberhaupt des Reiches zu ihr einnehmen würde. Wochenlang haben sich die Verhandlungen darüber hin und her gezogen, ob Luther zur Verantwortung vor den Reichstag gefordert werden, oder ob auf Grund des vom

14*

Papst über ihn verhängten Bannes ohne jedes weitere Verhör auch von seiten der weltlichen Obrigkeit wider ihn eingeschritten werden sollte. Der päpstliche Nuntius Aleander setzte alle Mittel in Bewegung, um ein nochmaliges Verhör des vom Papste verurteilten Ketzers zu hintertreiben und den Kaiser zu bestimmen, daß er als Schirmherr der Kirche den Ständen des Reiches den gemessenen Befehl erteile, bei Strafe der Acht die Schriften Luthers zu verbrennen und sich seiner Person zu bemächtigen. Dieser erließ auch wirklich ein dahingehendes Edikt. Aber es stieß auf Widerstand bei den Ständen des Reiches. Diese wollten nicht in die Vollstreckung der päpstlichen Bulle willigen, ohne daß man ihn vorgefordert und gehört hätte. Endlich ward seine Berufung in der Form beschlossen, daß zwar eine Verhandlung mit Luther nicht mehr stattfinden, daß ihm aber Gelegenheit zum Widerruf geboten werden sollte. Dabei unterließen es die Stände nicht, auf die großen und gerechten Beschwerden der deutschen Nation über den päpstlichen Stuhl hinzuweisen, die Luther in seinen Schriften zur Sprache gebracht hatte und forderten, daß zwischen den Irrtümern des Glaubens, deren sich Luther schuldig gemacht haben sollte, und zwischen diesen Beschwerden unterschieden werde. Dafür entschied sich auch der Kaiser. Unter Zusicherung freien Geleites ließ er an Luther die Aufforderung ergehen, vor dem Reichstage in Worms zu erscheinen. Zum großen Verdruß des päpstlichen Nuntius Aleander erging diese Aufforderung in einem in den freundlichsten Formen abgefaßten Schreiben. Dieser hatte gehofft, daß der Einladung Luthers nach Worms eine Fassung gegeben würde, die ihn abschreckte, sich in Worms zu stellen. Das kaiserliche Schreiben ist wichtig genug, um hier im Wortlaut eine Stelle zu finden.*) Es lautete folgendermaßen: „Ehrsamer, Lieber, Andächtiger. Nachdem wir und des heiligen Reiches Stände, jetzo hier versammelt, vorgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halben, so eine Zeit her von dir ausgegangen sind, Erkundigung von dir zu empfahn, haben wir dir herzukommen und von dannen wiederum an dein sicher Gewahrsam unser und des Reiches freigestreckt Sicherheit und Geleit gegeben, das wir dir hierneben zusenden. Mit Begehr, du wollest dich förderlich erheben, also daß du in den einundzwanzigsten Tagen in solchem unserm Geleit bestimmt, gewißlich hier bei uns seist und nit ausbleibest, dich auch keines Gewalts oder Unrechtens besorgen. Denn wir dich bei dem obgemelden unserm Geleit festiglich handhaben wollen, uns auch auf solche deine Zukunft endlich verlassen. Und du tust daran unsere ernstliche Meinung. Gegeben in unser und des Reichs Stadt Worms am sechsten Tage des Monds Martii Anno M. D. und im einundzwanzigsten Unsers Reichs im andern Jahr."

*) Vgl. nebenstehende Abbildung: Faksimile des kaiserlichen Vorladungsschreibens.

Der kaiserliche Herold Caspar Sturm erhielt den Auftrag, die Vorladung vor den Reichstag nach Wittenberg an Luther zu überbringen und diesen nach Worms zu geleiten. Am 26. März, am Dienstag in der Karwoche, langte Sturm in Wittenberg an. Luther war hocherfreut, daß ihm Gelegenheit gegeben werden sollte, seine Sache öffentlich vor aller Welt zu vertreten. Die Ostertage verbrachte Luther, neben seinen Berufspflichten als Prediger auch mit allerhand schriftstellerischer Arbeit beschäftigt, noch in Wittenberg. Am Osterdienstag, den 2. April, trat er die Reise an. Sein Freund Amsdorf und ein in Wittenberg studierender Edelmann Peter Swaven reisten mit, außerdem, wie es die Ordensregel bestimmte, ein Augustinermönch, Johann Pezensteiner. Der Wittenberger Rat stellte ihm Wagen und Pferde. Voran ritt der Herold, den kaiserlichen Adler auf dem Wappenrock. Hunderte von Studenten und viele Freunde gaben ihm das Geleit, und gar manche glaubten, ihn das letzte Mal gesehen zu haben, als sie von ihm Abschied nahmen, um heimzukehren, während er seines Weges weiterzog. Aber er stand unter einem noch besseren Geleite als unter dem des Kaisers und seiner Freunde, denn Gott war mit ihm.

Je weiter die Reise ging, um so mehr gestaltete sie sich zu einem Triumphzuge. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen, um den Mann zu sehen, der so Großes wage. Ein großartiger Empfang wurde ihm in Erfurt bereitet. An der Grenze des Stadtgebietes begrüßten ihn die Vertreter der Universität,



Dr. Martin Luthers Abreise von Wittenberg zum Reichstage in Worms den 2. April 1521.
Von C. A. Schwerdgeburth.

der er früher selbst angehört hatte, an ihrer Spitze deren Rektor, der berühmte Humanist Johann Crotus. In stattlichem Zuge, darunter vierzig Mann zu Pferde, und gefolgt von Tausenden aus allen Ständen der Bevölkerung, wurde er in das Kloster seines Ordens geleitet, in welchem er dereinst unter schweren und heißen Kämpfen zur Erkenntnis der evangelischen Wahrheit sich hindurchgerungen hatte. In allen Straßen, durch die der Zug ging, wogte die Menge; selbst auf den Dächern und Türmen drängte man sich, um den Mann Gottes zu sehen. Am Tage nach seinem Einzuge in Erfurt predigte Luther in der Kirche des Augustinerklosters unter großem Zulauf über das Evangelium des Sonntags Quasimodogeniti und über den Ostergruß: „Friede sei mit euch," aber ohne seiner gegenwärtigen persönlichen Lage und des schweren Ganges, den er zu tun hatte, zu gedenken. Als er am folgenden Morgen, von den Segenswünschen der Freunde geleitet, seine Reise fortsetzte, schloß sich ihm von diesen Justus Jonas an, dem wir noch wiederholt in dem weiteren Verlauf der Reformationsgeschichte begegnen werden. Auch in Gotha und Eisenach, wo Luther weiter Rast machte, hat er gepredigt. Noch in Thüringen gelangte ein weiterer Erlaß des Kaisers zu seiner Kenntnis, der die Auslieferung und Verbrennung aller seiner Bücher anordnete und in allen Städten Deutschlands öffentlich angeschlagen wurde. Dies war wohl darauf berechnet, Luther noch im letzten Augenblicke abzuschrecken, nach Worms zu kommen. Einen Augenblick erschrak er auch, als er die Kundmachung las, aber dennoch setzte er unverzagt seine Reise fort, obwohl er den ganzen Weg über Krankheit zu klagen hatte. Je mehr er sich dem Ziele näherte, desto mehr hörte er von den Ränken seiner Gegner. Aber er war fröhlich und guter Dinge. Von Frankfurt aus, wo er im Wirtshause zum Strauß auf dem Korn=

Vorladungsbrief an Dr. M. Luther
zum Reichstag nach Worms, mit der Unterschrift Kaiser Karls V.
(Faksimile, auf die Hälfte verkleinert; die links querstehende Adresse befand sich auf der Rückseite des Briefes.)

markte abstieg, meldete er dem kurfürstlichen Hofprediger Spalatin seine baldige Ankunft. Auf die Warnung vor den in Worms seiner wartenden Gefahren, die ihm dieser nochmals hatte zugehen lassen, antwortete er: „Ich weiß auch, daß ein Mandat Karls, um mich zu schrecken, veröffentlicht worden ist. Aber Christus lebt, und wir werden nach Worms kommen, allen Pforten der Hölle und Fürsten der Luft zum Trotz.“ Schon ganz nahe am Ziel wurde nochmals von anderer Seite der Versuch gemacht, ihn von Worms zurückzuhalten. Der kaiserliche Beichtvater Glapio hatte sich mit Luthers Freunden und Beschützern, den Rittern Franz von Sikkingen und Ulrich von Hutten, in Verbindung gesetzt und diese veranlaßt, ihn zu einer Unterredung mit ihm auf die Ebernburg einzuladen, unter dem Vorwand, noch in letzter Stunde eine friedliche Verständigung zu versuchen. Die Einladung auf die Ebernburg wurde ihm in Oppenheim überbracht; aber Luther durchschaute die Absicht. Durch den Umweg über die Ebernburg würde die Frist von 21 Tagen, für die ihm das freie kaiserliche Geleit zugesichert war, abgelaufen gewesen sein, und der Kaiser hätte gegen ihn freie Hand gehabt. Daher lehnte er die Einladung mit der Erwiderung ab: „Wenn der kaiserliche Beichtvater mit ihm zu reden hätte, so könne das ebensogut in Worms geschehen.“ Er wollte wohl auch jeden Schein vermeiden, als ob er daran dächte, mit den kriegslustigen Rittern gemeinsame Sache zu machen, und sich unter ihren Schutz zu flüchten. So setzte er seinen geraden Weg ruhig weiter fort. Als ihn wenige Stunden vor Worms nochmals eine Warnung Spalatins erreichte, die ihn an das Schicksal des Hus erinnerte, antwortete er in unerschütterlichem Gottvertrauen: „Nach Worms bin ich berufen, nach Worms muß ich ziehen. Und wenn so viel Teufel darinnen wären, wie Ziegel auf den Dächern, dennoch will ich hinein.“ Am 16. April, vormittags 10 Uhr, näherte sich der Zug der Stadt Worms. Der Turmwächter meldete ihn vom Dom her durch einen Trompetenstoß an. Dem voranreitenden Herold folgte im offenen Wagen Luther in der Mönchskutte mit drei Begleitern, umgeben von einer großen Anzahl stattlicher Reiter, die sich ihm unterwegs angeschlossen hatten oder die ihm von Worms entgegengeritten waren, mehr denn tausend Menschen folgten zu Fuß. In den Straßen, durch die Luther fuhr, waren alle Fenster mit Menschen besetzt, jung und alt, vornehm und gering, drängte sich an ihn heran; Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, um ihnen den kühnen Augustinermönch zu zeigen. Im Hause der Johanniterritter, wo der Kurfürst von Sachsen wohnte, fand auch Luther seine Herberge. Als er vom Wagen stieg, sprach er: „Gott wird mit mir sein!“

Luther ließ dem kaiserlichen Beichtvater Glapio sogleich seine Ankunft melden. Dieser lehnte jedoch jetzt eine Zusammenkunft ab. Durch den Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim wurde Luther benachrichtigt, daß er am folgenden Tage um vier Uhr vor dem Reichstag zu erscheinen habe. Dieser versammelte sich in dem bischöflichen Palast, in welchem der Kaiser abgestiegen war. Auf Seitenwegen wurde Luther dorthin geführt, da sich auf die Kunde von seiner Vorladung auf den Reichstag eine große Menge Volks in den Straßen versammelt hatte. Auf dem Gange dorthin soll ihm nach einer alten Überlieferung der berühmte Feldhauptmann Georg von Frundsberg auf die Achsel geklopft und gesagt haben: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu tun, dergleichen ich und mancher Oberste auch in unserer ernsten Schlachtordnung nicht getan haben; bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Als Rechtsbeistand war ihm von seinem Kurfürsten der Wittenberger Jurist Hieronymus Schurf beigegeben worden. Als er nach zweistündigem Warten im Reichstag vorgelassen wurde, bedeutete ihm der Reichsmarschall, daß er nur zu sprechen habe, wenn er gefragt würde. Im Namen des Kaisers ergriff nun ein weltlicher Beamter, der Offizial des Kurfürsten von Trier, Johann von Eck, nicht zu verwechseln mit dem uns von der Leipziger Disputation her bekannten Dr. Eck, das Wort, um ihm die beiden Fragen vorzulegen, ob er die unter seinem Namen erschienenen Schriften, die neben Eck auf einer Bank aufgehäuft lagen, als die seinigen anerkenne, und ob er ihren Inhalt widerrufen oder bei

demselben beharren wolle. Noch ehe Luther antworten konnte, rief Schurf dazwischen: „Man verlese die Titel!“ was auch geschah. Auf ein solches Verfahren war Luther nicht gefaßt. Auch mochte ihn die stattliche Versammlung, vor der er stand, befangen machen. Sah er sich doch außer dem Kaiser, dem mächtigsten Herrscher der Welt, sechs Kurfürsten, zahlreichen Fürsten und Ständen des Reiches, sowie den päpstlichen Legaten gegenüberstehen, darunter viele, in deren Mienen er schon eine feindselige Gesinnung lesen konnte. Mit leiser Stimme erwiderte er: „Die Bücher erkenne er als die seinigen an. Was aber die andere Frage betreffe, die er widerrufen solle, so handele es sich dabei um Gottes Wort und der Seelen Seligkeit, was höher stehe als alles andere im Himmel und auf Erden. Daher wäre es vermessen und gefährlich, etwas Unbedachtes vorzubringen, da er ohne vorherige Überlegung leicht weniger als der Sache und mehr als der Wahrheit angemessen behaupten könnte und so dem Urteilsspruch des Herrn verfallen würde: ‚Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.‘ Deshalb bitte ich,“ so schloß er, „inständig Eure Majestät um Bedenkzeit, damit ich ohne Verletzung des göttlichen Wortes und ohne Gefahr für meine Seele in genügender Weise antworten kann.“

Nach einer kurzen Beratung des Kaisers mit seinen Räten, von denen einige sich gegen eine Bewilligung der Bedenkzeit aussprachen, wurde ihm eröffnet, daß er zwar einer Bedenkzeit unwürdig sei, daß ihm aber der Kaiser aus angeborener Güte noch einen Tag zur Überlegung schenken wolle. So wurde er denn am folgenden Tage, den 18. April, abermals vor den Reichstag geführt. Es war schon dunkel geworden, als er gegen sechs Uhr abends vor die Reichsversammlung gerufen wurde, für die man diesmal einen größeren Saal gewählt hatte, und es mußten Fackeln angesteckt werden, um den Raum zu erleuchten. Wieder leitete Johann von Eck die Verhandlungen. Er begann sie mit einer unfreundlichen, mit scharfer Stimme gesprochenen Anrede, in der er es ihm als unziemlich vorwarf, daß er eine Bedenkzeit gefordert habe, da er schon längst den Zweck seiner Berufung gewußt hätte. Auch sollte die Sache des Glaubens für jedermann so



Luthers Einzug in Worms.

gewiß sein, daß er zu jeder Zeit darüber bestimmte Rechenschaft ablegen könnte, um wie viel mehr ein so großer und geübter Professor der Theologie. Diesmal gab Eck, wohl auf Verlangen der Stände, seiner Frage die etwas angemessenere Wendung: „Willst du die von dir anerkannten Bücher alle verteidigen, oder aber etwas zurücknehmen?" Luthers Antwort erfolgte in festerem Tone als am Tage zuvor. Alle Befangenheit war ihm nun entschwunden. In unerschrockener Haltung, mit lauter Stimme, aber einfach und schlicht, gab er seine wohlüberlegte Erwiderung. Er begann mit der Bitte um Entschuldigung, falls er jemanden nicht den ihm gebührenden Titel gebe. Er sei nicht an Höfen, sondern in Mönchszellen aufgewachsen. Was nun seine Bücher betreffe, so bat er, darauf zu achten, daß seine Schriften nicht alle gleicher Art seien. Die einen, die nur von Glauben und Sitte handelten, enthielten evangelische Wahrheiten, zu welchen Freund und Feind gleichermaßen sich bekenne; solches könne er doch nicht widerrufen. Eine andere Art seiner Bücher seien die, in welchen er verderbliche Gesetze und Lehren des Papsttums angegriffen habe. Niemand könne leugnen oder verhehlen, daß durch die Satzungen des Papstes die Gewissen der Christen jämmerlich gequält und gemartert, auch Hab und Gut, zumal in der deutschen Nation, verschlungen würde! „Würde ich diese widerrufen," so fügte er hinzu, „so würde ich nichts anderes tun, als die Tyrannei bekräftigen, einer so großen Ruchlosigkeit nicht nur die Fenster, sondern auch die Türen öffnen, und die Veranlassung dazu sein, daß sie weiter und freier um sich griffe, als je bisher, und durch meinen Widerruf würde das nichtswürdige Regiment jener, welches dem armen Volke längst so unerträglich ist, in seiner Willkür und Straflosigkeit nur bestärkt und befestigt werden, zumal man annehmen würde, daß dies von mir aus Autorität kaiserlicher Majestät und des ganzen römischen Reiches geschehen sei. Guter Gott, was würde ich dann für ein Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei sein." Die dritte Art seiner Bücher endlich seien solche, die er wider einzelne Personen geschrieben und er bekenne es gern, in ihnen oftmals heftiger gewesen zu sein, als es sich ziemen möchte; aber auch diese dürfe er nicht widerrufen, ohne der Tyrannei und Gottlosigkeit Vorschub zu leisten. Für alle seine Schriften aber wolle er nicht anders eintreten, als es der Herr Jesus Christus getan habe, da er vor Hannas um seine Lehre befragt und von einem Diener geschlagen, sagte: ‚Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse ist.' „Deshalb bitte ich um der göttlichen Barmherzigkeit willen Ew. Majestät, die allerdurchlauchtigsten Herrschaften, oder wer sonst, sei es hoch oder niedrig, es vermag, Zeugnis vorzubringen, meine Irrtümer darzutun, mich mit prophetischen und evangelischen Schriften zu überwinden. Wenn ich dessen überwiesen werde, werde ich bereit sein, jeden Irrtum zu widerrufen, und werde der erste sein, der meine Bücher ins Feuer wirft." Luther schloß mit der ernsten Mahnung für Kaiser und Reich, daß man nicht, indem man durch Verdammung des göttlichen Wortes Ruhe stiften wolle, vielmehr eine Sündflut von Unheil erwecke, und der Regierung des edlen und jungen Kaisers einen unseligen und Unheil verkündigenden Anfang gebe. „Ich sage das nicht," so fügt er hinzu, „als ob so hohe Häupter meiner Belehrung und Warnung bedürften, sondern weil ich dem Dienst, den ich meinem Deutschland schuldig bin, mich nicht entziehen will. Hiermit empfehle ich mich Euer allerdurchlauchtigsten Majestat und Euren Herrschaften und bitte demütiglich, mich nicht durch meine Widersacher grundlos verunglimpfen zu lassen." Alles das hatte Luther lateinisch gesprochen; er wurde aber aufgefordert, seine Rede deutsch zu wiederholen; und er tat es, obwohl ihm im Gedränge sehr heiß geworden war, wie sein Rechtsbeistand Schurf berichtet, „mit solcher Tapferkeit und züchtigem Freimut, mit gen Himmel aufgehobenen Augen, daß männiglich sich habe darob verwundern müssen." Nach dieser Erwiderung Luthers hielten die Stände und die kaiserlichen Räte eine kurze Beratung. Luther hatte Gegengründe gefordert, aber darauf wollte sich die Mehrheit des Reichstages nicht einlassen, wie dies auch dem päpstlichen Legaten vor der Berufung Luthers nach Worms feierlich versprochen worden war. Im Auftrage des Kaisers und der Stände ergriff nochmals der Offizial von Eck das Wort. In strafendem Tone warf er ihm vor,

daß er die ihm gestellte Frage mit allerhand Ausreden umgangen habe. Sein Verlangen, ihn mit Schriftgründen zu überwinden, sei unzulässig, denn seine Ketzereien seien schon längst durch die Kirche widerlegt. Wenn er diese widerriefe, so werde man seine anderen Schriften billigerweise behandeln. Er möge eine Antwort, „ohne Hörner und ohne Mantel“ geben, ob er alle seine Sätze festhalten oder widerrufen wolle. Darauf entgegnete Luther mit fester Stimme: „Weil denn Ew. kaiserliche Majestät, kur- und fürstliche Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, dermaßen: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit hellen Gründen widerlegt werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da am Tage ist, daß sie öfters geirrt haben und sich selbst widersprochen), so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Schriften und mein Gewissen gefangen im Worte Gottes; widerrufen kann und will ich nichts, weil weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun.“ Die Behauptung Luthers, daß auch Konzilien geirrt haben könnten, rief in der Versammlung eine solche Bewegung hervor, daß der Sprecher des Reichs beauftragt wurde, Luther noch einmal zu befragen, ob er wirklich glaube, daß das Konzil irren könne. Luther erwiderte, das Konzil zu Kostnitz habe in vielen Stücken wider klare und helle Worte der Heiligen Schrift Beschlüsse gefaßt. Die Schrift dränge ihn darum, zu sagen, daß das Konzil geirrt habe. Als Eck dies voller Entrüstung bestritt, erklärte Luther sich für bereit, es zu beweisen. Aber der Kaiser, der



Luther auf dem Reichstage zu Worms.
Nach dem Gemälde von Schnorr von Carolsfeld.

längst ungeduldig geworden war, erhob sich und machte den Verhandlungen dadurch ein rasches Ende. In der allgemeinen Unruhe, die nun entstand, rief Luther noch die denkwürdigen Worte:

„Ich kann nicht anders. Hier stehe ich; Gott helfe mir. Amen.“

Unwillig hob der Kaiser die Sitzung auf. Die im Saale herrschende Unruhe wuchs noch, als Luther unter dem höhnischen Gezisch der Spanier hinausgeführt wurde, weil man meinte, er werde gefangen genommen. Im Vorsaal ließ ihn Herzog Erich von Braunschweig eine Kanne Eimbecker Bieres reichen. Luther ließ sich den Trunk wohlschmecken und sagte: „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht, also gedenke unser Herr Jesus Christus seiner in seinem letzten Stündlein.“ In die Herberge zurückgekehrt, reckte Luther die Hände empor und rief mit freudestrahlendem Angesicht: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch.“ Der Kurfürst von Sachsen äußerte sich voll Bewunderung über Luther. Er sagte beim Abendessen zu Spalatin: „Wohl hat der Pater, Doktor Martinus, geredt vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs Latein und Deutsch; er ist mir viel zu kühn.“

Auf den Kaiser hatte Luthers Persönlichkeit so wenig Eindruck gemacht, daß er schon nach dem ersten Verhör erklärte: „Der wird mich nicht zum Ketzer machen.“ Schon am nächsten Morgen, den 19. April, ließ er die Reichsstände wieder zusammen berufen, um ihnen den Luther zu erteilenden Abschied vorzulegen. Er eröffnete ihnen, daß diesem zwar das freie Geleit zur Rückkehr nach Wittenberg gewahrt bleiben, er dann aber als erklärter Ketzer behandelt werden solle. Trotzdem setzte es die Mehrheit der Stände durch, daß durch eine besondere Kommission des Reichstages noch weitere Verhandlungen mit Luther versucht wurden. Sie stellten dem Kaiser vor, daß leicht eine Empörung im Reich entstehen könne, wenn man ohne weiteres Verhör in so scharfer Weise gegen Luther vorgehe. Der Kaiser ging darauf ein und bewilligte noch drei Tage Frist. Die vom Reichstag gewählte Kommission bestand aus den Kurfürsten von Trier und von Brandenburg, dem Herzog Georg von Sachsen, den beiden Bischöfen von Augsburg und Brandenburg, dem Deutschmeister, dem Grafen Georg von Wertheim, den städtischen Gesandten Conrad Peutinger von Augsburg, Johann von Bock aus Straßburg und dem Kanzler des Markgrafen von Baden, Dr. Hieronymus Vehus. Die Verhandlungen mit Luther leitete der Kurfürst von Trier, der den Vorsitz führte, in durchaus freundlicher Weise, indem er ihn brüderlich ermahnte, bei der einigen christlichen Kirche zu bleiben. Man mutete ihm auch nicht den einfachen Widerruf zu, sondern forderte ihn auf, sich vertrauensvoll einer Entscheidung von Kaiser und Reich zu unterwerfen, wo seine Bücher unverdächtigen Richtern würden vorgelegt werden, oder doch wenigstens der eines künftigen Konzils. Aber Luther beharrte auch in diesen zweitägigen Verhandlungen dabei, daß er sich keiner Entscheidung unterwerfen könne, die dem Worte Gottes zuwiderlaufe. Schließlich erklärte er am 25. April dem Erzbischof von Trier: „Gnädigster Herr, ich kann nicht weichen, es gehe mir, wie Gott will. Ich bitt' Ew. kurfürstlichen Gnaden, Sie wollen mir bei Kaiserliche Majestät die gnädige Erlaubnis zur Heimkehr erwirken, denn ich bin nun an den zehnten Tag hie, und richtet nichts mit mir aus.“ Noch an demselben Tage wurde ihm die Entlassung mit freiem Geleit für 21 Tage zugestellt, mit der gleichzeitigen Eröffnung, daß der Kaiser nach Ablauf dieser Frist als Beschützer des Glaubens gegen ihn verfahren werde, und mit dem Befehl, sich unterwegs des Schreibens und Predigens zu enthalten. Luther erwiderte: „Es ist geschehen, wie es dem Herrn gefallen. Der Name des Herrn sei gelobt.“ Dann ließ er dem Kaiser und den Ständen seinen Dank entbieten, daß sie ihn mit so vieler Güte angehört und auch sein Geleit wahren wollten. Nichts habe er gewollt als eine Reformation der Kirche durch die Heilige Schrift. Für Kaiser und Reich sei er bereit, alles zu erdulden, nur das eine müsse er sich vorbehalten, das Wort Gottes frei zu bekennen und zu bezeugen. Am folgenden Tage schon, den 26. April, trat Luther mit seinen Freunden, die ihn nach Worms geleitet hatten, die Heimreise an. In Worms wurde inzwischen über die Sache Luthers



Luther nach seiner Rede auf dem Reichstag zu Worms.
Nach dem Gemälde von W. Beckmann.

und das gegen ihn einzuschlagende Verfahren weiter verhandelt. Die päpstlichen Legaten wurden beauftragt, das kaiserliche Edikt abzufassen, durch welches Luther in die Acht und Aberacht erklärt werden sollte. Diese waren bald damit fertig und unterließen nichts, um den Kaiser zur eiligen Vorlage des Edikts an den Reichstag zu drängen. Dennoch verzögerte sich diese noch um mehrere Wochen. Erst am 25. Mai, nachdem Kurfürst Friedrich, der Kurfürst von der Pfalz und ein großer Teil der anderen Reichsstände abgereist waren, und der Kaiser den Reichstag für geschlossen erklärt hatte, wurde das Edikt den wenigen noch zurückgebliebenen Ständen in der Wohnung des Kaisers vorgelegt und verlesen. Es war niemand mehr da, der dagegen Einspruch zu tun wagte. Am folgenden Tage, den 26. Mai, an einem Sonntag, unterzeichnete der Kaiser nach dem Hochamt im Dom zu Worms das gegen Luther erlassene Edikt, worauf er sich lachend an den päpstlichen Nuntius Aleander mit den Worten wendete: „Jetzt werdet ihr doch mit mir zufrieden sein.“ Um aber das Maß der Unredlichkeit und Unehrlichkeit in dem Verfahren gegen Luther voll zu machen, veröffentlichte man das Edikt unter dem falschen Datum des 8. Mai und mit dem Vorgeben, daß es mit „einhelligem Rat der Kurfürsten und Stände“ ergangen wäre. Es verhängte über Luther als ein von Gottes Kirche abgesondertes Glied und einen verstockten Ketzer des Reiches Acht und Aberacht. Bei Vermeidung der gleichen Strafe sollte niemand ihn „hausen, höfen, ätzen, tränken, noch mit Worten oder Werken heimlich oder öffentlich Hilfe, Anhang, Beistand und Fürschub beweisen, sondern ihn gefangen nehmen und wohl bewahrt an kaiserliche Majestät senden.“

6. Luther auf der Wartburg in der Stille.

Als Luther nunmehr auch von seiten des Reiches verurteilt und in die Acht getan war, vermochte auch der ihm so freundlich gesinnte Kurfürst Friedrich der Weise ihm nicht länger in Wittenberg und in seinen Landen offenen Schutz zu gewähren. Andererseits hielt er es aber doch für seine landesherrliche Pflicht, seinen Untertan und den berühmtesten Professor seiner Hochschule nicht schutzlos der Willkür und Gewalt preiszugeben, der er verfallen war, sobald der kaiserliche Befehl, der ihn in die Acht tat, erst kundgegeben war. Es galt daher, diesem zuvorzukommen und bevor Luthers förmliche Verurteilung erfolgt war, ihn an einem sichern Zufluchtsorte zu bergen. Der Kurfürst selbst vermied es aber, in dieser Beziehung seinerseits bestimmte Anordnungen zu treffen. Er überließ es seinen Räten, in geeigneter Weise für Luthers Sicherheit auch nach Ablauf des kaiserlichen Geleites Sorge zu tragen, ohne daß er selbst von dem Orte, an dem man ihn geborgen, zu wissen brauchte. Nur so viel geschah mit seinem Vorwissen, daß Luther noch vor seiner Abreise von Worms durch den Hofprediger Spalatin und die kurfürstlichen Räte Philipp von Feilitzsch und Friedrich von Thun die Kunde erhielt, daß man ihn in einen sicheren Gewahrsam bringen werde. Luther hätte gewiß selbst solche Fürsorge nicht begehrt; er hätte sich viel lieber allein auf den Schutz seines Gottes verlassen; aber er fügte sich in stillem Gehorsam dem von andern über ihn beschlossenen Rate. In aller Stille hatte er am 26. April Worms verlassen. Damit seine Abreise ohne jedes Aufsehen geschehe, folgte ihm der kaiserliche Herold erst später nach, um sich in Oppenheim ihm anzuschließen. Bis Eisenach wurde derselbe Weg wie auf der Hinreise genommen. Als man in Friedberg angekommen war, entließ Luther den kaiserlichen Herold, dem er Schreiben an den Kaiser und die Reichsstände mitgab, in denen er für das ihm zugesicherte und bewahrte Geleit seinen Dank

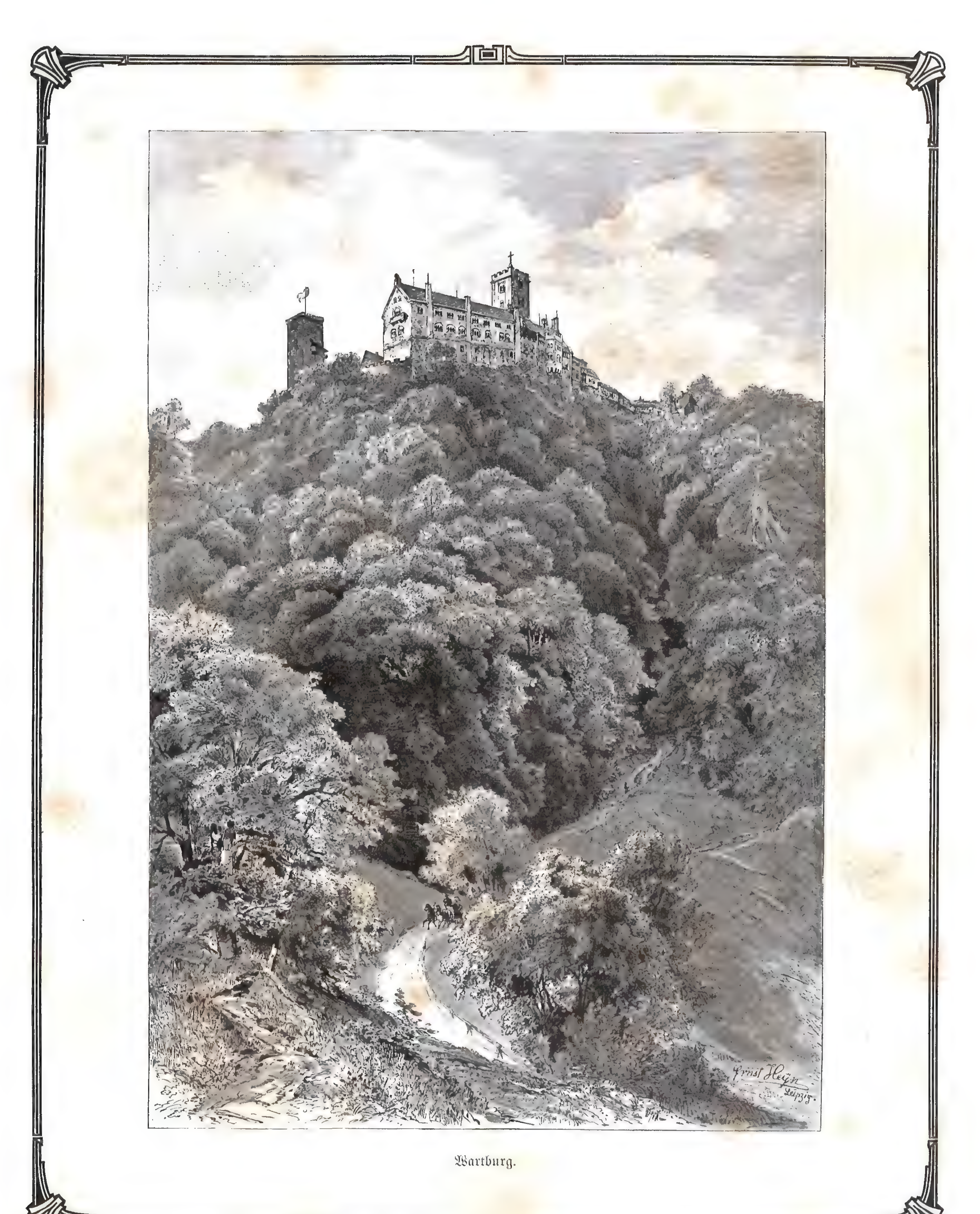
15*

aussprach, zugleich aber auch sein Verhalten in Worms nochmals rechtfertigte und hervorhob, daß er sich in Gottes Wort gebunden fühle. Den Kaiser bat er nochmals, nicht um seinetwillen, sondern im Namen der ganzen Kirche eine Prüfung der ihm vorgeworfenen Irrtümer durch die Heilige Schrift herbeizuführen. Als er mit seinen Begleitern Eisenach erreicht hatte, wo er trotz des kaiserlichen Verbots auf den dringenden Wunsch der Bevölkerung predigte, veranlaßte er



Lutherbuche bei Altenstein.

Swaven, seinen Rechtsbeistand Schurf und die andern Reisegefährten, sich von ihm zu trennen, während er, nur von Amsdorf und seinen Ordensgenossen Pezensteiner begleitet, einen Abstecher zu seinen Verwandten nach Möhra machte. Hier übernachtete er bei dem Bruder seines Vaters, Heinz Luther, und predigte auch daselbst am 4. Mai unter einer Linde nahe der Kirche von Möhra. Von hier aus schlug er, von seinen Verwandten geleitet, die Straße ein, welche über Schweina an Schloß Altenstein vorbei über den Thüringer Wald nach Waltershausen und Gotha führte. In der Nähe von Altenstein verabschiedeten sich die Verwandten, um nach Möhra zurückzukehren. Als er etwa noch eine halbe Stunde weiter gefahren war, bis dahin, wo die Straße in einen Waldweg einbiegt, der sich nach dem Rennsteig hinaufzieht, brachen plötzlich in der Nähe einer alten Kapelle, die schon damals wüste lag, bewaffnete Ritter aus dem Wald hervor, überfielen den Wagen und rissen Luther heraus. Der Klosterbruder Pezensteiner ergriff eilig die Flucht; den andern Begleiter mit dem Fuhrmann ließ man unbehelligt weiter ziehen. Luther aber wurde in einem Reitermantel, den man ihm umtat, auf ein Pferd gesetzt und bis zur einbrechenden Dunkelheit im Walde herumgeführt. Gegen Mitternacht aber rasselte die schwere Zugbrücke auf der Wartburg nieder, hinter deren schützenden Mauern Luther nun fürs erste den Nachstellungen seiner Feinde entrückt war. Diesen Überfall im Walde und Luthers Wegführung hatte der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch in Gemeinschaft mit Burkhard Hans von Wegheim, dem Besitzer von Altenstein, ausgeführt. Durch den mit Amsdorf geflüchteten Fuhrmann verbreitete sich die Kunde von Luthers Gefangennahme schnell in ganz Deutschland. Aber über den Ort seines Aufenthaltes und was aus ihm geworden war, wurde das tiefste Stillschweigen bewahrt. Selbst der Kurfürst Friedrich und dessen Bruder Herzog Johann haben lange Zeit nicht gewußt, an welchem Orte Luther geborgen war. Auch in Worms erfuhr man nichts weiter, als daß Luther plötzlich verschwunden sei. Der päpstliche Legat Aleander hatte freilich die richtige Ahnung, daß der „sächsische Fuchs“, wie er den Kurfürsten Friedrich nannte, seine Hand dabei im Spiele habe. In weiten Kreisen herrschte die Überzeugung, daß die Ränke der römischen Gegner seine Gefangennahme veranlaßt hätten, und daß er von diesen heimlich beiseite geschafft worden wäre. Nicht wenige hielten ihn für tot, und es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß man irgendwo seinen Leichnam gefunden habe. Die wenigen Freunde, die über seinen Aufenthalt Sicheres wußten, hatten keinen Anlaß, diesen und ähnlichen Gerüchten zu widersprechen. Um so besser konnte das Geheimnis bewahrt bleiben.



Wartburg.

Auf der Wartburg erhielt Luther statt seiner Mönchskutte weltliche Kleidung. Er galt dort für einen ritterlichen Gefangenen, der den Namen „Junker Georg" führte, ließ sich einen stattlichen Bart wachsen und trug statt der Mönchskutte ritterliche Kleider und ein Schwert an seiner Seite. Der Schloßhauptmann von Berlepsch sorgte treulich für seine Verpflegung. Zwei Edelknaben mußten ihn bedienen. In Begleitung eines zuverlässigen und verschwiegenen Reitersmannes durfte er auch außerhalb der Burg Ritte und Spaziergänge unternehmen. Da finden wir ihn Erdbeeren suchend in den Wäldern umherschweifen, ja, sogar auf die Jagd wurde er einmal mitgenommen, ohne daß er jedoch an diesem „bittersüßen Vergnügen" der großen Herren, wie er es nennt, sonderliches Wohlgefallen fand. Auch unter den Netzen und Hunden des Waidwerkes hatte er seine theologischen Gedanken. Er sah darin ein Bild des Teufels, der durch List und gottlose Lehre unschuldige Tierlein jage. Als ein Häschen, das er gerettet und in den langen Ärmel seines Mantels gewickelt hatte, dort von den Hunden entdeckt und totgebissen wurde, sagte er: „So wütet Papst und Satan, auch schon gerettete Seelen trotz meines Bemühens zu verderben."



Luther wird bei Eisenach überfallen und auf die Wartburg gebracht.

Auch für den sicheren brieflichen Verkehr mit seinen Freunden und namentlich mit den Wittenberger Genossen war Fürsorge getroffen. Seine Briefe wurden durch sichere kurfürstliche Boten an Spalatin gesandt, der sie dann an die Empfänger, für die sie bestimmt waren, weiter beförderte. In diesen Briefen nennt er sein fürstliches Gefängnis bald sein „Patmos", bald den „Berg und seine Wüste", bald „das Laufrevier", oder „die Gegend der Vögel".

Nachdem sich Luther in seine Einsamkeit gefunden hatte, benutzte er die unfreiwillige Muße, zu der er verurteilt war, sehr bald zur Abfassung von allerhand Schriften, die er aus seinem sicheren Versteck ausgehen ließ. Schon in den ersten Wochen seines Aufenthaltes auf der Wartburg schrieb er eine Auslegung des 68. Psalms und seiner Wittenberger Gemeinde legte er zu ihrem Trost und ihrer Beratung den 37. Psalm aus. Ein besonders bedeutungsvolles Werk, das der Wartburgstille seine Entstehung zu verdanken gehabt hat, ist die erste deutsche Predigtsammlung, die Kir-



Dr. Martin Luthers Ankunft auf der Wartburg, den 4. Mai 1521.
Von C. A. Schwerdgeburth.

chenpostille, eine schlichte und volkstümliche Auslegung der Fest- und Sonntagsepisteln und Evangelien in deutscher Sprache, ein Werk, das freilich auf der Wartburg selbst nur bis zu seinem ersten Teile gelangte, und erst nach Jahren zum Abschluß gekommen ist. Auch durch die über ihn verhängte Reichsacht ließ sich Luther nicht abhalten, eine geharnischte Streitschrift gegen den Kardinal und Erzbischof Albrecht von Mainz zu veröffentlichen, denselben Reichsfürsten, der den Ablaßverkauf Tetzels mit seinem Namen und Ansehen gedeckt hatte. Eine Zeitlang hatte der Erzbischof bei



Die Kapelle auf der Wartburg, worin Luther gepredigt.

dem Ablaßverkauf in seinem Gebiet eine größere Vorsicht beobachtet. Aber neue Geldverlegenheiten bewogen ihn, den schändlichen Handel von neuem zu beginnen, war doch nach seiner Meinung der unbequeme Augustinermönch jetzt unschädlich gemacht. In einer unter seinem Namen veröffentlichten Schrift lud er die Gläubigen zu einer Heiligtumsfahrt nach Halle a. S. ein, welche Stadt zu dem von ihm regierten Erzbistum Magdeburg gehörte. Hier hatte er eine reiche Sammlung von Reliquien zusammenbringen lassen: nicht bloß eine Menge Knochen und ganze Leichen von Heiligen, darunter ein Stück, das angeblich vom Leibe des Erzvaters Isaak herrühren sollte, sondern auch andere ganz unglaubliche Merkwürdigkeiten, so z. B. Reste vom Manna, das in der Wüste vom Himmel gefallen war, Asche von dem brennenden Busche, in welchem der Herr dem Moses in der Wüste erschienen war, Krüge von der Hochzeit zu Kana und ein Überrest von dem Weine, in den Jesus das Wasser verwandelt hat, Dornen aus Jesu Dornenkrone, einen der Steine, mit denen Stephanus gesteinigt worden sein sollte, u. a. m. Im ganzen zählte die Sammlung beinahe 9000 Stück. Wer der Vorzeigung dieser heiligen Schätze in der Stiftskirche zu Halle beiwohne und dem Stift ein Almosen spende, dem wurde „unübertrefflicher Ablaß" zugesagt. Als Luther von diesem neuen Ablaßtreiben Kunde erhielt, entbrannte er in heiligem Zorne und beschloß sofort, dagegen laut und öffentlich seine Stimme zu erheben. Er teilte dem Hofprediger Spalatin sein Vorhaben mit, erhielt aber darauf zur Antwort, daß der Kurfürst Friedrich ihm einen öffentlichen Angriff auf den Kurfürsten von Mainz ausdrücklich verbiete. Kurfürst Friedrich ließ ihm sagen, daß er nichts zulassen werde, was den öffentlichen Frieden störe. Luther war darüber in hohem Maße betreten. Die schon fertiggestellte Schrift, die den Titel führte: „Büchlein wider den Abgott zu Halle," schickte er zwar dem Spalatin zu, der sie Melanchthon zur Durchsicht vorlegen sollte, gleich-

zeitig aber richtete er nun an Albrecht persönlich ein Schreiben, in welchem er in den schärfsten Ausdrücken die „Büberei und Trügerei“ rügte, die der Erzbischof mit dieser Reliquienausstellung treibe. Er solle nur nicht denken, so schrieb er, der Luther sei tot; der werde damit dem Kardinal von Mainz ein Spiel anfangen, dessen sich nicht viele versehen. Schließlich gab er ihm vierzehn Tage Bedenkzeit; wenn der Kurfürst bis dahin nicht eine „richtige Antwort“ gegeben habe, so werde er seine Schrift „Wider den Abgott in Halle“ ausgehen lassen. Es ist ein Beweis, wie hoch Luther trotz Acht und Bann in Ansehen stand, daß der mächtige Kardinal und Reichsfürst wirklich dieser Forderung nachkam. Er schrieb ihm, daß die Ursache zu seiner Beschwerde abgestellt sei und gestand sein Unrecht ein. Der Ablaßhandel in Halle wurde eingestellt. Nicht wenig mag zu diesem von dem Kurfürsten angetretenen Rückzug der Umstand beigetragen haben, daß der Kirchenfürst allen Anlaß zu der Befürchtung hatte, daß Luther andernfalls sein persönliches Leben und das buhlerische Treiben an seinem Hofe zur Sprache bringen würde. Infolge dieses kurfürstlichen Schreibens nahm Luther von der Veröffentlichung der verfaßten Streitschrift Abstand.

Auch mehrere in die Reformation tiefeingreifende Schriften sind während Luthers Aufenthalt auf der Wartburg entstanden. So ein Büchlein von der Beichte, das er dem Franz von Sikkingen widmete, und in welchem er die Rechtmäßigkeit und den Zwang der Ohrenbeichte bestritt. Eine andere Schrift, die er seinem Vater zueignete, handelte von den „Klostergelübden“. In ihr leistete er dem Vater noch nachträglich Abbitte, daß er seiner Zeit wider dessen Willen ins Kloster gegangen sei. Gleichwohl erkennt er an, daß ihm der Eintritt ins Kloster zum Heil und Segen geworden sei. Die Klostergelübde selbst erklärt er für verwerflich, wenn sie in der Absicht geleistet würden, durch sie ein Verdienst vor Gott zu erwerben. Sie gehen dann nicht aus dem Glauben hervor, und darum sind sie Sünde. Er bestreitet nicht, daß es fromme Mönche gegeben hat, wie den heiligen Bernhard, die freier, evangelischer Weise Mönche gewesen und geblieben sind. Aber der Inhalt der Klostergelübde ist wider Gott, denn Gott will nicht, daß wir unfrei in einem Gesetzesjoche leben, sondern er schenkt uns diese schöne Welt und alle gute Gabe, die unter dem Himmel ist, zu freiem Gebrauch in Seiner Zucht zu Seiner Ehre, daß wir's mit Danksagung empfangen, und er will weiter, daß wir Liebe üben gegen unsern Nächsten im tätigen Dienste der Welt, nicht uns in feiner, frommer Selbstsucht abschließen in den Mauern und, wie die Karthäuser gebieten, das Haus von Vater und Mutter lieber verbrennen sehen, als wider das Gebot der Regel das Kloster verlassen und hilfreich zuspringen. Für seine Person hat er damals noch nicht daran gedacht, die Befreiung von dem Gelübde der Ehelosigkeit, die er innerlich für sich in Anspruch nahm, auch äußerlich zu gebrauchen. Als er durch Spalatin die Nachricht erhielt, daß einige Mönche aus dem Kloster ausgetreten wären und Eheweiber genommen hätten, schrieb er an diesen: „Mir werden sie kein Eheweib aufdrängen und ich hoffe, daß ich von Gottes Gnaden bleiben werde, was ich bin,“ aber vorsichtig und „ehrlich“ fügte er hinzu: „wiewohl ich noch nicht übern Berg bin.“

Bei all seiner schriftstellerischen Arbeit, zu der er die Mußzeit auf der Wartburg ausnutzte, empfand er aber doch je länger je mehr die Einsamkeit, zu der er verurteilt war, als einen Druck, der auf seinem Gemüte lastete, und er hatte mancherlei innere Anfechtungen zu bestehen, die wohl auch zum Teil von leiblichen Beschwerden herrührten, welche die veränderte Lebensweise zur Folge hatte. Allen Ernstes vermeinte er in seiner durch die Einsamkeit erregten Phantasie mit allerlei Teufelspuk zu tun zu haben. Er hörte wunderliches Gerumpel in einem Kasten, in welchem er sich Haselnüsse aufbewahrte und mächtiges Gepolter auf der Treppe. In seinem Bette fand er eines Tages einen schwarzen Hund liegen, von dem er sich nicht zu erklären wußte, wie er dorthin gekommen sei. Das alles glaubte er auf den Teufel zurückführen zu müssen, von dem ihm seine Anfechtungen bereitet würden. Daraus mag die Sage von dem Tintenfasse entstanden sein, das er nach dem Teufel geschleudert habe, und von dem Tintenkleckse, dessen angebliche Spuren noch heute in der von Luther bewohnt gewesenen Stube



Luther predigt auf der Wartburg.

Nach dem Gemälde von H. Vogel. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

auf der Wartburg gezeigt werden. Luther selbst hat zwar von dem erwähnten Teufelsspuk oft erzählt, aber von letzterem Vorgang seinen Freunden niemals Mitteilung gemacht. Noch bis ins vorige Jahrhundert wurde auf der Veste Koburg, wo sich Luther im Jahre 1530 aufgehalten hat, ein ähnlicher Tintenfleck an der Wand gezeigt.

Immerhin liegt dieser Sage die Tatsache zugrunde, daß Luther in der Stille seines Wartburgaufenthaltes schwere innere Kämpfe durchlebt hat. War der Versucher einst in der Wüste selbst dem Herrn genaht, wie sollte er, der sich bewußt war, ein unwürdiges Werkzeug in der Hand des Herrn zu sein, von solchen Versuchungen verschont bleiben! Abgesehen von Anfechtungen, die in seinem eigenen Fleisch und Blut ihren Grund hatten, sah er auch durch die äußeren Verhältnisse sein Werk gefährdet. Der Würfel war geworfen, das Feuer war angezündet, die Flamme griff um sich, wer wollte ihr wehren? Ringsumher erhoben sich Freunde der neuen Lehre, und vielen mochte sie auch nur darum willkommen sein, weil sie eine neue war, oder vielmehr eine neue schien. Welche traurige Wendung konnte die ganze Sache nehmen! Im Geiste war das Werk begonnen, aber wer bürgte dafür, daß es nicht im Fleische endete? Konnte die kühne Sprache, vor Kaiser und Reich geführt, nicht in den Herzen derer Anklang finden, die nur aus Hang zur Ungebundenheit eine neue Ordnung der Dinge wünschten? Konnte die Lehre, daß der Christ ein Herr sei über alles, nicht mißverstanden und mißbraucht werden? Konnte, mit einem Worte, nicht der Reformation, die Luther bezweckte, die Revolution auf dem Fuße folgen? Konnte dadurch nicht das von ihm begonnene Werk geschädigt werden und auf den verheißungsvollen Anfang ein verhängnisvoller Rückschlag folgen? Solche und ähnliche Gedanken mögen in Luthers Gemüt auf der Wartburg auf und nieder gewogt haben und sich, wie es in seiner Art lag, in kühnen, riesenhaften Bildern, in Gestalten leibhaftiger Teufel, die mit aufgehobenen Fingern ihm drohten und ihre Zähne gegen ihn fletschten, sich vor seine abgearbeitete Seele gedrängt haben. Was Wunder, wenn er dann in seiner Einsamkeit, seinen düsteren Gedanken überlassen, krank und müde am Leibe, kämpfend im Innersten der Seele, wirklich mit den Mächten der Finsternis zu ringen glaubte, und wenn sich ihm wirklich der Gedanke festsetzte, daß ihn der Teufel mit unheimlichem Spuke necke, während er gerade mit den heiligsten und tiefsten Fragen beschäftigt war.

Das bedeutsamste Werk, das dem Wartburgaufenthalt Luthers seine Entstehung oder doch seinen Beginn zu verdanken gehabt hat, und die schönste Frucht dieses Aufenthaltes ist die während desselben begonnene Übersetzung der Bibel in die deutsche Muttersprache. Das Bedürfnis einer solchen wurde



Initiale aus der im September 1522 in Wittenberg erschienenen ersten Ausgabe von Luthers Neuem Testament, der sogenannten Septemberbibel.

längst in weiten Kreisen empfunden. Je mehr die Heilige Schrift als die allein gültige Richtschnur des Glaubens in den Vordergrund trat und die Gemeinde aufgefordert wurde, aus dem Worte Gottes selbst sich ihr Urteil über Wahrheit oder Unwahrheit über Luthers Lehre zu bilden, um so mehr mußte sich der Wunsch geltend machen, deutsche Bibeln verbreiten zu können. Luthers Freunde in Wittenberg drängten ihn, dieses bedeutsame Werk selbst in die Hand zu nehmen. Wohl war ja die Bibel auch schon vor Luther verdeutscht worden; darin haben die Widersacher Luthers recht, die nicht müde werden, Luthers Verdienst um die Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache zu verkleinern und herabzusetzen, und es gern als eine

„Geschichtslüge“ darstellen, daß Luther der erste gewesen sei, dem wir die deutsche Bibel zu verdanken haben. Aber die früheren Übersetzungen waren in einer schwerfälligen, dem Volke fremd klingenden Sprache verfaßt, auch lag ihnen nicht der hebräische und griechische Urtext zugrunde, sondern die von der Kirche gebrauchte und anerkannte lateinische Übersetzung der sog. Vulgata. Luther dagegen ist darauf bedacht gewesen, ohne sich immer streng an den Buchstaben des Grundtextes zu halten, Gottes Wort dem deutschen Volke in seiner eigenen Sprache zugänglich und verständlich zu machen. „Man muß,“ so sagt er in dieser Beziehung, „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselbigen aufs Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es denn: des ich mich beflissen und leider nicht allewege erreicht noch troffen habe.“ So wählte er z. B. für Maße, Münzen und Gewichte des Altertums, die dem Volke fremd und unbekannt waren, deutsche Benennungen, wie „Groschen, Scheffel, Feldweg, Meile“ usw. Aus dem römischen „Prokonsul“ machte er einen „Landpfleger“. Ebenso schaltete er bisweilen das Wort „lieber“ ein, wenn er glaubte, daß die Anrede dadurch einen milderen Klang erhielt. Hiervon nur ein Beispiel: Bei dem Gruße des Engels an Maria bemerkt er, daß er wörtlich laute „Maria voll Gnaden“; allein wo redet der deutsche Mann so? Er denkt an ein Faß voll Bier oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab ich's verdeutscht: „Du Holdselige!“ und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätte ich das also verdeutschen müssen: „Gott grüßet dich, du liebe Maria;“ denn so viel will der Engel sagen und so würde er geredt haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, „du liebe Maria! der liebe Gott! der liebe Kaiser! der liebe Mann!“ Ich weiß nicht, ob man das Wort „liebe“ auch so herzlich und genugsam in lateinischen oder anderen Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinnen, wie es tut in unserer Sprache.

Luther hat sich im weiteren Verlaufe seiner Arbeit an der Bibelübersetzung unsägliche Mühe gegeben, sich des deutschen Sprachschatzes immer vollkommener zu bemeistern. Um die Edelsteine, welche in der Offenbarung Johannis (Kap. 21) vorkommen, richtig bezeichnen und sich selber eine richtige Vorstellung von dem machen zu können, was er niederschrieb, ließ er sich durch den vertrauten Spalatin eine Auswahl solcher Kleinodien aus dem kurfürstlichen Kabinette vorlegen. Ebenso erkundigte er sich genau und umständlich über die Benennung gewisser Tiere, Raubvögel und Gewürme, die in der Bibel vorkommen. Oft mischte er sich auf dem Markt unter die gemeinen Leute, um ihnen ihre Redensarten gleichsam am Munde abzusehen, und beauftragte seine Freunde, ihm einen Vorrat guter volksmäßiger Ausdrücke an die Hand zu geben, denn die „Schloß- und Hofwörter“ könne er nicht gebrauchen. Einst ließ er sich von einem Fleischer einen Hammel abstechen und beschreiben, damit er die richtigen Ausdrücke bei der Übersetzung derjenigen Bibelstellen habe, welche von dem levitischen Opferdienst, den Eingeweiden der Tiere usw. handeln. An das Alte Testament wagte aber Luther auf der Wartburg, wo ihm der Rat und Beistand seiner Wittenberger Freunde, insbesondere des Melanchthon fehlte, noch nicht heranzugehen. Dagegen hat er die Übersetzung des Neuen Testamentes schon hier in wenigen Monaten vollendet, so daß die erste Ausgabe desselben, nachdem sie unter dem Beistand dieser Freunde sorgfältig geprüft und durchgesehen war, noch im Herbst des Jahres 1522 im Druck erscheinen konnte. Die Übersetzung der ganzen Bibel ist erst viel später, im Jahre 1534, vollendet worden.

Nicht bloß für den Fortgang der Reformation, sondern auch für die Entwicklung unserer deutschen Sprache und Literatur ist Luthers Bibelübersetzung von unermeßlicher Bedeutung geworden. Durch sie entstand die neuhochdeutsche oder die sogenannte „gemeine Sprache“, welche die schöne Mitte hält zwischen der Härte der südlichen und der Weichheit der nördlichen Mundarten. Die Sprache, deren sich Luther in seiner Bibelübersetzung und seinen sonstigen Schriften bediente, ist die gemeinsame Schriftsprache der Deutschen geworden, die von Nordosten her ihren Sieg

über ganz Deutschland, ja, zuletzt auch über Niederland und die deutsche Schweiz gefeiert hat. Sie ist zu einem gemeinsamen Gut aller Deutschen geworden und ein unzerreißbares Band, welches bei aller politischen und religiösen Trennung die deutschen Stämme verbunden hat. Luther selbst sagt einmal über die von ihm in seinen Schriften angewandte Sprache: „Ich habe keine gewisse, sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei; darum ist's auch die gewiß (all-)gemeinste deutsche Sprache." Sie ist durch Luther die allgemein herrschende geworden, und darin liegt neben der religiösen und kirchlichen die große nationale Bedeutung seiner Bibelübersetzung für unser ganzes deutsches Volk.

7. Unruhen in Wittenberg.

In Wittenberg schienen die Dinge anfangs auch in Luthers Abwesenheit in ruhigem und gleichmäßigem Verlauf fortzugehen. Dem Besuch der Universität tat Luthers Entfernung von ihr zunächst keinen Abbruch. Kurfürst Friedrich der Weise scheute kein Opfer, um für seine Hochschule, deren Gedeihen ihm fort und fort am Herzen lag, neue Kräfte zu gewinnen. Schon kurz vor Luthers Abreise nach Worms war Johann Bugenhagen aus Pommern, von dem wir später mehr zu berichten haben werden, in die Mitarbeit eingetreten. Ein neuer Lehrer für das Hebräische wurde in Aurogallus (Goldhahn) gewonnen, der nachmals Luthers treuer Gehilfe bei der Übersetzung des Alten Testamentes geworden ist. Johann Agricola aus Eisleben, der schon seit dem Jahre 1516 in Wittenberg weilte, und sich Luther angeschlossen hatte, hielt biblische Vorlesungen an der Hochschule und war zugleich seit dem Frühjahr 1521 von der Stadt bei der Pfarrkirche als Katechet angestellt, der den Kindern Religionsunterricht zu erteilen hatte. Der mit Luther innig befreundete Justus Jonas, einer seiner Begleiter auf der Reise nach Worms, wurde an Stelle des verstorbenen Rechtslehrers Henning Göde an die Universität berufen. Er vermochte sich aber mit der Juristerei nicht zu befreunden, und nachdem ihm vom Kurfürsten die Stelle des Propstes an der Wittenberger Allerheiligen-Kirche verliehen worden war, widmete er sich ausschließlich der theologischen Wissenschaft. Vor allem aber setzte Luther für die Fortführung seines Werkes in Wittenberg sein Vertrauen auf Melanchthon, der seines Freundes und „Vaters" Martinus Vorlesungen zu seiner eigenen Arbeit gern hinzugenommen hatte. Es gereichte Luther zur besonderen Freude und zum reichen Trost in seinem Patmos, als ihm die Druckbogen einer Schrift zugestellt wurden, in der Melanchthon zum ersten Male die Hauptstücke der evangelischen Glaubenslehre zusammengestellt hatte. Sie erschien unter dem Titel „Loci" und ist als der erste Versuch einer evangelischen Dogmatik weltberühmt geworden. Während in den künstlichen Lehrgebäuden des Mittelalters eine täuschende Philosophie zugleich die tiefsten Geheimnisse der Gottheit zu zergliedern und die stärksten Mißbräuche und Erfindungen der Kirche zu beschönigen suchte und mit beiden den nach Heilswahrheit Hungernden nur Steine statt Brot gab, trat hier dem Suchenden die Heilswahrheit in ursprünglicher Kraft und biblischer Einfalt entgegen. Diese Loci Melanchthons begnügten sich, die Hauptpunkte des praktischen Christentums, die Lehren von Sünde und Gnade, Glauben und Werken aus den neutestamentlichen, paulinischen Schriften herauszustellen und in der einfachen Weise der humanistischen Wissenschaft

auseinanderzusetzen. Die Wirkung des fast absichtslos entstandenen Buches war eine ungeahnte, ungemeine. Tausende von Gebildeten, welche, von der herrschenden Kirchenlehre unbefriedigt und von ihrer verkünstelten scholastischen Form abgestoßen, bisher vergeblich nach einem festen und klaren Neuen gesucht hatten, fanden hier, wonach ihr Herz sich gesehnt. Luthers Freude daran kannte keine Grenzen: „Es ist ein unbesiegtes kleines Buch,“ rief er aus, „nicht nur der Unsterblichkeit wert, sondern würdig, in den kirchlichen Kanon aufgenommen zu werden; leset alle Kirchenväter und Scholastiker — sie sind nichts dagegen!“ In den nächsten Jahren allein erlebte das Buch fünfundzwanzig Auflagen, fünfzehn lateinische und zehn deutsche, bei Lebzeiten des Verfassers überhaupt gegen hundert; auch nach Rom drang es in italienischer Übersetzung und ward eifrig gelesen, bis die Inquisition dahinter kam. Melanchthon war unermüdlich, es nach Maßgabe seiner fortschreitenden theologischen Erkenntnis zu erweitern und zu verbessern.*) Ein besonders bedeutungsvoller Satz in diesen von Melanchthon aufgestellten Hauptpunkten der christlichen Lehre war der: „Christum erkennen, das heißt seine Wohltaten erkennen, nicht, wie die Sophisten pflegen, über seine Naturen streiten.“ Mit diesem Worte hat er der evangelischen Heilslehre in betreff der Person Christi den rechten Weg vorgezeichnet und gezeigt, daß es weniger darauf ankommt, über das Verhältnis der beiden Naturen in Christo, der göttlichen und menschlichen, sowie über das vorweltliche Sein Christi beim Vater zu grübeln, sondern vom Heilsbedürfnis des Herzens und Gewissens aus, an der Hand der Schrift bescheiden zu diesen überweltlichen Geheimnissen aufzustreben.

Dieser friedliche Fortgang der wissenschaftlichen Arbeit in Wittenberg sollte aber nicht von langer Dauer sein. Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft auf der Wartburg drangen allerhand beunruhigende Nachrichten zu Luther über Vorgänge, welche in eine ruhige Entwicklung der von ihm begonnenen Reformation störend einzugreifen drohten. Luthers Kollege und bisheriger Mitarbeiter Andreas Bodenstein, von seinem Geburtsorte im Frankenlande Carlstadt genannt, suchte sich zum Leiter der reformatorischen Bewegung zu machen und in Luthers Abwesenheit eine hervorragende Rolle zu spielen. In demselben Jahre wie Luther geboren, war Carlstadt, den wir bei der Disputation Luthers mit Eck bereits kennen gelernt haben, schon im Jahre 1504 als Professor der Philosophie nach Wittenberg berufen worden. Anfangs ein begeisterter Freund und Anhänger Luthers, hatte er sich doch mit der Zeit in vielen Punkten diesem entfremdet und schon vor dessen Reise zum Reichstage waren seine Beziehungen zu Luther erheblich gelockert; Verstimmungen, die in persönlicher Mißgunst Carlstadts gegen den gefeierten Amtsgenossen ihren Anlaß hatten, kamen noch hinzu. Luthers Vorgehen war ihm überdies zu langsam und zu maßvoll. Er gehörte zu den Naturen, die nicht schnell genug vorwärts stürmen können. Als nun im Sommer 1521 zwei Priester in der Nähe von Wittenberg sich selbst von dem kirchlichen Gebot der Ehelosigkeit entbanden und sich verheirateten, trat Carlstadt nicht bloß für den von diesen getanen Schritt ein, sondern er ließ eine Schrift erscheinen, in welcher er in stürmischer Weise die Aufhebung des Zölibats (Ehelosigkeit) nicht bloß für die Weltpriester, sondern auch für alle Mönche und Nonnen forderte und die Klostergelübde für hinfällig und nichtig erklärte. Mit Carlstadt gemeinsame Sache machte der Augustinermönch des Wittenberger Klosters Gabriel Zwilling, der auf der Kanzel der Augustinerkirche feurige Predigten hielt, in denen er die Gelübde überhaupt und das ganze Mönchsleben angriff und es nicht allein für erlaubt, sondern für notwendig erklärte, sich davon „loszusagen“, denn in der Kutte könne man nicht selig werden. Trotz seiner unansehnlichen, beinahe häßlichen Erscheinung und seiner schwachen Stimme sammelte Zwilling zahlreiche Zuhörer aus der Stadt und der Universität um seine Kanzel. Ein junger Schlesier, der in Wittenberg studierte, berichtete damals über ihn nach Hause: „Gott hat uns einen anderen Propheten erweckt, viele nennen ihn einen zweiten Luther; Melanchthon versäumt keine seiner Predigten.“*) In-

*) Philipp Melanchthon von D. W. Beyschlag. S. 33.

*) Vgl. Köstlin, Luthers Leben. S. 276.



Die Bilderstürmer zu Wittenberg.

Nach dem Gemälde von P. Geh.



folge der Aufforderung ihres Ordensgenossen Gabriel Zwilling traten dreizehn Augustiner auf einmal aus dem Kloster aus und nahmen ihre Wohnung zum Teil unter den Bürgern, zum Teil unter den Studenten; einer von ihnen, der das Tischlerhandwerk verstand, bat um das Bürgerrecht und gedachte sich zu verheiraten. Eine allgemeine Aufregung entstand. Die noch im Kloster verbliebenen Augustiner hielten sich nicht mehr für sicher; das Barfüßlerkloster in Wittenberg mußte des Nachts mit einer starken Wache geschützt werden. Aber auch mit anderen Neuerungen gingen Carlstadt und Zwilling in stürmischer Weise vor. Der letztere predigte gegen den Greuel der Messe, erklärte die Anbetung des Sakramentes für Abgötterei, forderte die Abstellung aller Privatmessen, während Carlstadt die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt einzuführen versuchte. Obwohl der Kurfürst, nachdem er den nach Wittenberg berufenen Konvent der Augustiner und die Universität gehört hatte, sich gegen diese willkürliche Änderung des Gottesdienstes erklärte und bei dem alten Gebrauch zu bleiben befahl, ließ sich Carlstadt doch nicht abhalten, am Weihnachtstage 1521 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszuteilen und wiederholte diese Feier am Neujahrstage und an den nächstfolgenden Sonntagen.

Luther betrachtete diese Wirren anfangs mit großer Ruhe. Die Befreiung der Mönche und Nonnen von den Klostergelübden und die Beseitigung der Ehelosigkeit der Priester war ganz nach seinem Sinne, wie er dies auch in der schon erwähnten Schrift über die „Gelübde" des weiteren ausgeführt hat. Nur gegen den Zwang, den Carlstadt und Zwilling dabei ausüben wollten, legte er Widerspruch ein. Auch in betreff der Messe und deren Abschaffung sprach er sich gegen Melanchthon, der sich in dieser Frage unsicher fühlte, zustimmend aus. Es hatte seinen ganzen Beifall, daß man das Abendmahl nach der ursprünglichen Einsetzung des Herrn wiederherstellen wolle. Er erklärte offen, daß er selbst in Ewigkeit keine Privatmesse ohne Teilnahme der Gemeinde mehr zu halten entschlossen sei. Aber auch in dieser Beziehung wollte er die Gewissen geschont sehen; er forderte, daß man niemanden dränge oder zwinge; wenn einer, der noch unter der Tyrannei stehe, an einer Kommunion ohne Kelch teilnehme, dürfe man es ihm doch nicht zur Sünde anrechnen. Daß er auch über die Frage der Messe sich in einer besonderen Schrift aussprach, haben wir oben schon erwähnt. Um sich aber über diese und die anderen Fragen, welche in der Wittenberger Gemeinde eine große Aufregung hervorgerufen hatte, auch mit den dortigen Freunden mündlich auszusprechen, kam er Anfang Dezember auf einige Tage heimlich nach Wittenberg. Nur von einem Knechte begleitet, unternahm er in seiner Ritterkleidung zu Pferde die gefahrvolle Reise. Er wollte selbst zusehen, wie die Dinge lagen, von denen oft nur dunkle, nicht selten wohl auch entstellte Berichte in seine Einsamkeit gedrungen waren. Das Unternehmen war um so gefahrvoller, da er auf seinem Wege auch das Gebiet des Herzogs Georg berühren mußte, von dem er sich des Schlimmsten versehen konnte. Ganz unerwartet traf er in Wittenberg ein, wo er sich in dem Hause seines Freundes Nicolaus Amsdorf verborgen hielt. Nur die nächsten Freunde wurden in das Geheimnis eingeweiht. Mit ihnen pflog er über die Wittenberger Vorgänge Rat und stärkte sie durch tröstenden Zuspruch, während auch ihm selbst, wie er nachher an Spalatin schrieb, „das Zusammensein mit ihnen die süßesten Genüsse bereitete." Dann kehrte er, heimlich, wie er gekommen war, in sein Patmos zurück, in der Hoffnung, daß die Wittenberger Freunde auch ohne seine persönliche Gegenwart imstande sein würden, die stürmische Bewegung in ruhige Bahnen zu leiten. Seine Hoffnung, daß die Wittenberger Freunde der dort ausgebrochenen Unruhen Herr werden würden, sollte sich aber nicht erfüllen. Die durch Carlstadt und Zwilling hervorgerufenen Wirren steigerten sich vielmehr, als gegen Ende des Jahres 1521 drei Männer in Wittenberg erschienen, die den Anspruch erhoben, unmittelbar durch Gott berufene neue Propheten zu sein. Zwei davon waren Tuchmacher, von denen der eine Nicolaus Storch hieß, der dritte, Markus Stübner, war ein noch junger Mann, der in Wittenberg im Hause Melanchthons verkehrt hatte. Sie kamen aus Zwickau, woher sie den Namen „die Zwikkauer Propheten" erhalten haben. In dieser nahe an der böhmischen Grenze gelegenen Stadt waren die

reformatorischen Gedanken Luthers auf einen durch hussitische Erinnerungen vorbereiteten Boden gefallen. Aber sehr bald war hier die reformatorische Bewegung auf Abwege geraten, auf denen sie in eine bedenkliche Schwärmerei ausartete. An die Spitze dieser schwärmerischen Richtung war Thomas Münzer getreten, ein unruhiger, nicht unbedeutender Kopf, der mit seinen Anhängern sich sehr bald weit über Luther erhaben fühlte. Sie rühmten sich, unmittelbare Offenbarungen und innere Belehrungen von Gott durch Erleuchtung und Eingebung des Heiligen Geistes empfangen zu haben. Sich selbst hielten sie für die Auserwählten, die Propheten, durch die Gott rede und seinen Willen kund tue, und denen alle Welt Gehorsam schulde. Auf Grund dieser angeblich ihnen zuteil gewordenen Offenbarungen weissagten sie den nahen Anbruch göttlicher Strafgerichte über Deutschland. Der Türke werde hereinbrechen, alle Pfaffen und Gottlosen würden vertilgt werden und in fünf bis sieben Jahren werde das Ende der Welt kommen und die Heiligen Gottes würden ihr Reich aufrichten. Sie verwarfen die Kindertaufe, weil die Kinder der Erleuchtung von oben, die allein zu rechten Christen mache, nicht fähig wären. Alle äußeren gottesdienstlichen Formen erklärten sie für unnötig und wertlos. Auf Grund der ihnen gewordenen Offenbarungen hatten diese Schwärmer, Thomas Münzer an ihrer Spitze, das bisherige Kirchenwesen in Zwickau umzustürzen versucht. Hier war aber der Magistrat rechtzeitig und kräftig eingeschritten. Münzer wurde aus der Stadt verwiesen, und als es darüber zu einem Aufstande kam, an dem sich besonders die Zunft der Tuchmacher beteiligte, waren mehr als fünfzig Tuchknappen verhaftet worden. Infolgedessen wandten sich die obengenannten Führer der Zwickauer Bewegung nach Wittenberg, in der Hoffnung, dort ihr Treiben fortsetzen zu können, während Münzer anderwärts in Deutschland umherschweifte und die Gemüter zu erregen suchte. Hier machten sie zunächst großes Aufsehen. Von diesen Ankömmlingen ermuntert, stürmte Carlstadt auf der schon vorher von ihm betretenen abschüssigen Bahn immer weiter vorwärts, und die Bewegung in Wittenberg nahm mit Beginn des Jahres 1522 einen immer kühneren Anlauf. Die Meßgewänder wurden abgeschafft, die Ohrenbeichte nicht mehr gefordert; ohne alle Vorbereitung ging man zum Abendmahl und suchte etwas darin, die Hostie nicht mehr von dem Priester sich reichen zu lassen, sondern sie mit den Händen zu ergreifen; die Fastengebote wurden geflissentlich übertreten und vor allem erklärte man die Bilder in den Kirchen für einen Greuel an heiliger Stätte. Unter der Mitwirkung der aufgeregten akademischen Jugend wurden die Heiligenbilder und selbst die Kruzifixe in den Kirchen von den Altären gerissen, zerschlagen und verbrannt. Zugleich schritt man zu tiefgreifenden sozialen Umgestaltungen; aus den Kirchenstiftungen ward ein „gemeiner Kasten“ gebildet, eine Darlehnskasse mit geringem oder gar keinem Zinsfuß für arme Handwerker; die Bettelei sollte auf immer ein Ende haben, eine strenge Zuchtordnung, in der alle Vergnügungen verboten wurden, sollte die Sitten rein erhalten. Ja, Carlstadt ging so weit, gegenüber der neuen Geistesoffenbarung durch Schuster und Schneider die Wissenschaften für unnötig zu erklären. In den Vorlesungen riet er seinen Zuhörern, nach Hause zu gehen und Ackerbau zu treiben, denn es stehe geschrieben, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen solle. Wirklich verließen viele Studierende die Universität und gingen nach Hause, um ein Handwerk zu lernen. Selbst verständige Männer ließen sich von Carlstadt und den Zwickauer Schwarmgeistern mit fortreißen. Bruder Gabriel Zwilling trat neben ihnen ohne Priesterrock in studentischer Kleidung auf die Kanzel. Der Rektor der Knabenschule, Georg Mohr, einer der entschlossensten Anhänger Carlstadts, schloß seine Schule und aus der Schulstube wurde ein Brotraum für die Armen. Der Rat der Stadt Wittenberg erwies sich diesem wüsten Treiben gegenüber machtlos und bestätigte zum Teil die von Carlstadt und seinen Genossen eingeführten Veränderungen. Der Kurfürst ließ es zwar auf die Kunde von diesen Vorgängen nicht an Abmahnungen und Mißbilligungen fehlen, doch auch er vermochte nicht, sich zu einem ernsten und kräftigen Einschreiten aufzuraffen. Aber auch Melanchthon war ratlos; ja, eine Zeitlang meinte er sogar, es könnte immer etwas

an den von den Zwickauer Propheten vorgegebenen göttlichen Eingebungen sein und glaubte sich an dem Werke Gottes zu versündigen, wenn er den Geist dämpfe. Luther, der von alledem Kunde erhielt, sah auch diesmal die Sache anfangs mit großer Ruhe an. Je mehr er die neuen Propheten auf den ersten Blick durchschaute, um so mehr wunderte er sich über die Ängstlichkeit seines Freundes, der ihm doch an Geist und Gelehrsamkeit überlegen sei und riet diesem, die Geister zu prüfen, ob sie von Gott wären. Bis jetzt, so schrieb er an Melanchthon, habe er nichts von ihnen gehört, was der Satan nicht auch tun und nachäffen könne. Sie sollten erst ihren Beruf beweisen, weil Gott niemand sende, er habe ihn denn durch Menschen berufen. Auf bloße Offenbarungen, die sie vorschützten, dürfe man nichts geben. Man solle erst sehen, ob sie in geistliche Angst kommen, ob sie von göttlicher Geburt, Tod und Hölle wissen. Wenn man lauter liebliche, andächtige und heilige Dinge von ihnen höre, und wenn sie auch sagten, daß sie in den dritten Himmel entzückt wären, so solle man nicht auf sie sehen. Die göttliche Majestät rede nicht so unmittelbar mit den Menschen; am allerwenigsten könne sie sich an den alten Menschen wenden, ehe sie ihn erst getötet und ausgedorrt habe.

Als es sich aber je länger je mehr zeigte, daß Melanchthon und die andern Freunde in Wittenberg der Bewegung nicht Herr zu werden vermochten, da wich das Vertrauen, das er zu seinen glaubensstarken Wittenbergern gehabt, immer mehr der schwersten Sorge. Er sah das Haus brennen, das er aufgebaut und konnte von der Wartburg herunter den glühenden Himmel schauen; er hörte die Sturmglocke und das Geschrei der Not, aber zu Hilfe eilen und löschen konnte er nicht. Durch die über ihn verhängte Reichsacht und durch den gemessenen Befehl seines Landesherrn war er auf die Wartburg gebannt. Schon im Januar kündigte er in einem an den Kurfürsten gerichteten Schreiben diesem an, daß ihm die Sorge um die Wittenberger Gemeinde keine Ruhe mehr ließe und er es für seine Pflicht halte, nach Wittenberg zurückzukehren, weil vielleicht er allein imstande sei, den Brand zu löschen. Vergebens suchte ihn der Kurfürst zurückzuhalten, indem er ihm zugleich andeutete, daß er nicht in der Lage sein werde, ihn zu schützen, wenn er sich jetzt schon an die Öffentlichkeit wage. Ein Brief des Rates von Wittenberg, der ihn flehentlich bat, zurückzukehren, gab schließlich den Ausschlag. Ohne die nochmals erbetene Erlaubnis des Kurfürsten abzuwarten, brach er am 1. März von der Wartburg auf. Wir wissen von dem Wege, den er nahm, nur noch, daß er über Jena und die südlich von Leipzig gelegene Stadt Borna führte. Am 3. März, es war gerade der Fastnachtsabend, übernachtete er im „Schwarzen Bären" zu Jena. Hier traf er mit zwei Schweizer Studenten zusammen, die auf der Reise nach Wittenberg begriffen waren. Einer von diesen, Johann Keßler aus St. Gallen, hat in einer von ihm verfaßten Chronik über diese Begegnung mit Luther ausführlich berichtet, und wir können es uns nicht versagen, diesem Bericht hier eine Stelle einzuräumen.*)

„Als wir im ‚Schwarzen Bären' zu Jena eingekehrt waren," so erzählt Johann Keßler, „fanden wir einen Mann allein am Tische sitzen und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns näher kommen und zu sich an den Tisch setzen. Denn unsere Schuhe waren — hier mit Verlaub zu schreiben — so voll Kot und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kotflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Tür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit erkannten, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als er wäre ein Reiter, der nach Landsgewohnheit dasaß, mit einem roten Lederkäppel, in Hosen und Wamms, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfassend. Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden. Bald

*) Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. I. T. S. 138 ff.

fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er sich selbst die Antwort: „Ihr seid Schweizer. Woher seid ihr aus dem Schweizerland?“ Wir antworteten: „Aus St. Gallen.“ — Da sprach er: „Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin.“ Wir sagten: „Wir haben Briefe an sie.“ Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wißt Ihr nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg oder an welchem Ort er sonst sei?“ Antwortete er: „Ich habe gewisse Kundschaft, daß Luther jetzt nicht zu Wittenberg ist; er wird aber bald dahin kommen. Philipp Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. In Treue will ich euch raten, beide zu studieren; denn sie sind notwendig, die Heilige Schrift zu verstehen.“ Sprachen wir: „Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristet, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann sehen und hören; denn seinetwegen haben wir diese Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Priestertum samt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unsern Eltern dazu gezogen und bestimmt sind, Priester zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solchen Vorsatz zuwege bringen will.“ Nach solchen Worten fragte er: „Wo habt ihr bis jetzt studiert?“ — Antwort: „Zu Basel.“ — Da sagte er: „Wie steht es zu Basel? Ist Erasmus Rotterdamus noch daselbst, und was tut er?“ „Mein Herr,“ sprachen wir, „wir wissen nicht anders, als daß es wohl steht; auch ist Erasmus da, was er aber treibe, ist jedermann unbekannt und verborgen, da er sich gar still und heimlich verhält.“ Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor; daß er von den beiden Schurf, von Philipp und Erasmo, desgleichen von der Erfordernis beider, der griechischen und hebräischen Zunge zu reden wußte. Zudem sprach er dazwischen etliche lateinische Worte, so daß uns bedünken wollte, er sei eine andere Person, als ein gemeiner Reiter. „Mein Herr, sagte einer, es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können Luther nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen verruchten Ketzer und vor andern die Geistlichen.“ Da sprach er: „Ich denke mir's wohl, es sind die Pfaffen.“ Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und sperrte es auf. Es war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin und der Reiter nahm es zu sich. Und mein Gesell sprach: „Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstände.“ Antwortete er: „Ihr werdet sie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre sie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin.“ Unterdes ging der Tag ganz hinunter und es wurde sehr dunkel, bis der Wirt an den Tisch kam. Als er unser hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, sprach er: „Liebe Gesellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier gewesen, so wäre es euch gelungen, denn hier an dem Tisch hat er gesessen und“ — er zeigte mit dem Finger: — „an der Stelle!“ Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hatten, ließen den Zorn an dem kotigen und schlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch sprachen wir: „Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tische sitzen, wo er saß.“ Darüber mußte der Wirt lachen, und ging so zur Tür hinaus. Nach einer kleinen Weile ruft mich der Wirt, ich soll vor die Stubentür zu ihm herauskommen. Ich erschrak und dachte bei mir, was ich Unschickliches getan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde. Da sprach der Wirt zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther zu hören und sehen begehrt — der ist's, der bei euch sitzet.“ Die Studenten glaubten sich aber verhört zu haben und hielten den fremden Reitersmann für Hutten. Luther setzte die Unterredung mit ihnen noch lange fort und bezahlte schließlich ihre Zeche. Als er sich erhob, um sich zur Ruhe zu legen, bot er ihnen die Hand zum Abschied mit den Worten: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Doktor Hieronymus Schurf.“ Auf die Frage, von wem sie diesen Gruß ausrichten sollten, erwiderte er: „Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt euch grüßen,



Dr. Martin Luther im „Schwarzen Bären“ zu Jena.
Von C. A. Schwerdgeburth.

— so versteht er diese Worte gleich.“ Als die Schweizer dann in Wittenberg bei Doktor Schurf vorsprachen, um ihre Briefe abzugeben und den Gruß auszurichten, fanden sie dort Luther im Kreise seiner Freunde sitzend und erkannten in ihm den fremden Reitersmann aus dem „Schwarzen Bären“ in Jena.

Am 5. März, es war am Aschermittwoch, war Luther in Borna, südlich von Leipzig. Er kehrte dort bei dem ihm befreundeten Michael von der Strassen ein, der die Stelle eines kurfürstlich sächsischen Geleitsmannes bekleidete. Von hier aus richtete er ein Schreiben an seinen Landesherrn, in welchem er diesem seine Abreise von der Wartburg und seine Rückkehr nach Wittenberg meldete. Dieses Schreiben ist eins der kostbarsten und herrlichsten Zeugnisse von der fast an kühnen Trotz streifenden Glaubenszuversicht, die Luthers Seele erfüllte, und mit der er den in Wittenberg seiner wartenden Gefahren entgegenging. Es war zugleich die Antwort auf ein kurfürstliches Handschreiben, das ihn unmittelbar vor dem Aufbruch von der Wartburg zugestellt worden war, und in welchem ihn der Kurfürst nochmals abgemahnt hatte, seinen sicheren Zufluchtsort zu verlassen. Friedrich hatte ihn in diesem Schreiben zu weiterer Mäßigung und Zurückhaltung ermahnt. Hierauf entgegnete er: „Ew. kurfürstlichen Gnade weiß oder weiß nicht, so lasse Sie es Ihr hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen, wie ich denn hinfort tun will, einen Knecht Gottes und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich zum Verhör und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich dran zweifelte, sondern aus übriger Demut, die andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zuviel Demut gelangen will zur Niedrigung des Evangelii und der Teufel ganz Platz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Hand breit räume, muß ich aus Not meines Gewissens anders dazu tun. Ich hab E. K. F. G. genug getan, daß ich dies Jahr gewichen bin, E. K. F. G. zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wohl, daß ich das aus keinem Zagen getan habe.“ Des Kurfürsten Mahnung, auf den ihm besonders feindlich gesinnten Herzog Georg von Sachsen Rücksicht zu nehmen, weist er mit der Erwiderung zurück: „Wenn die Sachen in Leipzig stünden, wie jetzt in Wittenberg, er würde dennoch hineinreiten, ob's gleich neun Tage lang eitel Herzog Georg regnete und ein jeder neunmal ärger als dieser wäre.“ Übrigens bezeugt er, für diesen schon mehr als einmal gebetet und geweint zu haben, daß Gott ihn erleuchte, will's auch noch einmal wieder versuchen und bittet den Kurfürsten, dasselbe zu tun, ob etwa das Urteil, welches von oben auf ihn dringe, noch könnte von ihm abgewendet werden. Über seinen Gang nach Wittenberg und des Kurfürsten Verhalten dazu schreibt er mit geradezu großartigem Freimut also: „Ew. K. F. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinne, von E. K. F. G. Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wolle E. K. F. G. mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte. Dazu, wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß hier allein schaffen ohne alles menschliche Sorgen und Zutun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. K. F. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.“ Auf die Frage des Kurfürsten, was dieser in seiner Sache ferner tun solle, antwortet er: „E. K. F. G. hat schon allzuviel getan und sollt gar nichts tun. Gott will's ihm gelassen haben, — danach mag E. K. F. G. sich richten.“ Er fügt dann hinzu, daß der Kurfürst im Gehorsam gegen die kaiserliche Obrigkeit dieser nicht wehren dürfe, wenn sie ihn in seinen Landen fahnden oder töten wolle, daß der Kurfürst aber sich nicht dazu hergeben dürfe, selbst Stockmeister über ihn zu werden. Dafür sei dieser in einer zu hohen Wiege geboren. „Wenn E. K. F. G. die Tore offen läßt, und das freie kurfürstliche Geleit hält, wenn sie selber kämen mich zu holen oder ihre Gesandten, so hat E. K. F. G. dem Gehorsam genug getan.“ Der Brief schließt mit den Worten: „Wenn E. K. F. G. glaubete, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil Sie aber noch nicht

glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen.“ Der Kurfürst gab sich damit zufrieden und forderte nur, daß Luther in einem weiteren Schreiben die Gründe seiner Rückkehr auseinandersetze und darin ausdrücklich bezeuge, daß diese wider den landesherrlichen Willen erfolgt wäre. Auch müsse es so abgefaßt sein, daß der Kurfürst es zu seiner Entlastung dem Reichsregiment vorlegen könne, was auch nachher in der Tat geschehen ist.

Am 6. März traf Luther, auf der letzten Strecke noch von einigen Rittern begleitet, wohlbehalten in Wittenberg ein. Die ersten Tage waren der Beratung mit den dortigen Freunden gewidmet, die ihm über alles, was in seiner Abwesenheit geschehen war, berichten mußten. Schon am folgenden Sonntage, den 9. März, am ersten Sonntag in der Fastenzeit, Invocavit, bestieg er wieder seine alte Kanzel und hielt von da an acht Tage nacheinander Sermone über das eingerissene Treiben. Daneben fing er wieder an, täglich über die zehn Gebote zu predigen. Mit schlichtem und ernstem, aber freundlichem Zeugnisse trat er den Unruhestiftern entgegen. Er lehrte die Gemeinde zu unterscheiden zwischen dem, was frei sei und gehalten oder nicht gehalten werden könne. In kurzer Zeit gelang es ihm, den Sturm zu beschwichtigen: die Neuerungen, an denen viele Anhänger des Alten Anstoß genommen hatten, wurden abgestellt; nur wurden im Meßgottesdienst diejenigen Worte fortgelassen, die sich auf die Opferung des Leibes Christi durch den Priester bezogen. Im übrigen wurde das Abendmahl wieder wie früher unter einer Gestalt dargeboten, doch so, daß es denen, die es unter beiderlei Gestalt begehrten, an einem besonderen Altar gereicht wurde. Bald wurde diese Feier zur allgemeinen Ordnung, während die andere von selbst einging. Noch weniger Wert legte Luther auf die Äußerlichkeiten, wie gottesdienstliche Gewänder, Feste und dergleichen. Luther behielt sie ruhig bei und legte auch seine Mönchskutte wieder an. Erst zwei Jahre später hat er sie abgelegt, als sie völlig abgenutzt war und sein Kurfürst ihm gutes Tuch zu einer neuen Kleidung geschenkt hatte.

Auch mit den Zwickauer Propheten wurde Luther bald fertig. Als er in Wittenberg eintraf, waren sie ohnehin abwesend; als sie dann wieder erschienen, wies er ihnen offenbare Lügen nach, auf denen er sie ertappt, und als sie Ausflüchte suchten, forderte er sie auf, mit Wundern ihre neuen Offenbarungen, deren sie sich rühmten, zu bewähren. Sie zogen es vor, das Feld zu räumen und Wittenberg zu verlassen, wo sie seit Luthers Rückkehr allen Boden verloren hatten. Daß sie ihm hinterher einen Brief voll Schmähungen und Verwünschungen zusandten, hat Luther wenig angefochten.

Luthers Ordensbruder, der aufgeregte und aufregende Prediger Zwilling, kam auch wieder zur Besinnung und wurde ein anderer Mensch, so daß Luther eine ordentliche Pfarrstelle für ihn suchte. Melanchthon fand seine alte Fassung wieder und war ganz mit Luthers Auftreten einverstanden. Der Rechtslehrer Schurf meldete dem Kurfürsten, daß über Luthers Ankunft und Predigten allgemeine Freude herrsche, daß die Wogen sich wieder geglättet haben und daß nicht zu zweifeln sei, er sei durch sonderliche Schickung des Allmächtigen wiedergekommen. Der Rat der Stadt verehrte ihm zum Empfange Tuch für ein neues Ordenskleid und bald nachher ein Geschenk an Bier und Wein, schickte auch eine gleiche Gabe auf Pfingsten Luthers Vater zu. So war dieser Sturm glücklich beschwichtigt. Daß noch weitere und größere Gefahren später abzuwenden waren, werden wir im weiteren Verlaufe unserer Darstellung sehen.

Die weitere Ausbreitung der neuen Lehre.

Das mannhafte Auftreten Luthers in Worms hatte ihm in den weitesten Kreisen des Volkes die Herzen gewonnen und dazu beigetragen, die Menge für ihn zu begeistern. Sein Name war nun erst recht in aller Munde. Mit dieser in weiten Kreisen verbreiteten Stimmung des Volkes mußte auch das Reichsregiment rechnen, das für die Dauer der Abwesenheit des Kaisers aus Deutschland auf dem Reichstage zu Worms eingerichtet worden war. Es tat keinen Schritt zur Vollziehung des in Worms wider Luther erlassenen Ediktes, ja, man kann sagen, daß diese Behörde, welche die kaiserliche Gewalt vertrat, und deren einzelne Mitglieder alle Vierteljahre wechselten, zeitweilig sogar den Geächteten geradezu in Schutz nahm, zumal seitdem Kurfürst Friedrich eine hervorragende Stelle in ihr einnahm. Im Jahre 1522 wurde ein neuer Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben, der sich unter dem Vorsitz des Erzherzogs Ferdinand, des Bruders und Statthalters Kaiser Karl V., versammelte. Auf ihm erschien ein Legat des neuen Papstes Hadrian VI., der zu Anfang des Jahres 1522 auf Leo X. gefolgt war. Der päpstliche Abgesandte hatte den Auftrag, von den Reichsständen die Unterdrückung der lutherischen Ketzerei zu fordern und zur pünktlicheren Erfüllung des zu Worms gegen Luther erlassenen Edikes zu mahnen; andererseits machte der neue Papst durch seinen Legaten dem Reichstag das Zugeständnis, daß die deutsche Nation mit Recht über manche Mißstände Beschwerde zu führen habe und versprach, zur Abstellung der berechtigten Klagen allen Fleiß anzuwenden. Die Mehrheit des Reichstages nahm diese Erklärung mit Befriedigung auf, aber ohne sich durch sie zu einem nachdrücklichen Verfahren gegen Luthers Person oder auch nur gegen seine Bücher bestimmen zu lassen. Vielmehr machte sich auf dem Reichstage die Meinung geltend, daß es geraten sei, die Sache mit Luther möglichst in die Länge zu ziehen und deren weiteren Verlauf abzuwarten. Dem päpstlichen Legaten wurde erwidert, daß gerade durch Luthers Schriften alle Stände der deutschen Nation über die drückenden Mißstände unterrichtet wären, und daß man jetzt um so weniger gewaltsam gegen ihn einschreiten dürfe, als dies in der öffentlichen Meinung so ausgelegt werden könne, als ob man eingerissene Mißbräuche billige. Behufs Abstellung derselben wurde der Papst gebeten, binnen Jahresfrist ein freies christliches Konzil an einem geeigneten Orte einzuberufen. Bis dahin solle nichts gelehrt werden, als das rechte, lautere Evangelium nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Schriften. Nach langem Hin- und Her-Verhandeln wurde vom Reichstag in dem Sinne dieser Antwort zum großen Verdruß des päpstlichen Legaten ein Beschluß gefaßt und dieser im Namen des Kaisers für das Reich verkündet. Kurfürst Friedrich sowie Luther selbst waren von diesem Ausgang sehr befriedigt. Der letztere fand, daß durch diesen Be-

17*

schluß tatsächlich die über ihn verhängte Reichsacht aufgehoben wäre. Die Mehrheit des Reichstages und insbesondere die geistlichen Fürsten hatten zwar gewiß nicht die Absicht gehabt, mit diesem Beschluß eine Billigung der evangelischen Lehre auszusprechen, aber er war doch so unbestimmt gefaßt, daß sich auf Grund desselben die Anhänger der Reformation zur Verkündigung der evangelischen Wahrheit für berechtigt halten durften. Deren Gegner machten in erster Stelle den Kurfürsten Friedrich dafür verantwortlich, daß alle gegen Luther getroffenen Maßregeln wirkungslos blieben, und hin und wieder wurde wohl die Frage in Anregung gebracht, ob nicht dieser Kurfürst durch seine Haltung und durch den Schutz, den er Luther gewährt, seine Kurwürde verwirkt habe. Man sprach ernstlich davon, sie dem Herzog Georg von Sachsen zu übertragen oder gar an das Haus Österreich zu bringen. Aber es blieb in dieser Beziehung bei ohnmächtigen Wünschen, an deren Verwirklichung nach Lage der Dinge nicht zu denken war.

Im Januar 1524 trat der Reichstag abermals in Nürnberg zusammen, der letzte, an dem Kurfürst Friedrich noch teilgenommen hat. Neben anderen wichtigen Angelegenheiten kam auch auf diesem Reichstage die kirchliche Frage von neuem zur Verhandlung. Papst Hadrian VI. war nach kurzer Regierung inzwischen gestorben und auf ihn war Clemens VII. gefolgt, ein Papst, der, wie seine früheren Vorgänger, vor allem entschlossen war, die päpstlichen Vorrechte aufrechtzuerhalten. Der von ihm zum Reichstag entsandte Legat Campeggi hatte wiederum den Auftrag, an das zu Worms erlassene Edikt zu erinnern. Aber er konnte sich sehr bald selbst davon überzeugen, wie tief und in wie weiten Kreisen die evangelische Lehre bereits die Gemüter ergriffen und sie von dem papistischen Kirchenwesen losgelöst hatte. In Augsburg ward er öffentlich verspottet, als er bei seinem Einzug dem Herkommen gemäß mit erhobener Hand den Segen erteilte. Er hielt es darum für geraten, in Nürnberg ohne alle Feierlichkeit einzuziehen. Unter seinen Augen nahmen in der Karwoche Tausende das Abendmahl in beiderlei Gestalt, darunter nicht nur Mitglieder des Reichsregiments, sondern auch die Königin von Dänemark, die Schwester des Kaisers und Erzherzogs Ferdinand. Der neuen Lehre zugetane Prediger, wie Andreas Osiander und andere, durften sich unter dem größten Zulauf des Volkes ungehindert die schärfsten Angriffe gegen das Papsttum erlauben und den Papst öffentlich als den Antichrist bezeichnen. Gegenüber dem Drängen des Legaten auf die Ausführung des Wormser Ediktes erinnerte man ihn an die hundert Beschwerden der Nation, die vom vorigen Reichstage erhoben worden und noch immer unerledigt geblieben wären. Der Legat gab darauf die ausweichende Antwort, daß eine amtliche Mitteilung dieser Beschwerden bisher in Rom nicht erfolgt sei. Obwohl auch der auf dem Reichstag anwesende kaiserliche Gesandte immer wieder auf das Wormser Edikt zurückkam und dessen Aufrechterhaltung forderte, so vermochte doch auch dieser nichts weiter zu erreichen, als daß die Stände versprachen, es soviel als möglich ausführen zu wollen. Damit blieb tatsächlich jedem überlassen, zu tun, was er in dieser Beziehung für nützlich und angemessen hielt. Auch in dem Reichstagsabschied dieses zweiten Nürnberger Reichstages wurde die Forderung eines Konzils wiederum erneuert. Zur Vorbereitung des Konzils sollte noch im Laufe des Jahres eine Versammlung der Stände zu Speier gehalten werden, auf welcher über die streitigen Punkte der Lehre verhandelt und Beschluß gefaßt werden sollte. Zu dem Ende sollten die Fürsten und Stände durch gelehrte, erfahrene und verständige Räte die streitigen Punkte, über die man dort Bestimmung treffen wollte, zusammenstellen lassen. Bis dahin sollte das heilige Evangelium und Gottes Wort nach rechtem, wahrem Verstand unter Auslegung von gemeiner Kirche angenommenen Lehre ohne Aufruhr und Ärger gepredigt werden.

Wiewohl dadurch der Predigt des Evangeliums vorläufig freie Bahn geschaffen war, so entbrannte Luther doch über diesen neuen Reichstagsabschied, der in Form eines kaiserlichen Ediktes veröffentlicht wurde, in hellem Zorn. Sein Wahrheitssinn nahm an der Doppelzüngigkeit Anstoß, mit der man auf der einen Seite das Wormser Edikt aufrechterhielt, ihn also verdammte, und auf der andern Seite doch wieder ein endgültiges Urteil über seine Lehre erst noch in

Aussicht stellte. Er sah voraus, daß diese in Speier doch wieder verurteilt werden würde. In einer Schrift, die er unter dem Titel: „Zwei kaiserliche uneinige widerwärtige Gebote Luthern betreffend," erscheinen ließ, und in der er das Wormser und Nürnberger Edikt mit Randbemerkungen nebeneinander stellte, gab er diesem Zorn in den kräftigsten Worten Ausdruck. Es war eine bisher unerhörte Sprache, die der gebannte und geächtete Wittenberger Professor hier gegen die Großen der Erde führte.*) „Schändlich lautet's," so schreibt er in der Vorrede, „daß Kaiser und Fürsten öffentlich mit Lügen umgehen; aber schändlicher lautet's, daß sie auf einmal zugleich widerwärtige Gebote lassen ausgehen; wie du hierinnen siehest, daß geboten wird, man solle mit mir handeln nach der Acht, zu Worms ausgegangen, und dasselbige Gebot ernstlich vollführen und doch daneben auch das Widergebot annehmen, daß man auf künftigen Reichstag zu Speier soll allererst handeln, was gut und böse sei in meiner Lehre. Da bin ich zugleich verdammt und aufs künftige Gericht gespart und sollen mich die Deutschen zugleich als einen Verdammten halten und verfolgen und doch warten, wie ich verdammt werden soll. Das müssen mir ja trunkene und tolle Fürsten sein." Dann fährt er fort: „Wohlan wir Deutschen müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben; ob man uns gleich im Mörser zerstieße (als Salomon spricht) wie eine Grütze, noch will die Torheit nicht von uns lassen." Die Schrift schließt mit den Worten: „Gott erlöse uns von den rasenden wahnsinnigen Narren, die das Wort Gottes verfolgen und gebe uns aus Gnaden andere Regenten. Amen."

Luthers Unwille über den Nürnberger Reichstagsabschied ist nur dadurch erklärlich, daß er von den schwierigen Verhandlungen, die zu diesem Ausgleich geführt hatten, keine Kenntnis hatte. Ihm war der Gedanke unerträglich, daß göttliche Dinge menschlich gerichtet und beurteilt werden sollten. Gegen die Obrigkeit aufzuhetzen, ist ihm niemals in den Sinn gekommen: er hat bei jeder Gelegenheit an dem Grundsatz festgehalten, daß man auch bösen Tyrannen untertan sein müsse. Bei aller Heftigkeit seiner Sprache, die uns nach unserem heutigen Begriffe unehrerbietig vorkommt, ist doch der von den Gegnern erhobene Vorwurf einer aufrührerischen Auflehnung gegen die Obrigkeit völlig unberechtigt.

Nicht minder als Luther verurteilte der Papst den Nürnberger Reichstagsabschied, den er als unerhört bezeichnete. Er forderte den Kaiser auf das dringendste auf, die Ausführung des Nürnberger Beschlusses zu verbieten. Wirklich erklärte Kaiser Karl V. diesen Beschluß auch für null und nichtig, und wenn er auch der Forderung eines Konzils zustimmte, so bezeichnete er es doch als eine Anmaßung der deutschen Stände, ihrerseits zu beschließen, wie es bis zum Konzil gehalten werden solle. Gegen die in Speier in Aussicht genommene Versammlung erließ er ein ausdrückliches Verbot.

Was der päpstliche Legat auf dem Reichstag nicht zu erreichen vermocht hatte, das suchte er nun durch eine besondere Versammlung der dem Papsttum noch ergebenen Stände durchzusetzen. Eine solche trat Ende Juni 1524 zu Regensburg zusammen. Außer dem päpstlichen Legaten nahmen Erzherzog Ferdinand von Österreich, die der Reformation besonders feindlich gesinnten Herzöge von Bayern und mehrere Bischöfe, wie der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Trient, an dieser Zusammenkunft teil. Die Bischöfe von Bamberg, Augsburg, Speier, Straßburg, Konstanz, Basel, Freising, Passau und Brixen waren durch Abgeordnete vertreten. Der päpstliche Gesandte ließ sich zwar herbei, die Abstellung einzelner Beschwerden in Aussicht zu stellen, aber die Hauptsache blieb ihm, einen Sonderbund katholisch gesinnter Fürsten und Stände zur Ausrottung der lutherischen Ketzerei und zur Aufrechterhaltung der päpstlichen Ansprüche zustande zu bringen. Diese Regensburger Versammlung ist der erste Anfang zu der verhängnisvollen Spaltung des deutschen Volkes in ein katholisches und ein evangelisches Lager geworden.

Zunächst nahm die Ausbreitung der neuen Lehre in allen Gegenden Deutschlands einen reißenden Fortgang. Weder des Papstes Beschwerden noch des Kai-

*) D. Kolde. Martin Luther. II. T. S. 99.

sers Unwille über die vom Nürnberger Reichstag gefaßten Beschlüsse, noch die zu Regensburg von den Gegnern der Reformation verabredeten Maßregeln vermochten den Lauf des Evangeliums aufzuhalten. Es war keine Übertreibung, wenn Erzherzog Ferdinand seinem Bruder, dem Kaiser Karl, von Nürnberg aus schrieb, daß unter tausend Menschen in Deutschland kaum einer ganz frei von der Lehre Luthers sei. Es bedurfte, wie von Ranke in seiner deutschen Reformationsgeschichte treffend bemerkt, keiner besonderen Veranstaltungen, um den von Luther verkündeten evangelischen Grundsätzen eine immer weitere Verbreitung zu verschaffen. Die aus den Klöstern ausgetretenen Mönche, allen andern voran die des Augustinerordens, die von Wittenberg kommenden Studenten und die von Jahr zu Jahr immer zahlreicher erscheinenden Schriften Luthers, die, soweit sie in deutscher Sprache verfaßt waren, allenthalben begierig gelesen wurden, trugen diese Grundsätze von selbst in immer weitere Kreise hinein. Nur einige von den Männern, die sich um die Verbreitung der evangelischen Lehre besonders verdient gemacht haben, und auf deren Wirksamkeit die Einführung der Reformation in einzelnen Ländern oder Städten zurückzuführen ist, seien hier namhaft gemacht. Um mit dem südlichen Deutschland zu beginnen, so ist in Ulm als erster Prediger des Evangeliums Anton Eberlein aus Günsburg an der Donau, ein Franziskanermönch, zu nennen. Aus Ulm vertrieben, wandte er sich nach Basel und dem benachbarten Rheinfelden in Oberösterreich. In seine Fußtapfen trat Jost Höflich, der im Jahre 1523 das lautere Wort Gottes in Ulm zu predigen anfing, und zwar vor den Toren der Stadt, da ihm deren Kirchen verschlossen blieben. Er wurde zwar gefangen genommen und nach Konstanz abgeführt, aber obgleich sich der Rat der Stadt zu der neuen Lehre ablehnend verhielt, konnte er doch nicht verhindern, daß in der Nähe von Ulm nicht nur die Predigt des Evangeliums stark besucht, sondern auch das Abendmahl unter beiden Gestalten genossen wurde. Im folgenden Jahre wurde das Wort Gottes in der Stadt selbst in der Barfüßerkirche sowie im Münster verkündigt.

Als der Reformator Württembergs ist Johannes Brenz zu nennen. Am 24. Juni 1499 zu Weil der Stadt, einer damals freien Reichsstadt, als der Sohn des dortigen Stadtschultheißen geboren, entwickelte er sich, ähnlich wie Melanchthon, an Körper und Geist so außerordentlich schnell, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre die hohe Schule zu Heidelberg beziehen konnte, um sich dort dem Studium der Gottesgelehrsamkeit zu widmen. Schon hier finden wir ihn unter den mit Melanchthon befreundeten Jünglingen aufgeführt. Als Luther im Jahre 1518 zu dem in einem frühern Abschnitt erwähnten Augustinerkonvent nach Heidelberg kam, lernte er diesen persönlich kennen. Die 95 Sätze Luthers wider den Ablaß hatten ihn schon vorher mit Bewunderung für den kühnen Mönch erfüllt. Bald darauf begann er in Heidelberg vor einem engeren Kreise von Studenten theologische Vorlesungen zu halten, in denen er sie mit der evangelischen Wahrheit bekannt machte. Als aber zu Worms über Luther und seine Anhänger die Reichsacht verhängt war, mußte er Heidelberg verlassen. Erst 23 Jahr alt, fand er einen neuen Wirkungskreis in Schwäbisch-Hall, wohin ihn der dortige Rat als Prediger berief. Seine geistvollen Predigten zogen die Zuhörer mächtig an durch ihren Glaubensernst, durch ihre einfache volkstümliche Sprache, sowie durch den Freimut, mit welchem er die Schäden der damaligen Kirche, vor allem den Heiligendienst und das anstößige Leben der Priester und Mönche angriff. Auf seine Veranlassung wurde das Meßopfer in der Kirche von Hall abgeschafft. Durch die Unruhen des Bauernkrieges wurde dann seine reformatorische Tätigkeit auf kurze Zeit unterbrochen. Gerade die Umgegend von Hall war im vollen Aufruhr; aber es war wesentlich seinem mannhaften Auftreten zu verdanken, daß die aufständischen Bauern unverrichteter Sache von Hall abziehen mußten. Wir werden später sehen, wie das evangelische Kirchenwesen in ganz Württemberg durch ihn oder doch unter seiner Mitwirkung neu geordnet worden ist.

Ein anderer eifriger Vorkämpfer Luthers im Schwabenlande war dessen Ordensbruder Mathias Stiefel. Unerschrocken predigte er das Evangelium

bereits im Frühjahr 1522 in seiner Geburts- und Vaterstadt Eßlingen, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts. Er hat den Reformator zu Wittenberg in einem schwunghaften Liede gefeiert, das bald reißenden Abgang fand. Unter Bezugnahme auf die Offenbarung Johannes, in deren apokalyptischer Sprache er gern predigte, wandte er das Bild von dem Engel, der mit dem ewigen Evangelium durch den Himmel fliegt (Offenb. Joh. 14, V. 6) auf Luther an. Später ist er auf mancherlei Abwege geraten. Durch seine verwegenen Prophezeihungen des baldigen Unterganges der Welt beunruhigte er viele leichtgläubige Gemüter und zog sich dadurch auch die Zurechtweisungen Luthers zu, der ihm übrigens bis ans Ende ein väterlicher Freund geblieben ist. Aus Eßlingen vertrieben, wurde er später Pfarrer in Mansfeld und dann in Lochau bei Wittenberg.

Der Rat von Straßburg gestattete im Jahre 1524 auf das Verlangen der Bürgerschaft die freie Predigt des Evangeliums. Die Mönche wurden mit der nötigen Versorgung für ihren Unterhalt aus den Klöstern entlassen, diese aufgelöst und ihre Einkünfte zur Errichtung von Schulen und anderen frommen Zwecken verwendet. Zu den hervorragendsten Straßburger Predigern gehörte Martin Butzer (Bucerius) aus Schlettstadt gebürtig. Mit fünfzehn Jahren war er in den Dominikanerorden eingetreten und von seinem Orden seiner außerordentlichen Begabung wegen zur Laufbahn eines theologischen Gelehrten bestimmt worden. Auch er ist auf dem Augustinerkonvent, den Luther im Jahre 1518 zu Heidelberg besuchte, mit diesem bekannt und durch das überwältigende Auftreten Luthers für die evangelische Wahrheit gewonnen worden. Er trat dann mit diesem in brieflichen Verkehr und wurde ein begeisterter Anhänger der humanistischen Richtung. Von seinem Orden deswegen verfolgt, fand er auf der Ebernburg bei Franz von Sikkingen eine Zufluchtsstätte, bis er im Jahre 1521 durch den Bischof von Speier in aller Form Rechtens von seinem Mönchsgelübde entbunden wurde, das er im unreifen jugendlichen Alter, ohne sich der Tragweite desselben bewußt zu sein, abgelegt hatte. Im Jahre 1524 wurde er dann von der Straßburger Bürgerschaft zum Leutpriester an der St. Aurelienkirche gewählt und vom Rate als solcher bestätigt. Für die Durchführung der Reformation in Straßburg ist Butzers Einfluß von entscheidender Bedeutung geworden. Wir werden später hören, wie er nachmals bemüht gewesen ist, in den Streitigkeiten, die zwischen Luther und Zwingli über das Abendmahl geführt worden sind, eine Vermittlung zustande zu bringen. Neben Butzer ist Wolfgang Capito als das Haupt der Straßburger Reformation zu nennen. Als Luther den Ablaßstreit begann, stand Capito als Domprediger von Mainz im Dienste des Kurfürsten und Erzbischofs Albrecht. Je mehr er sich aber von der Wahrheit der von Luther vertretenen Grundsätze überzeugte, desto mehr kam er durch diese Stellung mit seinem Gewissen in Zwiespalt. Nachdem er durch Luthers Auftreten in Worms und durch einen Besuch in Wittenberg völlig für die Reformation gewonnen worden war, vermochte ihn nichts mehr an die erzbischöfliche Kurie zu fesseln, auch das ehrenvolle kaiserliche Adelsdiplom nicht, das Albrecht in Nürnberg für ihn auswirkte. Er löste die Verbindung mit Mainz und ging nach Straßburg, wo er bald neben Butzer an die Spitze der Reformation trat.

Auch die damals mächtige und angesehene Reichsstadt Augsburg wurde früh von der reformatorischen Bewegung berührt. Luthers Anwesenheit daselbst während seines Verhörs vor dem Kardinal Cajetan hatte ihm hier Freunde gewonnen. Männer wie der gelehrte Peutinger und auch mehrere Domherren standen auf seiner Seite. Der erste, der hier im Sinne und Geist der neuen Zeit predigte, war Johannes Oekolampad, aus dem kleinen Städtchen Weinsberg stammend, wo er im Jahre 1482, also ein Jahr vor Luther, geboren worden ist. Der Vater hatte ihn für den Kaufmannsstand bestimmt, allein die Mutter, eine geistvolle Frau, setzte es durch, daß er sich der Wissenschaft widmen durfte. Auf den Wunsch des Vaters sollte er die Rechte studieren und er wurde zu dem Zwecke nach Bologna geschickt, wo die Rechtswissenschaft in besonderer Blüte stand. Doch befriedigte ihn dieses Studium nicht, und er wandte sich in Heidelberg, wohin er sich im Jahre 1499 begab, der Theologie und den neu aufgekommenen humanistischen Studien

zu. Später finden wir ihn in Tübingen, wo er mit Melanchthon befreundet wurde, und von wo aus er auch mit Reuchlin in Verbindung trat. Im Jahre 1515 wurde er als Prediger am Münster nach Basel berufen, wo sich damals Erasmus aufhielt. Bald gehörte er hier zu dem Kreise wissenschaftlicher Männer, der sich um den großen Gelehrten versammelte. Dabei war er doch noch ganz in den Formen des katholischen Kirchenwesens befangen. Nachdem er nach vorübergehendem Aufenthalte in Weinsberg, wo die Eltern aus eigenen Mitteln eine geistliche Stelle für ihn gestiftet hatten, in Basel die theologische Doktorwürde erworben hatte, erhielt er im Jahre 1518 einen Ruf nach Augsburg als Prediger an der dortigen Hauptkirche. Zwar trat er hier freimütig gegen die Gebrechen der Kirche auf, aber bei seiner schwachen Stimme hielt er sich zum Predigtamte für untüchtig; auch schreckten ihn noch die Gefahren, die aus der Verkündigung der evangelischen Wahrheit für ihn entstehen konnten. Um für die gelehrten Arbeiten, zu denen es ihn hinzog, ungestörte Muße zu gewinnen, trat er in das Brigittenkloster Altenmünster bei Augsburg ein, wo er vom Fürstbischof von Freisingen, dem Bruder Ludwigs V. von der Pfalz, als Mönch der heiligen Brigitta eingekleidet und durch Handauflegung eingesegnet wurde. Doch bald wurde ihm der Klosterzwang drückend und er fing an, seinen Schritt zu bereuen. Mit innerer Teilnahme verfolgte er die durch Luther hervorgerufene Bewegung. Als Dr. Eck die Bannbulle gegen diesen nach Deutschland gebracht hatte, äußerte er: „Luther steht der evangelischen Wahrheit näher als seine Gegner. Was ich von ihm gelesen habe, wird so sehr mit Unrecht verworfen, daß damit auch die Heilige Schrift geschmäht wird, die Luther öffentlich auslegte. Ja, das meiste, was Luther lehrt, ist mir so gewiß, daß, wenn auch Engel Widerspruch dagegen erheben würden, sie mich von meiner Meinung nicht abwendig machen könnten.“ Obwohl er sich bemühte, in den Predigten, die er im Kloster hielt, die Lehre der Kirche zu verkündigen, so tat er es doch gegen seine bessere Überzeugung. In betreff der Fürbitte der Heiligen, in betreff der Lehre von der Verwandlung des Brotes und Weines beim Abendmahl und von dem Meßopfer wurde er von allerlei Zweifeln angefochten. Auch in betreff der Beichte sprach er Grundsätze aus, die mit der kirchlichen Lehre über die Beichte nicht im Einklang standen. Mit immer freimütigerem Zeugnis sprach er seine Verehrung für Luther aus. Seine Hinneigung zu den reformatorischen Anschauungen konnten mit der Zeit den Klosterbrüdern nicht verborgen bleiben, und da diese selbst es nicht zu seiner gewaltsamen Entfernung aus dem Kloster kommen lassen wollten, waren sie ihm zur Flucht behilflich, und Oekolampad verließ Ende Februar 1522 das Kloster. Er fand zunächst auf der Ebernburg Franz von Sikkingens, dem Zufluchtsorte vieler reformatorisch gesinnter Männer, als Kaplan der Burg Schutz und gastliche Aufnahme. Der dortige Aufenthalt bildete den Abschluß seiner Entwicklung zum Reformator. Von hier begab er sich nach Basel, wo er zunächst eine Zeitlang ohne Besoldung den kranken Pfarrer von St. Martin vertrat, bis ihn der Rat im Frühjahr 1523 zum Lektor der Heiligen Schrift an der dortigen Hochschule ernannte. Die Universität, die noch ganz eine Pflanzstätte und Beschützerin des alten Kirchenwesens und Glaubens war, wollte diese Ernennung nicht anerkennen. Es kam darüber zu einem langwierigen Streit zwischen dieser und der Regierung von Basel, bei welchem die letztere die Oberhand behielt. Im Februar 1525 wurde Oekolampad zum ordentlichen Pfarrer bei St. Martin bestellt, mit der Ermächtigung, dem göttlichen Worte gemäß Änderungen vorzunehmen. Inzwischen war die in der Schweiz durch Zwingli begonnene reformatorische Bewegung auch nach Basel gedrungen, und nachdem die Reformation im Jahre 1527 im Kanton Bern eingeführt worden war, gelangte sie auch in Basel zur Durchführung, trotz des heftigen Widerstandes, den ihr die katholisch gesinnten Mitglieder des Rates und die Universität entgegensetzte. Die Einführung einer neuen Kirchenordnung mit strenger Kirchenzucht war wesentlich das Werk Oekolampads. Bei Gelegenheit des Abendmahlstreites, den Luther später mit Zwingli und den Schweizern zu führen hatte, werden wir von Oekolampad noch weiteres vernehmen. Nach wohlverbrachtem Tagewerk und einer weit über Basel hin-

ausreichenden Tätigkeit ist er am 24. November 1531 zu Basel verstorben.

Die von Oekolampad in Augsburg eingeleitete, aber bei seiner eigenen damals noch unklaren Stellung erfolglos gebliebene reformatorische Bewegung wurde nach ihm durch Urbanus Rhegius weiter fortgeführt und zum Abschluß gebracht. Dieser, mit seinem deutschen Familiennamen Riger genannt, war im Mai 1489 zu Langenargen am Bodensee geboren. Er war einer der vertrautesten und ergebensten Schüler Johann Ecks und stand in dem zwischen Luther und Eck ausgebrochenen Streite ganz auf des letzteren Seite. Mit der Zeit trat aber eine innere Wendung in seinem Leben ein und er wurde für Luther gewonnen. Noch bevor er dessen erklärter Anhänger geworden war, wurde er vom Bischof von Augsburg dorthin berufen. Nach dem Erscheinen der Bannbulle wider Luther, und nach dessen mannhaftem Auftreten in Worms, trat Rhegius immer entschiedener auf dessen Seite und galt bald als sein Hauptvertreter in Augsburg. Während eines Urlaubs, den er genommen hatte, wußten ihn die Augsburger Domherren aus seiner Stellung zu verdrängen. Als aber in Augsburg ähnliche Unruhen und Gewalttätigkeiten wie in Wittenberg vorgekommen waren, wurde er dorthin zurückberufen. Nach schweren, inneren Wirren, die mit den Unruhen der Bauernkriege und mit dem Treiben der Wiedertäufer im Zusammenhange standen, gelangte zwar die Reformation in Augsburg allmählich zur Durchführung, aber ihr Bestand war nur von kurzer Dauer. Während des Reichstages von Augsburg im Jahre 1530 mußte die evangelische Predigt auf Befehl



Reuchlin. Melanchthon. Erasmus. Lucas Cranach. Camerarius. Hutten. A. Dürer. Pirkheimer.

Die Reformatoren in Pirkheimers Hause. (Nach einem Gemälde von Prof. C. Schönherr.)

des Kaisers wieder eingestellt werden. Damit hatte auch die Wirksamkeit des Rhegius in Augsburg ein Ende, und er folgte gern einem Rufe des evangelisch gesinnten Herzogs Ernst von Lüneburg nach Celle. Hier ist er der Reformator dieses Landes geworden, aber auch über das Lüneburger Land hinaus erstreckte sich seine Wirksamkeit. Die Stadt Hannover dankt ihm die Neuordnung ihres Kirchenwesens und er verfaßte die noch heute für diese Stadt geltende Kirchenordnung. Auch



Hans Sachs.

bei der Reformation der Städte Minden, Soest, Lemgo ist er tätig gewesen.

In der Reichsstadt Nürnberg war, wie wir oben gesehen haben, schon während des im Jahre 1522 dort abgehaltenen Reichstages die Predigt des Evangeliums im vollen Gange. Die angesehensten Patrizier der Stadt, **Willibald Pirkheimer**, **Lazarus Spengler**, der Gelehrte **Christoph Scheurl**, wie der ungelehrte Schuster und reichbegabte Dichter **Hans Sachs**, zählten zu Luthers Freunden und Verehrern. Letzterer begrüßte ihn schon im Sommer 1523 als

„Die Wittembergsche Nachtigal,
Die man jetzt höret überall.“

Von ihr singt er:

„Wach auf, es nahend gen dem Tag,
Ich hör' singen im grünen Hag
Ein wunnigtliche Nachtigal,
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal,
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auff von Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonn thut blicken,
Des Mondes Schein thut sich verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen glinster
Der ganzen Herd Schaf hat geblendet,
Das sie sich haben abgewendet
Von ihren Hirten und der Weyd,
Und haben sie verlassen beid',
Sind gangen nach des Mondes Schein
In die Wildniß den Holtzweg ein.“

Und dann heißt es weiter:

„Wer die lieblich Nachtigal sei,
Die uns den hellen Tag ausschrei',
Ist Dr. Martinus Luther,
Zu Wittenberg Augustiner,
Der uns aufwecket von der Nacht,
Darein der Mondschein uns hat bracht.“

Das Gedicht schließt mit der Aufforderung an die Christenheit:

„Darauf ihr Christen, wo ihr seid,
Kehrt wieder aus des Papstes Wüste.“

Als der eigentliche Reformator Nürnbergs aber ist **Andreas Osiander** anzusehen. Wie Luther, ist auch er aus dem Augustinerorden hervorgegangen. Er war erst 22 Jahre alt, als er im Jahre 1520 vom Rat der Stadt Nürnberg als Prädikant (Prediger) an die Kirche von St. Lorenz berufen wurde. Die baldige und ohne jede Gewaltsamkeit auf friedlichem Wege erfolgte Einführung der Reformation in Nürnberg ist zum nicht geringen Teile auf die geistig mächtigen Predigten zurückzuführen, in denen Osiander unter den Augen des Reichsregiments und während der Anwesenheit des päpstlichen Legaten mit freimütiger Unerschrockenheit wider das Papsttum aufgetreten ist. Auch an der Einführung der Reformation in den fränkischen, von den Hohenzollernschen Markgrafen regierten Landen hat Osiander einen wesentlichen Anteil gehabt. Über sein späteres Leben sei hier nur

bemerkt, daß er durch theologische Streitigkeiten, die ihm den Aufenthalt in Nürnberg verleidet hatten, sich veranlaßt sah, im Jahre 1548 Nürnberg zu verlassen und sich bei dem Herzog Albrecht von Preußen in Königsberg um eine Anstellung zu bewerben. Er erhielt eine solche an der dortigen altstädtischen Kirche und ist hier am 17. Oktober 1552 verstorben. Wir werden auf ihn, der zu den streitbarsten Theologen des Reformationszeitalters gehört hat, später noch zurückkommen.

Zu den reformatorischen Männern, die ebenso wie die beiden zuletztgenannten im Süden wie im Norden Deutschlands eine gesegnete und weit ausgedehnte Tätigkeit entfaltet haben, gehört auch Paulus Speratus, dem die evangelische Kirche das in der Reformationszeit viel gesungene Lied: „Es ist das Heil uns kommen her" zu verdanken hat. Sein Name Speratus ist die nach der Sitte der damaligen Zeit übliche lateinische Umwandlung des deutschen Familiennamens von Spretten, den ein schwäbisches Adelsgeschlecht führte. Seine Heimat wird daher in Schwaben zu suchen sein, und aus dem Beinamen a Rutilis darf man vielleicht schließen, daß die ehemalige freie Reichsstadt Rottweil seine Vaterstadt war. Gewiß ist nur, daß er am 13. Dezember 1484 geboren ist. In Italien, wohin ihn seine Studien führten, wurde er mit dem Humanismus und der von diesem ausgehenden Geistesbewegung bekannt. Im Jahre 1518 finden wir ihn als Prediger in der fränkischen Reichsstadt Dinkelsbühl, wo er zuerst von dem Auftreten Luthers und dessen Schriften Kunde erhielt, ohne jedoch damals schon für die von Wittenberg ausgehende reformatorische Bewegung Partei zu nehmen. Nicht lange darauf aber wurde auch er von ihr ergriffen, und er war es wohl schon, als er im folgenden Jahre einem Ruf als Domprediger nach Würzburg folgte. Der dortige Bischof Lorenz aus dem Geschlecht von Bibra war der Reformation geneigt; aber noch bevor Speratus sein Amt als Domprediger angetreten hatte, starb Bischof Lorenz, und sein Amtsnachfolger Konrad von Thüngen trat der neuen Bewegung um so entschiedener entgegen. Speratus ließ sich dadurch nicht abhalten, das reine Wort Gottes zu predigen und ohne Schonung die Mißbräuche und das Verderben der damaligen Kirche zu strafen. Infolgedessen der Unruhstiftung und der Auflehnung gegen die Obrigkeit angeklagt, wandte er sich schon im Jahre 1520 nach Salzburg, wo er zu Johann Staupitz, dem ehemaligen Gönner und Freunde Luthers, in persönliche Beziehungen trat. Doch war dieser damals schon der Sache Luthers durch seine Unterwerfung unter den Richter-



Titelholzschnitt zu einer der ersten Ausgaben von Hans Sachs „Wittenbergische Nachtigal."
Nürnberg 1523.

stuhl des Papstes entfremdet und der mutige Speratus konnte an ihm keinen Halt finden. Auch in Salzburg ist nur kurze Zeit seines Bleibens gewesen und schon im Jahre 1521 finden wir ihn in Wien, wo eine auf der Kanzel der Stephanskirche gegen den Zölibat (die erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen) von ihm gehaltene Predigt großes Aufsehen erregte. Die theologische Fakultät zu Wien stellte aus derselben acht Klageartikel zusammen, auf Grund deren er der Ketzerei und des öffentlichen Ärgernisses angeklagt wurde. Spera-

tus zog es vor, sich dem Ketzergerichte durch die Flucht zu entziehen und wurde nach seiner Abreise durch öffentlichen Anschlag für exkommuniziert erklärt. Die Kunde von seinem mutigen Auftreten in Wien hatte die Aufmerksamkeit der Evangelischen in Ungarn auf ihn gelenkt, wo die Reformation damals begeisterte Aufnahme gefunden hatte. Es erging an ihn der Ruf, ein evangelisches Predigtamt in Ofen zu übernehmen, aber seine Wiener Widersacher wußten durch ihre Verleumdungen den schwachen König Ludwig von Ungarn zu bestimmen, daß er den reformatorischen Eiferer aus Ungarn auswies. Der heimatlose Evangelist wandte sich nun nach Böhmen, wo die reformatorische Bewegung damals in hohen Wogen ging. Er wollte zunächst in Prag ein Feld der Wirksamkeit suchen oder von da nach Oberdeutschland zurückkehren. Auf seiner Reise dorthin wurde er von dem Abt des Dominikanerklosters zu Iglau aufgefordert, eine Predigerstelle an der Klosterkirche zu übernehmen. Er ließ sich dort halten und das von ihm gepredigte Evangelium fand in der Iglauer Bevölkerung begeisterte Aufnahme. Der Abt hatte bald Ursache, seine Wahl zu bereuen, aber nur um so entschiedener trat die Gemeinde für ihren Prediger ein; in öffentlicher Versammlung schwor man ihm Schutz und Sicherheit gegen seine Feinde und bestürmte ihn, er möchte als treuer Hirt bei ihnen ausharren. Der Abt von Iglau verklagte ihn beim Bischof von Olmütz, auf dessen Betreiben der unerfahrene König Ludwig einen drohenden Erlaß nach dem andern gegen Speratus ergehen ließ. Dennoch verwaltete er, von der Liebe der Gemeinde getragen, noch zwei Jahre mit unerschrockenem Freimut sein Predigtamt, bis er im Sommer 1523, zu einem Verhör vor den König geladen, gewaltsam überfallen und ins Gefängnis geworfen wurde, in welchem er zwölf Wochen in schwerer Haft schmachten mußte. Noch schwerer als die Gefangenschaft war für ihn die in seinen Kerker dringende Kunde, daß in seiner Gemeinde meinde das Feuer der Begeisterung zu erlöschen begann, wenn es ihm auch einzelne an mancherlei Beweisen anhänglicher Liebe nicht fehlen ließen. Schon hofften seine Feinde, ihn auf dem Scheiterhaufen brennen zu sehen, als die Fürsprache mächtiger und einflußreicher Gönner, namentlich der Markgrafen Albrecht und Georg von Brandenburg, vielleicht auch die Besorgnis, daß sein Märtyrertod das Signal einer allgemeinen reformatorischen Bewegung in Mähren geben werde, seine Freilassung bewirkten. Dieselbe war aber an die Bedingung geknüpft, daß er auf sein Iglauer Predigtamt verzichte und Mähren verlasse. So entließ ihn die Iglauer Gemeinde am 7. September 1523, wenn auch schweren Herzens, seines Amtes, mit einem Schreiben, in welchem sie ihn als ihren treuen Verkündiger des Wortes Gottes, anderen „Freunden und guten Herren" empfahlen. Noch lange hat Speratus sich nur als ein von seiner Gemeinde Beurlaubter angesehen und wenigstens schriftlich den Verkehr mit ihr aufrechterhalten.*)

Nachdem sich Speratus unter dem Schutze angesehener Freunde noch eine Zeitlang in stiller Verborgenheit in Mähren aufgehalten hatte, wandte er sich gegen Ende des Jahres 1523 nach Wittenberg. Nach der wechselvollen Unruhe seines bisherigen Lebens wurde der dortige Aufenthalt für ihn eine Zeit wohltuender, innerer Sammlung. Mehrere Schriften Luthers wurden von ihm in deutscher Übersetzung herausgegeben, und er selbst verfaßte eine Anzahl von Streitschriften, die er den Christen zu Salzburg und zu Würzburg, sowie seiner Iglauer Gemeinde widmete. Vor allem aber wurde er bei der Herausgabe des ersten evangelischen Gesangbuches Luthers Mitarbeiter. Für die Dauer konnte aber eine so tatkräftige

---

*) Noch heute lebt das Andenken an Paul Speratus in Iglau fort. Nachdem die von ihm begründete evangelische Gemeinde in der Zeit der sog. Gegenreformation mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden war, hat sich neuerdings wiederum eine evangelische Gemeinde dort gesammelt, in deren mit Hilfe des Gustav Adolf-Vereins erbauten Kirche, welche den Namen Paulus-Kirche führt, dem Gedächtnis ihres ersten Begründers ein bleibendes Denkmal erstanden ist. Auf ihrem Turme hängt eine aus alten Münzen gegossene, vom Brandenburgischen Gustav Adolf-Verein 1880 gestiftete Glocke, welche unter den Anfangsworten des Speratusschen Liedes: „Es ist das Heil uns kommen her," die Inschrift trägt:

Was Paul Speratus sang,
Der Paulus-Glocke Klang
Thut es mit eh'rnem Mund
Neu der Gemeinde kund.

Natur wie Speratus in der stillen Muße zu Wittenberg keine Befriedigung finden, und gern folgte er daher dem Rufe nach Königsberg, den auf Luthers Empfehlung Markgraf Albrecht von Brandenburg, der bisherige Hochmeister des deutschen Ritterordens, an ihn ergehen ließ. Seine Mitwirkung bei der Einführung der Reformation im Herzogtum Preußen ist von entscheidendem Einfluß gewesen.

Die erste Anregung zu einer reformatorischen Bewegung in Pommern ist von Johannes Bugenhagen ausgegangen, den wir im vorigen Abschnitt als Mitarbeiter Luthers in Wittenberg kennen gelernt haben, wo er kurz vor dessen Abreise nach Worms eintraf, zuerst nur in der Absicht, als Schüler zu den Füßen der Meister Luther und Melanchthon zu sitzen, um dann aber bald in den Kreis der akademischen Lehrer der dortigen Hochschule einzutreten und einer der tätigsten Gehilfen jener bahnbrechenden Reformatoren zu werden. Bugenhagens Heimat ist die Stadt Wollin in Pommern, wo er am 24. Juni 1485 geboren ist, daher wurde er auch später namentlich von Luther in der Regel Pomeranus oder Doktor Pommer genannt. In der heiligen Taufe erhielt er den Namen Johannes. Seine Eltern, sowie seine Familie überhaupt, scheinen zu den angesehenen Bürgern seiner Vaterstadt gehört zu haben. Nachdem er aufs sorgfältigste erzogen und unterrichtet worden war, bezog er 1502 die Universität Greifswald, wo damals die humanistischen Studien in erster Blüte standen. Kaum zwanzig Jahre alt, wurde Bugenhagen von dem Abt des Prämonstratenserklosters Belbuck bei Treptow a. d. Rega als Rektor an eine Schule berufen, die das Kloster an letzterem Orte unterhielt. Unter seiner Leitung gelangte dieselbe bald zu großer Blüte, und der gute Ruf, in welchem sie wegen ihres vorzüglichen lateinischen Unterrichts stand, führte ihr selbst aus weiter Entfernung Schüler zu. Namentlich aber wurde sie von vielen adligen Jünglingen besucht, und Bugenhagen trat dadurch schon damals in nähere Beziehung zu einem großen Teil des pommerschen Adels. Neben dem Sprachunterricht trieb Bugenhagen mit seinen Schülern fleißig die Heilige Schrift; auch ließ er sich, um die Berechtigung zum Predigen zu erlangen, in das Kollegium der Geistlichen aufnehmen. In die erste nähere Berührung mit der reformatorischen Bewegung trat Bugenhagen durch die ihm zu Gesicht kommende Schrift Luthers von der babylonischen Gefangenschaft. Kaum hatte er sie flüchtig durchgelesen, als er die fast prophetische Äußerung tat, es hätten bisher schon sehr viele Ketzer der Kirche großen Abbruch getan, aber ein so gefährlicher Mann, wie der Verfasser dieses Buches, wäre vor ihm noch niemals erstanden. Hatte er sie anfangs nur aus Neugierde zur Hand genommen, so wurde sie ihm doch bald ein Wegweiser zur Erkenntnis der reinen Wahrheit. Er trat fortan offen auf Luthers Seite, und mit anderen von ihm gewonnenen Freunden begann er auch auf der Kanzel das lautere Evangelium zu verkündigen und die Irrtümer der römischen Kirche mit ihren Menschensatzungen und ihrer Werkgerechtigkeit rückhaltlos zu strafen. Nachdem er mit Luther zuerst in schriftlichen Verkehr getreten und von diesem die Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen zugesandt erhalten hatte, wurde in ihm der Wunsch immer lebendiger, den Mann, dessen Name in aller Munde war, auch persönlich kennen zu lernen, und so folgte er gern der Einladung seines Landsmannes Peter Suaven, jenes pommerschen Studenten, den wir als einen Reisebegleiter Luthers auf seiner Fahrt nach Worms kennen, zu ihm nach Wittenberg zu kommen.

Von seiner späteren Wirksamkeit an Luthers Seite sowie von seiner ausgedehnten Tätigkeit und Mitwirkung bei der Einführung der Reformation in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands wird später weiter berichtet.

Um die Einführung und Durchführung der Reformation in Thüringen, insbesondere in den gothaischen Landen, hat sich Friedrich Mykonius (deutsch Mekum), ein ehemaliger Mönch des Franziskanerklosters zu Annaberg, ganz besonders verdient gemacht. Dieser wurde am 26. Dezember 1491 zu Lichtenfels in Oberfranken als Sohn frommer, gottesfürchtiger Eltern geboren. Schon von seinem Vater vernahm er als Knabe ein abfälliges Urteil über die päpstlichen Ablaßbriefe, welche dieser als Netze bezeichnete, mit denen man das Geld der Einfältigen zu

Franziskanermönches Johann Hilten zu Eisenach, der dort wegen seiner Predigten wider die Mißbräuche der Kirche lebendig eingemauert worden war. Um ihn strenger zu überwachen, sollte er von Weimar in das Kloster zu Leipzig und von da nach Annaberg zurückberufen werden. Aber es gelang ihm auf dem Wege dorthin, sich durch die Flucht von seinen Verfolgern zu retten und nach Zwickau zu entkommen, wo das Evangelium durch Moritz Hausmann bereits feste Wurzeln geschlagen hatte. Hier trat er unangefochten als evangelischer Prediger auf. Bald darauf wurde er von dem Herzog Johann von Sachsen, dem nachmaligen Kurfürsten Johann dem Beständigen, auf die Bitten des Rates und der Gemeinde zum Pfarrer nach Gotha berufen, wo nun unter seiner Leitung die Reformation in Kirche und Schule durchgeführt wurde. Ganz besondere Verdienste hat er sich hier durch die Begründung einer Gelehrtenschule erworben, die bald eine Zierde der Stadt und des ganzen Landes geworden ist.

Einer der ersten fürstlichen Beschützer der Reformation nächst dem Kurfürsten Friedrich den Weisen ist Landgraf Philipp von Hessen gewesen. Das Auftreten Luthers auf dem Reichstage zu Worms, dem der junge, damals erst siebzehnjährige Fürst beiwohnte, machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Er suchte ihn persönlich in seiner Herberge auf, drückte ihm die Hand und sprach, ihn ermunternd: „Habt Ihr recht, Doktor, so helfe Euch Gott.“ Mit Entschiedenheit drang er darauf, daß Luther das von Kaiser und Reich zugesicherte, sichere Geleit gehalten würde. Dennoch entschloß er sich zunächst noch nicht zu einer offenen Parteinahme für die Reformation. Erst nachdem er sich längere Zeit eingehend mit Luthers Schriften beschäftigt hatte, gestattete und beförderte er die Predigt des Evangeliums auch in seinen Landen. Von wesentlichem Einfluß auf diesen Entschluß ist Melanchthon gewesen, dessen Bekanntschaft der Landgraf im Mai 1524 auf einer Reise nach Heidelberg machte. In der Nähe von Frankfurt traf er mit einem Manne zusammen, der in seiner ganzen Haltung den Gelehrten verriet. Es war kein anderer als Magister Philipp, der eben auf einer Reise in seine pfälzische Heimat begriffen war. Der junge Fürst ließ sich mit dem gelehrten Namensbruder in ein Gespräch ein, dessen Gegenstand die Reformation war. Ein Gutachten, das er sich von Melanchthon erbat, und das dieser ihm in einer besonderen Schrift „Summe der christlichen Lehre, die Gott jetzt wiederum der Welt gegeben hat“, überzeugte ihn von der Wahrheit und dem Rechte der evangelischen Lehre, der er durch einen Erlaß vom 18. Juli 1524 nunmehr freien Lauf gewährte.

Aber nicht bloß in solchen Gegenden und Gebieten, in denen die Fürsten und Herren, oder, wie in der Mehrzahl der freien Reichsstädte, die städtischen Obrigkeiten der Reformation freundlich gesinnt waren, sondern auch da, wo ihr von seiten der herrschenden Gewalten die größten Hindernisse in den Weg gelegt wurden, fand die neue Lehre trotz aller Verfolgungen, deren ihre Anhänger gewärtig sein mußten, die weiteste Verbreitung. Wo sich keine Geistlichen für die Predigt des Evangeliums befanden, da ergriffen wohl die Laien das Wort. Unter den Augen des Dr. Eck von Ingolstadt las ein begeisterter Webergesell die Schriften Luthers dem versammelten Haufen vor. Ein Zeitgenosse der Reformation, Heinrich von Keltenbach, zählt eine ganze Reihe von Ländern und Städten auf, wo Weiber und Jungfrauen, Knechte und Handwerker, Ritter und edle Herren sich die Verkündigung der neuen Lehre angelegen sein ließen. Wo für die Verkündigung des Evangeliums keine Kirchen zu Gebote standen, da begnügte man sich mit jedem anderen Orte, an dem man hoffen konnte, die Leute zu erreichen; auf der Straße, dem Marktplatz, dem Kirchhof oder wo es immer war, versammelte man die aus Stadt und Land herbeiströmenden Zuhörer um die Predigt der neuen Lehre. Nirgends vielleicht suchte man ihrem Eindringen mehr Hindernisse in den Weg zu legen, als im Herzogtum Bayern. Die dort gemeinsam regierenden Herzöge Wilhelm IV. und Ludwig gehörten zu den erbittertsten Feinden der Reformation und Luthers erklärter, schon oft genannter Widersacher Dr. Eck bewog sie, die strengsten Befehle wider jeden zu erlassen, der sich der lutherischen Ketzerei verdächtig machte. Auf Anstiften Ecks und anderer Professoren

der Universität Ingolstadt erschien schon bald nach dem Reichstage zu Worms ein Religionsedikt, nach welchem die vom Papst, Kaiser und Reich verworfene lutherische Lehre von keinem Untertan angenommen werden durfte und jede öffentliche Disputation über diese Lehre verboten wurde. Wer von dem Glauben der Voreltern abzufallen wage, wurde mit Gefängnis oder gar mit Todesstrafe bedroht und mehr als einer, der sich dennoch zum evangelischen Glauben bekannte, ist durch Henkershand hingerichtet worden. Ein Magister Daxer wurde auf herzoglichen Befehl gefesselt an den Bischof von Eichstädt ausgeliefert, welcher ihn mehrere Wochen in Haft behielt und schließlich aus dem Sprengel jagte. Ein anderer, Dietenauer mit Namen, hatte über den Brief Pauli an Titum eine Vorlesung gehalten. Er wurde ins Gefängnis abgeführt. Professoren mußten sich eidlich verpflichten, daß sie Luthers und Melanchthons Schriften ihren Schülern niemals vortragen würden. Über Ohrenbeichte und Messe durfte kein unliebsames Wort laut werden. Ein Webergeselle, der Luther verteidigte, wurde eingekerkert und des Landes verwiesen. Fast unglaublich klingt es uns heute, daß ein Professor für alte Sprachen, welcher ein Hochzeitsgedicht gemacht und darin den Ehestand gelobt hatte, drei Tage eingesperrt wurde: denn die Ehe derart zu loben, sei ein Angriff gegen die Einrichtung der katholischen Kirche, daß die Priester ehelos bleiben müssen.

Luther sah sich veranlaßt, wider diese über die Anhänger der neuen Lehre verhängten Verfolgungen eine besondere Schrift ausgehen zu lassen. Mit der Zeit blieb auch Bayern dem reinen Evangelium nicht ganz verschlossen. Ein junger Münchener Bürgerssohn, namens Sehofer, der in Wittenberg zu Melanchthons und Luthers Füßen gesessen hatte, brachte die neue Lehre nach Bayern mit, und nachdem er in Ingolstadt die Magisterwürde erlangt hatte, hielt er im Geist und Sinne Melanchthons Vorlesungen über die Briefe des Apostels Paulus. Wider sein Gewissen wurde er genötigt, seine Lehre als „eine echte Erzketzerei und Büberei" abzuschwören, und als er dies unter Tränen getan, wurde er in das Kloster Ettal eingesperrt. Es gelang ihm, von dort zu entfliehen und nach Wittenberg zu entkommen. Durch Luthers Vermittlung hat er erst in Preußen bei dem Hochmeister Albrecht und dann später in Augsburg und in Württemberg Gelegenheit zur reichgesegneten Wirksamkeit gefunden. Die ungerechte und harte Behandlung, die Sehofer von seiten der Universität Ingolstadt erfahren hatte, bewog eine edle Frau, Argula Freiin von Grumbach, geborene Freiin von Stauff, öffentlich wider die Ketzerrichter aufzutreten. Sie verfaßte eine Strafepistel an die hohe Schule, in der sie die ganze Universität zur Disputation herausforderte. Da die Männer schwiegen, so schrieb sie, fühle sie sich auch als Frau verpflichtet, ihre Stimme zu erheben. Sie habe deshalb zur Feder gegriffen, weil Jesus sich zu dem auch nicht bekennen werde, der ihn nicht bekenne. Dabei seien aber weder Männer noch Frauen ausgeschlossen. Ich kann zwar, so heißt es am Schluß ihres Schreibens, kein Latein, aber ihr könnt deutsch, die ihr in dieser Zunge geboren und erzogen seid. Ein Ingolstädter Student veröffentlichte ein Spottgedicht über Argula, das mit den Worten begann:

> Frau Argel! arg ist euer Nam';
> Viel ärger, daß ihr ohne Scham
> Und alle weiblich Zucht vergessen
> So frevel seid und so vermessen.

Im weiteren Verlauf des Gedichtes wird Argula der Rat gegeben, an ihrer Kunkel zu spinnen oder Hauben zu stricken und Borten zu wirken, woraus wohl die Erzählung zu erklären ist, daß die Universität Argula einen Spinnrocken zugeschickt habe. Argula ließ sich aber weder durch diesen Spott einschüchtern, noch durch die Drohung mit Gefängnis und Landesverweisung. „Meine Kindlein," sprach sie, „wird der Herr schon versorgen, sie speisen mit den Vöglein in der Luft, sie kleiden mit den Blümlein des Feldes; er hat es gesagt, er kann nicht lügen." Wirklich wurde sie auf Betreiben des Kanzlers von Eck des Landes verwiesen und es kamen schwere Zeiten für sie, in denen sie sich aber in der Treue zu ihrem neugewonnenen Glauben nicht hat irre machen lassen.

Ein nicht minder eifriger Gegner der Reformation als die Herzöge von Bayern war der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg. Dieser hielt sich dem

Papst schon dadurch für verpflichtet, daß er bei diesem die Wahl seines Bruders, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zum Erzbischof von Magdeburg und Mainz durchzusetzen vermocht hatte, nachdem dieser schon vorher zum Bischof von Halberstadt gewählt worden war. Das Haus Hohenzollern verfügte dadurch über zwei Kurstimmen und hatte damit eine einflußreiche Stellung gewonnen. Es ist daher erklärlich, daß Joachim I. auch seinerseits den Wünschen Leo X. entgegenkam und dem Ablaßkrämer Tetzel, welchem Friedrich der Weise die sächsische Grenze verschlossen hatte, die Aufnahme im Brandenburgischen gewährte. Auf seines Bruders Andringen ließ er sich bewegen, den Verkauf des Ablasses in seinen Landen zu genehmigen und dem Ablaßkrämer seinen landesherrlichen Schutz zuzusichern, wie wenig er auch persönlich das Treiben des unverschämten Dominikaners zu billigen vermochte. Durch einen öffentlichen Erlaß vom 17. September 1517 tat er seinen Untertanen kund, daß er „dem würdigen und hochgelahrten Herrn Johann Tetzel, Bakkalauren der Heiligen Schrift, Ketzermeister usw. erlaubt habe, solche Indulgenz und Ablaß in seinen Landen, päpstlicher Heiligkeit zu Gehorsamen und seinen Untertanen zum Heil und Trost zu verkündigen." Zugleich wird in dem erwähnten Erlaß „genanntem Herrn Johann Tetzel und allen seinen Unterbeamten sicher, friedsam Geleit" zugesagt und befohlen, daß „niemand sich an ihm und seinem Hab und Gut vergreife, sondern ihn sicher und ungefährdet hin und her ziehen und wandeln lasse." Die leidenschaftliche Sprache, die Luther im weiteren Verlauf des Ablaßhandels wider den Erzbischof und Kurfürsten Albrecht führte, hat dann noch weiter dazu beigetragen, Joachim in seiner Abneigung gegen den Mönch von Wittenberg zu bestärken. Dazu kam noch, daß die von dem Kurfürsten Joachim im Jahre 1505 gestiftete Universität Frankfurt in dem Streit zwischen Luther und Tetzel sich auf die Seite des letzteren stellte, und daß in demselben Maße, als der Besuch der Wittenberger Universität sich steigerte, die Frankfurter Hochschule an Studierenden einbüßte.

Aber bei alledem waren es doch keineswegs bloß äußere Gründe, die den Kurfürsten Joachim I. zu einem geschworenen Feinde Luthers und der Reformation machten. Die Stellung, die er zu ihr einnahm, beruhte vor allem auf seiner kirchlichen Gesinnung. Joachim war weit entfernt davon, die vielen Mißbräuche, die in der Kirche vorhanden waren, zu leugnen, aber er erkannte nur der Kirche in ihrer Gesamtheit, nicht einem einzelnen das Recht zu, diese Mißbräuche zu beseitigen und in religiösen Dingen eine Änderung vorzunehmen. Luthers Auftreten war in seinen Augen eine Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, und solange er lebte, ist er von der Überzeugung beherrscht gewesen, daß die Reformation nichts anderes als eine Revolution sei. War doch Joachim seinem ganzen Charakter nach ein Mann strenger Ordnung und Zucht. Unter schweren heißen Kämpfen und mit unerbittlicher Strenge hatte er sein kurfürstliches Ansehen den raublustigen Edelleuten seiner Lande gegenüber zur Geltung bringen müssen. Bei seiner Jugend — Joachim war erst 25 Jahre alt, als er die Regierung antrat — glaubte der Adel sich mancherlei Gewalttätigkeiten gestatten zu dürfen, und der jugendliche Kurfürst trug kein Bedenken, einige raublustige Edelleute, die auf frischer Tat betroffen worden waren, hinrichten zu lassen. Unter diesen Kämpfen mit dem aufsässigen Adel war Joachim ein strenger, harter, ja, verbitterter Mann geworden, und daraus erklärt sich auch die starre Entschiedenheit, mit der er sich gegen den Strom der Zeit stemmte.

Auf dem Reichstag zu Worms gehörte Kurfürst Joachim zu denjenigen Ständen des Reichstags, die am liebsten ohne jedes nochmalige Verhör die Reichsacht über Luther und seine Anhänger ausgesprochen hätten. Nur widerstrebend fügte er sich dem Beschlusse, nach welchem Luther vor den Reichstag geladen werden solle. Von Worms zurückgekehrt, war Kurfürst Joachim einer der ersten deutschen Fürsten, die das wider Luther erlassene Edikt in seinen Landen veröffentlichen ließ, auch erließ er ein Ausschreiben, durch welches die Verbreitung der Lutherschen Bibelübersetzung aufs strengste verboten wurde. Trotz alledem vermochte er aber nicht zu verhindern, daß die neue Lehre in seinen Landen überall Eingang fand. Einer der ersten Geistlichen, der sie öffentlich zu verkündigen be-

gann, war Dr. Johann Brismann in Kottbus, ein Schüler und Freund Luthers. In Sorau und Forst gewann die Reformation unter den Mitgliedern des altadligen Geschlechtes derer von Bieberstein mehr oder minder begeisterte Anhänger. Ein anderer Mittelpunkt des neureligiösen Lebens wurde die Stadt Guben, wo zuerst Nikolaus Kümmel, ein Bruder des dortigen Bürgermeisters, das Evangelium predigte. Auch in Luckau regte sich sehr früh die Teilnahme für Luther und seine Reformation. In allen Teilen des Landes begannen der Adel und die Städte die Leistungen an kirchliche Stifte und Klöster, zu denen sie bisher verpflichtet waren, einzustellen und infolge des dadurch eintretenden Mangels an Einkünften fingen die letzteren an, sich zu leeren. So war schon lange bevor Joachim I. im Jahre 1535 starb, in dessen Landen der Sieg der Reformation entschieden, wenn auch deren geordnete Einführung, wie wir später sehen werden, erst einige Jahre nachher erfolgt ist.

Um so früher geschah dies in dem gleichfalls von einem Fürsten aus dem Hause Hohenzollern regierten Ordenslande Preußen. Hier war im Jahre 1510 Albrecht von Brandenburg, der Bruder des Markgrafen Georg von Ansbach, zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt worden. Das Ordensland stand unter dem Druck der polnischen Lehnshoheit und der Orden konnte kaum noch darauf rechnen, aus eigener Kraft sich vor dem Untergange zu retten. Vergebens suchte der Hochmeister, als er im Jahre 1522 an dem Reichstage zu Nürnberg teilnahm, bei den Fürsten und Rittern des Reiches Hilfe. Hier lernte Albrecht zuerst durch die Predigten Osianders die Lehre Luthers kennen und er wurde von der reformatorischen Bewegung persönlich mit ergriffen. Inzwischen waren auch die Bischöfe des Ordenslandes Georg von Polenz, Bischof von Samland, und Erhard von Queiß, der Bischof von Pomesanien, für die Reformation gewonnen worden, die einzigen Kirchenfürsten, die in ihren geistlichen Gebieten nicht nur die Predigt des Evangeliums gewähren ließen, sondern die es auch wagten, durch Berufung evangelischer Prediger offen für dessen Verbreitung zu wirken. Der Wunsch nach evangelischer Predigt wurde in den Städten des Ordenslandes immer lauter. Bei dieser Lage der Dinge zog der Hochmeister Albrecht, als er im Herbst 1523 durch Wittenberg kam, Luther persönlich zu Rate. Dieser riet ihm, mit kühnem Entschlusse die „dumme und verkehrte" Ordensregel fahren zu lassen, sich zu vermählen und aus Preußen ein weltliches Herzogtum zu machen. Nach einigem Zögern folgte der Hochmeister Albrecht im Jahre 1525 diesem Rate. Nach langen Verhandlungen wurde am 8. April 1525 zu Krakau ein Friedensvertrag mit Polen unterzeichnet, in welchem Albrecht das nunmehrige Herzogtum Preußen vom König von Polen als erbliches Lehen erhielt und diesem den bis dahin verweigerten Huldigungseid zu leisten sich verpflichtete. Vergeblich erhob Papst Clemens VII. gegen dieses Verfahren Widerspruch, und ebenso vergeblich sprach das Reichskammergericht über Herzog Albrecht die Acht aus. Dieser wurde bei seiner Rückkehr nach Königsberg mit Jubel empfangen und die preußischen Stände huldigten ihm als ihrem erblichen Fürsten. Unter Mitwirkung des von Luther nach Königsberg entsandten Paul Speratus, des Johann Brismann und anderer evangelisch gesinnter Geistlichen, wie des Johannes Poliander, wurde die Reformation in Preußen durchgeführt und auf dem Landtage, der sich im Dezember 1525 versammelte, die von diesen Männern nach evangelischen Grundsätzen verfaßte Kirchenordnung vorgelegt und genehmigt. Niemand war über diese Fortschritte des Evangeliums mehr erfreut als Luther. Er pries es als ein Wunder, daß das Evangelium so mit vollem Lauf und vollen Segeln daherfahre.

Auch in Schlesien fand die Reformation trotz der Abhängigkeit von der Krone Böhmens, in welcher dieses Land stand, bis es im Jahre 1526 unter österreichische Oberhoheit kam, schon frühzeitig Eingang. Vor allem in der Hauptstadt Breslau fiel die neue Lehre auf fruchtbaren Boden. Die Sätze Luthers wider den Ablaß wurden hier mit Jubel begrüßt. Im Schweidnitzer Keller wurden Luthers Schriften unter die Gäste ausgeteilt. Als der eigentliche Reformator dieser Stadt ist Johann Heß, aus Nürnberg gebürtig, anzusehen, der schon als Student in Wittenberg mit Luther und Melanchthon in innige Verbindung

19*

getreten war, die dann durch brieflichen Verkehr fortgesetzt wurde. Johann Heß war nach Beendigung seiner Studien Kanonikus und Geheimschreiber des Breslauer Bischofs Johann Turzo, gab aber, wegen seiner reformatorischen Neigungen angefeindet, diese Stelle auf und hielt sich einige Zeit in seiner Vaterstadt Nürnberg auf. Von hier wurde er im Mai 1523 von dem Breslauer Rat, der der Reformation längst Tür und Tor geöffnet hatte, in die Pfarrstelle an der Magdalenenkirche zu Breslau zurückberufen. Das Domkapitel suchte sich zwar dieser Berufung zu widersetzen, aber ohne sie rückgängig machen zu können. Da der Bischof Jakob von Salza, der inzwischen auf Johann Turzo gefolgt war, sich weigerte, den neugewählten Pfarrer feierlich in sein Amt einzuführen, so vollzog der Rat der Stadt auf eigene Hand die Einführung des Heß in das ihm anvertraute Amt. In ruhiger und friedlicher Entwicklung vollzog sich demnächst die Durchführung der Reformation in der schlesischen Hauptstadt. Auch in den piastischen Fürstentümern Liegnitz, Wohlau und Brieg wurde Luthers Lehre freudig aufgenommen und unter dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz in seinen Landen eingeführt. In Oberschlesien erhielt das evangelische Kirchenwesen durch den mit Luther befreundeten und mit festem Vertrauen ihm anhangenden Markgraf Georg von Brandenburg Eingang. In dem Fürstentum Münsterberg-Öls gewann die Reformation durch den Herzog Karl Eingang, wenn auch dieser selbst äußerlich bei der katholischen Kirche verblieb. In den Fürstentümern Schweidnitz, Jauer und Glogau, die unmittelbar unter der böhmischen Krone standen, wurden dem Evangelium durch Prediger, die Luther nach Schlesien sandte, und durch evangelisch gesinnte Edelleute und Bürger die Wege bereitet.

Unter den größeren norddeutschen Städten hat von Beginn der Reformation an Magdeburg eine hervorragende Stelle eingenommen. Hier gab den ersten Anlaß zu einer reformatorischen Bewegung unter der Bürgerschaft ein armer alter Tuchmacher, der im Mai 1524 auf dem Markte neben der Statue Kaiser Ottos die ersten unlängst von Luther herausgegebenen deutschen Lieder feilbot, indem er sie sogleich der um ihn versammelten Menge vorsang. Der eifrig katholisch gesinnte erste Bürgermeister Hans Rubin, der gerade vorbeikam, fragte nach dem Anlaß des Zusammenlaufs und ließ den Tuchmacher durch einen Stadtknecht verhaften. Die Kunde von dieser Gewalttat verbreitete sich schnell in der Stadt; zweihundert Bürger drangen in das Rathaus und verlangten stürmisch die Freilassung des Verhafteten, den der Bürgermeister Rubin einen „losen Buben" gescholten hatte. Der Liederverkäufer wurde freigegeben und statt dessen die Bestrafung des Stadtknechtes gefordert, der jenen fälschlich beschuldigt habe, ketzerische Lieder verbreitet zu haben. Die Gärung der Gemüter war aber damit nicht beseitigt, und der Wunsch nach Einführung der Reformation gab sich immer lauter kund. Auf Veranlassung des Bürgermeisters Nikolaus Sturm (nach anderer Schreibart „Storm") kam Luther selbst nach Magdeburg und predigte in der Johanniskirche. Der Magistrat gab dem Verlangen der Bürgerschaft nach, die im Verein mit sieben Predigern der Stadt dem Rate einige Artikel übergab, in welchen die freie Predigt des Wortes Gottes, die Austeilung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt, die einstweilige Abstellung der Messe und die Einziehung der Klostergüter gefordert wurde. Auf das Ansuchen des Magistrats wurde vom Kurfürsten von Sachsen der Stadt Nikolaus von Amsdorf auf ein Jahr als Prediger überlassen, um das angefangene Reformationswerk zu vollenden.

Auch in Hamburg kam schon im Jahre 1522 eine reformatorische Bewegung in Gang, die freilich erst mehrere Jahre später durch Luthers Freund und Mitarbeiter Bugenhagen zum Abschluß und zur gesetzlich geordneten Einführung der Reformation gediehen ist. Als der erste Reformator Bremens ist der Augustinermönch Heinrich von Zütphen zu nennen. Dieser mußte, als Anhänger Luthers verfolgt, aus seiner niederländischen Heimat fliehen, um der ihm drohenden Verurteilung zum Tode auf dem Scheiterhaufen zu entgehen. Er entkam nach Bremen und hielt hier in einer Kapelle der Ansgarikirche im November 1522 die erste evangelische Predigt. Der Zulauf zu derselben war ein so großer, daß die Leute mit der

Leiter bis an das Dach gestiegen sein sollen, und der Eindruck, den sein Auftreten machte, war ein so günstiger, daß sich allgemein der Wunsch regte, den Augustinermönch dauernd an Bremen zu fesseln. Vergeblich forderte der Erzbischof von Bremen die Entfernung des ihm unbequemen Ketzers. Der Rat der Stadt gewährte ihm trotzdem seinen Schutz und erklärte in seiner Mehrheit: solange der Mönch im Dienste der Stadt stehe und nicht aus der Schrift widerlegt werde, würden ihn die Bürger nicht verlassen. Die reformatorische Strömung in Bremen wurde eine immer mächtigere. Voll freudigen Mutes und in gehobener Stimmung schreibt Heinrich am 29. November 1522 an seinen Freund Probst einen Brief, der mit den Worten beginnt: „Christus lebt, Christus siegt, Christus herrscht!“ und an dessen Schlusse es heißt: „Auf den Herrn vertraue ich und will mich nicht fürchten; was sollte mir ein Mensch tun? Bittet unaufhörlich um Ausbreitung des Wortes. Ich werde Bremen nicht verlassen, es sei denn, daß man mich mit Gewalt vertreibe; geschehen mag der Wille des Herrn, dessen Hand ich immer als gnädige bei mir finde.“ Die Gewißheit, von Gott zum Reformator Bremens berufen zu sein, erhöhte den Mut Heinrichs von Zütphen zum weiteren Ausharren. Der Erzbischof suchte nun auf andere Weise seinen Willen durchzusetzen. Er veranlaßte die Statthalter in den Niederlanden, von der Stadt Bremen die Auslieferung des Mönches als Gefangenen des Kaisers zu fordern. Aber „dat halp ok nicht“, heißt es in der bremischen Chronik, „wente der Rahd gaf enen ideren gut beschedlike antword.“ Endlich verstand sich der Erzbischof zu der von Bremen vorgeschlagenen Untersuchung der Lehre Heinrichs. Er berief zu dem Zwecke eine kirchliche Versammlung, zu welcher die Äbte, Prioren, Pröpste, Dekane, Archidiakonen und andere Geistliche der Kathedrale wie der Kollegialkirchen von Bremen, und außerdem viele Prioren und Mönche aus den Klöstern des Stiftes, ja, sogar aus anderen benachbarten Diözesen eingeladen wurden. Da dieses Provinzialkonzil aber nicht, wie es nach altem Herkommen hätte geschehen müssen, nach Bremen, sondern nach dem nahe an der Elbe gelegenen Städtchen Buxtehude einberufen wurde, so weigerte sich Heinrich von Zütphen, trotz des ihm zugesagten sicheren Geleites, dorthin zu kommen und sandte nur Thesen ein, in welche er seine Lehre zusammenfaßte. So blieb dem Erzbischof kein anderer Ausweg, als mit Gewalt gegen Bremen einzuschreiten. Nachdem er das Wormser Edikt gegen Luther und seine Anhänger an der Domkirche und am Rathause hatte anheften lassen, ließ er an die Bremer eine nochmalige Warnung ergehen. Aber eine Bürgerversammlung, die der Rat einberief und die sich einmütig für Heinrich erklärte, bestärkte den Rat in dem Entschluß, es auf gewaltsamen Widerstand gegen den Erzbischof ankommen zu lassen, zumal inzwischen durch den Reichstag zu Nürnberg das Wormser Edikt gegen Luther und seine Anhänger tatsächlich aufgehoben worden war. Unverweilt wurde in Bremen zur Abwehr eines gewaltsamen Angriffes auf die Stadt gerüstet. Die Befestigungen derselben wurden instand gesetzt, Stadtmauer und Stadtgraben an verschiedenen Stellen verbessert. Nachdem schon im Jahre 1522 auf dem linken Weserufer, der Stadt gegenüber, ein mächtiges Kastell, hernach die „Braut“ genannt, erbaut worden war, beschloß man, nun ein zweites, den „Bräutigam“, am westlichen Stadtrande zu errichten. Besonders gefährlich für die Stadt war das auf einem Hügel im Osten vor der Stadtmauer in festungsartiger Gestalt gelegene St.-Pauli-Kloster. Den Mönchen selbst war es draußen nicht mehr recht geheuer, und sie verstanden sich dazu, in der Stille alle Kostbarkeiten und Gerätschaften in die Stadt zu schaffen, wo ihnen vorläufig ein in der Nähe des Domes gelegenes Gebäude überwiesen wurde. Kaum aber war das Kloster geräumt, so wurde es in einer Art von Volksauflauf niedergerissen und später dem Boden gleichgemacht.

In immer weiteren Kreisen der Bürgerschaft gab sich das Verlangen nach Durchführung des Reformationswerkes kund. Ein Ausschuß von zehn Männern wurde gewählt, um die Sache in die Hand zu nehmen und mit den geistlichen Behörden über die Abstellung der Mißbräuche in der Kirche zu verhandeln. Auf Heinrichs Vorschlag wurden mehrere reformatorisch gesinnte Prediger aus den Niederlanden nach Bremen berufen, und schon im Jahre 1524 war unter seiner

Leitung und Mitwirkung die Einführung der Reformation in Bremen gesichert. Nach zweijähriger Wirksamkeit daselbst folgte Heinrich von Zütphen einem Rufe der Gemeinde Meldorf in Dithmarschen, um den an den alten hergebrachten Gebräuchen mit Zähigkeit festhaltenden Dithmarser Bauern das Evangelium zu verkünden. Hier hat er auf dem Scheiterhaufen am 11. Dezember 1524 einen qualvollen Märtyrertod erlitten. Auf Betreiben des Dominikanerklosters zu Meldorf und insbesondere des Priors dieses Klosters, Augustinus Torneborch, wurde Heinrich von Zütphen von einem Haufen bewaffneter Bauern, den man aus der Umgegend von Meldorf zusammengebracht und wider den Ketzer aufgehetzt hatte, in seiner Wohnung nächtlich überfallen, jählings aus dem Bette gerissen, und, nur mit dem Nachtgewand bekleidet, auf die Straße geschleppt. Einer der Bauern band ihn mit den Händen an den Schwanz seines Pferdes und schleppte ihn so fort. Bevor noch die Meldorfer an seine Befreiung denken konnten, war der Haufe bereits auf und davon. Ein vorläufiges Verhör wurde vorgenommen; Heinrich dabei in die Mitte geführt und gefragt, wie er ins Land gekommen sei und was er da suche. Die ruhige und freundliche Antwort, die der Gemißhandelte gab, blieb bei manchem nicht ohne Eindruck, aber um so wütender tobten die Anstifter: „Nur weg mit ihm, hören wir ihn lange, so werden wir auch noch Ketzer.“ Zur Verbrennung wurde er nach Heide, dem Hauptorte von Dithmarsen, gebracht. Heinrich fühlte sich kaum imstande, mit blutigen Füßen auf dem hartgefrorenen Boden weiterzugehen und wagte die Bitte, man möge ihn doch auf ein Pferd setzen. Aber nur rohes Lachen und Hohn war die Folge. So wurde er noch eine gute Stunde wie bisher weiter geschleppt bis nach Heide, das man gegen 4 Uhr morgens erreichte. Da man zur Hinrichtung erst den Anbruch des Tages abwarten wollte, so wurde der arme Gefangene in einen Keller gebracht, wo man ihn mit eisernen Ketten an einen Stock band und von Bauern bewachen ließ, die ihren rohen Mutwillen mit ihm trieben, und um ihn her zechten, spielten und sangen. Als endlich der Tag anbrach, versammelte sich der Haufe auf dem Marktplatze, um zur Tat zu schreiten. Jedes Bedenken und Mitleid, das in der Menge laut wurde, suchten die Mönche durch aufhetzende Reden, mit denen sie die Leidenschaften aufstachelten, niederzuhalten, so daß es zuletzt den Anschein gewann, als ob das Volk selbst Heinrichs Feuertod verlangte. Auf einem kleinen Hügel östlich von Heide, der noch lange nachher der Möncheberg hieß, war inzwischen ein Scheiterhaufen zusammengetragen worden. Dorthin wurde Heinrich, an Hals, Händen und Füßen gebunden, höhnend geschleppt. Um den äußeren Schein zu wahren, wollte man vor der Hinrichtung einen Richterspruch über den Ketzer fällen lassen. Der eigentliche Ortsrichter wollte sich dazu nicht hergeben, aber ein anderer Bürger von Heide, der früher einmal das Richteramt bekleidet hatte, erklärte sich für 10 Gulden dazu bereit. Sein Urteil lautete: „Dieser Bösewicht hat gepredigt wider die Mutter Gottes und wider den Christenglauben, aus welcher Ursache ich ihn wegen meines gnädigen Herrn, des Bischofs von Bremen, zum Feuer verurteile.“ Heinrich, der bisher alles hatte ruhig über sich ergehen lassen, legte gegen dieses ungerechte Urteil Verwahrung ein und rief aus: „Ich habe Gott und Maria nie mein Leben lang gelästert, sondern allezeit gelobt und gepriesen.“ Dann hob er seine Augen gen Himmel auf und sprach im Andenken an den Gekreuzigten: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun; dein Name ist allein heilig, himmlischer Vater.“ Aber neues Geschrei übertönte seine Stimme, man spie ihn an und brüllte: „Verbrennt ihn, verbrennt ihn!“

Mehrere Stunden hindurch hatte er noch die schrecklichsten Qualen zu erdulden. Der Scheiterhaufen, aus feuchtem Holz und Torf errichtet, wollte an dem nebligen Wintermorgen auf dem durch Schnee und Regen durchnäßten Boden nicht recht anbrennen. Wiederholt erlosch das Feuer. Die Menge wurde ungeduldig, man beschuldigte den Ketzer höllischer Künste und drang mit Waffen auf ihn ein. Zum Hohne wollte man ihn vor dem Tod noch beichten lassen, und ein Franziskanermönch, der sich dem Zuge des fanatisierten Pöbelhaufens angeschlossen hatte, wurde mit der Beichte beauftragt. Als er sich Heinrich näherte, fragte ihn dieser mit gelassenem Tone: „Bruder, habe ich dir

je etwas zuleide getan oder dich erzürnt?" Betroffen erwiderte der Angeredete: „Nein," und als jener dann fortfuhr: „Was soll ich dir denn beichten, das du mir vergeben solltest?", zog er sich verwirrt zurück. Nach den Ketzereien Heinrichs, auf die es doch vor allem angekommen wäre, wagte der ungelehrte Mönch nicht einmal zu fragen. Im bloßen Hemd und aus mehr als zwanzig Wunden blutend, stand Heinrich unter dem rohen Haufen, die Hände gefaltet, den Blick nach oben gerichtet, und um Erlösung flehend. Endlich brannte der Scheiterhaufen wenigstens so weit, daß man den Gemarterten darauf legen konnte, um der Sache ein Ende zu machen. Man band ihn an dem Ende einer Leiter fest, die man dann auf den Scheiterhaufen hinaufschob. In diesem Augenblicke versuchte Heinrich noch einmal mit der letzten Aufbietung seiner Kräfte seine Stimme zu erheben und seinen Glauben zu bekennen. Um das zu verhindern, schlug ihn einer der Mordgesellen auf den Mund, ein anderer band seinen Hals so fest an die Leitersprossen, daß ihm das Blut aus Mund und Nase hervorspritzte. Zuletzt glitt noch die mit einer Hellebarde gestützte Leiter ab und jene fuhr ihm durch den Leib. Nun warf man ihn mit der Leiter auf den Holzstoß, aber noch einmal fiel der angebundene Körper zur Seite und auf die Erde hinunter. Da lief endlich einer der Anstifter der Mordtat hinzu und schlug den Märtyrer mit einem Fausthammer solange auf die Brust, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Nun ward er in den Rauch des langsam anglimmenden Feuers geworfen und die Menge zerstreute sich, nachdem sie ihre künstlich aufgestachelte Wut befriedigt sah. So endete Heinrich von Zütphen seine kurze Laufbahn als mutiger Zeuge des Evangeliums am 10. Dezember 1524, gerade vier Jahre nach der Verbrennung der Bannbulle durch Luther, der er als begeisterter Schüler des Reformators beigewohnt hatte.

Schon zwei Jahre zuvor war in den Niederlanden das erste Ketzerblut geflossen. Hier erlitten zwei Ordensbrüder Heinrichs von Zütphen den Märtyrertod, dem dieser, sowie der Propst des Augustinerklosters zu Antwerpen, Jakob Spreng, sich durch die Flucht zu entziehen vermocht hatten. Das Augustinerkloster, dessen Insassen fast ausnahmslos der neuen Lehre anhingen, wurde auf Befehl der Statthalterin der Niederlande, Margarete von Österreich, zerstört und die Kirche in eine Pfarrkirche verwandelt. Die Brüder, die sich der ketzerischen Lehre verdächtig gemacht hatten, wurden vor das Inquisitionsgericht gestellt. In der Todesangst leistete die Mehrzahl den geforderten Widerruf. Nur drei waren nicht dazu zu bewegen. Heinrich Voes, Johann Esch und Lambert von Thorn. Weder durch die Aussicht auf den Feuertod, noch durch die Überredungskünste der Gegner ließen sie sich in ihrem Glauben irre machen. Lambert von Thorn ist aus Gründen, die wir nicht kennen, verschont geblieben. Er wurde zwar auch gleich seinen beiden Genossen ins Gefängnis gesetzt, scheint aber später daraus entkommen zu sein, denn Luther hat im Jahre 1524 an ihn ein Trostschreiben gerichtet. Die beiden andern aber sind für ihren Glauben gestorben. Sie wurden von dem Inquisitionsgericht, in welchem der schon früher genannte Ketzerrichter Hoogstraten den Vorsitz führte, zum Feuertod verurteilt und am 1. Juli 1523 vor dem Rathause zu Brüssel öffentlich verbrannt. Noch in den Flammen des Scheiterhaufens beteten sie das apostolische Glaubensbekenntnis und sangen sie das Lob ihres Herrn. Als sie schon in Flammen eingehüllt waren, hörte man sie noch laut rufen: „Herr Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich unser!" Die Kunde von ihrer Hinrichtung rief in ganz Deutschland die allgemeinste Entrüstung hervor. Luther aber pries ihren Märtyrertod als einen Beweis für die Gotteskraft des Evangeliums. In diesem Sinne richtete er ein Sendschreiben an „die lieben Christen in Holland, Brabant und Flandern", in welchem er den Niederländern Glück wünschte, daß sie die ersten wären, die um Christo willen Schande und Schade, Angst und Not, Gefängnis und Fährlichkeit hätten erleiden und die Wahrheit mit ihrem eigenen Blute bekräftigen dürfen. Aufs schönste aber hat er den Tod der beiden Märtyrer in einem ganz im Volkstone der damaligen Zeit gesungenen Liede verherrlicht, dem ersten Erzeugnis seiner Dichtkunst, das als fliegendes Blatt in alle Lande hinausging, und das nicht wenig zur Verbreitung des

Evangeliums beigetragen hat. Es beginnt mit den Strophen:

„Ein neues Lied wir heben an
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre:

Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zween junge Knaben
Hat er sein Wundermacht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.
Der erst recht wohl Johannes heißt,
So reich an Gottes Hulden;
Sein Bruder Heinrich nach dem Geist,
Ein rechter Christ ohn Schulden:
Von dieser Welt geschieden sind,
Sie han die Kron erworben,
Recht wie die frommen Gotteskind,
Für sein Wort sind gestorben,
Sein Märtrer sind sie worden usw.“

Am Schlusse heißt es:

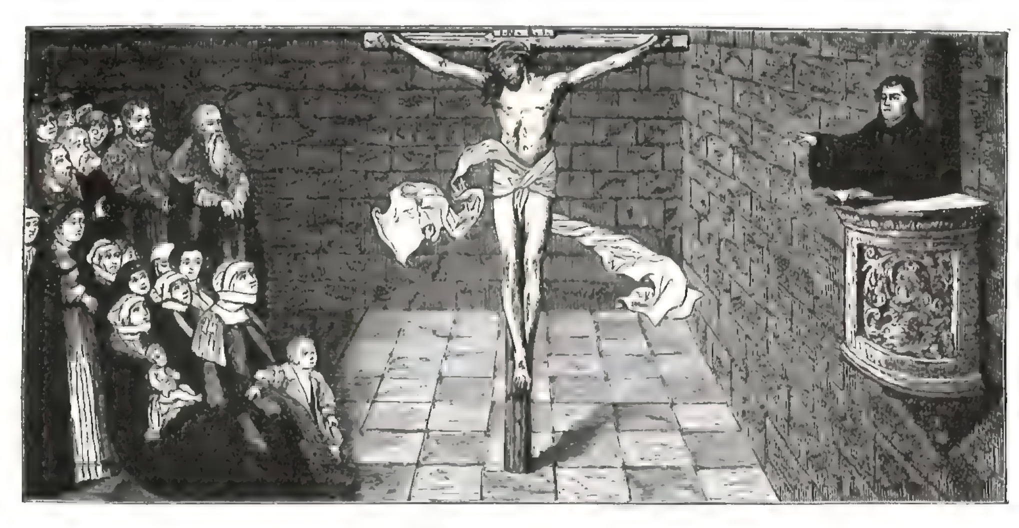
„Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wiederkommen:
Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür!
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.“

Später eingeschaltet hat Luther noch die schöne Strophe:*)

„Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen:
Hier hilft kein Bach, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden:
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich lassen singen.“

Und so war es auch. Wie in den Tagen der ersten Christenheit dienten die Verfolgungen nur der Ausbreitung der evangelischen Bewegung.

*) Siehe D. Kolde. Martin Luther. II. T. S. 94.



Luther auf der Kanzel.
(Altargemälde Lukas Cranachs in der Schloßkirche zu Wittenberg.)

Die Gefährdung der Reformation
durch die Schwarmgeister und die Bauernkriege.

Gefährlicher als die über die Bekenner und Zeugen des Evangeliums hereinbrechenden Verfolgungen drohten für die ruhige und friedliche Entwicklung der reformatorischen Bewegung die von verschiedenen Seiten gemachten Versuche zu werden, welche darauf gerichtet waren, diese Bewegung politischen und sozialen Bestrebungen dienstbar zu machen und sie mit ihr zu vermengen. Schon vor dem Reichstag zu Worms war an Luther selbst in dieser Beziehung eine Versuchung dadurch herangetreten, daß Ulrich von Hutten und Franz von Sikkingen mit ihm in Verbindung zu treten suchten und jener seine Feder, beide ihr Schwert in den Dienst der Reformation stellen wollten. In einem ganz andern Sinne als Luther hatte Hutten, wie wir früher gesehen haben, von Anfang an den Kampf gegen Rom aufgefaßt. Wir sahen, wie es bei ihm nicht die Sorge um seiner Seelen Seligkeit, sondern nur die Liebe zu seinem Vaterlande und zu seinem deutschen Volke war, was ihn in Luther einen Kampfgenossen erkennen ließ und was ihn je länger je mehr zu diesem hinzog. Auch als ihm durch seinen längeren Aufenthalt bei Franz von Sikkingen auf der Ebernburg durch diesen eine tiefere Erkenntnis über die Bedeutung der Reformation aufgegangen war, blieb für ihn doch immer die nationale Befreiung Deutschlands von der römischen Anmaßung im Vordergrunde seiner Bestrebungen. Als die Bannbulle gegen Luther erschienen war, ließ Hutten nicht bloß eine zornerfüllte Schrift nach der andern ausgehen, um den Deutschen über die Absichten des Papstes bei der Verfolgung Luthers die Augen zu öffnen, sondern er lud auch im Auftrage seines Freundes Sikkingen Luther ein, bei ihnen auf der Ebernburg Schutz zu suchen. Wenn Luther dieses Anerbieten ablehnte, so tat er es wohl ganz besonders darum, weil er seine Sache nicht mit den nationalen Bestrebungen dieser Ritter vermengt wissen wollte; war doch Franz von Sikkingen längst das anerkannte Haupt der deutschen Ritterpartei. Während keiner so laut und vernehmlich wie Hutten deren Klagen über den Niedergang ihres Standes, über seine Bedrückung durch die Fürstengewalt, über das Reichsgericht, vor welchem die Schwächeren kein Recht zu finden vermochten, ins Land hineinrief, suchte Franz von Sikkingen die Klagen und Beschwerden der Ritterschaft in die Tat umzusetzen, indem er im August 1522 mit einem wohlgerüsteten Heer dem Kurfürsten und Erzbischof von Trier Fehde ansagte. Es waren nicht bloß persönliche Beschwerden, die ihn zu diesem Kriegszuge veranlaßten, sondern er unternahm ihn zugleich als das Haupt der oberrheinischen Ritterschaft zur Wahrung ihrer von den Fürsten bedrohten Rechte. Im Frühjahr 1522 hatte sich der oberrheinische Adel zu einem Rittertage in Landau

vereinigt, auf dem über das Umsichgreifen der fürstlichen Macht, die fürstlichen Gerichte, Zölle und Lehnseinrichtungen laute Beschwerde geführt worden war. Die in Landau beschlossene „brüderliche Vereinigung" hatte Franz von Sikkingen zu ihrem Hauptmann erwählt. Als solcher griff er nun zum Schwerte. Allerdings erklärte er in einer bei seinem Einfall in das kurtriersche Gebiet an die Untertanen des Erzbischofs erlassenen Kundgebung, daß er käme, „sie von dem schweren antichristlichen Gesetz der Pfaffen zu erlösen und sie zu der evangelischen Freiheit zu bringen," und, hätte er gesiegt, so würde er im Erzstift Trier und am ganzen Rheine die Herrschaft der römischen Kirche gebrochen haben. Aber, wenn er auch der evangelischen Sache dienen wollte, so war doch sein Unternehmen nicht minder auf eine Umgestaltung der bisherigen Reichsordnung gerichtet, und eben darum hatte Luther es nicht unterlassen, ihn von dem geplanten Zuge ernstlich abzumahnen.

Das Heer, das Sikkingen zum Zuge gegen Kur-Trier zusammenbrachte, zählte 12000 Mann. Der Anfang des Feldzuges war nicht unglücklich, denn die Triersche Festung Sankt Wendel fiel in Sikkingens Hände, aber vor Trier scheiterte das Unternehmen. Der Erzbischof hatte durch Philipp von Hessen, der Sikkingen dessen früheren Einfall in Hessen nicht vergessen konnte, und durch den Kurfürsten von der Pfalz kräftige Hilfe erhalten. Am 14. September 1522 mußte Sikkingen unverrichteter Sache von Trier abziehen. Da er mit seinem Heere nicht imstande war, drei mächtigen Reichsfürsten im offenen Felde entgegenzutreten, suchte er in seinen Burgen Zuflucht, auf den Zuzug seiner Freunde hoffend. Er verschanzte sich in seiner stark befestigten Veste Landstuhl in der Nähe von Kaiserslautern, während seine Söhne und seine Boten überall tätig waren, um Hilfstruppen für ihn zu werben. Aber die Gegner wußten ihm alle Hilfsquellen abzuschneiden. Am 27. April 1523 rückten sie vor Landstuhl, dessen Mauern den Geschützen, welche die Belagerer mit sich führten, nicht zu widerstehen vermochten. Sikkingen selbst wurde, während er die Verteidigung leitete, durch die Wucht einer einschlagenden Kugel gegen einen spitzen Balken geschleudert und in der Seite tödlich verwundet. Noch sechs Tage hielt der sterbende Held die hartbedrängte Burg, aber am 7. Mai mußte die Besatzung sich ergeben. Die Landsknechte erhielten freien Abzug ohne Waffen, die Ritter, die zu Sikkingen gehalten, wurden zu Gefangenen gemacht, Sikkingen mußte den Kelch bis auf die Hefe leeren. Die drei verbündeten Fürsten, der Kurfürst von Trier, von der Pfalz und der Landgraf von Hessen traten an das Sterbelager des verwundeten Feindes, das ihm im Gewölbe einer Kasematte bereitet war. Bald darauf hauchte der tapfere Ritter seine Seele aus.

Nach Landstuhls Fall konnten sich auch die übrigen Burgen nicht mehr halten. Die Ebernburg, die Herberge der Gerechtigkeit, fiel nach kurzer Belagerung in die Hände der Feinde und ging in Flammen auf. Siebenundzwanzig Burgen wurden eine Beute der Sieger, — die römischen Feinde jubelten über Sikkingens Niederlage. „Der Afterkaiser ist tot," so triumphierten sie, „bald wird es auch mit dem Afterpapste Luther zu Ende sein." Wie wenig aber Luther selbst mit Sikkingens gewaltsamen Vorgehen einverstanden gewesen ist, geht daraus hervor, daß er in dem Untergange des Ritters, der ihm einstmals so wert gewesen war, ein Gottesgericht erkannte. „Gott ist ein gerechter und doch wunderbarer Richter," so schrieb er nach der Kunde von Sikkingens Fall an Spalatin. Es war ein Glück für Luther und für die Sache der Reformation, daß er mit der Ritterschaft nicht in einen engeren Bund geraten war. Versuchte doch der Kurfürst von Trier ohnehin, diesen für den Überfall Sikkingens verantwortlich zu machen. Wie viel mehr würde der unglückliche Ausgang, den das Unternehmen Sikkingens hatte, auch die Sache der Reformation mitbetroffen haben, wenn Luther für dasselbe jemals Partei ergriffen hätte!

Viel bedeutender aber noch als alle diese politischen Bestrebungen und Unternehmungen der ungestümen Ritter haben die fortgesetzten Umtriebe der aus Wittenberg noch zur rechten Stunde verdrängten Schwarmgeister und die durch sie, wenn auch nicht unmittelbar von ihnen hervorgerufenen, so doch durch sie geförderten Bauernaufstände die Sache der Reformation geschädigt. Der unstete Thomas Münzer hatte

sich aus Allstedt, von wo er unter Luthers Mitwirkung vertrieben worden war, nach Mühlhausen in Thüringen begeben und in dieser Stadt eine Zeitlang die Gewalt an sich zu reißen gewußt. Nachdem es dem Rat von Mühlhausen noch einmal gelungen war, die Zügel fester zu fassen, wurde Münzer auch von hier ausgewiesen. Nun machte er einen Streifzug nach Süddeutschland, wo unter der unzufriedenen Bauernschaft schon längst eine allgemeine Gärung herrschte, um dort sein Wesen zu treiben. Mit Thomas Münzer stand der von den Wittenberger Unruhen her uns bekannte Carlstadt in geheimer Verbindung. Eigenmächtig hatte sich dieser die mit dem Wittenberger Stift verbundene Pfarrstelle zu Orlamünde an der Saale, unweit Jena, angeeignet. Hier riß er die Gemeinde zu ähnlichen Gewaltsamkeiten fort, wie er sie vordem in Wittenberg angestiftet hatte. Wieder wurden die Bilder abgetan und zerschlagen, Kruzifixe und andere Darstellungen Christi, ebensowie die Bilder der Heiligen zertrümmert. Ganz offen predigte Carlstadt die Auflehnung gegen die Obrigkeit. Ähnlich wie es Münzer an anderen Orten tat, machte er den Versuch, eine Geisteskirche zu errichten, eine Gemeinde der Heiligen nach apostolischem Muster, die sich in allem und jedem nach dem Wort der Schrift zu richten habe. Dabei machte er auch von dem Alten Testamente die wunderlichste Anwendung. Er verfiel sogar auf eine Erneuerung der unter dem alttestamentlichen Gottesvolk zugelassenen Vielweiberei. Einem Manne in Orlamünde gab er den Rat, neben dem ersten ein zweites Weib zu nehmen. Auf Grund des Alten Testamentes wurde das Zinsnehmen für verboten erklärt, wie es dort innerhalb des Gottesvolkes verboten gewesen sei. Von Orlamünde aus verbreiteten sich die unklaren und die Köpfe verwirrenden Gedanken Carlstadts auch nach anderen Orten Thüringens, so nach Kahla, nach Eisenach und selbst nach Weimar. Luther begab sich persönlich an den Herd dieser Unruhen, um ihrer weiteren Verbreitung Einhalt zu tun. Aber er vermochte wenig dagegen auszurichten. Bei seiner Abreise von Orlamünde, wo er gegen Carlstadt gepredigt hatte, riefen ihm die Leute wilde Flüche nach. Zwar gelang es ihm, für kurze Zeit Carlstadt zu bewegen, wieder auf seinen Posten in Wittenberg zurückzukehren und seinen Pflichten bei der Universität nachzukommen; aber in der stillen ruhigen Arbeit vermochte dieser nicht auszuharren. Er begab sich von neuem nach Orlamünde, um dort wieder als kirchliches Haupt und Reformator aufzutreten. Auch Münzer kehrte, nachdem er eine Zeitlang in Süddeutschland den Aufruhr geschürt hatte, wieder nach Mühlhausen zurück. Der alte Magistrat wurde auf sein Betreiben verdrängt und ein neuer, ihm günstiger eingesetzt. Münzer setzte es durch, daß ihm eine ordentliche Pfarrstelle übertragen wurde, und bald gelangte er in der Bürger-



Thomas Münzer.

schaft zu dem Ansehen eines Herrn und Propheten. Das Volk stürmte gegen die Bilder und Klöster los, aus der Umgegend strömten Bauern herbei, begierig nach der allgemeinen Gleichheit, die ihnen hier gepredigt wurde. Luther meldete einem Freunde: „Münzer ist in Mühlhausen König und Kaiser.“ Inzwischen hatte die in Süddeutschland unter den Bauern schon längst vorhandene Gärung in bedenklicher Weise zugenommen. Aufstände und Zusammenrottungen der Bauern waren hier schon seit einem Jahrhundert nichts seltenes gewesen, und es heißt die geschichtliche Wahrheit geradezu auf den Kopf stellen, wenn man, wie es römische Schriftsteller bis auf den heutigen Tag tun, die Reformation oder gar Luther persönlich für den Ausbruch des Bauernkrieges verantwortlich machen will. Schon seit Jahrhunderten hatte sich namentlich in Süddeutschland unter den Bauern die

20*

Forderung des Anteils an den Gemeindeweidungen, an Wald und Wasser mehr oder weniger laut kundgegeben, und insonderheit richtete sich der Haß der Bauern gegen die geistlichen Fürsten. Unter verschiedenen Namen, wie unter dem des „Bundschuhes“, des „armen Kunz“ oder „Konrad“ hatten sich die Bauern im Würzburgischen, im Gebiete des Bischofes von Speier, in Württemberg und in anderen Gebieten geistlicher oder weltlicher Herrschaften schon mehrfach zusammengerottet; aber diese Empörungen waren immer wieder unterdrückt und blutig niedergeschlagen worden, ohne daß die Bedrückungen, unter denen der Bauernstand zu seufzen hatte, irgendwie abgestellt worden wären. Um so begreiflicher ist es, daß in dem Maße, als die von Luther hervorgerufene reformatorische Bewegung in die weiteren Kreise des Volkes drang, auch die Unruhe unter den Bauern zunahm. Luthers Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen“ wurde in ihren Kreisen begierig gelesen und vielfach mißverstanden. Die Schwarmgeister, welche sich der neuen Lehre bemächtigten, bestärkten die unzufriedenen und hartbedrückten Bauern. geflissentlich in der Meinung, daß nun auch für sie die Zeit der Befreiung von dem Druck der Leibeigenschaft gekommen sei. Schon im Hochsommer 1524 hörte man wieder von neuen Bauernbewegungen, die, vom Bodensee anhebend, im ganzen Südwesten Deutschlands zum Ausbruch kamen. Auf den weiten Gebieten des Abtes von Kempten, der trotz aller gegebenen Versprechungen die unerträglichen Frondienste und Lasten noch steigerte, schlug die Bewegung nach Schwaben und von da nach Franken hinüber, wo Rothenburg an der Tauber der Mittelpunkt eines Bauernaufstandes wurde. In zwölf Artikeln stellten die Bauern ihre Forderungen zusammen. Obenan steht in ihnen die Forderung freier Predigt des Evangeliums und des Rechtes, durch Gemeindewahl den Prediger zu berufen und ihn auch abzusetzen. Im Anschluß daran wurden die schon erwähnten Ansprüche auf Weide, Wald und Wasser und Wildschadenersatz geltend gemacht und die Aufhebung der Leibeigenschaft sowie die Abstellung der schwersten Lasten und Frondienste verlangt. Luther wurde neben andern dabei ausdrücklich zum Schiedsrichter zwischen den Bauern und den Herren gewünscht. Das veranlaßte ihn zu der Schrift: „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben.“ In ihr wandte er sich zuerst mit kurzen aber scharfen Worten an die Fürsten und Herren, die weltlichen und sonderlich die geistlichen, da man ihnen den ganzen Aufruhr zu danken habe. Ihnen hielt er ihr „Schinden und Schatzen“ des armen gemeinen Mannes mit strafenden Worten vor und mahnte sie, besonnen und billig zu sein und vornehmlich dem Evangelium freien Lauf zu lassen. „Darum, meine liebe Herren,“ so rief er ihnen zu, „ihr seid Feinde oder Freunde, bitte ich unterthäniglich, verachtet meine Treue nicht, ob ich wohl ein armer Mensch bin. Verachtet diesen Aufruhr auch nicht, das bitte ich. — Ist euch noch zu raten, so weicht ein wenig um Gottes Willen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie viel mehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln als an dem Trunkenen oder Irrigen. Fangt nicht Streit mit ihnen an, denn ihr wisset nicht, wo das Ende bleiben wird. Sucht's zuvor gütiglich, weil ihr nicht wisset, was Gott thun will, auf daß nicht ein Funke angehe und ganz Deutschland anzünde, daß niemand löschen könnte. Obrigkeit nicht darumb eingesetzt ist, daß sie ihren Nutz und Mutwillen an den Unterthanen suche, sondern Nutz und das Beste verschaffe bei den Unterthänigen.“ Mit freundlichen aber ernsten Worten redet er dann den Bauern ins Gewissen. Er stellt nicht in Abrede, daß die Fürsten und Herren vielfach unrecht an ihnen gehandelt haben. Er erkennt es auch lobend an, daß sie noch zu gütlichen Verhandlungen bereit wären, aber zugleich bezeichnet er es als einen schnöden Mißbrauch des göttlichen Namens, wenn sie ihren Aufruhr und ihre Auflehnung wider die Obrigkeit mit dem Christentum und mit dem Evangelium zu decken versuchten. Ihr Aufruhr, so sagt er ihnen, könne auch mit dem Unrecht, das sie zu erleiden hätten, nicht entschuldigt werden. Indem sie sich erhöben und nicht Unrecht leiden wollten, wehrten sie nicht nur Gottes Wort, sondern sie träten es mit Füßen. Durch ihre Empörung wären sie, die sich Christen zu sein rühmten,

ständischen, sondern auch von seinen eigenen Freunden vielfach zum Vorwurf gemacht worden. Die Bauern und was zu ihnen hielt, schalten ihn einen Fürstenknecht und Tyrannenfreund, und auch unter den Anhängern der Reformation wurden Stimmen laut, die sein Auftreten mit harten Worten tadelten, und ihn dafür verantwortlich machen wollten, wenn der Druck, der auf dem Bauernstande laste, nun noch viel härter werde, und ihm vorwarfen, daß er, entgegen dem Worte Gottes, keine Barmherzigkeit geübt wissen wollte. Anfangs wollte Luther zu all diesen Vorwürfen schweigen. Wieviele auch an ihm irre wurden, er selbst ließ sich dadurch nicht beirren. „Es ist genug," sagte er, „daß mein Gewissen vor Gott sicher ist. Der wird's wohl richten, was ich rede und schweige." Endlich aber entschloß er sich doch, auf die wider ihn erhobenen Klagen mit einem öffentlichen Schreiben zu antworten, das er unter dem Titel: „Sendebrief von dem harten Büchlein wider die Bauern" erscheinen ließ. Er nahm kein Wort zurück, sondern zeigte, wie es gegolten habe, der Obrigkeit ihre Amtspflicht einzuschärfen, und dadurch Recht und Ordnung zu erhalten. Auch durfte er sich darauf berufen, daß er ausdrücklich gemahnt habe, den Reuigen Gnade zu erweisen, und daß er gar nicht vom Verfahren über Verwundete und Gedemütigte, sondern lediglich vom Losschlagen gegen die im Aufstande Begriffenen geredet habe. Mit den „rasenden und unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blut satt werden und in ihrem ganzen Leben nicht viel fragen nach Christo," will er überhaupt nichts zu tun haben. Was er aber vom Aufruhr und im Amte der Obrigkeit geschrieben habe, das stimme zur Schrift, und dabei werde es wohl bleiben.

Wenn wir jetzt beklagen müssen, daß, nachdem der Aufruhr niedergeworfen, zur Abhilfe jener wirklichen Notstände, aus denen er hervorgegangen, nichts geschah, ja, diese zur Strafe für die Besiegten noch gesteigert wurden, so trifft dieser Vorwurf die katholischen geistlichen und weltlichen Herren mindestens ebensosehr als die evangelischen Obrigkeiten oder Luther.*) Wenn aber auch heute noch immer Stimmen solcher laut werden, die für die von Luther in jenen entscheidungsschweren Tagen geführte Sprache kein Verständnis haben, so übersehen diese, daß der Sieg des Bauernaufruhrs Deutschland und die Reformation unter Trümmern begraben haben würde, und daß es Luthers unvergängliches Verdienst bleibt, jedes Bündnis von Reformation und Revolution mit aller Entschiedenheit abgelehnt zu haben. Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß der Bauernkrieg auch in seinen weiteren Folgen der Reformation die schwersten Wunden geschlagen hat. Ihre Widersacher unterließen es nicht, Luther und die von ihm hervorgerufene geistige Bewegung für den Aufstand verantwortlich zu machen, und ihm schuld zu geben, daß er mit seiner Predigt und insbesondere mit seiner Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen", den Aufruhr veranlaßt und angestiftet habe. Der Theologe Emser hatte die Frechheit, in einem für das Volk berechneten Spottgedicht von Luther zu sagen:

„Nun, so er das Feuer angezündet,
Wäscht er wie Pilatus die Händ',
Den Mantel nach dem Wind hinwend't."

Weiter heißt es dann in diesem Machwerk:

„Er selbst nit leugnen mag,
Daß er zu Aufruhr euch ermahnt
Und liebe Gotteskind genannt.
All', die dazu thun Leib und Gut
Und ihre Händ' waschen in Blut, —
Das hat er öffentlich geschrieben
Und fleißig dazu angetrieben."

In ähnlichem Ton und Stil wie damals fahren ultramontane Schriftsteller auch heute noch fort, das Verhalten Luthers den Bauernaufständen gegenüber zu verurteilen. Man hat namentlich von dieser Seite her einen „schweren Widerspruch" zwischen Luthers „Ermahnung zum Frieden" und seiner zweiten Schrift gegen die Bauern feststellen wollen: dort ein milder, freundlicher Ton, Anerkennung des Berechtigten in den Beschwerden der Bauern — hier dagegen eine das Gefühl verletzende Härte und strengste Verurteilung der Bauern. Es ist richtig, die Tonart in beiden Schriften ist grundverschieden. Aber es zeugt von geradezu böswilliger Gehässigkeit, wenn man auf katholischer Seite von jeher diesen Gegensatz damit erklärt:

*) Köstlin, Luthers Leben. S. 345.

Nachfolger, den nunmehrigen Kurfürsten Johann richtete, mahnte er diesen zum mannhaften und mutvollen Einschreiten gegen die Empörer. In demselben Sinne schrieb er an den Grafen Albrecht von Mansfeld, als dieser sich geneigt zeigte, den Bauern nachzugeben: der Graf solle sich nicht weich machen lassen, sondern im Vertrauen auf Gottes Wort, wonach die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst führe, seine Sache gegen die Räuber und Mörder führen bis in den Tod. Gleichzeitig aber erließ er, um das Treiben der Aufständischen zu brandmarken, einen öffentlichen Aufruf: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern." In heiligem Zorn über die Verwüstungen und Verheerungen, deren Spuren überall den Weg der Bauernzüge bezeichneten, und am meisten empört darüber, daß sie ihr straßenräuberisches Treiben noch mit dem Evangelium decken wollen und die Leute durch Eide zwingen, zu ihnen zu halten, rief er die christlichen Obrigkeiten auf, gegen die teuflischen Bösewichter das Schwert zu gebrauchen, das ihnen Gott anvertraut. „Aufrührer," so ruft er den Fürsten zu, „soll vernichten, wer da kann, gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß. Schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir." Die Obrigkeit möge in Demut und Erkenntnis auch eigener Verschuldung, so mahnt er, ihr Herz auf Gott richten und ihm die Sache befehlen, „sich gegen die tollen Bauern zum Überfluß — ob sie es wohl nicht wert sind — zu Recht und Gleichem erbieten; danach, wo das nicht helfen will, flugs zum Schwerte greifen und getrost dreinschlagen, solange sie eine Ader regen könne;" wer dann auf ihrer Seite falle, sei ein rechter Märtyrer vor Gott, wenn er mit solchem Gewissen gestritten habe. Indem er dann noch der vielen besseren Leute gedenkt, die jetzt durch die blutdürstigen Bauern und Mordpropheten zur Teilnahme an dem teuflischen Bund genötigt seien, bricht er in den Ruf aus: „Liebe Herren, rettet hie, helft hie, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlage, würge hie, wer da kann!"

Auch diesmal wurde Luthers stürmisches Wort von den Ereignissen überholt. Der neue Kurfürst Johann von Sachsen hatte inzwischen ein Heer gesammelt, ebenso Herzog Georg von Sachsen. Ihnen beiden kam Landgraf Philipp von Hessen zu Hilfe; und so kam es am 15. Mai bei Frankenhausen zur blutigen Schlacht, in welcher die von Münzer betörten Bauern eine völlige Niederlage erlitten. An fünftausend Mann wurden auf dem Platze erschlagen, ein großer Teil gefangen genommen. Münzer wurde in Frankenhausen, wo er sich in ein Bett versteckt hatte, ergriffen, nach Mühlhausen gebracht und dort hingerichtet. Auch Pfeiffer und andere Rädelsführer wurden enthauptet. Um dieselbe Zeit wurde den Bauern im Elsaß und in



Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen.

Schwaben das gleiche Schicksal zuteil, wie im mittleren Deutschland, und nach längeren Kämpfen auch in Franken. Überall wurden die vereinzelten Scharen geschlagen, zerstreut und vernichtet, und vielfach wurden den Bauern die von ihnen verübten Greuel furchtbar vergolten. Nur Landgraf Philipp und Johann von Sachsen zeichneten sich durch die Milde aus, mit der sie nach dem Siege viele Bauern, die sich von den Rädelsführern des Aufruhrs nur hatten verleiten lassen, straflos nach Hause entließen.

Luthers Schrift wider die Bauern und die scharfe, ja, harte Sprache, die er in ihr gegen die Aufrührer führt, sind ihm nicht bloß in den Kreisen der Auf-

noch ärger als Heiden und Türken. Nimmermehr dürften sie den Christennamen zum Schanddeckel ihres ungeduldigen und unfriedlichen, unchristlichen Vornehmens machen, sonst werde er mit Wort und Schrift ihnen so lange widerstreben, solange sich eine Ader in seinem Leibe bewege.

Nach dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung geht Luther auf die zwölf Artikel über, wobei er zwar einzelne der darin enthaltenen Forderungen als berechtigt anerkannt, aber doch ebenso entschieden jeden Versuch, sie mit Gewalt durchzusetzen, als unchristlich verdammt. Wenn ihre Artikel auch alle nach natürlichem Rechte billig wären, so hätten sie doch das christliche Recht vergessen, nämlich Geduld und Gebet zu Gott. Vergeblich suchten sie ihren Aufruhr mit dem Evangelium zu beschönigen. Die Forderung der freien Predigt des Evangeliums gibt Luther als recht und billig zu, ja, er verschärft sie noch, aber, fügt er hinzu, daraus folge nicht, daß man sich mit Gewalt wider die Obrigkeit setze, die das Evangelium hindert. Dieses sei an keinen Ort gebunden. Wohl können einzelne Herren in ihren Gebieten dem Worte wehren, aber man brauche ja nicht an solchem Orte zu bleiben, sondern dem Evangelium an einem andern Ort nachlaufen. „Es ist nicht not, daß du nun um des Evangelii willen auch die Stadt oder den Ort einnehmest, sondern laß dem Herrn seine Stadt und folge dem Evangelio: so leidest du, daß man dir Unrecht tue, und leidest doch zugleich nicht, daß man dir das Evangelium wehre. . . Solches hat auch Christus gelehrt Matth. 10, 23. . . . Wie reimet sich nun bisher euer Fürnehmen, die ihr Städte und Ort einnehmet, die nicht euer sind? . . . Was sind mir das für Christen, die um des Evangelii willen Räuber, Diebe, Schälke werden und sagen danach, sie seien evangelisch?!“ — Im einzelnen erkennt Luther die in den Artikeln aufgestellte Forderung der freien Predigerwahl als berechtigt an, schränkt sie aber ein. Wenn die Pfarrgüter von der Obrigkeit kommen und nicht von der Gemeinde, so habe die Obrigkeit auch das Recht, den Pfarrer einzusetzen. Die Gemeinde habe also in diesem Falle den gewünschten Pfarrer von der Obrigkeit zu erbitten. Will die Obrigkeit diesen nicht, so möge die Gemeinde einen eigenen Pfarrer wählen, denselben aber von ihren eigenen Gütern nähren, oder von der Obrigkeit das Pfarrgut auf dem Wege des Rechts erlangen. Und wenn schließlich die Obrigkeit den von der Gemeinde erwählten und ernährten Pfarrer nicht leiden wolle, so möge sie ihn an einen andern Ort fliehen lassen und selbst mit ihm fliehen, wie Christus lehrt. Den Artikel in betreff der Aufhebung des Zehnten bezeichnet Luther als „eitel Raub und öffentliche Strauchdieberei“. Er verletze das bestehende Recht der Obrigkeit, von ihren Untertanen Steuer zu erheben. In betreff der Leibeigenschaft und deren in den Artikeln geforderten Aufhebung weist Luther die Berufung auf die Befreiung durch Christi Blut als unbefugte Vermengung der christlichen, geistlichen mit der fleischlichen Freiheit zurück. Ein Leibeigener könne wohl christliche Freiheit haben, gleich wie ein Kranker oder Gefangener, ohne zugleich äußerlich frei zu sein. Der Artikel sei „räuberisch“, da die Bauern ihren Leib den Herren, deren Eigentum er geworden, stehlen wollten. „Es will dieser Artikel alle Menschen gleich machen und aus dem geistlichen Reich Christus ein weltlich, äußerlich Reich machen; welches unmöglich ist.“ Denn im Reiche Christi gebe es keinen Unterschied der Personen, aber ein weltlich Reich könne nicht stehen, wo nicht Ungleichheit ist in Personen. In betreff der übrigen Artikel, welche lediglich weltliche Dinge behandelten, lehnte Luther es ab, ein Urteil zu fällen, indem er in dieser Beziehung der Entscheidung der Rechtsverständigen nicht vorgreifen wollte. „Denn mir als einen Evangelisten,“ so fügte er hinzu, „gebührt nicht, hierinnen zu urteilen und zu richten. Ich soll die Gewissen unterrichten und lehren, was göttliche und christliche Sache betrifft. . . Derhalben die Bauernschaft hierinnen billig den christlichen Namen auch sollt in Frieden lassen und handeln unter dem Namen, als die gern menschlich und natürlich Recht wollten haben.“

Als Schluß der ganzen Schrift folgt nun noch eine „Vermahnung beide an die Oberkeit und Bauernschaft.“ Bei beiden Teilen handle es sich nicht um eine christliche Sache, sondern um weltlich Recht und zeitlich Gut. Beide Teile wären im Unrecht und handelten

wider Gott. Dies weist Luther noch einmal kurz nach, mit dem Ergebnis: „Kurzum, beiden, Tyrannen und Rotten, ist Gott feind, darum hetzt er sie aneinander, daß sie beidesteils schändlich umkommen." — Weiterhin führt er dann den streitenden Parteien vor Augen, welch unsägliches Elend aus ihrem Zwiespalt für sie selbst und für Deutschland entstehen werde, wenn es wirklich zum Kampf und Blutvergießen komme. Darum mahne er sie, da es noch Zeit sei, durch rechtlichen Vertrag den Streit beizulegen. Er macht den Vorschlag, Abgeordnete aus dem Adel und den Städten zu erwählen, die die Sachen freundlicherweise handeln und stillen sollen. Wenn Luther in diesem Schiedsgericht keine Bauern haben wollte, so geschah dies wohl darum, weil er sie nicht für befähigt und genügend rechtsverständig hielt, um an einer rechtlichen Neuordnung der Dinge teilzunehmen. Noch einmal mahnt er dann, beide Parteien, da sie im Unrecht seien, möchten von ihren Forderungen etwas nachgeben. „Wohlan," so schließt er, „ich habe, als mir mein Gewissen Zeugnis gibt, euch allen christlich und brüderlich genug geraten. Gott gebe, daß es helfe. Amen!"

Der ganze Ton und Inhalt dieser Schrift mußte den Bauern zeigen, wie sehr sie sich getäuscht hatten, wenn sie hofften, Luther in ihre Bewegung hineinzuziehen. So wenig dieser sich vor einigen Jahren durch Sikkingen und die Ritter zur Vermischung der reformatorischen Sache mit politischen Unternehmungen verleiten ließ, so wenig konnte ihn die scheinbar für seine Lehre eintretende Bauernbewegung in seinen Grundsätzen wankend machen. Klar und scharf hat er in seiner Schrift den Unterschied von Reformation und Revolution hervorgehoben. Geistliches und Weltliches dürfen nicht miteinander verquickt werden; die Freiheit, die das Evangelium predigt, ist die geistliche, die Freiheit der Kinder Gottes; die äußerliche Freiheit von Leib und Gut ist etwas ganz anderes. Es gibt keine Schrift Luthers, welche so, wie diese, auch für die soziale Bewegung unserer Tage bedeutsame Fingerzeige enthält. Auf die sozialen Forderungen selbst geht er nicht ein, und wo er es tut, zeigt es sich, daß er dieser Frage als einer ihm fernliegenden nicht mit voller Klarheit und Sachverständnis gegenübersteht. Sein scharfer Blick erkannte, daß das Christentum als solches in den wirtschaftlichen Fragen direkt nicht mitzureden hat, daß seine Aufgabe vielmehr ist, zur Besserung der sozialen Mißstände die sittlichen Kräfte darzubieten, eine christliche Sittlichkeit zu erwecken und zu verbreiten. Wurden die in seiner Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen" ausgesprochenen Gedanken in richtigem Verständnis Gemeingut, so mußte die daraus entspringende Reform des geistlichen Lebens unbedingt auch auf das leibliche bessernd zurückwirken. — Luther nimmt zur Leibeigenschaft eine ähnliche Stellung ein, wie Paulus der Sklaverei seiner Zeit gegenüber. Mit Paulus ermahnt Luther die Knechte zum Gehorsam und Dulden. Und doch entzieht er zu gleicher Zeit durch Verkündigung der christlichen Grundsätze, wie Paulus der Sklaverei, so der Leibeigenschaft den Boden. Aber er forderte und wünschte auch nicht eine mit einem Schlage zu bewerkstelligende Reform. Er übersah die Schwierigkeiten nicht, die eine Umwälzung der bestehenden Rechtsverhältnisse, die doch die Grundlage für die wirtschaftliche Existenz vieler Herrschaften, ja auch für die der Hörigen bildete, mit sich führen mußte.*)

Luthers Schrift vermochte aber dem schon in hellen Flammen auflodernden und bis nach Thüringen fortgepflanzten Aufstande nicht mehr Einhalt zu gebieten. In Schwaben war mit den Bauern lange verhandelt worden, aber von Anfang an nur in der Absicht, sie hinzuziehen bis die Streitkräfte des schwäbischen Bundes wider sie aufgeboten und gesammelt waren. Um so furchtbarer wüteten nun die Getäuschten. In Weinsberg und Umgegend richteten sie ein entsetzliches Blutbad an, in welchem Graf Ludwig von Helfenstein und eine große Zahl adliger Herrn das Opfer ihrer entfesselten Wut wurden. Der erstere wurde nach Erstürmung der Stadt Weinsberg durch die Bauern unter jubelndem Hohn nebst seinen Getreuen vor den Augen der weinenden Gattin auf Befehl des blutdürstigen Jäcklein Rohrbach in die Spieße gejagt

*) Solle, Reformation und Revolution. Nr. 31, 32 der Schriften für das deutsche Volk. Herausg. vom Verein für Reformationsgesch. S. 42 ff.

und seine Leiche in scheußlicher Weise geschändet. Von Weinsberg zog der „helle Hause", wie sich die Rotte der Aufständischen nannte, nach Heilbronn, wo eine schon ausgebrochene Empörung ihm die Einnahme leicht machte. Der Rat mußte sich zur Annahme der zwölf Artikel bequemen und dem Bund der Bauern beitreten. Auf die Kunde hiervon fiel auch sofort die benachbarte Stadt Wimpfen den Bauern zu. Am 22. April brach der Hause, verstärkt durch Zuzügler vom Neckar, Kocher und Jagst von Heilbronn auf, nachdem der fehdelustige Ritter Götz von Berlichingen als oberster Heerführer angenommen worden war. Im weiteren Verlauf des Aufstandes wurden die Gebiete der geistlichen Fürsten am Main und Rhein heimgesucht, so das Bistum Würzburg und das zum Erzstift Mainz gehörige Gebiet von Aschaffenburg. Aber außerdem hatte sich der Aufruhr über ganz Oberdeutschland verbreitet, und seine Ausläufer nach dem Westen und Norden entsendet.

Fast gleichzeitig mit dem Aufstande in Franken kam es in Thüringen zur Volkserhebung. Hier stand Thomas Münzer, der noch immer in Mühlhausen weilte, an der Spitze der Bewegung. Bei ihm überwog die religiöse Schwärmerei bei weitem die politischen und sozialen Beweggründe. Er ging über die zwölf Artikel noch weit hinaus. Auch er wollte ein neues Reich aufrichten, aber es sollte ein „Gottesstaat" sein. Vergleiche und Verträge, wie es die Artikel vorzugsweise erstrebten, paßten nicht in seine Pläne. Diese gingen auf ein völliges Niederreißen des Bestehenden, auf dessen Trümmern ein freies neues Gottesreich erstehen sollte, nach dem Vorbild des alten Israel. In dem neuen Reich sollten kommunistische Einrichtungen herrschen; alle Bürger desselben sollten Heilige sein, die Gottlosen mit dem Schwert ausgerottet werden. Zur Verwirklichung seiner Pläne gedachte Münzer zunächst ein starkes Bauernheer um sich zu sammeln und sich mit den nötigen Kriegsgeräten zu versehen. Aber noch bevor er seine Rüstungen vollendet hatte, drängte sein Gesinnungsgenosse Pfeiffer, der sich ihm in Mühlhausen angeschlossen hatte, zum Losbruch und rückte mit einem von ihm gesammelten Haufen ins Eichsfeld, plünderte und zerstörte Schlösser und Klöster. Reich mit Beute beladen, kehrte er nach Mühlhausen zurück. Dieser Erfolg stachelte zu weiteren Unternehmungen an. Andere Bauernhausen ergossen sich über die Grafschaften Mansfeld und Stolberg und die Gegend am Harz. Allein vierzig Klöster sollen binnen vierzehn Tagen der Zerstörungs- und Raublust der Bauern zum Opfer gefallen sein.

Münzer selbst verhielt sich immer noch abwartend. Sein Heer war ihm noch nicht stark genug, auch wollte



Die sächsischen Kurfürsten
Friedrich der Weise
Johann Johann Friedrich
die ersten Beschützer der lutherischen Lehre.
(Nach Cranachs Gemälde in Nürnberg.)

er erst die fränkischen Scharen näherkommen lassen, um an diesen einen Rückhalt zu haben. Unterdes erließ er mehrere aufreizende Briefe, um die noch Zögernden zu gewinnen. Ein Beispiel für die Art und Weise, wie er den Aufruhr predigte, ist sein Schreiben an die Mansfelder Bergleute. „Wie lange schlaft ihr und wollt Gottes Willen nicht tun? Fahrt an, streitet den Streit des Herrn." Mit Hinweis auf die allerorts ausgebrochenen Aufstände ruft er ihnen zu: „Nun dran, dran, dran, es ist Zeit, die Böswichter sind frei verzagt wie die Hunde . . . Lasset Euch nicht

erbarmen ob auch der Esau gute Worte fürschlägt. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen . . . Uns hat Gott dasselbige offenbart, was er durch Mosen befohlen hat 5. Mos. 7, 16. („Du sollst sie nicht schonen") . . . . Reget an in Dörfern und Städten und sonderlich die Berggesellen . . . Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß ist. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut, schmiedet Pinkepank auf dem Amboß Nimrods, werft ihm den Turm zu Boden; es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nicht sagen, dieweil sie über euch regieren. Dran, dran, dran! Dieweil ihr Tag habt, Gott gehet euch vor, folget! Dies saget Gott: Ihr sollt diese große Menge nicht scheuen, es ist nicht euer, sondern des Herrn Streit . . . Ihr werdet sehen die Hilfe des Herrn über euch." Unterzeichnet ist dieser fanatische Aufruf: „Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen."

Lawinenartig hatte sich inzwischen der Aufruhr im Frühjahr 1525 von Franken nach Thüringen fortgepflanzt. Viele Städte, so u. a. Erfurt, öffneten ihm die Tore und es fehlte anfangs an einer einheitlichen Leitung zur Niederwerfung des Aufstandes. Der Adel, der sich in seinem Besitze bedroht sah, war zum Teil ratlos und ließ sich auf Verhandlungen ein, in denen den Aufständischen die in den zwölf Artikeln enthaltenen Forderungen zum größten Teil bewilligt wurden. Selbst Herzog Johann von Sachsen, der Bruder des Kurfürsten Friedrichs des Weisen, mußte sich zu Zugeständnissen herbeilassen, da er zunächst kein Heer zur Hand hatte, um die in Thüringen auflodernde Empörung erfolgreich zu dämpfen, und auch der Kurfürst selbst, dem Herzog Johann über die bedrohliche Lage der Dinge briefliche Mitteilung machte, riet in seiner friedfertigen Gesinnung zur Nachgiebigkeit. Vielleicht, so schrieb er dem Bruder, hat man dem armen Volk zu solchen Aufruhr Anlaß gegeben, und sonderlich mit Verbietung des Wortes; so werden die Armen in vielen Wegen von uns geistlichen und weltlichen Herren beschwert. Diesem edlen Fürsten wurden seine letzten Lebenstage durch die Sorge um den in seinen Landen ausgebrochenen Aufstand aufs schmerzlichste verbittert. Schon seit Monaten lag er auf seinem Schlosse in der Lochau zum Tode krank danieder. Als er in den ersten Tagen des Mai sein Ende nahen fühlte, begehrte er Luther zu sehen, den er in seinem Leben nie gesprochen hatte. Aber Luther, der in Thüringen weilte, konnte nicht mehr rechtzeitig am Sterbelager seines Fürsten eintreffen. Nur die Diener, die Ärzte und Spalatin waren um ihn, als er am 5. Mai 1525 in Frieden heimging. Der letztere setzte Tröstungen aus der Schrift für ihn auf, an welchen der Kurfürst sich erquickte, und riet ihm, das heilige Abendmahl zu nehmen. Das tat er und zwar, wie Luther ausdrücklich bemerkt, in beider Gestalt und ohne Ölung. So ist er im evangelischen Glauben gestorben, dessen mächtigster Beschützer er bei aller Zurückhaltung, die er der reformatorischen Bewegung gegenüber einnahm, gewesen ist. „Er war ein Kind des Friedens," so bezeugte es sein Arzt am Sterbebette, und so haben ihn auch Luther und Melanchthon in ihren Leichenreden geschildert, voll Trauer darüber, daß der Herr diesen Fürsten gerade jetzt, wo das ganze Deutschland in Aufruhr stehe, hinweggenommen habe.

Luther hatte die oben erwähnte „Ermahnung zum Frieden" in Eisleben verfaßt, wohin ihn im April 1525 eine zur Einrichtung einer Schule unternommene Reise geführt hatte. Hier weilte er noch, als er von dem Ausbruch der Unruhen in den Thüringer Landen Kunde erhielt. Schnell entschlossen tat er, was er konnte, um dem Aufruhr zu steuern. Mit persönlicher Lebensgefahr begab er sich in die aufständischen Gebiete am Harz und in Thüringen. Es wird berichtet, daß er in Stollberg, Nordhausen, Erfurt, Weimar, Orlamünde, Kahla und Jena gegen den Aufruhr gepredigt habe. Am 3. Mai war er in Weimar, wo er sich ohne Zweifel mit dem dort weilenden Herzog Johann besprochen hat. Nachdem er alsdann auf die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten Friedrich des Weisen nach Wittenberg zurückgekehrt war, um wenigstens der Beisetzung seines Landesherrn beizuwohnen, erachtete er es für seine erste Aufgabe, rückhalt- und schonungslos wider die Empörer seine Stimme zu erheben. Schon in einem Trostbriefe, den er unmittelbar nach dem Tode Friedrichs des Weisen an dessen

Nachfolger, den nunmehrigen Kurfürsten Johann richtete, mahnte er diesen zum mannhaften und mutvollen Einschreiten gegen die Empörer. In demselben Sinne schrieb er an den Grafen Albrecht von Mansfeld, als dieser sich geneigt zeigte, den Bauern nachzugeben: der Graf solle sich nicht weich machen lassen, sondern im Vertrauen auf Gottes Wort, wonach die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst führe, seine Sache gegen die Räuber und Mörder führen bis in den Tod. Gleichzeitig aber erließ er, um das Treiben der Aufständischen zu brandmarken, einen öffentlichen Aufruf: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern.“ In heiligem Zorn über die Verwüstungen und Verheerungen, deren Spuren überall den Weg der Bauernzüge bezeichneten, und am meisten empört darüber, daß sie ihr straßenräuberisches Treiben noch mit dem Evangelium decken wollen und die Leute durch Eide zwingen, zu ihnen zu halten, rief er die christlichen Obrigkeiten auf, gegen die teuflischen Bösewichter das Schwert zu gebrauchen, das ihnen Gott anvertraut. „Aufrührer,“ so ruft er den Fürsten zu, „soll vernichten, wer da kann, gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß. Schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir.“ Die Obrigkeit möge in Demut und Erkenntnis auch eigener Verschuldung, so mahnt er, ihr Herz auf Gott richten und ihm die Sache befehlen, „sich gegen die tollen Bauern zum Überfluß — ob sie es wohl nicht wert sind — zu Recht und Gleichem erbieten; danach, wo das nicht helfen will, flugs zum Schwerte greifen und getrost dreinschlagen, solange sie eine Ader regen könne;“ wer dann auf ihrer Seite falle, sei ein rechter Märtyrer vor Gott, wenn er mit solchem Gewissen gestritten habe. Indem er dann noch der vielen besseren Leute gedenkt, die jetzt durch die blutdürstigen Bauern und Mordpropheten zur Teilnahme an dem teuflischen Bund genötigt seien, bricht er in den Ruf aus: „Liebe Herren, rettet hie, helft hie, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlage, würge hie, wer da kann!“

Auch diesmal wurde Luthers stürmisches Wort von den Ereignissen überholt. Der neue Kurfürst Johann von Sachsen hatte inzwischen ein Heer gesammelt, ebenso Herzog Georg von Sachsen. Ihnen beiden kam Landgraf Philipp von Hessen zu Hilfe; und so kam es am 15. Mai bei Frankenhausen zur blutigen Schlacht, in welcher die von Münzer betörten Bauern eine völlige Niederlage erlitten. An fünftausend Mann wurden auf dem Platze erschlagen, ein großer Teil gefangen genommen. Münzer wurde in Frankenhausen, wo er sich in ein Bett versteckt hatte, ergriffen, nach Mühlhausen gebracht und dort hingerichtet. Auch Pfeiffer und andere Rädelsführer wurden enthauptet. Um dieselbe Zeit wurde den Bauern im Elsaß und in



Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen.

Schwaben das gleiche Schicksal zuteil, wie im mittleren Deutschland, und nach längeren Kämpfen auch in Franken. Überall wurden die vereinzelten Scharen geschlagen, zerstreut und vernichtet, und vielfach wurden den Bauern die von ihnen verübten Greuel furchtbar vergolten. Nur Landgraf Philipp und Johann von Sachsen zeichneten sich durch die Milde aus, mit der sie nach dem Siege viele Bauern, die sich von den Rädelsführern des Aufruhrs nur hatten verleiten lassen, straflos nach Hause entließen.

Luthers Schrift wider die Bauern und die scharfe, ja, harte Sprache, die er in ihr gegen die Aufrührer führt, sind ihm nicht bloß in den Kreisen der Auf-

ständischen, sondern auch von seinen eigenen Freunden vielfach zum Vorwurf gemacht worden. Die Bauern und was zu ihnen hielt, schalten ihn einen Fürstenknecht und Tyrannenfreund, und auch unter den Anhängern der Reformation wurden Stimmen laut, die sein Auftreten mit harten Worten tadelten, und ihn dafür verantwortlich machen wollten, wenn der Druck, der auf dem Bauernstande laste, nun noch viel härter werde, und ihm vorwarfen, daß er, entgegen dem Worte Gottes, keine Barmherzigkeit geübt wissen wollte. Anfangs wollte Luther zu all diesen Vorwürfen schweigen. Wieviele auch an ihm irre wurden, er selbst ließ sich dadurch nicht beirren. „Es ist genug,“ sagte er, „daß mein Gewissen vor Gott sicher ist. Der wird's wohl richten, was ich rede und schweige.“ Endlich aber entschloß er sich doch, auf die wider ihn erhobenen Klagen mit einem öffentlichen Schreiben zu antworten, das er unter dem Titel: „Sendebrief von dem harten Büchlein wider die Bauern“ erscheinen ließ. Er nahm kein Wort zurück, sondern zeigte, wie es gegolten habe, der Obrigkeit ihre Amtspflicht einzuschärfen, und dadurch Recht und Ordnung zu erhalten. Auch durfte er sich darauf berufen, daß er ausdrücklich gemahnt habe, den Reuigen Gnade zu erweisen, und daß er gar nicht vom Verfahren über Verwundete und Gedemütigte, sondern lediglich vom Losschlagen gegen die im Aufstande Begriffenen geredet habe. Mit den „rasenden und unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blut satt werden und in ihrem ganzen Leben nicht viel fragen nach Christo,“ will er überhaupt nichts zu tun haben. Was er aber vom Aufruhr und im Amte der Obrigkeit geschrieben habe, das stimme zur Schrift, und dabei werde es wohl bleiben.

Wenn wir jetzt beklagen müssen, daß, nachdem der Aufruhr niedergeworfen, zur Abhilfe jener wirklichen Notstände, aus denen er hervorgegangen, nichts geschah, ja, diese zur Strafe für die Besiegten noch gesteigert wurden, so trifft dieser Vorwurf die katholischen geistlichen und weltlichen Herren mindestens ebensosehr als die evangelischen Obrigkeiten oder Luther.*) Wenn aber auch heute noch immer Stimmen solcher laut werden, die für die von Luther in jenen entscheidungsschweren Tagen geführte Sprache kein Verständnis haben, so übersehen diese, daß der Sieg des Bauernaufruhrs Deutschland und die Reformation unter Trümmern begraben haben würde, und daß es Luthers unvergängliches Verdienst bleibt, jedes Bündnis von Reformation und Revolution mit aller Entschiedenheit abgelehnt zu haben. Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß der Bauernkrieg auch in seinen weiteren Folgen der Reformation die schwersten Wunden geschlagen hat. Ihre Widersacher unterließen es nicht, Luther und die von ihm hervorgerufene geistige Bewegung für den Aufstand verantwortlich zu machen, und ihm schuld zu geben, daß er mit seiner Predigt und insbesondere mit seiner Schrift „von der Freiheit eines Christenmenschen“, den Aufruhr veranlaßt und angestiftet habe. Der Theologe Emser hatte die Frechheit, in einem für das Volk berechneten Spottgedicht von Luther zu sagen:

„Nun, so er das Feuer angezündet,
Wäscht er wie Pilatus die Händ',
Den Mantel nach dem Wind hinwend't.“

Weiter heißt es dann in diesem Machwerk:

„Er selbst nit leugnen mag,
Daß er zu Aufruhr euch ermahnt
Und liebe Gotteskind genannt.
All', die dazu thun Leib und Gut
Und ihre Händ' waschen in Blut, —
Das hat er öffentlich geschrieben
Und fleißig dazu angetrieben.“

In ähnlichem Ton und Stil wie damals fahren ultramontane Schriftsteller auch heute noch fort, das Verhalten Luthers den Bauernaufständen gegenüber zu verurteilen. Man hat namentlich von dieser Seite her einen „schweren Widerspruch“ zwischen Luthers „Ermahnung zum Frieden“ und seiner zweiten Schrift gegen die Bauern feststellen wollen: dort ein milder, freundlicher Ton, Anerkennung des Berechtigten in den Beschwerden der Bauern — hier dagegen eine das Gefühl verletzende Härte und strengste Verurteilung der Bauern. Es ist richtig, die Tonart in beiden Schriften ist grundverschieden. Aber es zeugt von geradezu böswilliger Gehässigkeit, wenn man auf katholischer Seite von jeher diesen Gegensatz damit erklärt:

*) Köstlin, Luthers Leben. S. 345.

Luther habe anfangs mit den Anführern unter einer Decke gesteckt, dann aber, infolge ihrer Niederlage, sich von ihnen abgewandt und, um sich bei den siegenden Fürsten in Gunst zu setzen, diese zweite Schrift geschrieben. Die gänzliche Bodenlosigkeit dieser Behauptung erkennt man sofort bei unbefangenem Lesen beider Schriften. Auch schon in der „Ermahnung" hat Luther, wie wir sahen, aufs schärfste jede Auflehnung gegen die gottgesetzte Obrigkeit verurteilt und jede Gemeinschaft mit den Rebellen entschieden abgelehnt. Der verhältnismäßig milde Ton in jener ersten Schrift erklärt sich vielmehr aus dem Umstand, daß er damals noch hoffte, die Bauern, die sich ja „zu Recht und besserem Unterricht erboten" hatten, werde ein freundlich-ernstes Wort vor dem ärgsten zurückhalten. Daß dies Ärgste inzwischen schon eingetreten, daß der Aufruhr bereits mit Raub, Plünderung und Blutvergießen sich befleckt hatte, — davon hatte Luther bei Abfassung seiner „Ermahnung zum Frieden" noch keine Kunde. Wenn katholische Geschichtsschreiber, unter ihnen auch Janssen, die Behauptung aufstellen, Luther müsse unbedingt schon vor der Abfassung seiner „Ermahnung" von den Gewalttaten und Greueln, insbesondere von der furchtbaren Weinsberger Bluttat, Kenntnis gehabt haben, so ist es nicht schwer, das mit chronologischer Sicherheit zu widerlegen. Das Blutbad von Weinsberg hat am 16. April 1525 stattgefunden, und nachweislich ist die „Ermahnung" sehr bald nach diesem Tage erschienen. Berücksichtigen wir die damaligen Verkehrsverhältnisse, so konnte die Kunde von den neuen Vorgängen im Süden unmöglich schon an Luthers Ohr gedrungen sein, zumal da er die ganze Zeit über auf Reisen war. Und daß Luther in der Tat noch nichts davon gewußt hatte, geht aus der „Ermahnung" klar hervor. Überall setzt er dort voraus, daß es zur Anwendung von Waffengewalt noch nicht gekommen ist; er wußte nur von Zusammenrottungen in Schwaben, und ängstlich sucht er ein blutiges Zusammentreffen zu verhindern; dringend mahnt er, solange es noch Zeit sei, zu friedlichen Vergleichen. Bei Abfassung der zweiten Schrift „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" stehen ihm dagegen die Freveltaten der Empörer in vollstem Umfange vor der Seele, und darüber entbrannte sein Gemüt in heiligem Zorn. Es ist sehr leicht, heute unter ganz veränderten Verhältnissen abfällig über die von Luther geführte Sprache zu urteilen, zumal wenn man, wie es die ultramontane Geschichtsschreibung mit Vorliebe zu tun pflegt, einzelne Sätze aus dem Zusammenhange herausreißt. Aber versetzen wir uns einmal mitten hinein in das aufgeregte Jahr 1525, denken wir uns hinein in Luthers Seele, der in diesem schlimmen Jahr sein ganzes Gottvertrauen nötig hatte, um angesichts der rings sich auftürmenden Gefahren nicht mutlos zu werden, vergegenwärtigen wir uns, daß die junge Saat des Evangeliums von den Rebellen, die sie angeblich schützen wollten, in Wahrheit zertrampelt wurde, daß das Teuerste, was Luther kannte, das heilige Gotteswort, zum Deckmantel roher Raub- und Zerstörungslust dienen mußte, dann finden wir Luthers Zorn mindestens sehr erklärlich, zumal da er seinen „christlich und brüderlich treuen Rat", die „Ermahnung zum Frieden", in der er doch die Rechte des Volks warm vertreten hatte, von demselben Volk mißachtet und verspottet sah. Außerdem müssen wir Luthers ganze Art in Betracht ziehen, der „nicht leise treten konnte", der jedes Ding beim rechten Namen nannte und einmal von sich sagte: „Soll ich einen Fehl haben, so ist's mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte."

Mit dem Bauernkrieg war ein Mehltau in die junge Blüte der Reformation gefallen; sie hat mit ihm aufgehört, wie früher eine Angelegenheit des deutschen Volkes zu sein, und Luther war fortan nicht mehr der von Gott bestellte Retter, auf den die ganze Nation mit Vertrauen hinblickte, während auch ihm selbst aus dieser Zeit ein niemals wieder überwundenes Mißtrauen gegen die Massen des Volkes oder, wie er zu sagen pflegte, gegen den „Herrn Omnes" erwachsen und für alle Zeit geblieben ist.*) Die Gegner der Reformation dachten jetzt erst recht nicht daran, dem Drängen ihrer Untertanen nach dem reinen Evange-

*) D. Kolde, Martin Luther. II. Bd., S. 195.

21*

lium nachzugeben. Deutschland war in diesem schrecklichen Jahre fast zur Wüste geworden. Viele Tausende waren erschlagen, nicht wenigere verjagt, und dem Verderben preisgegeben. Die Trümmerhaufen einer Unzahl von Klöstern und Herrensitzen bedeckten das Land; in den von dem Kriege betroffenen Landschaften war der Wohlstand auf Jahrzehnte hin vernichtet; in vielen Gegenden wurde das Los der wenigen übriggebliebenen Bauern noch trauriger als früher und erbitterte die Gemüter. Noch im Jahre 1530 glaubte Luther, bei den Bauern so grimmig verhaßt zu sein, daß er es nicht wagen dürfe, ins Mansfeldische zu gehen. Daß er es gewesen, der, ohne rechts und links zu blicken, lediglich auf das Wort Gottes gestützt, durch sein mutiges Wort in den Fürsten die sittliche Kraft geweckt, dem Aufruhr entgegenzutreten, und der dadurch nichts Geringes zur Rettung Deutschlands getan, daran dachten nur wenige. Er stand wieder einmal allein, furchtbar allein.

Nicht bloß in einem zeitlichen, sondern auch in einem inneren Zusammenhange mit der unruh- und angstvollen Zeit der Bauernkriege steht der entscheidungsvolle Schritt, den Luther gerade jetzt zu tun im Begriffe stand, indem er sich entschloß, durch den Eintritt in den heiligen Ehestand die letzten Fesseln des Mönchstums abzustreifen. Was ihn zu diesem Schritte bewog, waren nicht fleischliche Gründe, wie es die römischen Widersacher ihm noch heute nachzusagen bemüht sind, auch nicht das je länger je mehr sich geltend machende Bedürfnis einer behaglichen Häuslichkeit, sondern es war eine evangelische Tat, zu der er sich mitten in den Stürmen der Zeit entschloß. Indem er sich mit diesem Schritte vollends über die nichtigen Klostergelübde hinwegsetzte, wollte er die göttliche Stiftung des Ehestandes gegenüber der verkehrten römischen Anschauung von der Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens geltend machen, obwohl er voraussah, daß sein Schritt vielen zum Anstoß und zum Ärgernis gereichen würde. Gerade in diesem Augenblicke, wo die ganze Welt sich wider das Evangelium verschworen zu haben schien, wo selbst die Himmelszeichen nur Unglück über Unglück verkündeten, wo für Tausende und Abertausende das Wort von der christlichen Freiheit zum furchtbarsten Schreckgespenst oder zum Gegenstand höhnenden Spottes geworden, gerade jetzt wollte er zeigen, daß es doch etwas sei um die Freiheit eines Christenmenschen. Luthers Entschluß, in die Ehe zu treten, ist nur sehr allmählich in ihm gereift. Wir haben oben gesehen, wie er noch von der Wartburg aus auf die Kunde, daß etliche Geistliche und auch Mönche in den Ehestand getreten wären, den Freunden schrieb, ihm werde man kein Weib aufdringen. Auch als ein Freund und Ordensgenosse nach dem andern, von der evangelischen Freiheit Gebrauch machend, aus dem Kloster austrat und sich verheiratete, blieb er ruhig in demselben. Zuletzt war er mit dem Prior nur noch allein übrig. Mit der allmählichen Auflösung des Klosters hörten zugleich dessen Einkünfte auf, und er hatte zu Zeiten unter dem bittersten Mangel zu leiden. Auch fehlte es nach der Entleerung des Klosters an allen Bequemlichkeiten. Erzählt doch Luther selbst, daß er ein ganzes Jahr abends ermüdet in das ungemachte Bett gefallen sei. Dennoch harrte er ruhig in der bisherigen klösterlichen Lebensweise aus; er beobachtete nach wie vor die Fasten und auch die Klostertracht behielt er noch lange bei. Erst als im Oktober 1524 seine Kutte ganz abgetragen war und sein Kurfürst ihm ein Stück feinsten Tuches zu einer neuen schenkte, geriet dieses, wie er selbst sagt, zu einem Rocke, „Gott zu Ehren, vielen zur Freude, dem Satan zum Trotz und Schmach;“ er ließ sich aus dem geschenkten Tuch eine sogenannte Schaube machen, einen weiten, langen, herunterhängenden Rock, wie ihn damals nebst einem Barett die Professoren zu tragen pflegten. Den Gedanken, ehelich zu werden, ließ er auch jetzt noch nicht an sich kommen. Noch am 30. November 1524 schreibt er unter Bezugnahme auf das ihm zu Ohren gekommene Gerede, daß er sich mit Heiratsgedanken trüge, an seinen Freund Spalatin: „Ich wundere mich nicht, daß solches von mir geschwatzet wird, da man auch viel anderes schwatzt; du aber sage denen, die sich um meine Heirat Gedanken machen, ich sei in der Hand des Herrn als eine Kreatur, deren Herz er ändern und wieder ändern, töten oder lebendig machen kann in



Lukas Cranach wirbt für Luther um Katharina von Bora.

Nach dem Gemälde von O. Donner. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

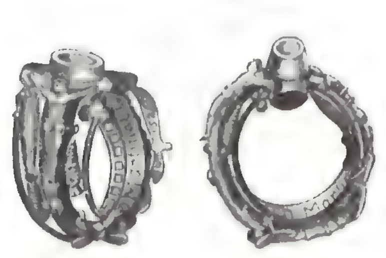
jedem Augenblick; wie aber mein Herz bisher gestanden hat und noch steht, so wird nicht geschehen, daß ich ein Weib nehme; nicht als ob ich mein Fleisch oder Geschlecht nicht spürete, — aber mein Sinn ist fern vom Heiraten, weil ich täglich den Tod und die wohlverdiente Strafe eines Ketzers erwarte." Doch scheint nicht lange darauf in dieser Beziehung eine Sinnesänderung bei ihm eingetreten zu sein. Noch immer war auch in evangelisch gesinnten Kreisen der Irrtum weit verbreitet, als ob der ehelose Stand an sich ein verdienstlicher sei. Dieser Anschauung ist er gerade in den seiner Verheiratung vorangehenden Monaten in Predigten und Briefen mit aller Entschiedenheit entgegengetreten, indem er sich im Gegensatz zu der von Menschen ersonnenen mönchischen Keuschheit und der Herabsetzung des Ehestandes von seiten der römischen Kirche mit gesteigerter Hochachtung über den Ehestand aussprach. Auch forderte er wohl andere, die in Klöstern und Kirchenämtern lebten, auf, Gott zu Ehren ehelich zu werden. So schreibt er am 10. April 1525 an Spalatin: „Warum schreitest du nicht zur Ehe, während ich andere durch so viele Gründe dazu dränge, daß ich beinahe selbst dazu bewogen werde, da die Feinde nicht aufhören, diese Lebensart zu verdammen und unsre weisen Herrchen sie täglich verspotten." Aber schon wenige Tage darauf, unmittelbar bevor er aus Veranlassung der Unruhen des Bauernkrieges nach Eisleben abreiste, schreibt er demselben Freunde, er möge zusehen, daß nicht er, dessen Sinn dem Ehelichwerden ganz abgeneigt gewesen, ihm am Ende gar noch darin zuvorkomme. So können wir es an der Hand seiner eigenen Briefe verfolgen, wie der Gedanke an eine Verheiratung ihn je länger je mehr beschäftigt hat. Den Namen der Jungfrau, auf die er sein Augenmerk gerichtet hatte, finden wir zum ersten Male in einem Schreiben erwähnt, das er am 4. Mai an den mansfeldischen Rat Rühel mitten aus den Stürmen des Bauernkrieges gerichtet hat, und in welchem es heißt: „Wenn ich heimkomme und ich kann's schicken, so will ich dem Teufel zum Trotz meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe." Vielleicht hatte ein von Eisleben aus gemachter Besuch bei seinen Eltern den im stillen längst schon erwogenen Entschluß vollends zur Reife gebracht. Wußte er doch, daß er mit seiner Verheiratung dem Vater, den er dereinst durch seinen Eintritt ins Kloster so tief betrübt hatte, einen Lieblingswunsch erfüllen würde.



Katharina von Bora.

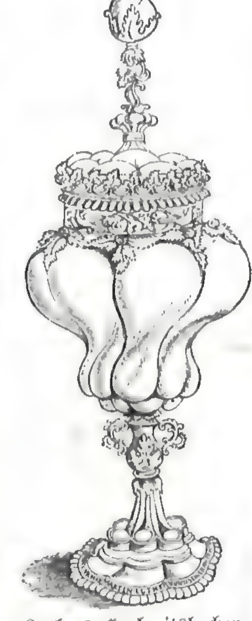
Die von ihm erwählte und in dem Briefe an Rühel erwähnte Käthe, mit vollständigem Namen **Katharina von Bora**, geboren 29. Januar 1499, stammte aus einem altsächsischen Adelsgeschlechte und war schon in ihrem zehnten Jahre von ihren Angehörigen dem Kloster Nimptschen bei Grimma zur Erziehung übergeben und bereits in ihrem 16. Jahre als Nonne eingekleidet worden. Als die evangelische Lehre auch nach Nimptschen gedrungen war, strebte Katharina mit anderen Nonnen von den Banden loszukommen, die sie,

ohne der Tragweite des Klostergelübdes sich bewußt zu sein, auf sich genommen hatte. Vergebens hatte sie sich an ihre Verwandten mit der Bitte gewendet, ihr zum Austritt aus dem Kloster behilflich zu sein. Da hatte sich der Torgauer Bürger und Ratsherr Leonhard Koppe ihrer und der gleichgesinnten Genossinnen angenommen und war ihnen in der Nacht vor dem Osterfest des Jahres 1523 (4. April) zur Flucht aus dem Kloster behilflich gewesen. Katharina von Bora fand durch Luthers Vermittlung im Hause des Stadtschreibers und nachmaligen Bürgermeisters Reichenbach zu Wittenberg Zuflucht und Aufnahme. Hier


Luthers Verlobungsring an K. v. Bora.



Luthers Trauring.


Luthers Hochzeitsbecher.

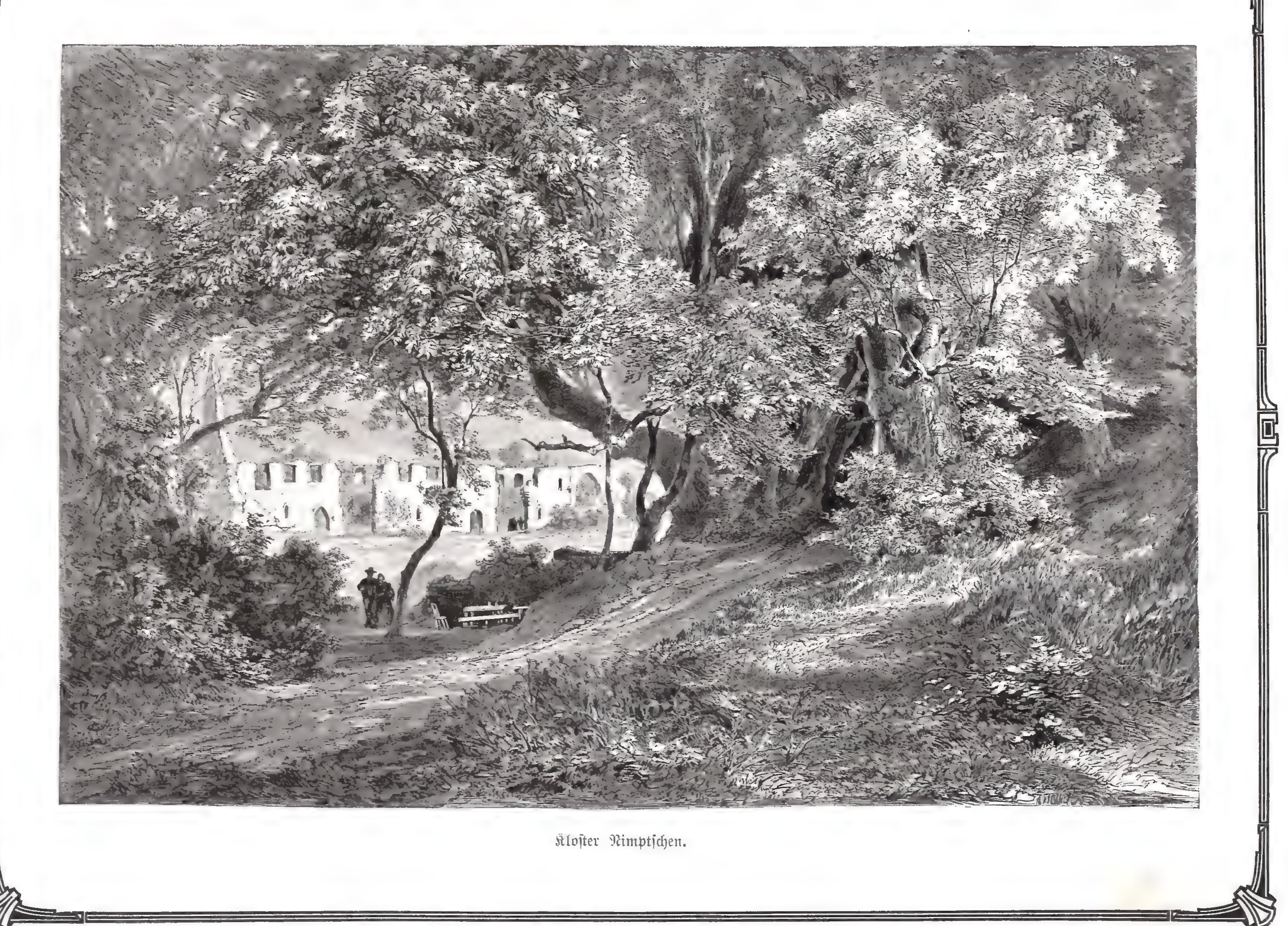
hatte Luther Gelegenheit gehabt, sie näher kennen zu lernen. Aber weit entfernt, an eine Verheiratung mit ihr zu denken, hatte er sie vielmehr einem Geistlichen namens Glatz zur Ehe empfohlen. Luther selbst bekannte später, daß er sie für zu stolz und hoffärtig gehalten habe, um sie für sich selbst zur Ehe zu begehren. Katharina zeigte sich aber einer Verbindung mit Glatz abgeneigt und soll, wie erzählt wird, dem Freunde Luthers, Amsdorf, mit offenem Freimute vertraut haben, daß sie wohl bereit sei, Luther zu ehelichen, wenn dieser sie zur Frau nehmen wollte. Allmählich mochte wohl dieser auch ihre guten Eigenschaften erkannt haben. Ohne besondere Anmut und Schönheit, war sie eine gesunde, derbe und kräftige, offene doch treue deutsche Frauennatur, und er durfte hoffen, in ihr eine treue, frische und ausdauernde Gehilfin für sein Leben zu erhalten. Ohne sich erst mit seinen näheren Freunden zu besprechen, schritt er am 13. Juni 1525 von dem in der Stille gereiften Entschluß zur raschen Tat. Er lud auf den Abend dieses Tages Katharina von Bora und seine Freunde, den Stadtpfarrer Bugenhagen, den Professor und Propst des Allerheiligen-Stiftes Jonas, den Maler Lucas Cranach und dessen Frau und den Juristen Apel zu sich ein. Vor ihnen erklärte Luther, daß er Katharina zum Weib nehme. Ohne Zweifel ist die Ehe von dem anwesenden Pfarrer Bugenhagen nach der damaligen Sitte eingesegnet worden. Erst vierzehn Tage später fand eine größere Feier mit einem Hochzeitsmahle statt, bei der Luther die Freude hatte, seinen lieben Vater und seine Mutter bei sich zu sehen. Auch Spalatin, Leonhard Koppe aus Torgau, Amsdorf und der kurfürstliche Marschall von Dolzig, der das übliche Wildbret besorgt hatte, Meister Cranach und andere waren bei der Feier zugegen, für welche der Wittenberger Magistrat eine Gabe Weins spendete.*)

*) Es sind einige wertvolle Erinnerungen an Luthers Hochzeit bis auf unsere Tage, glücklicherweise erhalten geblieben, u. a. der Verlobungs- und Trauring und der Hochzeitsbecher, die nebenstehend abgebildet. Der Trauring ist eine der sinnigsten Erfindungen der Juwelierkunst. Er ist nämlich, wie die Abbildung zeigt, ein Doppelring, dessen kegelförmiger, mit einem Rubin und Diamant geschmückter Kasten sich gleich dem Reif auseinander legen läßt. Man erblickt dann im Innern die Buchstaben C. v. B. (Katharina von Bora) und M. L. D. (Martin Luther, Doktor) und den Ehesegen: „Was Gott zusammenfügt, soll kein Mensch scheiden.“ Wie der Trauring, so ist auch der Verlobungsring Martin Luthers ein kleines Meisterwerk. An dem Hauptreife desselben, der durch einen Baumstaum gebildet wird, befindet sich die fein bis zu den Muskeln ausgearbeitete Figur des gekreuzigten Heilandes; zu seinen Füßen sind die Würfel angebracht, als Erinnerung an das Spiel der römischen Kriegsknechte um den Mantel. Die Rückseite des Hauptringes zeigt zunächst die Inschrift INRI (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum), darunter die Nachbildung der Säule, an welcher Christus gegeißelt und mit der Dornenkrone gekrönt wurde. Die übrigen Zieraten stellen den Hammer, die Nägel und die Stricke dar, sowie die zum Kreuz hinaufführende Leiter. Inwendig im Hauptringe stehen ausgeschrieben die Namen der Verlobten und innerhalb des Nebenreifes, mit kleinerer Schrift, der 13. Juny 1525. (Datum



Dr. Martin Luthers Vermählung am 13. Juni 1525 zu Wittenberg.

Von C. A. Schwerdgeburth.



Kloster Nimptschen.

Es ist begreiflich, daß die rasche Heirat Luthers in weiten Kreisen Aufsehen und auch bei vielen, selbst bei seinen Freunden, mancherlei Anstoß hervorrief. Aber Luther hat sich auch an das Gerede, das über seine Verheiratung sich erhob, nicht gekehrt. War er sich doch dessen gewiß, daß, wie er sich ausdrückte, Gott ihn in diesen Stand hineingeworfen habe. Am meisten war Melanchthon über den Schritt des Freundes bestürzt. Luther hatte ihn wohl eben deshalb am 13. nicht mit eingeladen, weil er vermutete, daß Melanchthon sich schwer in seine Tat finden werde. Indessen hat auch dieser sich sehr bald mit Luthers Hausstand ausgesöhnt und an dessen Freuden und Leiden den innigsten Anteil genommen. Auch nach seiner Verheiratung behielt Luther auf Anordnung des Kurfürsten Johann von Sachsen seine Wohnung im Kloster bei, wo nun Käthe an seiner Seite als rüstige Hausfrau waltete. Wenn die näheren Freunde Luthers in der ersten Zeit nach Luthers Vermählung eine gewisse Unruhe und Beklemmung an ihm bemerkt haben wollen, so wird solches nur darin seinen Grund gehabt haben, daß ihm die neuen Verhältnisse, die der Ehestand mit sich brachte, anfangs ungewohnt waren. Aber mit der Zeit hat er den Segen des Ehestandes dankbar empfunden und erfahren, und niemals hat er Ursache gehabt, den getanen Schritt zu bereuen. Mit wachsender Liebe und Verehrung spricht er von seiner Käthe, ohne sich jemals ihre Mängel und Fehler zu verhehlen. „Es ist mir, Gottlob, wohl geraten," schreibt er nach zwölfjähriger Erfahrung, „denn ich habe ein fromm gut Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomo sagt," und ein anderes Mal scherzt er: „Käthe, Du hast einen frommen Mann, der Dich lieb hat. Du bist eine Kaiserin." Ein andermal ruft er aus: „Ach, lieber Herr Gott, die Ehe ist nicht eine Natur-, sondern eine Gottesgabe, das allersüßeste, ja, keuschheste Leben, über allen Zölibat, wenn's wohl gerät."

der Verlobung und Verheiratung zugleich.) Diesen Ring schenkte Luther seiner Käthe, während derjenige, welchen diese ihrem Martin verehrte, als „Trauring" gilt.

Der umstehend abgebildete massive silberne Becher von vortrefflicher Arbeit ist im Besitze der Universität Greifswald. Er ist stark vergoldet, „wiegt 84 Lot und faßt $2^1/_2$ Nösel. Seine Höhe beträgt $^3/_4$ Elle." Am Fuße befindet sich folgende, jeden Zweifel ausschließende Inschrift: Die loebliche Universitaet der Churf. Stadt Wittenberg verehret dieses Brautgeschenke H. D. Martino Luthern und seiner Jungfrau Kethe von Bore. Anno 1525. Die Martis post festum Johannis Baptistae.

Unbekümmert um das lose Gerede, mit welchem römische Schriftsteller bis auf den heutigen Tag Luthers Eheschließung auf die niedrigsten Beweggründe zurückzuführen suchen, haben wir Evangelischen vielmehr allen Anlaß, in ihr eine reformatorische Tat zu sehen. Er hat es dadurch laut bezeugt, daß es unrecht sei, die Ehelosigkeit als einen besonders heiligen Stand darzustellen und zu preisen, und damit vor aller Welt besiegelt, was er lehrte, daß die Ehe ein rechtes, gottwohlgefälliges, weil in Gottes Wort und Ordnung begründetes, christliches Ding sei. Neben Kirche und Schule hat er dadurch das evangelische Pfarrhaus hingebaut und damit einen Quell der Liebe geöffnet, aus dem bis zum heutigen Tage reiche Segensströme geflossen sind, und von dem wir mit Karl Gerok rühmen dürfen:

„Drum, Vater Luther, singet heut
Am häuslichen Klavier
Ein festlich Loblied hoch erfreut
Die Hausgemeinde Dir,
Weil Du das düstre Mönchsgewand
Dir kühn vom Nacken schobst,
Und Gottes heilgen Ehestand
Zu Ehren wieder hobst.

— — — — — — — — —

Und wenn mein Amt mich ferne rief
Von denen, die mir lieb,
Schreib' ich an Hänschen meinen Brief,
Wie Vater Luther schrieb.
Und nahm der Herr ein süßes Herz,
Ein Magdalenchen mir,
Teil' ich mit Dir den Vaterschmerz,
Den Christentrost mit Dir.

Drum, wo ein freundlich Gotteshaus,
Ein reinlich Schulhaus winkt,
Und hell aus Baumesgrün heraus
Ein schmuckes Pfarrhaus blinkt,
Da danket still und preiset laut
Den Mann, der alle drei,
Uns Kirche, Schul und Haus gebaut
Und Gottes Reich dabei."



Luthers Hochzeitsfeier zu Wittenberg.
Nach dem Gemälde von K. Weigand. Photographieverlag von Franz Hanfstängl, München.

Der Fortgang des Reformationswerkes bis zum Reichstag zu Augsburg.

1. Der Stand der evangelischen Sache nach dem Bauernkriege.

Die siegreiche Niederwerfung der Bauernaufstände ermutigte auch die Gegner der Reformation zu neuem Kampfe gegen die verhaßte lutherische Ketzerei. Die Wunden, die der Bauernkrieg den deutschen Landen geschlagen hatte, waren noch nicht geheilt, als sich die erbittertsten Widersacher der Reformation, Herzog Georg von Sachsen, die Herzöge Heinrich und Erich von Braunschweig, der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg und dessen Bruder, der Kurfürst Albrecht von Mainz, am 19. Juli 1525 in Dessau zu einem Bündnis vereinigten, dessen öffentlich ausgesprochener Zweck zwar dahin ging, sich in jedem Aufruhr der Untertanen gegenseitige Hilfe zu leisten, bei dem es aber im geheimen vielmehr auf die gewaltsame Unterdrückung der „lutherischen Sekte" abgesehen war. Herzog Georg von Sachsen äußerte schon, daß er, wenn er nur wolle, Kurfürst von Sachsen werden könne, und sein Kanzler ließ sich dahin vernehmen, die lutherische Sache werde nicht lange Bestand haben, man möge wohl zusehen, was man tue. Auch der Kaiser, der inzwischen durch die siegreiche Beendigung seines Krieges gegen Franz I. von Frankreich und den mit diesem zu Madrid geschlossenen Frieden freie Hand bekommen hatte, ermunterte von Spanien aus die Anhänger des alten Glaubens in Deutschland zu treuem Zusammenhalten wider die Anhänger der neuen Lehre, während gleichzeitig an diejenigen deutschen Stände, die sich in der Vollziehung des Wormser Ediktes nachlässig zeigten, erneute Drohungen ergingen. Schon auf den Januar 1526 wurde durch den Kaiser ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, auf welchem über die strenge Ausführung des Wormser Ediktes verhandelt werden sollte. Aber er kam nicht zustande, und es wurde nur beschlossen, im Juni des genannten Jahres von neuem in Speier zusammenzukommen.

Bei dieser Lage der Dinge erwiesen sich der neue Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen als die mutigsten und mächtigsten Vorkämpfer des Evangeliums. Von der Stellung, die der letztgenannte seit seiner ersten Begegnung mit Melanchthon zur Reformation einnahm, ist schon in einem früheren Abschnitt die Rede gewesen. (S. 144.)

Noch früher als dieser war Kurfürst Johann, noch als Herzog von Sachsen, vom ersten Auftreten Luthers an aus innigster Überzeugung und freudigster Begeisterung der Reformation zugetan. Viel rückhaltloser als sein Bruder, dem Luthers Vorgehen vielfach zu stürmisch und zu gewaltsam erschien, schloß er sich der

neuen Bewegung an. Wenn Kurfürst Friedrich, bei aller Abneigung, sich bestimmt für die Sache Luthers zu erklären, dem Evangelium doch in seinen Landen freien Lauf ließ und, wo es nötig war, auch seinen Schutz gewährte, so ist das besonders auf den Einfluß seines Bruders Johann zurückzuführen. Wie nahe dem letzteren Luther, in welchem er ein Rüstzeug Gottes erkannte, schon in den Frühlingstagen der Reformation gestanden haben muß, geht daraus hervor, daß ihm dieser bereits im Jahre 1520 seinen „Sermon von den guten Werken" widmen durfte. Seine Liebe zu der Heiligen Schrift war so groß, daß er sich von den ihm aufwartenden Edelknaben täglich aus der Bibel vorlesen ließ, und wenn er auch manchmal darüber einschlief, so hatte er doch beim Erwachen irgend einen schönen Spruch behalten. Auch pflegte er wohl die Predigten nachzuschreiben und mit eigener Hand hat er Luthers kleinen Katechismus für sich abgeschrieben.

Auf die Kunde von dem Bündnis, das die Gegner der Reformation zu Dessau geschlossen hatten, erachteten nun auch diese beiden Fürsten einen festeren Zusammenschluß der evangelisch gesinnten Stände des Reiches für geboten. Nachdem sie schon am 7. November 1525 auf dem Jagdschlosse Friedenwalde auf dem Sollingerwalde über ein Bündnis zu gegenseitigem Schutze Verabredung getroffen hatten, wurde es dann im Februar 1526 zu Gotha feierlichst abgeschlossen und demnächst am 4. Mai desselben Jahres zu Torgau bestätigt, weshalb es den Namen des „Torgauer Bundes" führt. Am 12. Juni traten dann noch die Fürsten von Braunschweig-Lüneburg, von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, Graf Albrecht von Mansfeld und die Stadt Magdeburg diesem Bündnis bei. Es war dies der erste Anfang einer evangelischen Partei, die geschlossen der katholischen gegenübertrat. Angesichts der durch die Verbindung des Kaisers mit ihren Gegnern drohenden Gefahr vereinigten sich die Verbündeten, die erkannte Wahrheit zu verteidigen, und vor allem auf dem nächsten Reichstag jeden widrigen Beschluß zu verhindern. Dergestalt war man von beiden Seiten zum entscheidenden Kampfe gerüstet, als der in Augsburg vertagte Reichstag am 25. Juni 1526 zu Speier zusammentrat. Die Häupter des evangelischen Bundes waren mit unter den ersten zur Stelle. Sie machten von vornherein keinen Hehl aus ihrem Entschlusse, mit aller Entschiedenheit jedem Verbot der evangelischen Lehre entgegenzutreten. Kurfürst Johann ließ an seiner Wohnung unter seinem Wappen die zu seinem Wahlspruch gewordene Inschrift anbringen: „Verbum Domini manet in eternum" — „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit." Die Anfangsbuchstaben dieses Spruches: V. D. M. J. E. trugen selbst seine Diener auf den Ärmel ihrer Kleidungen. Er wollte schon damit seine unerschütterliche Stellung vor jedermann kundtun. Und als man den von den genannten beiden Fürsten mitgebrachten Predigern Georg Spalatin, Johann Agricola und Adam Krafft von Fulda sämtliche Kirchen von Speier verschloß, da predigten diese während der Versammlung Tag für Tag in den Höfen der Herbergen ihrer Fürsten unter außerordentlichem Zulaufe des Volkes freimütig das Wort Gottes, wie zum Zeugnisse dafür, daß dieses sich nicht unterdrücken lasse.

Die gleiche Aufschrift wie die Wohnung des Kurfürsten trug die des Landgrafen Philipp.

Erzherzog Ferdinand, der Bruder Kaiser Karls V., der an dessen Statt den Reichstag eröffnete, ließ ein kaiserliches Schreiben verlesen, das an erster Stelle die geistlichen Angelegenheiten zur Sprache brachte. Die Stände wurden darin aufgefordert, über Mittel und Wege zu beratschlagen, „damit christlicher Glaube und wohl hergebrachte christliche Übung und Ordnung" bis zu einem freien Konzilium gehandhabt werde, und in welchem Maßregeln in Aussicht gestellt wurden, um dem kaiserlichen Edikte und den Beschlüssen, die man hier fassen werde, Gehorsam zu verschaffen. In den hierauf folgenden Verhandlungen des Reichstags zeigten sich selbst die Anhänger des alten Glaubens zur Abstellung von Mißbräuchen geneigt, und verschiedene Vermittlungsversuche wurden in Vorschlag gebracht, deren Annahme vielleicht dazu angetan gewesen wäre, der deutschen Nation in der Frage der Religion ihre Einheit zu bewahren, oder doch einen Zustand zu schaffen, der vielleicht ein friedliches Nebeneinandergehen beider Parteien bis zu einem Konzil ermöglicht hätte.

Da trat Erzherzog Ferdinand dazwischen und wies eine bis dahin von ihm geheimgehaltene kaiserliche Instruktion vor, die jeden über das Wormser Edikt hinausgehenden Beschluß untersagte und jede weitere Erörterung über die kirchliche Frage verbot. Nur um so entschiedener traten der Kurfürst von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen auf. Durch ihre Drohung, vom Reichstag abzureisen, wenn man auf der Ausführung des Wormser Ediktes beharre, wußten sie es durchzusetzen, daß ein Reichstagsabschied zustande kam, der wenigstens für die nächste Zeit der reformatorischen Bewegung freien Lauf gewährte. Der Beschluß ging dahin, eine Gesandtschaft an den Kaiser zu schicken, die ihm die Unmöglichkeit vorstellen sollte, das Wormser Edikt zur Durchführung zu bringen, weil sich das Volk das Evangelium nicht nehmen lassen werde, und ihn bitten sollte, selbst nach Deutschland zu kommen, um die Einleitungen zur Berufung eines Konzils zu treffen: Unterdessen solle sich jeder Stand in Sachen des Wormser Ediktes gegen seine Untertanen verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne. Mit diesem Beschluß war ein entscheidender Schritt getan; mit ihm wurde der Anfang zu einem Austrag der religiösen Frage gemacht, nach welchem beide Parteien nebeneinander im Reiche zu Recht bestehen sollten. Zunächst war die Anerkennung dieser Gleichberechtigung (Parität) freilich nur eine vorläufige und widerrufliche. Aber die Evangelischen durften doch aus der vieldeutigen Formel dieses Reichstagsabschiedes das Recht für sich herleiten, die kirchlichen Verhältnisse in ihren Landen selbständig zu ordnen, wieweit auch die Mehrheit des Reichstages davon entfernt war, mit der Annahme jener Fassung des Reichstagsabschiedes ihnen dieses Recht zuzugestehen.



Erzherzog Ferdinand.

Der erste evangelische Fürst, der sich den Reichstagsabschied vom Jahre 1526 zur Durchführung der Reformation in seinen Landen zunutze machte, war Landgraf Philipp von Hessen. Unmittelbar nach seiner Rückkehr vom Reichstage zu Speier nahm er die Umgestaltung der hessischen Kirche nach reformatorischen Grundsätzen in die Hand. Er bediente sich dabei des Rates und der Mitwirkung des wegen seines evange-

22*

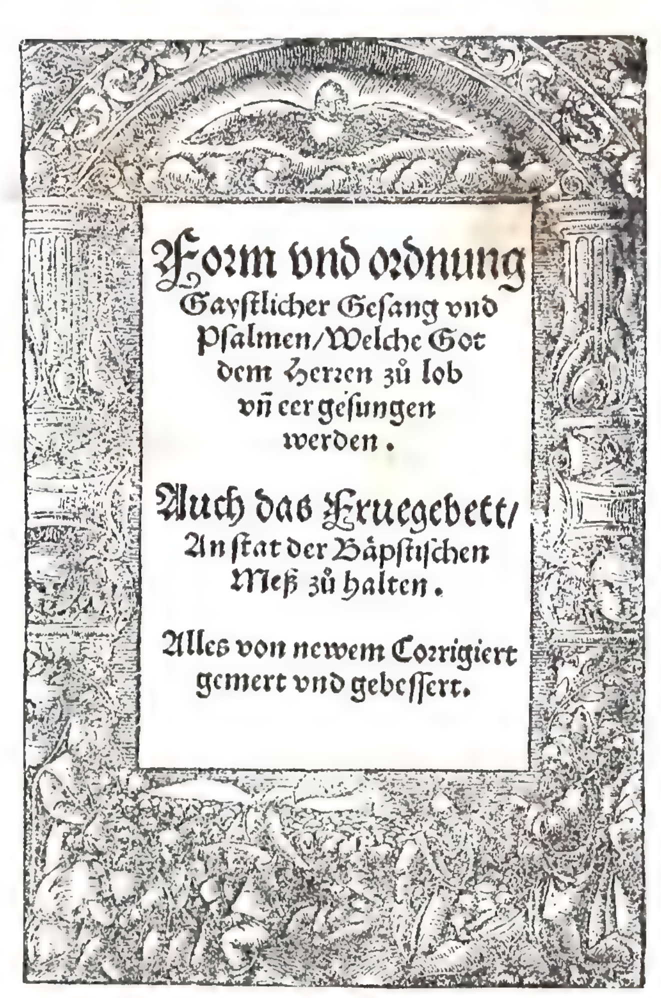
lischen Glaubens geflüchteten ehemaligen Franziskanermönches Franz Lambert, den der Landgraf in seinen Dienst genommen hatte. Auf einem schon im August 1526 nach Homburg in Hessen einberufenen Landtag wurde eine Reformationsordnung vereinbart, welche die hessische Kirche von Grund aus umgestaltete. Durch freiwilligen Beitritt sollten überall evangelische Gemeinden sich bilden. Jede einzelne Gemeinde sollte ihren Pfarrer wählen. Eine bischöfliche Gewalt, die über dem einzelnen Pfarrer stände, sollte es nicht geben. Neben den Pfarrern sollten in jeder Gemeinde Älteste eingesetzt werden. Jährlich sollte ein dreitägige Synode, aus Geistlichen und Laien bestehend, zusammentreten, um über alle kirchlichen Angelegenheiten zu beraten. Zu Pfarrern oder Bischöfen, wie sie in der hessischen Kirchenordnung genannt werden, sollten schriftverständige und fromme Männer jeden Standes und jeder Beschäftigung gewählt werden können. Nach dem Vorbilde der apostolischen Gemeinden wurden in der Kirchenordnung in jeder Gemeinde öffentliche Versammlungen vorgesehen, in welchen jedesmal nach der Predigt oder nach dem heiligen Abendmahl der Geistliche die Gläubigen versammeln sollte, um mit ihnen die Angelegenheiten der Kirche nach Gottes Wort zu besprechen und zu entscheiden. Ist der Pfarrer verhindert, so soll ein anderer frommer und dazu tüchtiger Mann das Wort führen.

Luther, dem diese Kirchenordnung zur Begutachtung vorgelegt wurde, billigte zwar die Grundsätze, die in ihr zum Ausdruck kamen, aber er hielt sie für unausführbar, weil es vorläufig noch an Gemeinden fehle, auf welche diese Grundsätze praktisch angewendet werden könnten. Er hielt es für zu kühn, „einen solchen Haufen Gesetze mit solchen mächtigen Worten einzuführen, ohne die Ausführbarkeit derselben zu überlegen". Daher widerriet er, die Kirchenordnung zum bindenden Gesetze zu machen, indem er betonte, daß man nur solche Gebräuche zu Gesetzen erheben dürfe, die schon längst in Übung gewesen wären; man dürfe nicht alles mit einem Male machen wollen, sondern Erweiterungen und Vervollkommnungen der Zeit überlassen. Landgraf Philipp schenkte diesem weisen Rate auch Gehör. Die Homburger Kirchenordnung ist in ihrer Gesamtheit niemals eingeführt worden. Vielmehr wurde den Gemeinden von den Visitatoren, die der Landgraf im folgenden Jahre zur Neuordnung des Kirchenwesens aussandte, nur die eine Anweisung gegeben, sich an das Wort Gottes zu halten. Eine der schönsten Früchte der hessischen Reformation war die Gründung der Universität Marburg am 30. Mai 1527. Überhaupt muß es dem Landgraf Philipp nachgerühmt werden, daß er bei der Einführung der Reformation in seinen Landen keinen eigenen Vorteil suchte. Ohne sich an den Kirchengütern der aufgelösten Klöster und Stifter zu bereichern, bestimmte er deren Einkünfte zur Errichtung von vier großen Landeshospitälern und zu anderen wohltätigen Anstalten. Von Hessen aus wurde die Reformation auch in den benachbarten Gebieten, in den Fürstentümern Lippe und Waldeck und in den Grafschaften Solms, Riedberg, Hersfeld, sowie in anderen Herrschaften eingeführt.

Dem von dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen ins Leben gerufenen evangelischen Bündnis schloß sich bald nach dem Reichstag von Speier auch der der fränkischen Linie des Hauses Hohenzollern angehörige, zu Ansbach regierende Markgraf Georg an. Dessen Bruder Kasimir, Markgraf zu Kulmbach und Baireuth, hielt noch zur katholischen Partei. Als aber mit dessen Tode auch in Kulmbach und Baireuth die Regierung auf den Markgrafen Georg überging, gelangte auch in diesem Teile des brandenburg-fränkischen Gebietes die Reformation zur Durchführung. Von ihrer Einführung in Preußen durch den ehemaligen Hochmeister des deutschen Ritterordens, Markgrafen Albrecht, der das Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum umwandelte, ist schon früher (S. 147.) die Rede gewesen.

2. Die Neuordnung des Gottesdienstes.

Als mit der Abschaffung des Meßopfers der wichtigste Bestandteil des bisherigen Gottesdienstes hinfällig geworden war, machte sich je länger je mehr ein Bedürfnis nach einer Neuordnung des kirchlichen Gottesdienstes auf evangelischer Grundlage geltend, wenn nicht in den der Reformation zugetanen Gemeinden Unordnung und Willkür einreißen sollte. Luther selbst hatte sich schon längst mit dem Gedanken an eine solche Neuordnung beschäftigt. Aber je mehr er selbst unter dem Joche der päpstlichen Gesetzlichkeit geseufzt hatte, durch die der Gottesdienst zu einem guten Werke gemacht und möglichste Gleichförmigkeit desselben gefordert und erzwungen worden war, desto mehr widerstrebte es ihm, auf die Einführung allgemein verbindlicher Vorschriften zu dringen. Die Erinnerung an den früheren Zwang lag wie ein Schrecken auf ihm. Auch bewog ihn der Kampf, den er wider die Schwarmgeister und deren gesetzliches und stürmisches Treiben zu führen hatte, zu um so größerer Zurückhaltung in der Aufstellung einer neuen Ordnung, und er zog es vor, in dieser Beziehung der freien Entwicklung möglichst Raum zu lassen. Dazu kam noch die Rücksicht auf die Abneigung des Kurfürsten Friedrich des Weisen gegen alle kirchlichen Neuerungen. Mit der Zeit aber stellte sich doch immer mehr die Notwendigkeit heraus, wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß nicht an einem und demselben Orte der öffentliche Gottesdienst in all zu verschiedenen Formen ausgeübt würde. So machte sich denn Luther ans Werk, um zunächst für Wittenberg und dann auch für die sächsischen Lande überhaupt eine neue Gottesdienstordnung zu entwerfen, die als das Werk reiflicher Überlegung und sorgfältiger Arbeit unter dem Titel: „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes zu Wittenberg vorgenommen“ erschien. Bei dem neuen Kurfürsten von Sachsen, Johann, dem sie Luther vorlegte, fand sie die völligste Zustimmung, und so wurde diese neue Ordnung im Oktober 1525 in Wittenberg eingeführt. Aber auch jetzt noch wies Luther jeden Gedanken an eine zwangsweise Einführung dieser Ordnung in anderen Gemeinden weit von sich. Irgendwelche Vorschrift wollte er nicht gegeben haben und warnte davor, etwa eine gute Ordnung um der seinigen willen aufzugeben. „Vor allen Dingen,“ so schreibt er in der Vorrede zu der erwähnten Gottesdienstordnung, „will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes willen alle diejenigen, so diese unsere Ordnung im Gottesdienst sehen oder befolgen wollen, daß sie kein


Form vnd ordnung
Gaystlicher Gesang vnd
Psalmen/Welche Got
dem Herren zů lob
vñ eer gesungen
werden.

Auch das Fruegebett/
An stat der Bäpstischen
Meß zů halten.

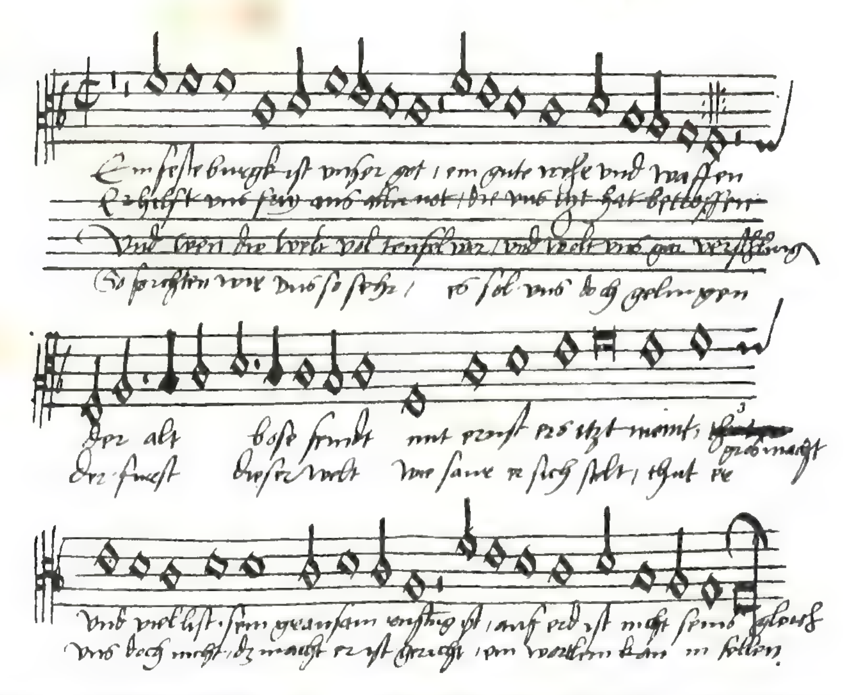
Alles von newem Corrigiert
gemert vnd gebessert.

Titelblatt des wahrscheinlich 1529 zu Augsburg gedruckten lutherischen Gesangbuches, welches u. a. den ältesten erhaltenen Druck von Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ enthält.
(Nach dem einzig erhaltenen Exemplar der Stuttgarter Bibliothek.)

nötig Gesetz daraus machen, noch jemandes Gewissen damit verstricken oder fahen, sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens brauchen, wie, wo, wann und wielange es die Sachen schicken und fordern." früheren Gebräuchen alles das beizubehalten, was nicht mit dem Evangelium im Widerspruche stand. Darum behielt er auch den dem Volke geläufigen Ausdruck „Messe" bei. Ebenso ließ er den Fortgebrauch

Hat myr verehret meyn guten freund
herr Johann Walther
Componist Musicae
zu Torgau
1530
dem Gott gnade

Martinus Luther



Faksimile von Luthers Handschrift und der Originalkomposition des Liedes „Ein feste Burg" usw.
(Verkleinert nach dem Original)
(NB. In dem Abgesange des 2. Verses „So fürchten wir uns nicht so sehr" ist das Wort „nicht" durch einen Schreibfehler Luthers im Original vergessen worden.)

Das Hauptgewicht legt er nach wie vor auf die reichliche Verkündigung des göttlichen Wortes. In allen anderen Dingen wollte er alles auf die Freiwilligkeit und Liebe gestellt sehen. Auch nahm er darauf Bedacht, in schonender Rücksicht auf die Schwachen von den der Meßgewänder, des Altars, der Lichter und andere Äußerlichkeiten bestehen, und forderte nur, daß der Geistliche sich immer zum Volke hinkehre, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahle getan habe. An den Anfang des sonn- und festtäglichen Hauptgottesdien-

stes stellte Luther den Gesang eines geistlichen Liedes. In der mittelalterlichen Kirche war die Gemeinde fast gänzlich zum Schweigen verurteilt gewesen; sie hatte nur zu hören, und die in dem Meßdienst vorkommenden Gesänge blieben dem Volke unverständlich, weil alles in der lateinischen Sprache gesprochen und gesungen wurde; bloß an den hohen Festen ward zur Predigt ein oder der andere Vers deutsch gesungen. Dies sah Luther als eine Ungehörigkeit an; er wollte die Gemeinde mehr zur Selbsttätigkeit heranziehen. Schon im Jahre 1524 hatte er ein erstes deutsches Gesangbüchlein herausgegeben, das zunächst nur acht Lieder enthielt und noch in demselben Jahre erschien eine zweite Sammlung von weiteren zwanzig Liedern, die von Luther selbst herrührten, und denen dann in späteren Jahren noch zwölf andere gefolgt sind, darunter das mächtige Schutz- und Trutzlied der evangelischen Kirche: „Ein feste Burg ist unser Gott," das im Jahre 1527 entstanden sein dürfte. Auf Luthers Anregung folgten auch bald andere seinem Beispiel, um durch geistliche, im Volkston gehaltene Lieder, dem Evangelium Eingang und Verbreitung zu verschaffen.



Luthers „Kantorei" im Hause.

Luther. Melanchthon. Mathesius. Kath. Luther.

Die von Luther selbst verfaßten Lieder, waren zum Teil deutsche Umdichtungen lateinischer Gesänge, zum Teil Nachbildungen von Psalmen oder auch ganz freie eigene Dichtungen. Die dem Texte beigegebenen Melodien schlossen sich meist an schon bekannte Weisen an; doch rühren auch einige von Luther selbst her. Der Musik, die er unter allen Künsten am höchsten schätzte, wollte er auch im evangelischen Gottesdienst ihr Recht gewahrt sehen. „Ich bin nicht der Meinung," so schreibt er in der Vorrede zu der ersten kleinen Sammlung von Gesängen, „daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Übergeistliche vorgeben, sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat." Bei aller Anerkennung dessen, was es schon vor der Reformation an religiösen Volksliedern, z. B. für Wallfahrten und Bittgänge in Deutschland, gegeben hat, hat man doch das volle und gute Recht, Luther als den „Vater des deutschen Kirchenliedes" zu bezeichnen, dieses Kleinods der evangelischen Kirche Deutschlands, das sie in solcher Vollendung vor allen anderen Kirchengemeinschaften voraus hat. Die neuen Lieder flogen hinaus in Stadt und Land, in Kirchen und Häuser. Oft mehr als Predigten es vermochten, brachten sie das Wort der evangelischen Wahrheit in die Ohren und Herzen. Ein Jesuit klagt später, „Luther habe durch seine Lieder mehr Seelen gemordet," als durch alle seine andern Schriften. In der ersten Zeit nach

Einführung der neuen Gottesdienstordnung mußte das geistliche Lied zum Anfang freilich meist noch von einem besonders dazu eingeübten Chor gesungen werden, bis mit der Zeit die Gemeinde mit den Melodien vertraut geworden war.

Auf ein Eingangslied folgte das Sündenbekenntnis und nach diesem ein dreimaliges, von der Gemeinde gesungenes Kyrie (Herr erbarme dich), hierauf die Kollekte, ein allgemeines kurzes Gebet um Gottes Gnadenbeistand, und im halbsingenden, rezitierenden Kirchenton die Verlesung der Epistel. Ein zweites Lied bildet den Übergang zur Verlesung des Evangeliums. Nunmehr erst trat die eigene Gemeinde in Tätigkeit, indem sie mit dem Gesang: „Wir glauben all' an einen Gott," antwortete. Hieran schloß sich die Predigt über das Evangelium und hierauf eine erklärende Umschreibung des Vaterunsers, verbunden mit einer Abendmahlsvermahnung. Für beides wünschte Luther, damit die Gemeinde nicht verwirrt würde, eine zum wenigsten für jede Gemeinde feststehende Form. Nun folgte die Feier des Abendmahls. Für diese wurde der Gesang des deutschen Sanktus angeordnet, eine von Luther selbst verfaßte Umdichtung von Jesaias 6, 1—4 (Jesaia, dem Propheten das geschah), das alte Abendmahlslied: „Gott sei gebenedeiet," und während der Austeilung des Brotes und Kelches das „Agnus dei", in der deutschen Übersetzung: „Christe, du Lamm Gottes." Nach einem kurzen Gebet wurde dann die Gemeinde mit dem althergebrachten Segen Aarons entlassen. So finden wir in dieser Gottesdienstordnung die noch heute in der preußischen Landeskirche und anderwärts übliche Liturgie in ihren Grundzügen bereits enthalten, doch ohne, daß Luther auf eine liturgische Gleichförmigkeit jemals den Wert gelegt hätte, der ihr heute auch in protestantischen Kreisen vielfach beigemessen wird. Zu dem Hauptgottesdienst traten dann am Sonntag noch ein Morgengottesdienst, in dem über die Epistel, und ein anderer am Nachmittag, in welchem über fortlaufende Stücke aus dem Alten Testament gepredigt wurde. Übrigens dachte Luther bei dieser Neuordnung des Gottesdienstes hauptsächlich an die große Masse der einfältigen Christen und insbesondere der Jugend, für welche der deutsche Gottesdienst eine Erziehung zum Glauben und zum Christentum sein sollte. Für die geförderten Christen schwebte ihm eine engere Form vor, bei welcher diejenigen „so mit Ernst Christen sein wollten und das Evangelium mit Herz und Mund bekennen", sich mit Namen einzeichnen und etwa in einem Hause allein sich versammeln müßten zum Gebet, zum Lesen des göttlichen Wortes, zur Spendung des Sakraments und zur Übung anderer christlicher Werke. In dieser engeren Gemeinschaft, fügt er hinzu, könnte man die, so sich nicht christlich hielten, bannen, strafen, bessern, ausstoßen, nach der Regel Christi. Aber er wagte es doch nicht, eine solche Einrichtung schon jetzt zu treffen, weil die rechten Personen dazu fehlten, und er wollte warten, „bis die Christen, so mit Ernst das Wort meinen," sich selbst dazu fänden und anhielten, sonst möchte eine Rotterei, d. h. Sektiererei, daraus werden wenn er es aus eigenem Kopf betreiben wollte, denn die Deutschen seien ein wild Volk, mit denen nicht so leicht etwas anzufangen sei, es treibe denn die höchste Not.

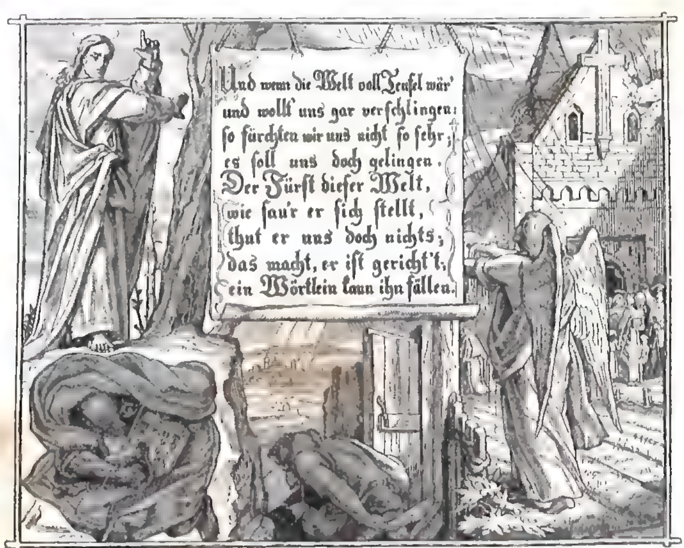
Die erzwungene Beichte wurde in der neuen Gottesdienstordnung abgeschafft; niemand sollte zu ihr genötigt werden. Dagegen verlangte Luther persönliche Anmeldung beim Pfarrer, damit dieser solche, die durch ganz offenkundige Sünden Ärgernis geben, und sich als Verächter Gottes zeigten, zurückweisen, die anderen aber fragen könne, was sie denn vom Sakramente erwarten und hoffen. Dies letztere werde nicht bei allen jedesmal, ja bei gar manchen nur einmal im Leben nötig sein. Er wünschte also nicht ein richterliches Ausforschen, sondern ein seelsorgerliches Beraten und Unterweisen, um dadurch die Christen vor unwürdigem Empfange des Sakraments möglichst zu sichern.

In betreff der Taufe drang Luther auf den Gebrauch der deutschen Sprache, „damit die Paten und Beistehenden desto mehr zum Glauben und ernstlicher Andacht gereizt werden, und die Priester, so da taufen, desto mehr Fleiß um der Zuhörer willen haben müssen." Im übrigen ließ er alle bei der Taufe bisher üblichen Zeremonien vorläufig noch bestehen, um die

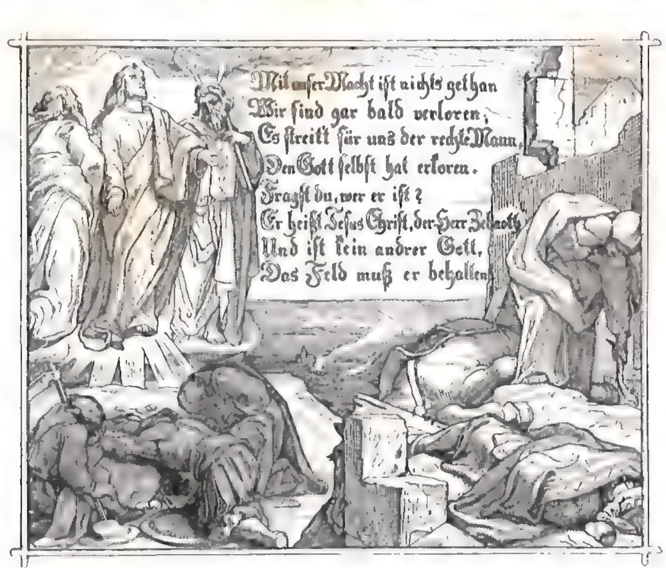
schwachen Gewissen zu schonen, und um nicht den Anschein zu erwecken, als wolle er eine neue Taufe einsetzen.

Besonders beachtenswert ist das Schlußwort, mit dem Luther die neue Gottesdienstordnung ausgehen ließ, und das hier noch eine Stelle finden möge. „Summa,“ so schreibt er, „dieser und aller Ordnung ist also zu gebrauchen, daß wo ein Mißbrauch daraus wird, daß man sie flugs abtue und eine andere mache. Denn die Ordnungen sollen zur Förderung des Glaubens und der Liebe dienen, und nicht zum Nachteil des Glaubens. Wenn sie nun das nicht mehr tun, so sind sie schon tot und ab und gelten nichts mehr; gleich als wenn eine gute Münze verfälscht, um des Mißbrauchs willen aufgehoben und geändert wird, oder als wenn die neuen Schuhe alt werden oder drücken, und dann nicht mehr getragen, sondern weggeworfen und andere gekauft werden. Ordnung ist ein äußerlich Ding; sie sei so gut sie will, so kann sie in Mißbrauch geraten. Dann aber ist's nicht mehr eine Ordnung, sondern eine Unordnung. Darum stehet und gilt keine Ordnung von ihr selbst etwas, wie bisher die päpstlichen Ordnungen geachtet sind gewesen, sondern aller Ordnung Leben, Würde, Kraft und Tugend ist der rechte Gebrauch, sonst gilt und taugt sie gar nichts.“





Das Lutherlied in 3 Bildern. (Fragment.)



Nach Federzeichnungen von Alfred Rethel (†).

3. Die sächsischen Kirchenvisitationen und die Neuordnung des Kirchenregiments in Sachsen und anderen Gebieten.

Bei aller Verbreitung, welche die evangelische Lehre im Kurfürstentum Sachsen gefunden hatte, fehlte es doch nunmehr an jeder festen und einheitlichen kirchlichen Leitung. Die Predigt des reinen Wortes und die Unterweisung der Jugend war fast ganz dem Zufall preisgegeben. Die Bischöfe, die ausnahmslos Gegner der Reformation waren, hatten jeden Einfluß auf die Gemeinden verloren. Die alte Zucht und Ordnung war unaufhaltsam dahingesunken und eine neue noch nicht an deren Stelle getreten. Die Bauern sahen die evangelische Freiheit, vor allem im Fleischessen am Freitag, wohl auch im Heiraten in verbotenen Verwandtschaftsgraden und in der leichteren Möglichkeit, wieder auseinanderzulaufen. Nicht der alte Aberglaube, aber der Glaube an das Priestertum war gebrochen; man verweigerte den Pfarrern die fernere Leistung der kirchlichen Abgaben und der Stolgebühren, man setzte sich über die Feiertage hinweg und die größten Frechheiten kamen in den Kirchen vor. Die zum größten Teil in den Anschauungen und Überlieferungen des Papsttums aufgewachsenen Priester erwiesen sich teilweise als völlig unfähig zur Leitung der Gemeinden. Viele waren ganz unwissend, lebten nach wie vor in wilder Ehe mit ihren Haushälterinnen, hielten wohl auch evangelischen und papistischen Gottesdienst nebeneinander, je nachdem Mutter- oder Filialgemeinde es wünschte. Aber auch die, welche es mit der Reformation ernster meinten, verstanden dieselbe vielfach schlecht: sie meinten viel zu tun, wenn sie aufs Papsttum schimpften, predigten einen Glauben ohne Buße, eine Rechtfertigung, welche den Menschen die guten Werke sparen sollte, oder zweifelten, von der Schwarmgeisterei angesteckt, an der Christenpflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit. Dabei war die äußere wirtschaftliche Lage der Pfarreien vielfach eine überaus klägliche, eine große Anzahl von ihnen waren aller ihrer Einkünfte verlustig gegangen. Der Adel hatte nach den Kloster- und Kirchengütern, aus denen die Pfarrer bisher ihr Einkommen bezogen hatten, seine Hand ausgestreckt und die Verschleuderung und Beraubung des Kirchengutes drohte immer weiter um sich zu greifen. Eine Abhilfe aller dieser Notstände war nur von einem Einschreiten der landesherrlichen Obrigkeit zu erwarten, und Luther unterließ es nicht, seinen Landesherrn, den nunmehrigen Kurfürsten Johann, wiederholt zur Erfüllung dieser landesherrlichen Pflicht zu mahnen. Zwar war Luther weit entfernt, der weltlichen Obrigkeit das Recht zuzugestehen, in die inneren Verhältnisse der Kirche und insbesondere in die Fragen des Glaubens und des Gewissens bestimmend und ordnend einzugreifen, er wollte vielmehr geistliches und weltliches Regiment klar bestimmt auseinandergehalten wissen. Aber zweifellos war es ihm, daß der weltlichen Obrigkeit als der obersten Schirmherrin des Rechtes die Pflicht obliege, für die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung Sorge zu tragen. Wie der Landesherr seine Untertanen zwingen kann, Brükken, Wege und Stege zu bauen, so ist es auch seine Pflicht, wie Luther sich ausdrückt, „als oberster Vormund der Jugend und aller, die es bedürfen," die Untergebenen mit Gewalt dazu anzuhalten, Schulen, Predigtstühle und Pfarrer zu erhalten. „Wo nicht eine tapfere Ordnung und staatliche Erhaltung durch Ew. Kurfürstliche Gnaden wird vorgenommen," so schreibt er dem Kurfürsten, „wird in kurzer Zeit weder Pfarrhof noch Schulen noch Schüler etwas sein und also Gottes Wort und Dienst zu Boden gehen. Derhalben wolle sich Euer Kurfürstliche Gnaden weiter von Gott gebrauchen lassen und sein treues Werkzeug sein zu mehrerem Trost auch Euer Kurfürstlichen Gnaden Gewissen, weil sie dazu durch uns und durch die Not selbst, als gewißlich von Gott, gebeten und gefordert wird."

Obwohl der Kurfürst Abhilfe versprach, fuhr doch der Adel ungehindert fort, kirchliches Gut an sich zu reißen. Aber Luther ließ nicht nach, dem Landesherrn ins Gewissen zu reden und es ihm als seine Pflicht vorzuhalten, dieser Beraubung des Kirchengutes Einhalt zu gebieten. Er erzwang sich sogar eines Tages, den Höflingen zum Trotz, den Zutritt in das Schlafgemach des Fürsten, um sich Gehör zu verschaffen. Endlich gelang es ihm auch, den Kurfürsten zu bestimmen, in seinen Landen eine allgemeine Visitation der Kirchen anzuordnen, welche die doppelte Aufgabe haben sollte, die kirchlichen Einkünfte der Pfarreien sicherzustellen und die allgemeine Einführung der evangelischen Predigt gesetzlich zu ordnen. Aber immerhin verging noch längere Zeit, bis diese Visitation ins Werk gesetzt wurde. Die kursächsischen Lande wurden zu dem Zwecke in fünf Bezirke eingeteilt und für jeden derselben wurde eine Anzahl von geistlichen und weltlichen Visitatoren ernannt. Für die Visitation im Kurkreise, zu welchem Wittenberg gehörte, wurde Luther, für die in Thüringen Melanchthon in die Visitationskommission berufen. Die Erfahrungen, welche die Visitatoren gleich bei Beginn ihrer Arbeit machten, waren überaus traurige. Im Kurkreise stand es verhältnismäßig noch am günstigsten; hier hatte ein großer Teil der Pfarreien den Kurfürsten zum Patron und in den Städten hatten die Magistrate hin und wieder schon für die Anstellung geeigneter Pfarrer Sorge getragen. Immerhin trat auch hier nicht bloß bei dem Landvolk, sondern auch bei vielen Geistlichen die gröbste Unwissenheit zutage. In einem Dorfe bei Torgau konnte der alte Pfarrer kaum das Vaterunser und Glaubensbekenntnis hersagen. Viel schlimmer noch sah es in Thüringen aus, wo Melanchthon in Gemeinschaft mit den adeligen Herren Hans von der Planitz, Asmus von Haubitz und dem Juristen Hieronymus Schurff die Visitation begann. Man fand hier Leute als Pfarrer vor, die nicht immer auf geradem Wege ins Amt gekommen waren, Leineweber, Böttcher, Ziegeldecker, Barbiergesellen, Knochenhauer, Kürschner — es gab kaum ein Handwerk, was nicht vertreten gewesen wäre. Das waren nicht etwa solche, die sich unter dem „neuen Evangelium" zu Pfarrern aufgeworfen hatten, sondern die meisten stammten aus der guten römischen Zeit. Da war u. a. ein Pfarrer, der auf die Frage, ob er die zehn Gebote lehre, antwortete: „Er habe das Buch noch nicht erhalten." Dahin hatte es die römische Wirtschaft kommen lassen. Man fand Geistliche, die wegen grober Unsittlichkeit, Trunksucht, wilder Ehe und anderen Lastern abgesetzt werden mußten. Manchen mußte auch verboten werden, Schankwirtschaften und andere weltliche Gewerbe zu treiben. Das Schlimmste war die Roheit des Volkes auf dem Lande und teilweise auch in den Städten; zahllose Kinder waren nicht getauft. Die Unkenntnis in den einfachsten Wahrheiten des christlichen Glaubens war eine geradezu erstaunliche. Es wird von einem Orte berichtet, wo die Bauern kein Gebet kannten, von einer andern Gemeinde, wo sie sich weigerten, das Vaterunser zu lernen, „weil es zu lang sei". Das Gebet des Herrn muß hier also ganz unbekannt gewesen sein. Die Kunde von dem Evangelium beschränkte sich an vielen Orten darauf, daß gute Werke nicht nötig seien, und daß man nur die Vergebung der Sünden predigen müsse. Von den Bedingungen derselben hörte man nichts und wollte man nichts hören.

Die schon in den ersten Anfängen der Visitation gemachten Erfahrungen hatten zur Folge, daß Melanchthon im Auftrage des Kurfürsten eine Instruktion (Anweisung) für die Visitatoren verfaßte, die im Jahre 1527 unter dem Titel „Unterricht der Visitatoren" erschien, und die ein Meisterstück praktischer Weisheit und volkstümlicher Einfalt ist, und auch für andere evangelische Gebiete ein reformatorisches Vorbild wurde. Melanchthon war bei der Abfassung dieses Unterrichts von der Überzeugung geleitet, daß es bei einer Neuordnung des evangelischen Kirchenwesens der größten Schonung bedürfe, daß manches einstweilen bleiben müsse, was eine gereiftere Erkenntnis bereits anderswo abgetan hatte, daß es in vielen Stücken nötig sei, auf den Resten des alten Kirchenwesens neu zu bauen und es vor allem darauf ankomme, durch eine nachdrückliche Predigt der Buße in dem verrohten Volke das Sündenbewußtsein zu wecken, ehe die evangelische Freiheit allseitig zu ihrem

Rechte kommen durfte. Die Schonung, mit welcher Melanchthon in diesen Visitationsartikeln viele alte Gebräuche beibehielt, sowie der Ernst, mit dem er in ihnen auf die Predigt der Buße drang und vor dem bloßen Schelten auf den Papst und seine Priester warnte, gab den römischen Gegnern zu dem triumphierenden Gerede Anlaß, daß man „zurückkrähe", weil man nun einsehe, daß man zu weit gegangen wäre. Auch in evangelischen Kreisen fehlte es nicht an Eiferern der Reformation, denen Melanchthons Visitationsartikel zu gemäßigt erschienen. Mit besonderer Heftigkeit griff der Theologe Johann Agricola in Eisleben Melanchthon wegen dieser Artikel an. Dieser sah es als eine Beeinträchtigung der Rechtfertigung allein durch den Glauben an, wenn Melanchthon, wie er es in seinem Visitationsartikel tat, die Buße zur Voraussetzung des Glaubens machte, während Agricola das Heil lediglich auf die göttliche Gnade zurückgeführt wissen wollte. Es ist zwar Luther gelungen, damals noch zwischen Melanchthon und Agricola eine Verständigung anzubahnen und den Streit zu schlichten, aber wir haben hier schon den ersten Ansatz zu Zwistigkeiten, die für den weiteren Verlauf der Reformation verhängnisvoll geworden sind, und auf die wir später noch zurückzukommen haben. In einem von dem Kurfürsten geforderten Gutachten über Melanchthons „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstentum Sachsen" sprach sich Luther durchaus lobend und anerkennend über diese Schrift aus, und so wurde sie auf Befehl des Kurfürsten mit einer von Luther verfaßten Vorrede im März 1528 veröffentlicht. In diesem Vorwort begründete Luther die Aussendung der Visitatoren im Auftrage des Kurfürsten damit, daß niemand sonst einen besonderen Beruf oder einen gewissen Befehl dazu gehabt habe, sich der Aufsicht über die Kirche anzunehmen, nachdem die Bischöfe und Erzbischöfe ihrer Pflicht untreu geworden. Deshalb sei der Fürst des Landes als die von Gott verordnete weltliche Obrigkeit darum angegangen worden, aus christlicher Liebe, indem er als weltliche Obrigkeit es nicht schuldig gewesen wäre, dem Evangelium solchen Dienst zu tun. Ähnlich hat Luther später einmal die evangelischen Landesherren „Notbischöfe" genannt. Der Kurfürst seinerseits aber hielt sich nunmehr auch durch die Beschlüsse des Reichstags von Speier zu seinem Vorgehen für berechtigt. Er war sich bewußt, kraft seiner fürstlichen Gewalt zu handeln, nachdem der Reichstagsabschied von Speier es den Fürsten und Ständen des Reiches anheimgestellt hatte, sich in betreff der neuen Lehre also gegen seine Untertanen verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne.

Als der besondere Vorzug der durch Melanchthons Visitationsartikel in Sachsen zur Einführung gelangten Kirchenordnung ist es hervorzuheben, daß sie den bejahenden und aufbauenden Sinn der Reformation gegenüber der natürlichen Vorliebe unreifer Menschen fürs Verneinen und Einreißen mit aller Entschiedenheit zur Geltung gebracht hat.*) Im bewußten Gegensatz gegen die Überspanntheiten der vorausgegangenen Schwarmgeisterei gab Melanchthon den Leuten schlichten, trefflichen Bescheid über Gesetz und Evangelium, Glauben und Werke, Trübsal und Gebet, über die Sakramente, Beichte und Genugtuungen, freien Willen und christliche Freiheit, über Ehe, Obrigkeit, Gottesdienst und Schulwesen, wobei er überall den theologischen Disput vermied und dagegen die praktischen und sittlichen Hauptpunkte geltend machte. Sogleich die Grundlehre vom rechtfertigenden Glauben verwahrt er mehr noch gegen Mißverstand und Mißbrauch als gegen die Gegenlehre vom Verdienst der Werke. Bei der Predigt vom Glauben sei nicht zu vergessen, wie man zum Glauben komme, nämlich durch Buße, denn „wo nicht Reu ist, da ist ein gemalter Glaube; rechter Glaube soll Trost und Freude bringen an Gott, — solcher Trost und Freude aber wird nicht gefühlet, wo nicht Reu und Schreck ist". Neben Buße und Glauben aber das dritte Stück im Christentum seien die guten Werke, wider die es gelte, nicht verkehrt zu disputieren. „Allerdings ist vonnöten, zu lehren, daß uns Gott die Sünden verzeihe ohne alle unsere Werke, um Christi willen, denn Gott ist der Sünde so feind, daß keiner Kreatur Werk dafür genug

*) Beyschlag, Philipp Melanchthon. S. 36.



Paul Eber. ? ? Bugenhagen. Erasmus. Jonas. Kaspar Kruziger.
Johann Forster. Luther. Melanchthon.

Die Reformatorengruppe aus Lukas Cranachs d. J. Epitaphium in der St. Blasiikirche zu Nordhausen.
Photographieverlag der G. Wimmerschen Buchhandlung in Nordhausen.

Paul Eber (geb. 1511 zu Kitzingen, gest. 1569 als Generalsuperintendent zu Wittenberg), Freund Luthers und Melanchthons, bekannt als Liederdichter. **Johann Forster** (geb. 1495 zu Augsburg, gest. 1556 als Professor zu Wittenberg), Mitarbeiter an der Bibelübersetzung. **Johann Bugenhagen**, oft in diesem Buche erwähnt, der Stadtpfarrer von Wittenberg. **Desiderius Erasmus**, der berühmte Humanist. **Justus Jonas** (geb. 1493 zu Nordhausen, gest. 1555), einer der treuesten Freunde Luthers und Melanchthons, Mitarbeiter an der Bibelübersetzung. **Kaspar Kruziger** (geb. 1504 in Leipzig, gest. 1548) wirkte lange Zeit als Professor in Wittenberg.

mag thun; aber doch müssen gute Werke, die Gott geboten hat, geschehen.“ Im gleichen Sinne wird von christlicher Freiheit und Sitte, von bürgerlicher und kirchlicher Ordnung gelehrt, ohne auf peinliche Gleichförmigkeit zu dringen, wird die altchristliche Anlage des Gottesdienstes und Kirchenjahres erhalten, nur das Unevangelische ausgeschieden und der deutschen Sprache im Gottesdienst Raum geschafft. Wider



Luther in seiner Krankheit 1527.

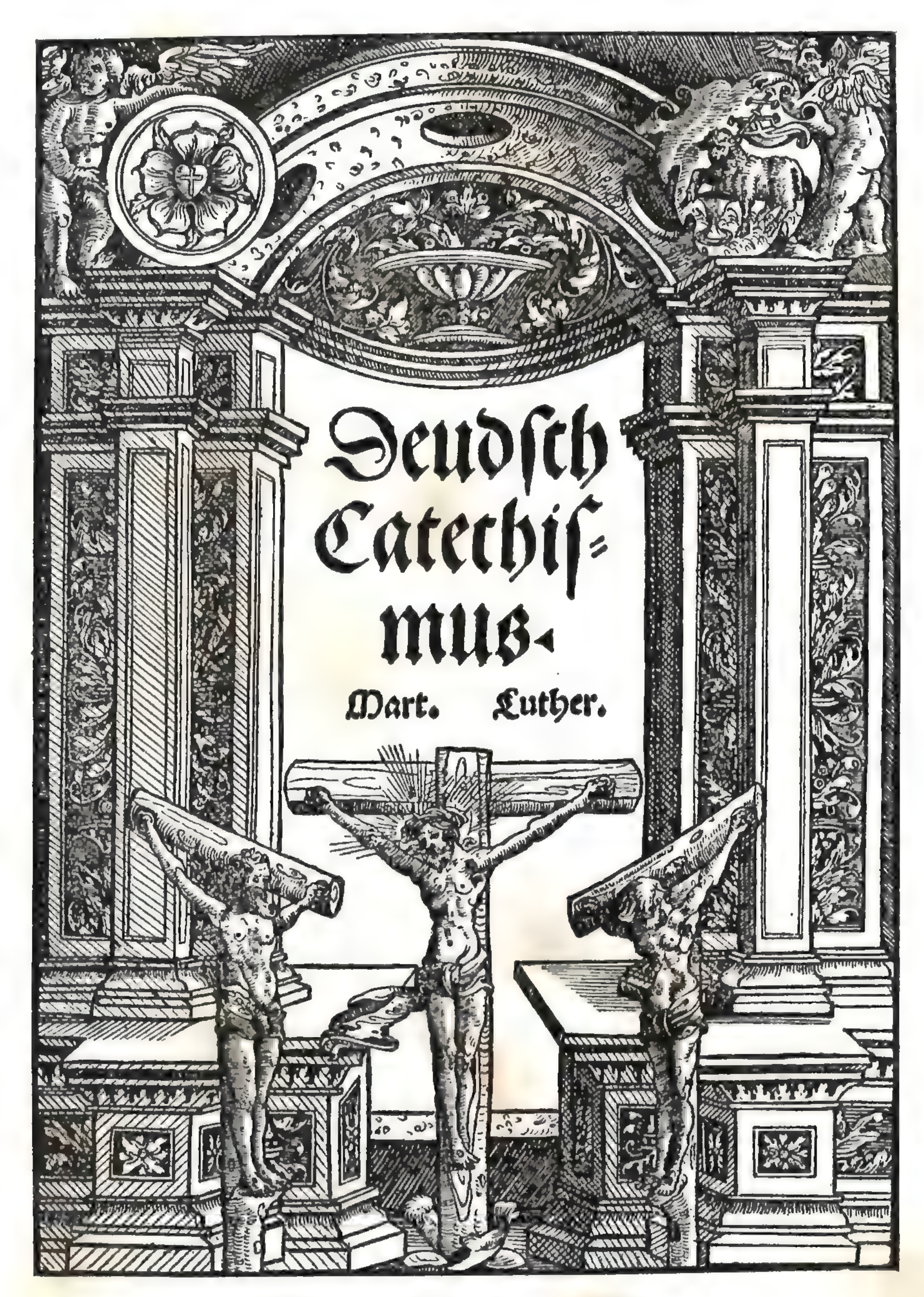
öffentliche Laster soll der Kirchenbann bleiben; über den Pfarrern sollen Superintendenten stehen, welche die Neuanzustellenden prüfen, und sie sollen an der Obrigkeit, deren Amt und Recht nachdrücklich eingeschärft wird, ihren Rückhalt haben. — Erst nach der Veröffentlichung dieses „Unterrichts der Visitatoren“ trat nun im Oktober 1528 die Arbeit der Visitatoren in volle Wirksamkeit. Sie war ohnehin während des vorangegangenen Jahres, auch abgesehen von den Verhandlungen des Visitationsbuches, durch allerhand Umstände und Hindernisse verzögert worden. Zu den letzteren gehörten namentlich der Ausbruch der verheerenden Pest, die im Jahre 1527 auch in Wittenberg zahlreiche Opfer forderte. Die Universität mußte eine Zeitlang nach Jena verlegt werden, und konnte erst im Neujahr 1528 nach Wittenberg zurückkehren. Luther selbst blieb aber trotz der Abmahnung des Kurfürsten mit Bugenhagen auf seinem Platze. Er wußte sich unter dem Schutze des Herrn geborgen. „Christus ist da,“ so schrieb er in jenen Schreckenstagen, „damit wir nicht allein sind, der auch unter uns über jene alte Schlange, den Mörder, triumphieren wird.“ Für seine Person hatte er keine Furcht vor der Ansteckung. Die Frau des Bürgermeisters Tilo Dene starb fast in seinen Armen. Als die Krankheit, die zuerst milde aufzutreten schien, einen ernsteren Charakter annahm, wurde sein eigenes Haus zum Hospital, obwohl seine Käthe, die ihm am 7. Juni 1526 den ersten Sohn, Hans, geschenkt hatte, zum zweiten Male ihrer Entbindung entgegensah. Auch er selbst hatte noch unter den Nachwirkungen eines schweren Krankheitsanfalles zu leiden, von dem er vor dem Ausbruch der Pest im Juli 1527 betroffen worden war. Zum ersten Male traten die Steinbeschwerden, an denen er seitdem bis an sein Ende gelitten hat, in so heftiger Weise auf, daß er bereits seinen Tod nahe glaubte. Dazu kamen schwere geistige Anfechtungen, mit denen er zu kämpfen hatte. In seiner Seelenangst schickte er am Morgen des 6. Juli zu Bugenhagen, beichtete ihm und ließ sich von ihm die Absolution erteilen. Am Nachmittag klagte er über furchtbares Sausen im Kopf und in den Ohren, und als er sich zu Bett legen wollte, wurde er auf der Schwelle der Schlafkammer von einer tiefen Ohnmacht befallen. Als er erwachte, waren seine ersten Worte: „Herr, wenn du es willst, wenn dies die Stunde ist, die du mir bestimmt hast, so geschehe dein Wille.“ Dann betete er voll Inbrunst das Vaterunser und den ganzen 6. Psalm. Neue Ohnmachten folgten und in den dazwischenliegenden wachenden Augenblicken bereitete er sich zum Sterben vor. Die umstehenden Freunde rief er zu Zeugen auf, daß er bis an sein Ende gewiß sei, recht nach Gottes Be-

fehl gelehrt zu haben und nichts widerrufe. Wenn er einigen etwas zu frei und zu scharf gewesen zu sein scheine, so reue ihn das nicht, indem er hinzufügte: „Ich habe nie jemand Arges gegönnet, das weiß Gott." Er fragte nach seinem „allerliebsten Hänschen" und befahl es mit der Mutter dem, der ein Vater der Waisen und ein Richter der Witwen sei. Der schwere Krankheitsanfall ging verhältnismäßig schnell vorüber, und schon am folgenden Tage konnte er wieder aufstehen. Aber die geistigen, inneren Anfechtungen hielten auch nachher noch lange an und machten ihm viel zu schaffen, wenn auch Stunden der tiefsten Niedergeschlagenheit wieder mit solchen voll frischen, frohen Glaubensmutes wechselten. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß in dieser Zeit schwerer Sorgen sein Kampf- und Siegeslied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" entstanden ist, wenn auch nur das gewiß ist, daß es bald nach Beginn des Jahres 1528 zum ersten Male in einem Gesangbüchlein erschienen ist.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu der im Frühjahr 1528 wieder aufgenommenen Visitationsarbeit zurück. Im Kurkreise mußte Luther bald durch Justus Jonas als Visitator ersetzt werden, da die gleichzeitige Abwesenheit Luthers und Melanchthons von Wittenberg sich als schädlich für die Universität erwies. Doch hat Luther in einzelnen Teilen des Kreises noch persönlich mitgewirkt. Im allgemeinen verfuhren die Visitationskommissionen den vorgefundenen Mißständen gegenüber ziemlich milde. Nur in ganz seltenen Fällen wurde auf Grund der kurfürstlichen Anweisung, die den Visitatoren mitgegeben war, wegen widerspenstigen Festhaltens an den alten gottesdienstlichen Gebräuchen oder wegen Hinneigen zu sektierischer Schwärmerei auf Absetzung und Landesverweisung erkannt. Wie sehr Luther auch forderte, daß man dem einzelnen sein Gewissen freilasse und niemanden zu einem Glauben zwinge, der nicht auf innerer Überzeugung beruhe, so wollte er doch andererseits einen öffentlichen Gottesdienst Andersgläubigen nicht zugestanden wissen, und zwar aus Rücksicht auf das Ganze und den Landesfrieden. Zweierlei Lehre in demselben Lande hielt auch er für gefährlich und darum wollte er den öffentlichen Meßdienst nicht geduldet sehen. Für sich mochte jeder seine Meinung behalten und Gott anbeten und dienen, wie er wolle, aber jedes öffentliche Ärgernis sollte untersagt sein. Nach diesem Grundsatz wurde z. B. gegen das widerstrebende Stift in Altenburg widerfahren und dem Stiftsherrn der öffentliche Gottesdienst in der alten Weise, den Luther als einen lästerlichen ansah, untersagt, weil, wie Luther ausführt, „einem weltlichen Regenten nicht zu dulden ist, daß seine Untertanen in Uneinigkeit und Zwiespalt durch widerwärtige Prediger geführt werden, daraus zuletzt Aufruhr und Rotterei zu besorgen wäre, sondern an einem Ort auch einerlei Predigt gehen soll." Bei der Gleichgültigkeit und Unwissenheit der Gemeindeglieder, die sich auf alles andere eher verstanden, als auf die Predigt des Wortes Gottes, mußte man sich mit den allerbescheidensten Anforderungen begnügen. Wie Luther während des Visitierens selbst zu lehren versuchte, zeigt ein Beispiel, das uns nach seiner eigenen Erzählung aufbewahrt ist. Ein Bäuerlein, das seinen Glauben aufsagen sollte, sprach plattdeutsch: „Ick glöve in Got allmächtigen," und antwortete auf die Frage, was „allmächtigen" heiße: „Ick wet nich." Da sagte Luther: „Ja, mein Mann, ich und alle Gelehrte wissens auch nicht, was Gottes Kraft und Allmacht ist; glaube aber du in Einfalt, daß Gott dein lieber und treuer Vater ist, der will, kann und weiß als der klügste Herr dir, deinem Weib und Kindern in allen Nöten zu helfen."

Die schönste und beste Frucht dieser Visitationen war die Abfassung und Herausgabe der beiden Katechismen, zu der sich Luther noch mitten unter deren Arbeiten entschloß. Eine bei den einfachsten christlichen Wahrheiten beginnende und auf diese sich beschränkende Unterweisung hatte er als das Hauptbedürfnis erkannt, und diesem abzuhelfen, sah er für seine nächste Pflicht an. So schrieb er zunächst für die Pfarrherren in den ersten Monaten des Jahres 1529 den sog. großen Katechismus, der diese belehren sollte, wie sie im Unterricht und in den Predigten die alten drei Hauptstücke der zehn Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers sowie die Lehre von der Taufe

und vom Abendmahl dem Volke zu erklären hätten. Kurz darauf ließ er den kleinen Katechismus folgen, der mit seinen Fragen und Antworten für die Kinder und Einfältigen bestimmt war, und jeden Hausvater neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war; hilf lieber Gott! wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern,



Titelseite zu Luthers Großem Katechismus.

instand setzen sollte, sein Gesinde lehren „zu beten, sich zu segnen und Gott Dank zu sagen". In der ihm vorangestellten Einleitung sagte Luther: „Diesen Katechismum oder christliche Lehre in solche kleine, schlechte, einfältige Form zu stellen hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Not, so ich und leider viele Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind, zu lehren." Darum bittet er die Brüder im Pfarramt, sie möchten sich des Volkes erbarmen, den Katechismus in die Leute und sonderlich ins junge Volk bringen helfen und dazu, wenn sie es nicht besser vermögen, diese seine Tafeln und Formen vor sich

nehmen und dem Volk von Wort zu Wort vorbilden. Der Katechismus schließt mit der Mahnung: „Ein Jeder lern' seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn." Es ist das verdienstlichste Buch, welches Luther überhaupt geschrieben hat, und in keiner seiner worden wäre, wie dieser Katechismus, und in Deutschland wird Luther durch ihn ein Volkslehrer im weitesten Sinne des Wortes bleiben, solange es evangelisches Christentum in unserm Volke gibt.



Männer der Reformationszeit.

D. Carlstadt. Fr. Mykonius. Buzer.
Oecolampadius. Reuchlin. Calvin.
Nic. v. Amsdorf. Just. Jonas. D. Greg. Brück (Pontanus).

Schriften hat er so sehr den rechten, volkstümlichen Ton getroffen, wie in dieser. Durch nichts hat er so in die Tiefe gegraben, durch nichts so in die Weite gewirkt. Denn in ihm hat er den Einfältigsten gegeben, was sie vom Christentum zu wissen brauchen; und schon nach 40 Jahren war er in hunderttausend Exemplaren verbreitet. Seitdem gibt es nächst der Bibel kein Buch, das in so viele Sprachen übersetzt

Nach den Grundsätzen, welche in der sächsischen Visitationsordnung zur Geltung gekommen waren, wurde nun auch in anderen landesherrlichen und reichsstädtischen Gebieten das Kirchenwesen im evangelischen Sinne neugeordnet. So in Hessen, wie wir schon gesehen haben, wo Landgraf Philipp die in Homberg beschlossene Kirchenordnung in den wesentlichsten Punkten nach dem kursächsischen Muster abänderte.

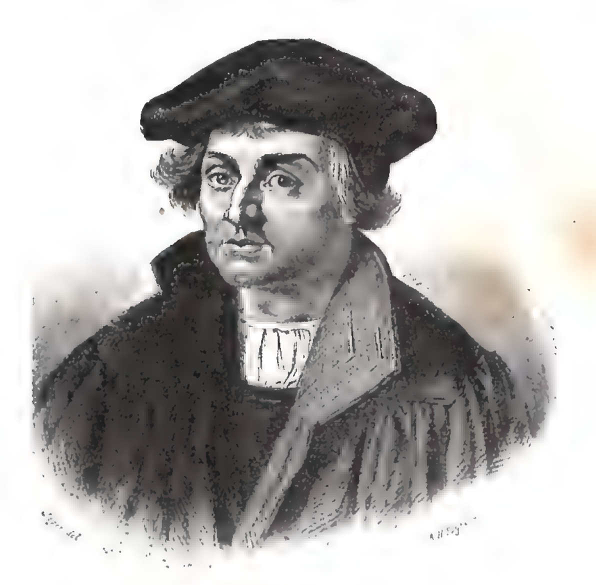
Schon im Jahre 1531 ernannte Landgraf Philipp für seine Lande sechs Superintendenten. Nur in Hinsicht der geistlichen Güter wurde in Hessen ein anderes Verfahren wie in Sachsen eingeschlagen. Die Einkünfte der Klöster wurden zunächst zur Versorgung der bisherigen Insassen bestimmt und der Überschuß zur Befriedigung der geistlichen Bedürfnisse verwendet. Ein Teil des Überschusses kam, wie schon erwähnt, der Universität Marburg zugute. Auch in den fränkisch-brandenburgischen Fürstentümern und in der Reichsstadt Nürnberg wurde das Kirchenwesen im wesentlichen Anschluß an die sächsische Visitationsordnung geregelt. In der letzteren Stadt wurde besonders schonend mit den bisherigen kirchlichen Gebräuchen verfahren. Trotzdem versuchte der Bischof von Bamberg, zu dessen Sprengel Nürnberg gehörte, gegen die neue Ordnung Verwahrung einzulegen. Aber es war mit seiner Macht vorbei. Mochte er sich beklagen, wie er wollte, der Rat erklärte, daß er nur die Pflichten aller christlichen Obrigkeit erfülle und die Anordnungen des Reichstagsabschiedes vom Jahre 1526 vollziehe. Nürnberg hat seitdem bei allen späteren Verhandlungen in Sachen der Religion treu zur evangelischen Sache gestanden. Wie in Nürnberg ging es in vielen anderen oberländischen Städten; zunächst in Augsburg und in Ulm, ferner in Straßburg. Überall nahm der Rat, als die geordnete Obrigkeit, die Neuordnung des Kirchenwesens in die Hand.

Noch enger als in Oberdeutschland schloß man sich in den nördlichen Gebieten den sächsischen Ordnungen an. Im Fürstentum Lüneburg wurde, nachdem der alte dem katholischen Glauben treugebliebene Fürst der Regierung entsagt hatte, durch eine Vereinbarung zwischen Fürst und Landschaft die Reformation nach dieser Ordnung eingeführt. Das gleiche geschah in Ostfriesland, wo die neue Lehre im Jahre 1527 fast allenthalben zur Herrschaft gelangte. Besonders leicht gestaltete sich die Einführung der Reformation in Schleswig und Holstein, wo ihr evangelisch gesinnte Bischöfe keinen ernstlicheren Widerstand entgegensetzten.

In einer ganzen Anzahl von norddeutschen Gebieten wurde die Reformation unter der unmittelbaren Mitwirkung des mehrfach erwähnten Wittenberger Stadtpfarrers Johannes Bugenhagen eingeführt. Trotz der feindseligen Haltung, die Herzog Heinrich von Braunschweig der Reformation gegenüber einnahm, hatte die Predigt des Evangeliums hier, namentlich in der Stadt Braunschweig selbst, immer mehr Eingang gefunden. War die evangelische Predigt daheim untersagt, so scheute mancher nicht die Reise nach Magdeburg oder ins Lüneburgsche, um dort das reine Wort Gottes zu hören, und bald wurde dasselbe trotz aller Hindernisse, die ihm von seiten des Herzogs und der städtischen Obrigkeit bereitet wurden, von fünf Prädikanten auf der Kanzel verkündigt, während Luthers Neues Testament in den Häusern begierig gelesen wurde. Deutsche Kirchenlieder wurden von einem Prädikanten in der Martinskirche zuerst angestimmt und bald erschollen sie in den Häusern der Handwerker. Es wurden Versammlungen der Bürgerschaft veranstaltet, in welchen immer dringender die Einführung der Reformation gefordert wurde, so daß sich der Rat endlich entschließen mußte, die Predigt des Evangeliums freizugeben und in die Berufung des Magisters Heinrich Winkel aus Halberstadt zu willigen, der die Durchführung der Reformation in die Hand nehmen sollte. Dieser hatte kaum sein Amt angetreten, als Rat und Bürgerschaft an Bugenhagen die Bitte richteten, nach Braunschweig zu kommen, um ihnen bei der Neuordnung des Kirchenwesens mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Für jetzt konnte ihrer Bitte nicht entsprochen werden, da Bugenhagen für die in Sachsen eben begonnene Visitation unentbehrlich war. Inzwischen stellte es sich immer mehr heraus, daß Winkel nicht imstande war, den stürmischen Eifer zu bändigen, durch welchen auch in Braunschweig das Reformationswerk in falsche Bahnen zu geraten drohte. Auch hier waren Auftritte vorgekommen, die an das Treiben der Bilderstürmer in Wittenberg erinnerten. Von neuem richteten sich daher die Blicke auf Bugenhagen und von neuem erschienen Abgesandte aus Braunschweig in Wittenberg mit der Bitte, ihnen diesmal seine Hilfe nicht zu versagen. Diesem erneuten Ansuchen vermochte er nicht zu widerstehen, und auch der Kurfürst gab seine Einwilligung,

ihn für eine Zeitlang zu beurlauben, zumal sich Luther trotz der auf seinen Schultern ruhenden Arbeitslast zu seiner Vertretung im Pfarramte bereit erklärte. So trat denn Bugenhagen mit seiner Familie am 12. Mai 1528 die Reise nach Braunschweig an, wo er am 20. Mai, dem Tage vor Himmelfahrt, eintraf. Schon tags darauf begann er seine Wirksamkeit mit einer Predigt in der Barfüßerkirche. In kurzer Zeit hatte er das Vertrauen der ganzen Bürgerschaft gewonnen. Er wurde der Seelsorger der ganzen Stadt und in allen Fragen des Gewissens und der christlichen Sittlichkeit wurde sein Rat begehrt. Vor allem aber hatte sich seine Kraft auf die von ihm zu entwerfende Kirchenordnung zu richten, über die er mit Vertrauensmännern des Rats und mit den Predigern in Beratung trat. Trotz aller Überbürdung behielt er allmählich noch Zeit und Muße, um nach seiner „freien und fröhlichen Gemütsart" in allen Ehren an den Gastmählern teilzunehmen, zu denen angesehene Mitglieder der Bürgerschaft ihn einluden. Die reformatorische Strömung war unter der Bürgerschaft bald so übermächtig geworden, daß die städtische Obrigkeit vielmehr Ursache hatte, den Unwillen des Volkes zu fürchten, wenn er noch daran hätte denken wollen, das Reformationswerk zu hindern, als die Ungnade des Herzogs, wenn er ihm freien Lauf ließ. In wenigen Monaten gelang es Bugenhagen, das Kirchenwesen der Stadt auf evangelischer Grundlage völlig umzugestalten. Am 5. September nahmen der Rat und die ganze Gemeinde die von Bugenhagen entworfene Ordnung einmütig an, und am folgenden Sonntag wurde nach ihrer Verkündigung von den Kanzeln in allen Kirchen das Tedeum angestimmt. Noch Jahrhundertelang ist in Braunschweig zur Erinnerung an den glücklichen Ausgang des Reformationswerkes ein Dankfest gefeiert worden. Die Braunschweiger hätten Bugenhagen gern noch länger zurückgehalten. Ohne sein Vorwissen sandten sie ein Bittschreiben an Luther mit dem Ersuchen, beim Kurfürsten sein Fürwort einzulegen, daß er ihnen den Doktor Pommer noch für ein Jahr überlassen möchte. Aber Luther, auf dem die ganze Last der Vertretung Bugenhagens ruhte, stellte dem Kurfürsten vor, wie schwer Bugenhagen länger in Wittenberg entbehrt werden könnte, und wie er in Wittenberg zur Zeit nötiger wäre als in Braunschweig. So mußte man dort auf den Wunsch verzichten, ihn länger zurückzuhalten.

Dennoch kehrte Bugenhagen von Braunschweig nicht unmittelbar in seine Wittenberger Arbeit zurück. Vielmehr sollte er zuvor in Hamburg bei der Einführung der Reformation in ausschlaggebender Weise mitwirken. Schon im Jahre 1524 hatte die Nikolaigemeinde in Hamburg Bugenhagen zu ihrem Prediger gewählt, und dieser war nach reiflicher Erwägung und Beratung mit Luther bereit gewesen, dem Rufe zu folgen. Es war wohl die hoffnungsreiche Aussicht, die sich damit in der bedeutenden und einflußreichen Hansastadt dem Evangelium öffnete, was Luther bewog, dem Freunde zur Annahme des Rufes zuzureden. Aber bevor Bugenhagen die Reise dorthin angetreten hatte, erhielt er durch einen Boten aus Hamburg ein Schreiben des Rates, in welchem dieser gegen seine Berufung Einspruch erhob. Sie sei ohne Wissen des Rates erfolgt und könne in Rücksicht auf das erst neuerdings eingeschärfte Wormser Edikt nicht geduldet werden. Zugleich bat ihn der Rat, seine eigene Wohlfahrt und die Folgen zu bedenken, wenn er trotz ihrer Verwahrung kommen wollte. Bugenhagen erwiderte darauf, daß er sich durch die Rücksicht auf seine Wohlfahrt nicht würde abhalten lassen, nach Hamburg zu



Bugenhagen.

24*

kommen, und gab dem Rat zu bedenken, daß die Herren unrecht täten und wider Gott anliefen, wenn sie um des kaiserlichen Verbotes willen Gottes Wort hinderten; man dürfe dem Kaiser nicht geben, was Gott gehöre. Aber um zu keinem bürgerlichen Zwist Anlaß zu geben, riet er den Vorstehern und Mitgliedern des Nikolaikirchspiels, sich einen anderen Prediger des göttlichen Wortes zu suchen als ihn, zumal er daheim an der Kirche und an der Universität genug zu tun habe. Dagegen blieb er trotz seines Verzichtes mit der Nikolaigemeinde fortan in regem Verkehr. Auf Grund ihrer Berufung hielt er sich für berechtigt, zu ihr als ihr erwählter Pastor zu reden. Noch im Laufe des Jahres 1525 verfaßte er eine ausführliche Unterweisung von dem christlichen Glauben und rechten guten Werken gegen den falschen Glauben und erdichtete gute Werke, als Sendschreiben an die ehrenreiche Stadt Hamburg, welches nach apostolischer Begrüßung an die Bürgermeister, Ratsleute und die ganze Gemeinde evangelische Belehrung, Verwahrung und die Grundzüge einer Kirchenordnung enthielt. Bugenhagen geißelt in ihr mit scharfen Worten das katholische Werktum und zeigt an den beiden Hauptgeboten, Gott zu lieben über alle Dinge und den Nächsten wie sich selbst, wie der göttliche Wille über allen äußerlichen Übungen stehe, auch über den sog. evangelischen Ratschlägen aller mönchischen Werkheiligkeit. Er führt dann aus, daß wir allein durch den Glauben gerechtfertigt Gottes Kinder und vom Gesetze frei werden können. Als Beispiel dafür, wie sehr Bugenhagen in dieser Unterweisung den volksmäßigen Ton trifft, möge hier nur angeführt werden, was er über das in der römischen Kirche gebotene Fasten sagt. Da gilt ihm nichts die wohlfeile Enthaltsamkeit, in welcher sich die Mönche an Fasttagen mit Fisch und Wein sättigen, sondern die sittliche Zucht der Mäßigkeit, welche zum Beten und Hören des göttlichen Wortes und zum rechten Dienen und Arbeiten tüchtig erhält. Und diesem freiwilligen Fasten reiht er das notwillige, von Gott dem Dürftigen als Kreuz verordnete an. Geht doch am Sonntag, ihr lieben Pfaffen, so ruft er, in eines armen Mannes Haus oder Hüttlein, da werdet ihr finden, daß der hausarme Mann alle Tage, ja, auch am Sonntag, viel strenger fastet als ihr am Freitag! Und doch muß er nicht, wie ein Mönch, nur seinen Bauch, nein, noch zehn andere mit seiner sauren Arbeit ernähren, und er steckt noch dazu wohl in großer Schuld und litte gern Hunger und Not, wenn er nur nicht sehen dürfte, daß seine Frau und Kinder Not und Hunger litten. Wenn solche Leute sich auf Gott verlassen und ein gutes Gewissen zu Gott haben, daß sie mit aller ihrer Arbeit und Leben Gott wohlgefallen, soll ich nicht sagen, daß ein solcher hausarmer Mann in einem rechten seligen und göttlichen Orden oder Stande ist?“

Im letzten Teile seiner Schrift geht dann Bugenhagen dazu über, die Grundlagen einer geordneten evangelischen Gemeindebildung näher zu bezeichnen und die Hamburger über ihre nächsten praktisch-kirchlichen Aufgaben zu belehren: über die Berufung tüchtiger evangelischer Prediger und die rechte Versorgung derselben; über die Errichtung guter Schulen und die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte; endlich ist auch der Entwurf einer geordneten Armenpflege und der Bildung eines gemeinen Kastens hinzugefügt, um Witwen und Waisen, Kranke und Dürftige christlich zu versorgen. Überall ist diese Unterweisung mit herzlicher Zusprache, ernster Gewissensmahnung verbunden, wie sie zugleich auf einer guten Kenntnis der Hamburger Verhältnisse beruht. Sie enthält die Grundzüge, nach welchen Bugenhagen später alle seine Kirchenordnungen ausgeführt hat.*)

Trotz des Widerstandes des Rates hatten sich in der Zeit, welche seit Bugenhagens hinfällig gewordener Berufung verflossen war, die evangelischen Bestrebungen stetig weiter verbreitet. Der Erfolg, welchen damals die Gegenpartei errang, hatte den Wunsch nach Einführung der Reformation in der Bürgerschaft und insbesondere in der Nikolaigemeinde immer lebhafter werden lassen, und am 28. April war sie von Vertretern der vier großen Parochieen in Hamburg beschlossen worden. Aber nun fühlte man auch in Hamburg, wie zuvor in Braunschweig, daß es eines überlegenen Führers bedürfe, um das evangelische

*) Joh. Bugenhagen von Dr. Hering. Halle: Ver. für Reform.-Gesch. S. 37.

Gemeindewesen der Stadt fest zu begründen. Daher erging an Bugenhagen von neuem die Bitte, nach Hamburg zu kommen. Der Kurfürst erteilte seine Erlaubnis, und so trat Bugenhagen, nachdem er seine Arbeit in Braunschweig getan und für die Fortführung seines Werkes gesorgt hatte, von dort aus die Reise nach Hamburg an. Am 9. Oktober traf er hier ein, bei seiner Ankunft von den drei Bürgermeistern im Namen des Rates begrüßt, der ihm einen Ohm Wein, einen fetten Ochsen und zwei Tonnen Hamburger Bier überreichen ließ. Obwohl die Verhandlungen zwischen Rat und Bürgerschaft hier mehr Schwierigkeiten machten als in Braunschweig, so gelang es doch der Weisheit und Vorsicht Bugenhagens, eine Kirchenordnung zu vereinbaren, durch welche der Bestand des evangelischen Kirchenwesens sichergestellt wurde. Im ganzen stimmt die Hamburgische Kirchenordnung mit der in Braunschweig zur Einführung gelangten überein. Nur wurde auch hier auf besondere örtliche Verhältnisse und Bedürfnisse in schonender Weise Rücksicht genommen.

Besondere Fürsorge widmete Bugenhagen der Einrichtung des Schulwesens, das hier mit der Gründung einer höheren Lehranstalt seinen Abschluß fand. Der Ansatz zu einer solchen bestand in Hamburg schon seit dem Jahre 1408 infolge einer von einem frommen und begüterten Hamburger Bürger gemachten Stiftung. Durch diese war bestimmt, daß ein Domherr, welcher den Grad eines Magisters oder eines Bakkalaureus erworben hatte, durch theologische Vorlesungen geistliche und gebildete Laien in der Erkenntnis des rechten Glaubens weiter bilden und dadurch auch jüngeren Kräften das Studium der Schrift ohne den kostspieligen Besuch fremder Universitäten möglich machen solle. Aus dieser Stiftung ging nun eine im evangelischen Sinne geleitete Bildungsanstalt hervor, die mit der Zeit die Vorstufe einer Universität werden, und zu dem Zwecke auch mit juristischen und medizinischen Lehrkräften besetzt werden sollte. Bugenhagens Plan ist zwar erst ein Jahrhundert später zur vollen Durchführung gelangt, aber er zeugt davon, welchen Wert dieser Reformator auf eine höhere wissenschaftliche Bildung legte. Zu den besonderen Vorzügen der Hamburger Kirchenordnung gehörten auch die Bestimmungen über das Armenwesen und die Anweisungen an die Prädikanten, die Kranken und Armen regelmäßig zu besuchen. Auch hat Bugenhagen damals schon den Gedanken ausgesprochen, der erst Jahrhunderte später zur Verwirklichung gekommen ist, für die Kranken Pflegerinnen aus der Zahl der Frauen zu gewinnen. Am 15. Mai 1529 wurde die von Bugenhagen entworfene Kirchenordnung förmlich angenommen und am 23. Mai in einem Dankgottesdienst, bei welchem hier, wie in Braunschweig, das Tedeum gesungen wurde, feierlich verkündet. Nicht lange darauf kehrte Bugenhagen nach Wittenberg zurück, wo er längst schmerzlich entbehrt worden war.

Obwohl etwas über die Zeit, welche der vorliegende Abschnitt umfaßt, hinausgreifend, erwähnen wir doch schon hier, daß im Jahre 1530 auch die Hansastadt Lübeck dem Beispiel Hamburgs folgte. Auch hier wurde Bugenhagens Mitwirkung zur Einführung der Reformation und zur Neuordnung des Kirchenwesens erbeten, und er begab sich im Oktober 1530 dorthin, um mit einer Predigt in der Marienkirche sein Werk zu beginnen. Bei dem tiefen Gegensatz, der hier zwischen Rat und Bürgerschaft bestand, und bei dem ausgedehnten Recht, welches das Domkapitel an den Kirchen und Ämtern besaß, war seine Aufgabe hier eine besonders schwierige. Dennoch gelang es ihm, wenn auch erst nach anderthalbjähriger mühseliger Arbeit, eine leidliche Verständigung herbeizuführen und der Reformation eine gesicherte Stätte zu bereiten. Ein neuer Rat wurde gewählt, in welchem die evangelisch gesinnte Partei zum Siege gelangte. Bald darauf wurde Bugenhagens Kirchenordnung in Lübeck angenommen und eingeführt, so daß er im April 1532 mit Dank gegen Gott für alles, was er in Lübeck durch ihn ausgerichtet hatte, die Heimreise nach Wittenberg antreten konnte. Die Lübecker entließen ihn reichlich beschenkt und stellten ihm einen verdeckten Wagen mit Vorreitern zur Verfügung. Eine scherzhafte Begegnung, welche bei dieser Gelegenheit stattfand, verdient noch erwähnt zu werden. Einer der Reiter, die ihn zu begleiten hatten, näherte sich dem Wagen und sagte:

„Herr Doktor, ich hätte Euch wohl etwas zu fragen, wenn ihr mir in Güte wollet antworten: Pflegte wohl auch der heilige Apostel Petrus also auf solchem behangenen Wagen einherzufahren in seinem Apostelamt?“ Bugenhagen antwortete: „Mein Sohn, laß dir sagen, wenn der Apostel Petrus zu solchen frommen, gütigen Leuten kam, wie deine Herren zu Lübeck sind, so ließen ihn dieselben auch dergestalt nach Hause fahren, wie jetzo deine Herren von Lübeck an mir tun; wenn er aber zu so bösen Buben kam, wie du bist, so mußte er wohl zu Fuß wieder nach Hause kehren.“ Von Bugenhagens Mitwirkung bei der Einführung der Reformation in Pommern wird in einem späteren Abschnitt die Rede sein, während sein Anteil an dem gleichen Werke in Dänemark außerhalb der uns hier gestellten Aufgabe liegt.

4. Die Reformation in der Schweiz und der Anfang des Abendmahlstreites.



Wir haben bisher der reformatorischen Bewegung, die wenige Jahre nach dem öffentlichen Hervortreten Luthers durch Ulrich Zwingli in der Schweiz hervorgerufen wurde, keine Erwähnung getan, weil ja unsre Darstellung der Reformation sich absichtlich auf Deutschland beschränkt. Immerhin müssen wir aber zum näheren Verständnis des nachfolgenden Abschnittes sowie des weiteren Verlaufes der deutschen Reformation auch auf die Vorgänge in der Schweiz und insbesondere in Zürich einen flüchtigen Rückblick werfen.

Wir beginnen mit einem solchen auf die Lebensgeschichte des Mannes, der mit Recht der Reformator der Schweiz genannt wird. Ulrich (oder, wie er sich gern nannte, Huldrich) Zwingli ist am 1. Januar 1484 in dem Toggenburgischen Bergdorf Wildhaus im jetzigen Kanton St. Gallen geboren. Er war der dritte von den acht Söhnen, die seinem Vater, dem wohlhabenden und geachteten Ammann der Gemeinde Wildhaus von seiner Ehefrau, Margarete Meilin, einer Anverwandten des Abtes zu Fischingen, geschenkt wurden. In nicht gerade ärmlichen, aber doch bescheidenen Verhältnissen wuchs er in dem zahlreichen Geschwisterkreise fröhlich auf. Im Vaterhause herrschte der Geist einer schlichten und gesunden Frömmigkeit. Die außerordentliche Begabung des Knaben, die sich schon früh bemerkbar machte, veranlaßte einen dem geistlichen Stande angehörigen Bruder seines Vaters, sich seiner anzunehmen und dafür zu sorgen, daß er schon mit zehn Jahren nach Basel gebracht wurde, um eine der dortigen Schulen zu besuchen und für den geistlichen Stand ausgebildet zu werden. Da der Unterricht in dieser aber nur auf Elementarschüler berechnet war, so vertauschte er sie sehr bald mit einer höheren Lehranstalt zu Bern, wo er mit Eifer das Studium der klassischen Schriftsteller betrieb. Nachdem er hierin gute Fortschritte gemacht hatte, bezog er behufs seiner theologischen Ausbildung die Universitäten zu Wien und demnächst zu Basel. Schon im Jahre 1506, also mit 22 Jahren, wurde er als Pfarrer nach Glarus berufen. Hier setzte er das schon auf der Universität begonnene Studium der Heiligen Schrift mit unermüdlichem Eifer fort, ohne daneben die Schriften der griechischen und römischen Klassiker, die seinem verständigen Geist eine kräftige Nahrung boten, zu vernachlässigen. Dabei erfüllte er mit großer Gewissenhaftigkeit die Pflichten seines ausgedehnten Pfarramtes. Schon während seines dortigen Aufenthaltes scheint sich in ihm der innerliche Bruch mit allem papistischen Wesen vollzogen zu haben. Nur hielt er in weiser Mäßigung noch zurück. Er vermied jeden Angriff gegen die kirchlichen Lehren und Gebräuche und suchte in seinen Predigten seine Zuhörer nur allmählich vom römischen Satzungswesen loszumachen, indem er das verdunkelte und zurückgestellte Bild des Herrn immer mehr ins rechte Licht stellte. Dagegen legte er nach einer anderen Seite hin ein Zeugnis des Mutes und der Treue in der Erfüllung seiner priesterlichen Pflich-

ten ab, indem er als Reformator auf dem sittlichen Gebiete auftrat, und gegen die im Volke herrschenden Laster und Mißbräuche seine Stimme erhob. Besonders griff er die Jahrgelder an, welche freie Schweizer von fremden Fürsten bezogen, sowie das unselige Reislaufen, d. h. den Söldnerdienst in fremden Heeren. Er hatte als Pfarrer von Glarus wiederholt die Aufgabe, die Soldtruppen, welche Glarus und die übrigen eidgenössischen Stände dem Papst für seine italienischen Kriege bewilligt hatten, als Feldprediger zu begleiten, und wurde dadurch Zeuge der Verwilderung, welche dieser Kriegsdienst für die dabei Beteiligten sowohl, wie für das ganze Volksleben der Eidgenossenschaft mit sich brachte. Ebenso sah er auch in Glarus selbst, wie die Gesandten der fremden Mächte, besonders Frankreich, sich bemühten, die einflußreichen Geschlechter auf dem Wege der Bestechung, durch Zusicherung von sog. Pensionen oder Jahrgeldern, zur Gewährung von weiteren derartigen Werbungen zu bewegen, und wie durch den Bezug solcher Jahrgelder Käuflichkeit der Gesinnung, Müßiggang und Laster aller Art überhand nahmen, die alte Sittenreinheit, die Eintracht und die Kraft der Eidgenossenschaft Schaden litten, und das Volk von seinen Führern auf die schnödeste Weise ins Ausland verkauft und im Dienste fremder Eroberungssucht auf die Schlachtbank geliefert wurde. In einem ganz besonderen Sinne traf ihn das Wort, daß Gott von dem Hirten das Blut der ihm anvertrauten Schafe fordern werde, und er sah sich durch seine Hirtenpflicht gleich kräftig wie durch seine Vaterlandsliebe zum Kampf gegen das eingerissene Unwesen aufgefordert. Ohne Rücksicht auf die Feindschaft, die er sich durch solches Auftreten zuziehen mußte, sprach er seine offene Mißbilligung dieser Verhältnisse aus und suchte ihnen soviel als möglich entgegenzuwirken.

Durch dieses Auftreten gegen eine, wie in der Schweiz überhaupt, so insbesondere auch in Glarus weitverbreitete Unsitte zog er sich viele Feindschaft zu, und diese war wohl hauptsächlich der Grund, weshalb er sich nach einem anderen Wirkungskreise sehnte. Einen solchen fand er in dem berühmten Wallfahrtsorte von Einsiedeln, wohin er durch den Administrator des dortigen Klosters berufen wurde. Damit eröffnete sich ihm ein weites Feld zur Bekämpfung des Aberglaubens, der ihm gerade hier vor Augen trat. Tausende von Wallfahrern aus allen Gegenden und allen Ständen strömten alljährlich herbei, um bei dem Marienbild des Klosters, das für wundertätig galt, Ablaß zu suchen. Daß Zwingli, wie bisher allgemein angenommen wurde, schon jetzt gegen diesen Mißbrauch aufgetreten sei, kann nach neueren Forschungen nicht mehr aufrechterhalten werden. Die berühmte Predigt, die er in Einsiedeln gegen den an



Zwingli.

jenes Marienbild geknüpften vollkommenen Ablaß gehalten hat, und in der er das Wallfahren zu diesem Bilde als „Götzendienst“ bezeichnete, gehört erst einer späteren Zeit an; sie ist bei Gelegenheit eines Besuches, den er im Jahre 1523 von Zürich aus in Einsiedeln machte, von ihm gehalten worden. Aber schon als Pfarrer von Einsiedeln predigte er dort dem Volke eindringlich von dem guten Hirten, dem einigen Mittler des Heils, bei dem allein Gnade und Friede zu finden sei, und er darf mit Wahrheit von sich bezeugen, daß er schon im Jahre 1516, noch ehe er etwas von Luther gehört, das Evangelium Christi zu predigen angefangen habe. Auch blieb solche Predigt nicht ohne jede Wirkung. Sie hatte zur Folge,

daß die Zahl der Marienanbeter, die wallfahrend nach Einsiedeln kam, von Jahr zu Jahr geringer wurde. Zwinglis Aufenthalt in Einsiedeln war nicht von langer Dauer; aber auch die ursprünglich von ihm beabsichtigte Rückkehr nach Glarus verwirklichte sich nicht, denn er wurde im Jahre 1518 zum Leutpriester am Groß-Münster nach Zürich berufen. Am 1. Januar 1519, an seinem 35. Geburtstage, trat Zwingli sein Predigtamt in Zürich an. Gleich bei der Übernahme desselben erklärte er den versammelten Chorherren, daß er, statt der bisher üblichen an die Perikopen sich haltenden Predigten die zusammenhängende Auslegung des Evangeliums Matthäi sich vorgenommen habe. Sofort ging er damit ans Werk, und im Anschluß an die Auslegung dieses Evangeliums geißelte er freimütig die in Zürich herrschenden Laster und alle Schäden des sittlichen und nationalen Lebens. Dagegen ging er an den kirchlichen Mißständen auch jetzt noch mit schonender Zurückhaltung vorüber, obwohl inzwischen die durch Luther in Deutschland begonnene Reformation ihren Wellenschlag auch bis in die Schweiz geworfen hatte. Von einem so mutvollen Auftreten gegen die Mißbräuche und Irrtümer der Kirche, wie bei Luther finden wir bei Zwingli in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit in Zürich noch keine Spur, und ebensowenig von den inneren Kämpfen, durch welche Luther zum Reformator vorbereitet und ausgerüstet worden ist. Auch von Luthers Schriften nahm er nur in oberflächlicher Weise Kenntnis. Aber immer tiefer drang er doch auch schon jetzt in die evangelische Wahrheit ein, und diese stand so sehr im Mittelpunkt seiner Predigten, daß er dem Vorwurfe, er sei ein Anhänger Luthers, nicht entgehen konnte. Er selbst verwahrt sich gegen diesen Vorwurf, den er nur für einen Vorwand erklärte, um ihn zu verdächtigen. So schreibt er in dieser Beziehung: „Sprechen sie, du mußt wohl lutherisch sein, du predigst ja, wie Luther schreibt, so ist meine Antwort: Ich predige ja auch wie Paulus; warum nennst du mich nicht vielmehr einen Paulisten? Ja, ich predige das Wort Christe, warum nennst du mich nicht vielmehr einen Christen? . . . Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit so großem Ernste die Schrift durchforscht, als seit tausend Jahren irgend einer auf Erden gewesen ist. Mit dem männlichen, unbewegten Gemüte, womit er den Papst von Rom angegriffen hat, ist ihm keiner nie gleich geworden, solange das Papsttum gewährt hat, alle andern ungescholten. Wessen aber ist solche Tat? Gottes oder Luthers? Frage den Luther selbst, gewiß sagt er dir: Gottes. Warum schreibst du denn anderer Menschen Lehre dem Luther zu, da er sie selbst Gott zuschreibt, und nichts Neues hervorbringt, sondern was in dem ewigen, unveränderlichen Worte Gottes enthalten ist? — Fromme Christen! gebet nicht zu, daß der ehrliche Namen Christi verwandelt werde in den Namen Luthers; denn Luther ist für uns nicht gestorben, sondern er lehrt uns den erkennen, von dem wir allein alles Heil haben. — Predigt Luther Christum, so tut er's grade wie ich; wiewohl, Gott sei Dank! durch ihn eine unzählbare Menge mehr als durch mich und andere, denen Gott ihr Maß größer oder kleiner macht, zu Gott geführt wird. — Ich will keinen Namen tragen, als meines Hauptmannes Jesu Christi, dessen Streiter ich bin. . . . Es kann kein Mensch sein, der Luther höher achtet als ich. Dennoch bezeuge ich vor Gott und allen Menschen, daß ich all' meine Tage nie einen Buchstaben an ihn geschrieben hab, noch er an mich, noch verschafft, daß geschrieben werde. Ich habe es unterlassen, nicht daß ich jemand gefürchtet, sondern weil ich damit allen Menschen habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geist Gottes sei, da wir so weit voneinander entfernt und doch einmütig sind, aber ohne alle Verabredung, wiewohl ich ihm nicht zuzuzählen bin; denn jeder tut, soviel ihm Gott weiset."

Schon im Jahre 1520 war Zwinglis evangelische Predigtweise von einem solchen Erfolge begleitet, daß der Rat von Zürich einen Befehl an alle Priester in Stadt und Land erließ, daß sie überall frei die heiligen Evangelien und die Sendbriefe der heiligen Apostel gleichförmig nach dem Geiste Gottes und rechter göttlicher Schrift beider Testamente predigen sollen und nur das verkündigen und lehren, was sie mit bemeldten Schriften bewähren und erhalten können. Was aber von Menschen erfundene Lehren und Sat-



Zwingli.

(Bald nach seinem Tode entstandenes Ölgemälde.)

zungen seien, so sollen sie davon schweigen. — Das war schon ein großer Sieg der reformatorischen Sache. Bald aber sollte auch in seinem neuen Wirkungskreise für Zwingli die Gelegenheit sich bieten, auf dem durch Gottes Wort wohlbereiteten Boden das Werk der sittlichen und kirchlichen Erneuerung zu beginnen.

Auch in Zürich begann das reformatorische Wirken mit dem Kampfe gegen das schon erwähnte Reislaufen, gegen das er als Vaterlandsfreund sein Geistesschwert schwang.

Gleich einem alttestamentlichen Propheten trat er vor sein Volk als Bußprediger hin. Ob sie denn nicht sähen, so ruft er ihnen zu, wie der Söldnerdienst ihr Land verwüste. Was brächten sie mit aus dem fremden Kriegsdienst? Unsitte aller Art, Roheit, Eitelkeit und Prunksucht, Eigennutz und Müßiggang. „Was seht ihr nach den fremden Schätzen? Wie, ist's nicht eine Schande, daß ihr um schnöden Geldes willen eure beste Kraft verkauft? Was habt ihr für Gewinn, wenn ihr den Lockungen der Kardinäle folgt? Wenn ein Wolf in das Land kommt, so stürmt man und alles eilt, ihn totzuschlagen: den Wölfen aber, welche die Leute zugrunde richten, will niemand wehren. Die Kardinäle tragen mit Recht rote Hüte und Mäntel; denn schüttelt man sie, so fallen Dukaten und Kronen, windet man sie aber, so rinnt deines Sohnes, Bruders, Vaters und guten Freundes Blut heraus." — Die Mahnungen Zwinglis blieben nicht ohne Erfolg, wie sehr auch die päpstlich gesinnte Partei den „Pfaff" zu verdächtigen suchte. Auf sein Betreiben mußten Geistliche und Laien, Obrigkeit und Bürgerschaft schwören, von nun an keine Gaben, Jahrgelder und Geschenke von fremden Fürsten anzunehmen.

Nach diesem ersten siegreichen Kampfe gegen einen sittlichen Schaden des Volkslebens sollte aber auch der Kampf gegen die kirchlichen Schäden und Mißbräuche nicht lange auf sich warten lassen. Zwingli verwarf die Fürbitte der Heiligen und die Lehre vom Fegefeuer, er griff die übertriebene Verehrung der Maria und das Klosterwesen an, indem er die Mönche als einen „faulen Haufen" bezeichnete, und deren Zurückführung in ein bürgerliches Arbeitsleben forderte. Auch die Freigebung der Priesterehe erklärte er für notwendig. Aber bei alledem hoffte er noch immer, daß der Bischof von Konstanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte, zu einer dem Evangelium entsprechenden Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse seine Hand bieten werde, bis er wegen seines Angriffes auf die Fastengebote mit diesem in einen Kampf geriet, der dem Reformationswerk in Zürich eine entscheidende Wendung gab. Der Bischof forderte den Rat von Zürich auf, gegen Zwingli einzuschreiten. Aber statt ihn zur Rechenschaft zu ziehen, ging der Rat auf Zwinglis Bitte ein, daß durch die Anordnung eines öffentlichen Religionsgespräches die kirchlichen Gegensätze zur Entscheidung gebracht würden. Zur Vorbereitung darauf veröffentlichte Zwingli 67 Sätze, die er zu verteidigen sich erbot. Gleich denen Luthers sind sie von echt evangelischem Geiste durchweht. So heißt es in ihnen: „Alle irren und lästern Gott, welche dem Evangelium ohne die Bestätigung der Kirche kein Ansehen zuschreiben. Die Summe des Evangeliums ist, daß unser Herr Jesus Christus, der wahre Sohn Gottes, uns den Willen seines himmlischen Vaters kundgetan und mit seiner Unschuld vom Tode erlöset und mit Gott versöhnet hat. Alle Christen sollen ihren höchsten Fleiß darauf wenden, daß allein das Evangelium Christi allenthalben gepredigt werde. Christus, der einmal am Kreuze sich dargebracht, ist allein das Opfer, welches für die Sünden aller Menschen genugtut. Daraus folgt, daß die Messe kein Opfer ist. Gott allein vergibt die Sünde und allein um Jesu Christi, unseres Herrn, willen."

Am 29. Januar 1523 fand das von Zwingli begehrte Religionsgespräch auf dem Rathause zu Zürich statt. In der Mitte der etwa 600 Teilnehmer zählenden Versammlung, zu der sich sämtliche Geistliche des Kantons und auch viele aus den benachbarten Kantonen Bern, Schaffhausen u. a. eingefunden hatten, und zu der auch der Bischof von Konstanz seinen Generalvikar Faber und andere Vertreter entsendet hatte, saß Zwingli allein an einem Tisch. Vor ihm lagen Bibeln in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache aufgeschlagen. Der Bürgermeister Rust von Zürich eröffnete die Verhandlung mit einer Ansprache, in der er jeden, der gegen den Magister

Zwingli und dessen Lehre etwas vorzubringen hätte, das Wort zu nehmen aufforderte. Vergeblich legte der Vikar des Bischofs dagegen Verwahrung ein, daß über Glaubenssachen hier verhandelt werde. Wenn Zwingli als Privatmann zu ihm nach Konstanz kommen wolle, so werde er ihn gastfrei aufnehmen und ihm alles Gute erweisen, aber mit ihm über Glaubenssachen zu streiten, sei er nicht gewillt. Die katholische Lehre sei von alters her festgestellt und an ihr sei nichts zu ändern. Wenn man über Glaubenssachen verhandeln und streiten wolle, so müsse dies auf den hohen Schulen zu Köln, Paris oder Löwen geschehen. Zwingli aber wandte dagegen ein, daß es hier nicht auf Alter und Gewohnheit, sondern auf die Wahrheit selbst ankomme. Hatte Faber erklärt, daß diese hier zufällig zusammengelaufene Versammlung aus einfachen Geistlichen und Bürgern sich nicht die Rechte eines Konzils anmaßen dürfe, so hielt ihm Zwingli die Verheißung Christi entgegen, daß er da gegenwärtig sein wolle, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, sowie das feste Vertrauen auf die Kraft des göttlichen Wortes, seine Wahrheit, auch ohne die Vermittlung menschlicher Autoritäten jedem aufrichtigen Herzen zu offenbaren. Im weiteren Verlauf der Verhandlung stritt man besonders über die Fürbitte der Heiligen und die Messe. Faber mußte die Waffen strecken und Zwinglis Sieg war ein vollständiger. Noch an demselben Tage beschloß der Rat unter dem Beifall der Anwesenden, „daß Magister Huldreich Zwingli fortfahren solle wie bisher, nach bester Meinung das heilige Evangelium und die echte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes zu verkündigen, und daß auch alle anderen Leutpriestern, Seelsorger und Prädikanten in Stadt und Land nichts vornehmen noch predigen sollten, als was sie mit dem heiligen Evangelium und rechter göttlicher Schrift bewähren möchten.“

Mit diesem Religionsgespräch war die Einführung der Reformation in Zürich entschieden. An die Stelle des Bischofs und seiner Gewalt trat hier, wie bald darauf in anderen Gebieten der Schweiz, die christliche Gemeinde in ihrer gesetzlichen Vertretung durch die Obrigkeit, so daß die geistlichen Angelegenheiten hinfort der Entscheidung des großen Rates unterlagen. Schritt für Schritt, ohne viel äußere Unruhe, vollzog sich die Wandlung. Den Anfang in der Umgestaltung des öffentlichen Gottesdienstes machte man mit der Entfernung der Bilder aus den Kirchen, da Zwingli in diesen das vornehmste Hindernis der rechten Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit erblickte. Freilich vollzog sich ihre Beseitigung nicht in so friedlicher Weise, wie Zwingli es gehofft hatte. Ähnlich wie s. Z. in Wittenberg, kam es auch in Zürich vielfach zu einem gewaltsamen Bildersturm, bei dem allerhand Unfug verübt wurde, so daß der Rat gegen die Täter einschreiten mußte. Einer der Rädelsführer brach mit einer Rotte in die Frauenmünsterkirche ein, zertrümmerte daselbst die Kanzel mit dem ewigen Lichte, verschüttete das Öl und besprengte damit unter spottenden Gebärden seine Genossen. Mit den Bildern verschwanden auch die Altäre, Kruzifixe und Leuchter aus den Gotteshäusern. Die gottesdienstliche Feier wurde auf die schlichtesten, einfachsten Formen zurückgeführt und auf Predigt und Gebet beschränkt. Selbst Gesang und Orgelspiel wurden abgeschafft, ebenso jede besondere geistliche Amtstracht. Das Volk solle, meinte Zwingli, seine Geistlichen nicht an ihrer Kleidung, sondern an der Teilnahme für seine Anliegen und ihrer Bereitwilligkeit zum Helfen erkennen. Die Messe wurde abgeschafft und an ihrer Stelle eine evangelische Abendmahlsfeier eingeführt. Obwohl gerade in betreff der Messe sehr viele an den alten Gebräuchen hingen, so war doch die Beteiligung an der ersten evangelischen Abendmahlsfeier, die am Gründonnerstag des Jahres 1525 im Groß-Münster gehalten wurde, eine überaus zahlreiche. Fast die ganze Bürgerschaft nahm an ihr teil und Zwingli selbst war darüber erstaunt, wie klein die Zahl derer blieb, die nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückschauten. Der Vereinfachung der Gottesdienste folgte die Aufhebung der Klöster, die in Zufluchtsstätten für die Armen und Verwaisten umgewandelt oder zur Einrichtung von Schulen benutzt wurden. Das Chorherrenstift von Großmünster wurde abgetan und seine reichen Pfründen wurden für die Unterweisung der Lehrer in Kirchen und Schulen verwandt; denn auch auf die Verbesserung der letzteren war Zwinglis Sorge auf das

eifrigste gerichtet. In die Ratsstuben, in die Gemeinden, in die Familien drang der evangelische Geist. Das Pfarrhaus insonderheit wurde nach Abschaffung der Ehelosigkeit der Priester eine Stätte guter Zucht und Sitte, und dem Pfarrer trat die Pfarrfrau zur Seite als treue Gehilfin in der Pflege der Armen und Kranken, so allen als leuchtendes Beispiel voran in Zwinglis Haus seine treue Gattin Anna von Knonau. Das Beispiel des Pfarrhauses weckte überall Frömmigkeit und gute Sitte, die durch treffliche Predigt und fleißiges Lesen des Wortes Gottes genährt wurde; die Bibel wurde Hausbuch, indem sie Zwingli mit seinem Freunde Leo Judae in seines Volkes Mundart übersetzte. So wurde in weniger denn fünf Jahren die Reformation in Zürich vollzogen. Entsprechend Zwinglis Grundgedanken, daß das Werk der Erneuerung das ganze Leben umfassen müsse, wurde auch die Umgestaltung des gesamten häuslichen, bürgerlichen, staatlichen und kirchlichen Lebens in Angriff genommen und durchgesetzt durch die unermüdliche Tätigkeit dieses einen Mannes. Dabei war ihm Waffe zur Abwehr, wie Werkzeug zum Aufbau auch nichts anderes als Gottes Wort. —

Die im Kanton Zürich begonnene Reformation blieb aber nicht auf diesen beschränkt; siegreich drang sie nacheinander in den meisten Kantonen der Schweiz durch, und Zwingli war fast überall persönlich oder brieflich dabei der Leiter. Ja, weit über die Grenzen der Schweiz hinaus erstreckte sich sein Einfluß, nach Süddeutschland, nach Frankreich, nach Italien. Nach allen Seiten hin knüpfte er Verbindungen an, überall streute er die Samenkörner evangelischer Wahrheit aus.

Die von Zwingli ins Werk gesetzte Reformation war lange Zeit von Wittenberg aus und auch von Luther selbst im ganzen wenig bekannt und beachtet worden. Man hielt ihn für einen Mann, der mit Geschick und Glück in Zürich evangelische Neuerungen zuwege gebracht hatte, wie sie damals in der reformatorisch bewegten Zeit auch an anderen Orten im kleineren und größeren Umfange gelangen. Aber hatte Luther schon ein gewisses Mißtrauen gegen Zwingli gefaßt, als er von dessen Eifer gegen die Duldung von Bildern Kunde erhielt, worin er einen Beweis gleicher Geistesrichtung mit Carlstadt und anderen Schwärmern sehen mußte, so steigerte sich dieses Mißtrauen zum offenen Gegensatze durch die Verschiedenheit, die zwischen Luther und Zwingli in der Lehre vom Abendmahl mit großer Schärfe sich geltend machte. Sie hat zu dem **Abendmahlsstreit** geführt, durch den die evangelische Kirche in zwei getrennte Heerlager sich gespalten hat.

Der Anfang dieses Streites ist hauptsächlich auf Carlstadt zurückzuführen. Dieser war, nachdem er Wittenberg verlassen hatte, nach Süddeutschland gegangen, und von dort aus auch mit Zwingli in Verbindung getreten. In einer von Basel aus veröffentlichten Schrift: „Von dem widerrechtlichen Mißbrauch von des Herrn Brot und Kelch" entwickelte Carlstadt eine Erklärung der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls, durch welche dieses zu einer leeren Zeremonie herabgewürdigt wurde. Carlstadt verstand nämlich die Worte Jesu: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird," nicht von dem Brot, das der Herr seinen Jüngern brach, sondern er deutete sie dahin, daß Jesus, indem er das Brot gebrochen, auf seinen eigenen Leib gezeigt, und von diesem gesagt habe: „Das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird." Damit verlor das Brechen des Brotes überhaupt jede Bedeutung, und das Sakrament des Altars, auf das Luther so großen Wert legte, jeden Inhalt. Es ist begreiflich, daß diese Lehre Carlstadts bei Luther um so mehr die größte Entrüstung hervorrief, je dreister und anmaßender Carlstadt sie zu verfechten suchte. Dieser und die Schwärmer, die ihm anhingen, hatten schon das Sakrament der Taufe angegriffen und beinahe für unnötig oder doch für etwas ganz Äußerliches erklärt, und nun sollte auch das Abendmahl der Willkür dieser Schwarmgeister preisgegeben werden. Das Wort und die Sakramente waren für Luther die Grundpfeiler der Kirche, an denen nicht gerüttelt werden durfte. Auf ihnen beruhte für ihn der Zusammenhang der Reformation mit der alten Kirche. War auch dieses Band zerrissen, dann stand die durch das Evangelium erneuerte Kirche in der Luft, dann fehlte ihr aller geschichtlicher Boden, dann war sie in der Tat

25*

eine Sekte, eine von dem Weinstock abgehauene Rebe, ein von dem Leibe Christi, seiner Gemeinde, abgerissenes Glied.*) Das wollte und durfte Luther nicht dulden. Nun hatte Carlstadt für seine abgeschmackte Lehre vom Abendmahl in Süddeutschland, und namentlich in Straßburg, Anhänger gesucht und gefunden. Die dort im Sinne der Reformation wirkenden Männer: Martin Butzer und Wolfgang Capito schienen nicht abgeneigt, ihr zuzustimmen. Die päpstlich gesinnten Gegner der Reformation höhnten und spotteten und erhoben die Frage, an wen man sich zu halten habe, an Luther oder an Carlstadt. Die Straßburger Gemeinden, in denen noch alles in Gärung begriffen war, gerieten in Unruhe und Sorge um die gefährdete Sache des Evangeliums. Da wandten sich die Straßburger an Luther um Rat. Sie entsandten einen Diakonus mit einem ehrfurchtsvollen Schreiben nach Wittenberg, in welchem der Stand der Dinge, wie das Bedenken der Straßburger dargelegt wurden. In seinem Antwortsschreiben ging Luther zwar auf Carlstadts Abendmahlslehre nicht näher ein, aber er warnte die Straßburger vor Carlstadt, der das christliche Wesen in äußerlichen Dingen suche, als ob es in Bildstürmen, Sakramentleugnen und anderen Äußerlichkeiten liege. Er, Luther, schreibt er ihnen, habe wohl durch sein Schreiben den Bildern mehr Abbruch getan, als Carlstadt durch sein Stürmen. Die Hauptsache bleibe Christus, nicht wie Carlstadt es hinstellt, Christus als Vorbild, „welches das geringste Stück an Christus ist," sondern wie er ein Geschenk Gottes ist oder wie Paulus sagt, „Gottes Kraft, Weisheit, Gerechtigkeit, Erlösung, Heiligung."

Hatte sich Luther in diesem Sendschreiben an die Straßburger noch sehr milde und vermittelnd ausgesprochen, so bewogen ihn bald darauf weitere Schriften Carlstadts, in welchen ihn dieser in der maßlosesten Weise angegriffen hatte, auch seinerseits alle Schonung fahren zu lassen. In äußerster Ertrüstung schrieb er gegen Ende des Jahres 1524 die Schrift „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern und Sakrament". Die Sprache, die er in ihr gegen Carlstadt führte, war freilich eine derbe und heftige; er schalt ihn einen Eselskopf, der griechische Sprache meistern wolle, während er weder ordentlich deutsch noch lateinisch verstehe, einen Storch, der sich an seinem eigenen Geplapper erfreue. Er sah in dem Auftreten Carlstadts eine List des Teufels, der zur Freude der Papisten zwischen den Evangelischen Zwietracht zu stiften bemüht sei. Hinter Carlstadts Schrifterklärung, so führte er aus, stecke nichts anderes als eine Vernünftelei, die das Geheimnisvolle dem gewöhnlichen Menschenverstande begreiflich machen wolle. Die natürliche Vernunft und der gemeine Menschenverstand seien geneigter, im Abendmahl nur Brot und Wein zu sehen, statt zu glauben, daß Christi Leib und Blut darin verborgen sei. Dazu bedürfe es keines großen Geistes. Wenn einer nur kühn genug sei, solches zu behaupten, so finde er Anhänger genug. Wenn man aber einmal anfange, die Schrift nach dem gemeinen Dünkel auszulegen, so werde bald kein Artikel des Glaubens mehr stehen bleiben; denn es sei keiner, der nicht über die Vernunft hinausgehe. Mit dem gleichen Rechte könne man sagen, es sei unglaublich, daß Gottes Sohn ein Mensch geworden, und daß die göttliche Majestät, so Himmel und Erde nicht begreift, in dem engen Leib eines Weibes sei beschlossen gewesen und sich habe kreuzigen lassen. So Luther. Diese Schrift Luthers gegen Carlstadt ist der erste Anlaß zu dem Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli geworden. Der letztere veröffentlichte nun auch seinerseits mehrere Schriften, in denen er für die bildliche Auffassung der Einsetzungsworte eintrat. Zwar vermochte auch er der künstlichen Deutung, welche Carlstadt diesen Worten gab, nicht beizustimmen. Aber darin stimmte er doch mit ihm überein, daß er die Auffassung Luthers von einem wirklichen Genuß des Leibes und Blutes Christi in den sichtbaren Zeichen des heiligen Abendmahls ebenso entschieden wie dieser ablehnte.

Mit der katholischen Verwandlungslehre hatte er zugleich die Annahme einer wirklichen Gegenwart des Leibes Christis im Abendmahl aufgegeben. Ja, er hatte, wie er später erklärte, nie wahrhaft an sie geglaubt. Er berief sich dafür auf das Wort des Herrn:

*) Hagenbach, Geschichte der Reformation. S. 286.

„Das Fleisch ist kein nütze." Nur von einer geistigen Speisung der Glaubenden wollte er wissen, welche durch Gottes Wort und seinen Geist im Glauben das durch Christi Tod erworbene Heil zu genießen bekommen, und er kannte kein Bedürfnis dafür, daß dieses Heil den einzelnen auch durch eine Ausspendung des für sie dahingegebenen Leibes Christi und unter der sinnlichen Vermittlung des Brotes dargeboten und eben hierdurch ihr Glauben gestärkt werde. Demgemäß leugnete er, daß das Wort „ist" in den Einsetzungsworten wörtlich zu nehmen sei. Das Brot, so legte er die Einsetzungsworte des Abendmahls aus, bedeutet den Leib Christi, der Kelch bedeutet das Blut Christi. Die Sakramente sind ihm nicht dazu da, den Gläubigen der Erlangung des Heils gewiß zu machen, sondern sie bekunden nur die Zugehörigkeit zur Gemeinde des Herrn. Auch hier glaubte Luther wieder eine Abneigung Zwinglis gegen die Bilder zu sehen, die er mit Carlstadt teile, und das veranlaßte ihn, diesen von Anfang des ganzen Streites an mit den Schwarmgeistern auf eine Linie zu stellen, und den scharfen Gegensatz, dessen er sich diesen gegenüber bewußt war, auch auf Zwingli zu übertragen. Der Gegensatz zwischen beiden wurde dadurch noch verschärft, daß in Basel der in einem früheren Abschnitt erwähnte Oecolampad auf Zwinglis Seite trat, und daß Luther es auch in anderen Gebieten der reformatorischen Bewegung mit Gegnern zu tun hatte, welche die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle leugneten, so in Schlesien Schwenkfeld und Krautwald, die ebenfalls mit den Schwarmgeistern vieles gemein hatten.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den jahrelang schriftlich geführten Streit im einzelnen zu verfolgen. Nur so viel sei hier bemerkt, daß es nicht etwa ein leidenschaftliches Streiten um Worte oder um mehr oder weniger gleichgültige Lehrsätze war, was beide Gegner mit einer Hartnäckigkeit, die wir heute bedauern, auf ihrer Meinung bestehen ließ, sondern daß in dem Streit um das Abendmahl nur eine viel tieferliegende Verschiedenheit in der Auffassung von dem innersten Wesen des Christentums, die beide Reformatoren voneinander trennte, zum Ausdruck gekommen ist. Wohl stimmen beide darin überein, daß das Wort Gottes ihnen Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens ist, und ebenso das Schwert des Geistes gegen alle Feinde der Wahrheit zur Rechten und Linken, wie das Werkzeug zum Aufbau einer neuen Kirche. Beiden ist die Bibel als Gottes Wort das unentbehrliche Rüstzeug, nicht nur zum Kampfe gegen alle Mißbräuche der katholischen Kirche, sondern auch zur Abwehr der Schwarmgeister, die auf das innere Licht der Offenbarung allein sich beriefen. Beide wollen mit Gottes Wort eine Erneuerung des ganzen religiös-sittlichen und kirchlichen Lebens, die nur Zwingli unter dem Beistand des Züricher Rates und in seinem auf ein engeres Gebiet beschränkten Wirkungskreise umfassender durchzuführen vermochte als Luther, der dazu unter den fortgesetzten Kämpfen nicht im gleichen Maße Zeit gewann, und bei den regierenden Gewalten nicht die gleiche Unterstützung fand wie jener. Bei aller Anerkennung der Bibel, als des höchsten Richters in Glaubensfragen, sind beide frei vom toten Buchstabendienst. Beiden ist das Evangelium die Hauptsache und die Summe desselben: „Jesus Christus, Gottes Sohn, der alleinige Mittler unsres Heiles". Aber bei aller Gleichheit in diesen Hauptpunkten ist doch bei beiden eine durchgehende Verschiedenheit in der Herausarbeitung und Darstellung der religiösen Wahrheit aus Gottes Wort wahrzunehmen. Luther, der überwiegend gemüt- und phantasievolle, mit größerem Schwung des Geistes ausgestattet, versenkt sich in die Tiefen des Gotteswortes, um das Mystische, das Geheimnisvolle desselben zu erforschen und durch unmittelbare Anschauung zu ergreifen. Zwingli, zwar auch ein Mann von tiefem Gemüt, ist mehr der verständig nüchterne, der alles sogleich auf das praktisch-sittliche Leben bezieht. Wo es galt, prophetischen, ahnungsvollen Geistes in die Tiefen des Wortes Gottes zu schauen, da war Luther der stärkere; wo es aber galt, dem einzelnen Buchstaben sein Recht werden zu lassen, nicht mehr oder weniger in den Worten zu sehen, als darin liegt, grammatisch und historisch die Schrift auszulegen, Bild und Ausdruck derselben aus dem Geist der Sprache zu erklären, da war unstreitig Zwingli der stärkere.

Diese Verschiedenheit machte sich nun ganz besonders in der Lehre von den Sakramenten und insbesondere in der vom heiligen Abendmahl geltend. Auch für Zwingli ist die Abendmahlsfeier ohne die Beziehung auf den Versöhnungstod Christi und die in ihm gewährleistete Sündenvergebung ihres Inhaltes entleert und zur bedeutungslosen Zeremonie geworden. „Das soll niemand als bei uns in Frage stehend ansehen, so sagte er einmal, ob wir an die Gegenwart Christi im Abendmahl glauben. Wenn er uns nicht gegenwärtig wäre, so würde uns das Abendmahl zuwider sein. Zwingli sieht in dem Abendmahl das von Christi seiner Kirche gegebene Zeugnis und Pfand seiner Liebeshingabe und Versöhnung, dessen Betrachtung und Empfang die Seinen in ihren Anfechtungen stärkt und in der Gemeinschaft mit ihm bewahrt. Er bedient sich, um die Bedeutung des Abendmahles für den Glauben zu veranschaulichen der sinnigen Vergleichung mit dem seiner Gattin gegebenen Verlobungsring, der von dieser auch nicht nach seinem äußeren Wert geschätzt, sondern als das Unterpfand seiner ihr angelobten unverbrüchlichen Liebe und Gemeinschaft von ihr hochgehalten wird. So wie sie in diesem Ringe zugleich der Liebe ihres Gatten sich freut und nach ihr den Wert desselben mißt, so sind uns auch das Brot und der Wein die sichtbaren Zeichen der Liebe, mit welcher Gott das menschliche Geschlecht in seinem Sohne mit sich versöhnt hat; wir schätzen sie nicht mehr nach ihrem stofflichen Wert, sondern nach der Größe der Sache, welche sie bedeuten; es ist uns nicht mehr gewöhnliches, sondern heiliges Brot, das deshalb auch nicht bloß Brot, sondern auch der Leib Christi genannt werden kann." Aber dabei gehört es für ihn zu dem innersten Wesen des Gottesglaubens, daß Gott als der Unerschaffene und der Unendliche nichts Sichtbares als einen Gegenstand des Glaubens neben sich duldet, und daß demgemäß ein Glaube, der auf die sichtbaren Zeichen des Sakramentes sich gründet, dieses an die Stelle Gottes setzen und zur Kreaturvergötterung werden müsse. Er wird nicht müde zu wiederholen, daß etwas Körperliches nicht Gegenstand des Glaubens sein, und der Glaube nur im Unsichtbaren und Geistigen seinen Trost und Stützpunkt suchen könne. So fest und unmittelbar ihm daher das Abendmahl auf dem Versöhnungstod Christi beruht, es bleibt für ihn das Gedächtnis dieser geschichtlichen Versöhnung und jede über diese Bedeutung hinaus ihm zugeschriebene unmittelbare Wirkung eine Entstellung seines ursprünglichen Sinnes, so wie auch Christus die Worte seiner Entsetzung „dies ist mein Leib" nur im bildlichen Sinn gemeint haben könne, gemäß der von ihm selbst hinzugefügten Weisung „dies tut, meiner zu gedenken". Von einer Gegenwart Christi bei der Abendmahlfeier kann für ihn daher doch nur insoweit die Rede sein, als der Gläubige überhaupt dieser seiner Gegenwart sich getrösten darf und schon vorher durch den innerlichen Empfang seiner Versöhnung und seines Geistes seiner Gemeinschaft teilhaft geworden ist; von einer Stärkung und Zusicherung dieser Gemeinschaft beim Empfang der heiligen Zeichen auch nur zu reden, erscheint ihm bedenklich, da auch hierdurch der Glaube hinausgerückt und auf Sinnliches abgelenkt würde. Es leuchtet ein, wie sehr durch diese Lehre von einer lediglich abbildlichen Bedeutung und von der nur dem Andenken des Todes Christi geweihten Bestimmung des Abendmahls die Feier desselben der Stellung entspricht, die Zwingli überhaupt zu allen Bildern und zu äußeren kirchlichen Handlungen eingenommen hat.

Eine solche Auffassung aber mußte auf Luther abstoßend wirken, dem gerade das der höchste Glaubenstrost, das höchste Geheimnis göttlicher Herablassung und Liebesoffenbarung war, daß Gott uns armen Menschen, dieweil wir in den Sinnen leben, durch ein äußerliches Zeichen neben dem Worte seiner Gnade gewiß macht. Er sah darin die Leugnung und Verkümmerung des größten der Kirche geschenkten Gnadenwunders. Während nach Luther der Feiernde sich vor allen Dingen dessen getrösten soll, daß Christus sich zu ihm bekenne, zu ihm sich herablasse, sich ihm zu genießen gebe, sieht Zwingli in der Abendmahlsfeier weit mehr unser Bekenntnis zu Christo, dem für uns Gestorbenen. Nach Zwingli bezeugt die Gemeinde dem Herrn ihren öffentlichen Dank, nach Luther dagegen *empfängt* jeder einzelne das Heil von oben, das Brot des Lebens, das Christus selber ist, wobei er sich nur

passiv verhält. Die Bezeugung des Dankes, die Zwingli in den Vordergrund stellt, könnte leicht als eine Leistung, als ein verdienstliches Werk betrachtet werden, während Luther auch hier nach der ganzen ihm eigenen Auffassung von dem Wesen des christlichen Glaubens sich völlig hingeben will an die Gnade, an die geheimnisvolle Wirkung desselben im Sakrament. Wenn wir das alles erwägen, so muß uns der ganze Abendmahlstreit in einem milderen Lichte erscheinen. Bei der Zwinglischen Auffassung war mit dessen nüchtern-verständiger, alles Kreatürlich-heidnische scharf ausscheidender Weise die Gefahr vorhanden, daß das heilige Abendmahl zu einer bloßen von uns gefeierten Handlung gemacht werde; Luther mit seinem ahnungsvollen, tief-mystisch angelegten Wesen war hingegen darauf gerichtet, eine wirkliche Mitteilung des Göttlichen, Jesu Christi selbst, im Abendmahl zu erfassen. Zwar schließt auch die Auffassung Zwinglis diese Seite des Abendmahles nicht aus, aber damals, in der Heftigkeit des Streites, war die Gefahr naheliegend, daß diese Seite des Abendmahles von Zwingli übersehen wurde, und damit jede tiefere ahnungsvolle Auffassung des Abendmahles über einer allzu großen Nüchternheit verschwinden möchte. Und daß Luther dies, das Geheimnis des Abendmahles, festgehalten und, wir möchten sagen, vor Verflachung gerettet hat, das ist, ungeachtet der Schroffheit mit der er zeitweise den Streit führte, sein unveräußerliches Verdienst.

Aber auch die verschiedenen Lebensführungen beider Reformatoren und die Eigenart ihres Charakters und Temperamentes sind nicht ohne Einfluß auf den Verlauf des Abendmahlstreites gewesen. Luther war eine ungemein lebhafte, leicht erregbare Natur, die von dem augenblicklichen Eindruck rasch hingenommen wurde, Zwingli dagegen ruhig, kühl, überlegend; alles, was er tat und sagte, auf die Wagschale legend und wohl abwägend: bei ihm der Verstand, bei Luther Phantasie und Gemüt vorherrschend. Luther hatte von Jugend an die schwersten Drangsale, die schwersten Kämpfe zu bestehen gehabt. Sein eigenes Glaubensleben war durch die heftigsten inneren Erschütterungen hindurchgegangen. Unter den heißesten Anfechtungen hatte er sich den Frieden seiner Seele erringen müssen. Dazu hatte er im Kampfe gestanden mit den höchsten öffentlichen Gewalten: Kaiser und Reich hatten ihn geächtet, der Papst ihn in den Bann getan; von seinen Gegnern war er stets aufs gröbste verleumdet, von seinen Freunden zum Teil mißverstanden und im Stich gelassen worden. Kein Wunder, daß sein ohnehin so leicht bewegtes Gemüt dadurch in eine gewisse Spannung und Reizbarkeit geraten war. Ja, die inneren Kämpfe dauerten bei ihm fort, und brachen öfter mit großer Heftigkeit in der einen oder anderen Weise wieder hervor. Zwingli hatte von Anfang an einen leichteren und gebahnteren Lebensweg gefunden. Mit großer Muße hatte er seiner Ausbildung obliegen, Künste und Wissenschaften pflegen können. Als er auftrat, war es von vornherein in einem viel beschränkteren Gebiet. Der Rat seiner Stadt kam ihm aufs freundlichste entgegen, befahl schon im Jahre 1520 die freie Predigt des Evangeliums, schritt gegen schwärmerische Eindringlinge und Unruhstifter im Einverständnis mit ihm scharf ein. Der Papst hatte für ihn lange Zeit nicht nur keinen Bannstrahl, sondern nur gnädige Verheißungen und Versprechungen. Zwinglis Gemüt konnte bei dem allen auch ruhiger und leichter bleiben. Luther war in seiner ganzen Auffassung und Denkweise tiefsinniger als Zwingli. Er scheute vor keinem Wunder zurück, ja, er sah gerade in dem Wunderbaren und darum dem gewöhnlichen Verstande Unzugänglichen eine besondere Verherrlichung Gottes. Er arbeitete immer mit der Hingabe und Teilnahme seiner ganzen innersten Persönlichkeit. Dabei stand ihm der ganze Eine ungeteilte Christus im Vordergrund seiner Anschauung. Gott und Mensch, göttliche und menschliche Natur waren ihm in Christo aufs unauflöslichste verbunden, und so umfaßte er selbst trotz allem Gefühl seiner menschlichen Schwäche und Sünde, ja, gerade bei demselben, in Christo seinen Gott und Herrn mit der ganzen Inbrunst und Innigkeit eines gottliebenden und immer wieder der persönlichsten Heilsversicherung bedürftigen Gemütes. Zwingli ist die persönliche Frömmigkeit gewiß nicht abzusprechen, aber er war weder äußerlich noch innerlich durch so aufregende Kämpfe hin-

durchgegangen und eignete sich mit gleichmäßiger Ruhe den Inhalt der geoffenbarten Wahrheit an. Christus und die in seiner Person für jedes beladene Gewissen vorhandene Versöhnung trat bei ihm weniger in den Mittelpunkt seines ganzen Denkens. Er faßte mehr das Ganze der in der Heiligen Schrift geoffenbarten Wahrheit ins Auge, und was Christus betrifft, so war derselbe ihm in erster Linie mehr das Vorbild eines neuen gottgewollten Lebens. Dabei war Zwingli in seiner ganzen Auffassung mehr nüchtern verständig, auch den Bedenken und Beweisgründen der natürlichen Vernunft mehr zugänglich. Seine Tätigkeit war bei einer außerordentlich praktischen Natur von Anfang an weit mehr, als bei Luther, darauf gerichtet, das Leben der Gemeinde auf den neugewonnenen Grundlagen der evangelischen Erkenntnis nach innen und außen neu zu ordnen. Die Abstellung überlieferter Einrichtungen machte dem leichtmütigeren Manne weniger Not, andererseits war er eine Natur, die für alles Gesetzliche weit mehr Sinn und Verständnis hatte. Bei Luther waltete die freiere evangelische Auffassung vor.*)

Nach alledem ist es nicht zu verwundern, daß Luther und Zwingli sich von Anfang an wenig verstanden. Persönliche Gereiztheit kam noch hinzu und verschärfte die Gegensätze, und es fehlte auch auf beiden Seiten nicht an Freunden und Anhängern, welche die Kluft noch zu erweitern bemüht waren. Wir mögen heute den ganzen Streit aufs tiefste bedauern, aber wir müssen darum doch zugestehen, daß er damals nicht zu vermeiden gewesen ist, und dürfen auch die Förderung nicht verkennen, die aus ihm für die tiefere Erkenntnis der evangelischen Wahrheit erwachsen ist.

*) Plitt, Dr. Martin Luther. S. 329.

5. Der Reichstag zu Speier im Jahre 1529.

Wir haben in einem früheren Abschnitt gesehen, wie schon der im Jahre 1526 nach Speier einberufene Reichstag nach der Absicht des Kaisers den Zweck haben sollte, „durch Ausrottung der bösen, üppigen Lehr und Irrsal Martin Luthers das heilige Reich wieder in gute Einigkeit zu bringen," und wie der Kaiser schon bei jenem in dieser Absicht gehaltenen Reichstage es auf nichts anderes abgesehen hatte, als auf eine gewaltsame Unterdrückung aller kirchlichen Neuerungen. Wäre der Wille des Kaisers zur Ausführung gekommen, so hätte schon damals im ganzen Reiche die evangelische Lehre verstummen müssen. Wir haben aber auch gesehen, wie gerade damals ein Reichstagsabschied zustande kam, der die Fürsten und Stände des Reiches ermächtigte, bis zur Berufung eines freien allgemeinen Konzils in Glaubensfragen nach ihrem Gewissen zu handeln, und wie dadurch für die nächsten Jahre der weiteren Ausbreitung der Reformation der wirksamste Vorschub geleistet wurde. Dieser Reichstagsabschied war aber nur ein vorläufiges Auskunftsmittel gewesen, und der Kaiser hatte ihm auch seine Zustimmung versagt. Inzwischen hatte der letztere mit dem Papste, der sich mit des Kaisers mächtigstem Gegner, dem König Franz I. von Frankreich, verbündet hatte, seinen Frieden gemacht, und er hatte keinen dringenderen Wunsch, „als seiner Heiligkeit Hand und Füße zu küssen," und von seiner Hand zum Kaiser gekrönt zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen, war er bereit, „alle seine Kräfte zur Verteidigung der päpstlichen Hoheit und römischen Kirche zu verwenden." Insbesondere verpflichtete er sich in den mit dem Papste gepflogenen Friedensverhandlungen, „alle Mühe aufzuwenden, um der verpesteten Krankheit des Luthertums entgegenzuwirken, und die Irrenden zur wahren christlichen Kirche zurückzuführen." Mit seinem gleichgesinnten Bruder Ferdinand, dem Könige von Böhmen und Ungarn, war er entschlossen, „gegen die in ihren Irrtümern verstockt Beharrenden," wenn alle Mittel fehlschlügen, auch Gewalt anzuwenden. Selbst die ungeheure, dem Deutschen Reiche von den Türken drohende Gefahr, welche eben in jenen Tagen sich an-

schickten, mit einem gewaltigen Heere gegen Deutschland aufzubrechen, vermochte den Kaiser und dessen Bruder in diesem Entschlusse nicht wankend zu machen. Es schien ihnen mehr am Herzen zu liegen, das Luthertum auszurotten, als die Einigkeit im Reiche zu erhalten und mit der ganzen Macht desselben dem Erbfeinde der Christenheit entgegenzutreten.*)

Die Evangelischen waren über die Absichten des Kaisers nicht im Zweifel und sahen daher mit Sorge dem neuen Reichstag entgegen, der auf den 21. Februar 1529 nach Speier ausgeschrieben wurde. Schon beim Zusammentritt des Reichstages zeigte König Ferdinand, der als einer der ersten in Speier eintraf und die Stelle seines noch immer in Spanien weilenden Bruders zu vertreten hatte, den Evangelischen gegenüber eine möglichst schroffe Haltung. Die Fürsten erschienen durchweg mit großem, glänzendem Gefolge, und die katholischen unter ihnen waren sich ihres Übergewichtes und der Mehrheit der Stimmen, über die sie geboten, voll bewußt. Unter den Kurfürsten war Johann von Sachsen der einzige, der entschieden auf evangelischer Seite stand. Unter den übrigen weltlichen Fürsten standen diesem nur Landgraf Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt und Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach zur Seite. Die ihnen gleichgesinnten Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg trafen erst sehr verspätet ein. Dazu kamen auf evangelischer Seite noch einige Herren von der Grafenbank, wie Graf Georg von Wertheim und Wilhelm von Fürstenberg u. a., sowie die Mehrzahl der Vertreter der deutschen Reichsstädte, die mit den evangelischen Fürsten und Herren gemeinsame Sache machten. Nicht weniger als 24 Reichsstädte waren es, die man auf dem Reichstage als „ungehorsam“ bezeichnete. Immerhin aber war es, wie der Straßburger Abgesandte schrieb, „nur ein kleines Häuflein, das bei Gottes heiligem Worte bleiben wolle;“



Das protestierende Speier.

doch durfte er hinzufügen: „sie sind aber unerschrocken.“

Wegen der verspäteten Ankunft vieler Fürsten konnten die Verhandlungen des Reichstages erst am 15. März beginnen. Der ersten Sitzung ging eine

*) Wir folgen in diesem Abschnitt der Schrift von Jul. Ney: Die Protestation der evang. Stände auf dem Reichstage zu Speier. XIII. Heft der Schriften für das deutsche Volk. Herausg. vom Verein f. Reformationsgeschichte.

feierliche Messe voran, zu welcher König Ferdinand mit sämtlichen katholischen Fürsten und Botschaftern in feierlicher Prozession von dem Sitzungssaale des Reichstages in den nahen Kaiserdom zog. Mit Kurfürst Johann von Sachsen blieben die evangelischen Fürsten und Stände dem Zuge in die Messe fern, um schon dadurch über ihre Stellung in der Glaubensfrage keinen Zweifel zu lassen. Da ihnen die Kirchen für den evangelischen Gottesdienst verschlossen blieben, so ließ Kurfürst Johann von Sachsen in den Höfen seines Absteigequartiers das Evangelium predigen, ohne sich darin durch das Verbot des Königs Ferdinand irremachen zu lassen. Wieder, wie auf dem Reichstag von 1526 gaben Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen durch die an den Wappen über ihren Absteigequartiere in lateinischen Worten angebrachte Aufschrift: „Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit" ihren Entschluß kund, sich von dem Evangelium nicht abdrängen zu lassen, und auch auf der Kleidung ihrer Dienerschaft standen wieder die Anfangsworte dieses Wahlspruches: V. D. M. I. E. (Verbum Domini manet in eternum).

Hart und drohend lautete die bei der feierlichen Eröffnung des Reichstages im Rathofe durch Pfalzgraf Friedrich verlesene kaiserliche Vorlage. Sie ging in ihrer Schärfe über alle Befürchtungen der Evangelischen weit hinaus. Der Kaiser sprach seine Bekümmernis und sein äußerstes Mißfallen über die bösen und verderblichen Irrtümer aus, die während seiner Regierung entstanden seien, immer weiter um sich gegriffen und Empörung, Aufruhr, Krieg, Jammer und Blutvergießen hervorgerufen hätten, denen der Kaiser aber „als oberstes Haupt der Christenheit" nicht länger zuzusehen gedenke. Das längst verheißene Konzil stellte Karl in nahe Aussicht und bemerkte, daß auch der Papst das Konzil „gern fördern wolle". Die letzte Erklärung war eine tatsächliche Unwahrheit. Papst Clemens VII. hat nach allem, was wir von ihm wissen, wohl niemals daran gedacht, dieses Versprechen, wenn er es dem Kaiser wirklich gegeben haben sollte, je einzulösen. Bis zum Konzil aber verbot der Kaiser auf das ernstlichste bei des Reiches Acht und Aberacht, „irgend jemand mit Einziehung geistlicher und weltlicher Obrigkeit zu vergewaltigen oder zu unrechtem Glauben und Sekten zu verleiten." Nichts weniger als die Wiederaufrichtung der Gerichtsbarkeit der Bischöfe über alle, auch die evangelischen Geistlichen war damit gefordert, und schutzlos wären diese allem preisgegeben worden, was den Bischöfen über sie zu verhängen beliebte. Hierauf erklärte der Kaiser, daß zu seinem großen Befremden die oft erwähnte Bestimmung des vorigen Speierer Abschiedes von vielen Ständen nach ihrem Gefallen ausgelegt worden sei, und „großen Unrat und Mißverstand wider unsern allerheiligsten Glauben" verursacht habe. Im Widerspruche mit dem im Deutschen Reiche geltenden Rechte maßte sich endlich der Kaiser an, jenen einstimmigen mit voller Zustimmung der kaiserlichen Vollmachtträger gefaßten Reichstagsbeschluß „aus kaiserlicher Machtvollkommenheit" aufzuheben und zu kassieren, indem er gleichzeitig den Ständen befahl, an dessen Stelle jenes obenerwähnte Verbot in den Reichstagsabschied aufzunehmen. Mit Recht nannte Kurfürst Johann diese kaiserliche Vorlage „ein so schwer Mandat, wie er und alle Stände eines bisher noch nie erfahren hätten." Wie die Vorlage selbst, so ließ auch die Zusammensetzung des „großen Ausschusses", welcher am 18. März zur Vorberatung der wichtigsten Angelegenheiten erwählt ward, für die Evangelischen wenig Gutes hoffen. Nur drei von den 18 Mitgliedern desselben: Kurfürst Johann von Sachsen und die Vertreter der Städte Straßburg und Nürnberg waren entschieden evangelisch gesinnt; fünf weitere Mitglieder waren allenfalls zur Vermittlung geneigt; die übrigen zehn gehörten zu den eifrigsten Wortführern der päpstlichen Partei und waren zum Teil die erbittertsten Gegner der Reformation. Es ist daher nicht zu verwundern, daß alle Versuche der drei evangelischen Mitglieder des Ausschusses, einen erträglichen Beschluß zum Vorschlage an den Reichstag herbeizuführen, vergeblich blieben. Trotz des Widerspruches, den diese erhoben, beschloß der Ausschuß, dem Reichstage einen Antrag vorzulegen, der dahin ging, daß der Reichstagsabschied von 1526 für ungültig erklärt werden und eine Adresse an den Kaiser gerichtet werden sollte, in welcher dieser gebeten würde,

die baldige Einberufung eines Konzils zu betreiben. Bis dahin aber sollten nach diesem Antrage alle ferneren Neuerungen in Religionssachen verboten sein.

Im Rate der Kurfürsten und Fürsten wurde dieser Antrag sofort mit großer Mehrheit angenommen, obwohl Kurfürst Johann von Sachsen im kurfürstlichen Kollegium, Markgraf Georg von Brandenburg, Landgraf Philipp, Fürst Wolfgang von Anhalt und der Vertreter der Herzöge von Lüneburg im Rate der Fürsten förmlich und feierlich erklärten, daß sie sich bei Annahme des Antrages dem Reichstagsbeschluß nicht fügen würden. Nur das eine wurde erreicht, daß man den Antrag zu nochmaliger Milderung in der Fassung an den Ausschuß zurückgab, der aber in der Hauptsache nichts an ihm änderte. Am Montag, den 12. April, gelangte der in seiner Fassung etwas gemilderte, aber in der Hauptsache unverändert gebliebene Antrag des Ausschusses von neuem vor den gesamten Reichstag. In den fürstlichen Kollegien wurde er wiederum, ohne Rücksicht auf den Widerspruch der Evangelischen, mit großer Mehrheit angenommen. Sodann wurden die Abgeordneten der Städte vorgerufen und ihnen durch den Kanzler des Kurfürsten von Mainz mitgeteilt, daß die Kurfürsten, Fürsten und Stände durch Mehrheitsbeschluß zu dem Antrage des Ausschusses ihre Zustimmung gegeben hätten. Dieser hatte aber kaum ausgeredet, als ein kursächsischer Rat hervortrat und den Städten erklärte, daß der Kurfürst von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Landgraf Philipp von Hessen, die Gesandten der Herzöge von Lüneburg und des Bischofs Erich von Osnabrück und Paderborn, endlich Graf Georg von Wertheim für sich und etliche andere Grafen, dem Beschlusse nicht zugestimmt hätten und ihn nicht anzunehmen vermöchten. Die Abgesandten der Städte traten hierauf zu kurzer Beratung zusammen, nach welcher deren Wortführer Jakob Sturm aus Straßburg im Namen aller Städte die Bitte an die Stände richtete, es bei dem Reichstagsabschiede von 1526 bewenden zu lassen. Er fügte hinzu, daß, wenn die Stände trotzdem auf ihrem Beschlusse beharrten, viele Städte sich beschwert fühlten. Diese wüßten gewissenshalber den Beschluß keineswegs anzunehmen, ohne Gott den Herrn zu erzürnen und zu Empörung und Zerrüttung ihres bürgerlichen Wesens Ursache zu geben. Er schloß seine Rede mit der Bitte, ihnen das nicht zu verdenken, und der Versicherung, in allen Sachen, die den Glauben und der Seele Seligkeit nicht angingen, Kaiserlicher Majestät allen schuldigen Gehorsam zu leisten und mit den Ständen alles zu fördern, was zum Frieden im Reiche dienlich sei. Leider zeigte es sich, daß bei einer Anzahl von Städten die Einschüchterungsversuche der päpstlichen Partei nicht ohne Erfolg geblieben waren. Noch während Sturm redete, trat der Gesandte von Rottweil hervor und erklärte unaufgefordert, es seien auch viele Städte vorhanden, welche sich durch den Beschluß nicht beschwert fühlten, und bis zum folgenden Tage hatten sich ihm bereits zwanzig Städte unterworfen, wenn auch immer noch eine stattliche Anzahl solcher übrig blieb, die den Mut hatten, der von Sturm erhobenen Beschwerde beizutreten.

Die evangelischen Fürsten machten noch einen letzten Versuch, eine Zurücknahme des verhängnisvollen Mehrheitsbeschlusses herbeizuführen. Sie ließen noch in derselben Sitzung eine ausführliche Erklärung verlesen, in welcher sie nochmals eingehend die Gründe darlegten, aus denen sie gewissenshalber den Beschluß nicht annehmen könnten, und wiederholt baten, diese ihre Beschwerden gründlich zu erwägen und es bei dem vorigen Speierer Abschiede bewenden zu lassen. Auch dieser Schritt blieb erfolglos. Die Mehrheit der Stände ließ den Evangelischen am 13. April eröffnen, sie hätten ihre Beschwerdeschrift zugleich mit dem Mehrheitsbeschlusse dem Könige Ferdinand und den andern Bevollmächtigten des Kaisers übergeben und überließen es diesen, ob sie noch Mittel zu „bequemer Vergleichung" finden könnten.

Noch immer gab sich Kurfürst Johann der Hoffnung hin, König Ferdinand von Böhmen und die kaiserlichen Bevollmächtigten würden sich zu einer Zurücknahme des unseligen Beschlusses bestimmen lassen. Aber seine Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Vergeblich sandten die evangelischen Fürsten mehrmals ihre Räte zu König Ferdinand mit dem Ersuchen um günstige Antwort. Unbekümmert um die erhobenen

Beschwerden schritten die Stände zu ihren Beratungen und Beschlüssen in den andern Reichstagsangelegenheiten, und die kaiserlichen Bevollmächtigten, in ihrer Hartnäckigkeit ohne Zweifel durch den inzwischen angekommenen päpstlichen Legaten bestärkt, ließen alle Bitten der evangelischen Fürsten und Stände unberücksichtigt. Am 19. April, es war der Montag nach Jubilate, fand wieder im Rathofe eine Verhandlung aller Stände statt, in welcher auch die kaiserlichen Bevollmächtigten mit König Ferdinand an der Spitze erschienen, ohne den evangelischen Fürsten zuvor auch nur das geringste auf ihre Beschwerde erwidert zu haben. Wieder führte Pfalzgraf Friedrich das Wort. Im Namen der kaiserlichen Bevollmächtigten erklärte er förmlich, auf Grund der ihnen von dem Kaiser erteilten Vollmacht den Mehrheitsbeschluß anzunehmen, der nun nur noch durch Unterschrift und Besiegelung in die Form eines Reichstagsabschiedes zu bringen sei. Die Beschwerdeschrift der evangelischen Stände hätten sie gelesen, aber der Kaiser wolle sich auch zu diesen Fürsten versehen, daß sie sich nicht weigern würden, den von der Mehrheit gefaßten und von den kaiserlichen Bevollmächtigten angenommenen Beschluß auch ihrerseits zu befolgen.

Unmittelbar nach Verlesung dieses schroffen Bescheides, der „wie eine Zurechtweisung aussah“, verließ König Ferdinand mit den anderen kaiserlichen Vollmachtträgern den Sitzungssaal, ohne eine Erwiderung der evangelischen Fürsten abzuwarten, welche zu einer kurzen Beratung in ein Nebenzimmer abgetreten waren, und erklärte damit die Sache für endgültig entschieden. Am 24. April wurde denn auch der Beschluß in den Reichstagsabschied aufgenommen, welcher von den Fürsten und Ständen und von den Vertretern der Stadt Speier im Namen der Städte, welche dem Beschlusse zugestimmt hatten, unterschrieben und besiegelt wurden. Es mag nicht überflüssig erscheinen, diesen Beschluß, der von so verhängnisvollen Folgen geworden ist, nach seinem Hauptinhalt hier mitzuteilen.*)

Zunächst wird dem Kaiser der Dank der Stände dafür ausgesprochen, daß er für baldige Berufung eines Konzils Sorge tragen zu wollen versprochen habe, und an ihn die Bitte gerichtet, derselbe möge gnädiglich fördern, daß ein freies christliches Generalkonzilium spätestens binnen eines Jahres ausgeschrieben und danach längstens in einem oder anderthalb Jahren zu Metz, Köln, Mainz, Straßburg oder einer anderen gelegenen Stadt deutscher Nation gehalten werde, damit die deutsche Nation in dem heiligen christlichen Glauben vereinigt und der schwebende Zwiespalt erörtert werden möge. Sollte das aus irgend einem Grunde nicht möglich sein, so möge der Kaiser innerhalb der gedachten Frist zu dem gleichen Zwecke eine allgemeine Versammlung deutscher Nation ausschreiben und selbst dabei erscheinen.

Der bekannte Artikel des vorigen Speierer Abschiedes, daß jeder es in Sachen des Wormser Ediktes halten solle, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten getraue, sei von vielen mißverstanden und zur Entschuldigung „allerlei erschrecklicher neuer Lehren und Sekten“ mißbraucht worden. Deshalb beschließe man, um solches abzuschneiden und weiterem Abfalle zu wehren, „daß diejenigen, so bei obgedachtem kaiserlichem Edikte bis anher blieben, nun hierfüro auch bei demselben Edikte bis zu demselben Konzile verharren und ihre Untertanen dazu halten sollen und wollen. Aber bei den anderen Ständen, bei denen die anderen Lehren entstanden und zum Teil ohne merklichen Aufruhr, Beschwerung und Gefährde nicht abgewendet werden mögen, soll hinfüro alle Neuerung bis zum Konzile, soviel möglich und menschlich, verhütet werden. Und sonderlich soll etlicher Lehre und Sekten, soviel die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams und Bluts unsers Herrn Jesu Christi entgegen, bei den Ständen des heiligen Reiches deutscher Nation nicht angenommen, noch hinfür zu predigen gestattet oder zugelassen; desgleichen sollen die Ämter der heiligen Messe nicht abgetan, auch niemand an den Orten, da die neue Lehre entstanden und gehalten wird, die Messe zu hören verboten, ver-

*) Vgl. Jul. Ney, die angeführte Schrift, S. 22.

hindert, noch dazu oder davon gedrungen werden." Der Reichstagsabschied entsprach zwar selbst in dieser Fassung noch lange nicht den Wünschen und Erwartungen des Kaisers, der in allen Gebieten des Deutschen Reiches eine strenge Durchführung des Wormser Ediktes und das Verbot aller evangelischen Predigt in der dem Reichstage gemachten Vorlage gefordert hatte. Auch die eifrigsten katholischen Stände vermochten sich der Einsicht nicht zu verschließen, daß es unmöglich war, in denjenigen Gebieten, in denen die Reformation bereits eingeführt war, sie ohne weiteres rückgängig zu machen. Darum beschränkte sich der Reichstagsabschied darauf, nur weitere Neuerungen in diesen Gebieten zu untersagen. Darin lag, wenn auch nicht ausdrücklich ausgesprochen, das Zugeständnis, daß die bereits vollzogenen Veränderungen bis zu dem geforderten Konzile gestattet bleiben sollten. Aber trotz dieses Zugeständnisses war der Mehrheitsbeschluß des Reichstages für die Evangelischen völlig unannehmbar. Wenn zunächst diejenigen Stände, welche ihre Gebiete der Reformation bis dahin verschlossen hatten, auch ferner bis zum Konzile dabei verharren sollten, so lag darin für alle ihre Untertanen, auch wenn sie sich von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt hatten, der Zwang, bei der alten Kirche zu bleiben. Ja, den katholischen Ständen wurde damit geradezu die Verpflichtung auferlegt, die Evangelischen in ihren Gebieten zu verfolgen. Die Bestimmung, „daß bei denjenigen, bei denen die neue Lehre entstanden sei und ohne Aufruhr nicht abgewendet werden könne, alle fernere Neuerung vermieden werden solle," machte jede Durchführung der Reformation in allen den Gebieten unmöglich, in denen sie nicht bereits erfolgt war, und doch waren gerade damals viele evangelisch-gesinnte Stände eben im Begriff, nach dem Vorgange von Kursachsen und Hessen ihr Kirchenwesen auf evangelischer Grundlage neu zu ordnen. Jene Bestimmung bedeutete also nichts Geringeres, als die tatsächliche Unterbindung des Reformationswerkes. Der Beschluß endlich, daß nirgends die Messe abgetan noch die Abhaltung oder der Besuch derselben verboten werden dürfe, sollte zwar den Anhängern der alten Kirche in evangelischen Gebieten volle Religions- und Glaubensfreiheit sichern, während den Evangelischen in katholischen Gebieten dagegen nicht bloß die öffentliche Abhaltung ihrer Gottesdienste, sondern selbst das Lesen lutherischer Schriften und jedes Bekenntnis zu der evangelischen Wahrheit bei Strafe der Reichsacht untersagt bleiben sollte. Dabei war es für die Evangelischen in hohem Maße kränkend, daß ihre Lehre als eine neue bezeichnet wurde, während sie doch nur die Rückkehr zu dem lauteren und unverfälschten Evangelium war.

Den evangelischen Fürsten und Ständen blieb nach allen diesen Vorgängen nichts übrig, als gegen den Mehrheitsbeschluß des Reichstages zu protestieren, d. h. gegen ihn eine förmliche und feierliche Verwahrung einzulegen. Eine solche war von ihnen schon längst in Aussicht genommen und im stillen vorbereitet worden, und es bedurfte daher ihrerseits jetzt nur einer kurzen Beratung, um jenen längst schon ins Auge gefaßten Schritt zu tun. Nachdem König Ferdinand in der Reichstagssitzung am 19. April im Namen des Kaisers die Zustimmung zu dem Mehrheitsbeschluß des Reichstages erklärt hatte, zogen sich die evangelischen Fürsten und Stände in ein Nebenzimmer des Saales zurück, um in aller Kürze ihre Rechtsverwahrung aufzusetzen. In den Sitzungssaal zurückgekehrt, erklärten Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt und im Namen der Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg, die erst am folgenden Tage in Speier eintrafen, deren Bevollmächtigter, daß sie gegen den gefaßten Beschluß in aller Form Rechtens protestieren müßten. Zugleich ließen sie die von ihren Räten in aller Eile aufgesetzte Protestationsschrift verlesen, indem sie sich vorbehielten, ihre Verwahrung noch weiter auszuführen. Noch fügten sie hinzu, daß sie von nun an weiteren Sitzungen nicht beiwohnen würden. Eine gleiche Erklärung gab Jakob Sturm im Namen derjenigen Reichsstädte ab, welche sich der Rechtsverwahrung der Fürsten anschlossen. Die in Aussicht gestellte ausführliche Protestationsschrift wurde sofort ausgearbeitet und schon am 20. April dem König Ferdinand durch die Räte der Fürsten eingehändigt. Der

König nahm sie zur Hand und wollte sie den Räten sogleich zurückstellen. Als diese erklärten, ohne Befehl ihrer Fürsten sie nicht wieder annehmen zu dürfen, sandte Ferdinand die Urkunde den Fürsten in ihre Quartiere zurück. Dieses rücksichtslose Vorgehen rief begreiflicherweise bei den evangelischen Fürsten die größte Entrüstung hervor. Noch einmal wurde in allerletzter Stunde von dem Herzog Albrecht von Braunschweig und dem Herzog Philipp von Baden, die zu den gemäßigteren Fürsten der Reichstagsmehrheit gehörten, der Versuch gemacht, eine Verständigung herbeizuführen. Sie vereinbarten in mehrstündiger Verhandlung mit den evangelischen Fürsten einen Vergleich, welchen diese, um ihre Friedensliebe zu beweisen, sich bereit erklärten, anzunehmen, obwohl sie dabei manche Bedenken zu überwinden hatten. Aber König Ferdinand wies alle Vermittlungsvorschläge in der schroffsten Weise zurück. Er weigerte sich sogar, die Rechtsverwahrung der evangelischen Fürsten dem Reichstagsabschiede beizufügen, und auch deren Veröffentlichung wollte er nicht gestatten. So blieb denn den evangelischen Ständen nur noch übrig, ihre **Protestation** in die rechtliche Form zu bringen. Am 25. April erschienen in einem „kleinen Stüblein" der Behausung des Kaplans Mutterstadt an der St. Johanneskirche zu Speier die mit gehöriger Vollmacht versehenen Räte der sechs genannten Fürsten und die Botschafter von vierzehn größeren und kleineren Reichsstädten, — es waren die von Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, St. Gallen, Jßny, Weißenburg in Franken und Windsheim, — um in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen durch die kaiserlichen Notare Leonhard Stedtner und Pankratius Salzmann ihren Protest in urkundlicher Form aufsetzen zu lassen. Diese dreizehn Pergamentblätter umfassende Urkunde im Wortlaut hier anzuführen, erscheint schon darum untunlich, weil sie in der überaus weitläufigen und schwerfälligen Form der damaligen Zeit abgefaßt ist; alle umständlichen Höflichkeitsformen jener Tage sind aufs peinlichste beobachtet. Die Urkunde trägt die eigenhändige Unterschrift der obengenannten Fürsten. Nach einem Rückblick auf den von dem Reichstag zu Speier im Jahre 1526 einstimmig gefaßten Beschluß erklärten die Fürsten, daß sie gleich ihren Voreltern willig und geneigt seien, sich auch fernerhin bis an ihr Ende in allen schuldigen und möglichen Dingen gegen kaiserliche Majestät als ihren gnädigsten Herrn gehorsam und gegen die übrigen Fürsten und Stände freundlich zu halten. Aber, so heißt es weiter, „**in solchen Sachen, die Gottes Ehre und unseres Jeden Seligkeit und Heil angehen, sind wir verpflichtet und schuldig, auf Gottes Befehl, unseres Gewissens halber, unsern Herrn und Gott als höchsten König und Herrn aller Herren allein anzusehen.**" In demselben Sinne heißt es dann weiter: „In den Sachen, Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit belangend, muß ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben, also daß sich des Orts keiner auf anderer Beschließen entschuldigen kann." Die evangelischen Fürsten versichern, daß es ihnen fern liege, es dem Kaiser oder andern Fürsten zu verdenken, wenn sie bei der alten Lehre verharren und ihre Untertanen darin erhalten wollten, indem sie hinzufügen: „nur bitten wir Gott täglich und herzlich, daß seine göttliche Gnade uns alle zu rechter Erkenntnis erleuchten und seinen heiligen Geist geben wolle, uns in alle Wahrheit zu leiten, dadurch wir zu Einhelligkeit des christlichen Glaubens kommen mögen, durch Christum, unseren einigen Gnadenstuhl, Mittler, Fürsprecher und Heiland. Amen." Wenn die evangelischen Fürsten, so heißt es an einer andern Stelle, in den Mehrheitsbeschluß willigten, so müßte jedermann daraus folgern, daß sie wider ihr eigenes Gewissen die Lehre, die sie bisher unzweifelhaft für christlich gehalten, nun selbst als unrecht verurteilen, indem sie mit beschlössen, daß wider dieselbe das kaiserliche Edikt zur Anwendung gebracht werden solle. Sie verwahren sich dagegen, daß der Reichstagsabschied vom Jahre 1526 durch die Evangelischen gemißbraucht worden sei. Sie hätten all ihr Tun auf Gottes Ehre, ihrer Seele Seligkeit, christlichen Frieden und Einigkeit gerichtet und begehrten noch nichts anderes. Das wollten sie vor Gott, dem einigen Erforscher aller Herzen, bezeugen.

Nochmals richten sie an den König und die anderen Fürsten und Stände die freundliche Bitte, sie möchten ihre Beschwerung in wohlwollende Erwägung nehmen und es bei dem vorigen, einmütig beschlossenen und verbrieften Abschied bewenden lassen, zu dessen Aufhebung niemand Fug, Macht und Recht habe. Dann aber fahren sie mit fester Entschiedenheit fort: „Wenn aber dieser unserer nochmaligen Beschwerde keine Beachtung geschenkt werden sollte, so protestieren und bezeugen wir hiermit öffentlich vor Gott, unserem einigen Erschaffer, Erlöser und Seligmacher, der allein unser aller Herzen erforschet, auch demnach recht richten wird, auch vor allen Menschen und Kreaturen, daß wir für uns, die Unseren und aller männiglichs halben, in alle Handlung und vermeinten Abschied . . . . . nicht gehelen noch willigen, sondern aus vorgesetzten und anderen, redlichen, gegründeten Ursachen für nichtig und unbündig halten; daß wir auch dawider unsere Notdurft öffentlich ausgehen lassen und der römischen Kaiserlichen Majestät, unserem allergnädigsten Herrn, in diesem Handel weiter gründlichen Bericht tun."

Dies der Hauptinhalt des Protestes von Speier, von dem die Evangelischen den Ehrennamen Protestanten erhalten haben. Es ist eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung, wenn römische Schriftsteller noch heute aus diesem Protest den Vorwurf herleiten, daß die Evangelischen Empörer gegen Kaiser und Papst gewesen seien. Wohl wollten sie mit gutem Grund sich nicht mehr unter das Joch der angemaßten Herrschaft des Papstes beugen. Aber mit dem Selbstgefühle eines guten Gewissens konnten sie sich darauf berufen, daß sie gleich ihren Vorfahren es dem Kaiser gegenüber niemals an dem schuldigen Gehorsam hätten fehlen lassen. Völlig haltlos und unbegründet ist der von römischer Seite erhobene Vorwurf, daß die evangelischen Fürsten ihre Mitwirkung zur Abwehr der Türkengefahr von der Regelung der Religionsangelegenheit abhängig gemacht hätten. Sie sind, als dann der Türkenkrieg wirklich ausbrach, hinter keinem Stande an kräftiger Mitwirkung zurückgeblieben, und haben, obwohl sie den Reichstagsabschied nicht mitbeschlossen hatten, rechtzeitig und vollständig alles geleistet, was sie zum Türkenzuge beizutragen hatten, während z. B. der streng katholische Herzog Georg von Sachsen keinerlei Hilfe gegen die Türken bewilligen wollte, wenn ihm auf dem Reichstage nicht der Sitz vor den beiden Herzögen von Bayern eingeräumt würde. Römisch gesinnte Schriftsteller haben wahrlich am wenigsten Anlaß, die Evangelischen eines Mangels an Vaterlandsliebe zu beschuldigen!

Der Protest von Speier war lediglich eine Tat des Gewissens, zu der sich die Evangelischen schweren Herzens entschlossen haben, denn sie konnten sich darüber nicht täuschen, daß sie sich durch diesen Schritt den schwersten Gefahren aussetzten, und daß die Gegenpartei gesonnen und entschlossen war, den Kaiser zu Gewaltmaßregeln gegen sie zu drängen. Zum ersten Male ist in dem Protest von Speier der protestantische Grundsatz zu feierlichem Ausdruck gekommen, daß in Glaubenssachen dem eigenen Gewissen und nicht dem Papst oder Kaiser oder irgend einer Mehrheit die Entscheidung zusteht, und daß in solchen Fragen jeder Gott allein verantwortlich ist, daß aber jeder auch die Pflicht hat, die erkannte Wahrheit auch vor den Menschen zu bekennen, wenn er nicht unter das Wort Christi fallen will: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." Aus dieser Verantwortlichkeit des eigenen Gewissens ergibt sich aber auch mit Notwendigkeit das Anrecht auf die Glaubens- und die Gewissensfreiheit, für das die Evangelischen zu Speier für sich selbst, sowie für ihre Untertanen und Verwandten eingetreten sind, und sie selbst haben auch den katholischen Ständen dieses Recht freimütig zugestanden. Es ist wiederum eine bewußte Entstellung der wirklichen Sachlage, wenn von römischer Seite gegen die protestierenden Stände von Speier der Vorwurf der Unduldsamkeit erhoben und damit begründet wird, daß sie sich weigerten, dem Artikel des Reichstagsabschieds zuzustimmen, nach welchem die päpstliche Messe in den Gebieten evangelischer Stände geduldet sein, die evangelische Predigt aber in katholischen Gebieten

unter Verbot gestellt werden sollte. Sie würden jedem Vergleiche zugestimmt haben, der in dieser Beziehung der völligen Gleichheit Raum gegeben hätte; aber die Anhänger des Papsttums wollten es damals so wenig, wie sie es heute überall da, wo sie die Macht haben, zugestehen wollen. Von den Evangelischen begehrten sie Duldung des römischen Gottesdienstes, in katholischen Gebieten dagegen sollte Glaubenseinheit herrschen und mit allen Mitteln der Gewalt aufrechterhalten werden. Wohl hat es längere Zeit gewährt, bis auch von evangelischer Seite überall die Folgerungen aus diesem in dem Protest von Speier ausgesprochenen Grundsatz gezogen worden sind. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß er damals zuerst aufgestellt worden ist und die Parität (Gleichstellung), deren die katholische Kirche sich heute überall zu erfreuen hat, und von der sie einen so ausgiebigen Gebrauch macht, ist nicht auf dem Boden der römischen, sondern auf dem der evangelischen Kirche erwachsen. Ein zweiter Grundsatz des evangelischen Christentums, den der Protest von Speier zur Geltung gebracht hat, ist der, daß in den Fragen des Glaubens nicht die von der Kirche aufgestellte Lehre, sondern allein das Wort Gottes, das Evangelium zu entscheiden hat, und daß nur dieses Evangelium, wie es im Alten und Neuen Testament bezeugt ist, der Grund und die Richtschnur des christlichen Glaubens sein und bleiben darf.

Der Protest von Speier blieb freilich auch bei dem Kaiser ohne Erfolg. In ungnädigster Weise und mit schärfster Strafandrohung befahl er den protestierenden Ständen die Annahme des Reichstagsabschiedes, ja, er ließ sogar die Gesandten, welche die Evangelischen im September 1529 zu ihm nach Piacenza schickten, aus den nichtigsten Gründen gefangen setzen.

Zum Gedächtnis des Glaubensmutes und des Gewissensernstes, der die evangelischen Stände damals erfüllt hat, erhebt sich jetzt in Speier ein stattliches Gotteshaus, das im August 1904 feierlich eingeweiht worden ist. Gott wolle geben, daß es den Evangelischen zu allen Zeiten eine Mahnung sei, in Gewissens- und Glaubensfreiheit zu wahren, was die Väter durch ihre damalige kühne Tat uns gerettet haben.

6. Das Religionsgespräch zu Marburg.

Die Haltung der Mehrheit auf dem Reichstage zu Speier konnte die protestierenden Stände, wie schon bemerkt, nicht mehr darüber in Zweifel lassen, daß sie auf eine gewaltsame Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses von seiten des Kaisers und der katholischen Stände gefaßt sein mußten. Schon während des Reichstages schlossen daher der Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen mit den Städten Straßburg, Ulm und Nürnberg ein Bündnis zu gegenseitigem Schutz. Landgraf Philipp hegte den dringenden Wunsch, dieses Bündnis durch den Beitritt Zürichs und anderer Orte der Schweiz verstärkt zu sehen. Dafür trat auch der Vertreter von St. Gallen ein, das damals noch deutsche Reichsstadt war, aber immer mehr zur Eidgenossenschaft hinneigte. Die Vorbedingung zu einem Zusammenschluß mit den Schweizern war aber eine vorangehende Einigung in der Frage über das Abendmahl und der Ausgleich dieses Streites. Diesen hoffte Landgraf Philipp durch eine persönliche Zusammenkunft und Verständigung der Theologen herbeigeführt zu sehen, und er war daher eifrig bemüht, eine solche zustande zu bringen. Von vornherein versprach sich Luther davon keinen Erfolg. Der Abendmahlsstreit war in seinem weiteren Verlauf durch Schriften und Gegenschriften immer heftiger entbrannt und immer mehr verschärft worden. Luther hatte Zwingli und seinen Anhängern gegenüber eine so heftige Sprache geführt, daß Oekolampad, der ganz auf Zwinglis Seite stand, wohl allen Anlaß hatte, Luther zu mahnen, sich eines gemäßigteren und milderen Tones zu befleißigen. Allein diese Mahnung hatte kein Gehör gefunden. Vielmehr hatte Luther mit einer weiteren



Empfang der zum Religionsgespräch in Marburg einziehenden Reformatoren durch Philipp den Großmütigen und Ulrich von Württemberg.

Nach dem Wandgemälde Peter Janssens in der restaurierten Aula der Universität Marburg.

im Jahre 1528 unter dem Titel: „Bekenntnis vom Abendmahl Christi“ erschienenen Schrift von neuem Öl ins Feuer gegossen. Zwingli und Oekolampad waren darauf die Antwort nicht schuldig geblieben, und nur immer mehr war Luther dadurch in der Ansicht bestärkt worden, daß mit den Schweizern, die er je länger je mehr mit den Schwarmgeistern auf eine Linie stellte, eine Versöhnung oder auch nur Annäherung nicht möglich sei. Eben darum widerstrebte ihm auch der Gedanke an ein Zusammengehen mit denen, die, wie er sich ausdrückt, „wider Gott und das Sakrament streben“. Überhaupt war ihm das „Bundmachen“ des Landgrafen zuwider; er sah darin nur einen Mangel an Gottvertrauen und vermochte die Lage der Evangelischen nicht als eine so drohende anzusehen. Er fürchtete nach seiner ganzen Eigenart die offenen Feinde viel weniger als die falschen Freunde. In seinen Augen war es eine Verleugnung des eigenen Bekenntnisses, wenn man sich um des gemeinsamen Feindes willen mit solchen verbünden wollte, von denen man sich in der Lehre geschieden wußte, und sich zu diesem Zwecke zu irgend welcher Nachgiebigkeit verstünde. Ja, er hatte sogar den Verdacht, die Zusammenkunft werde von den Schweizern nur betrieben, um sich nachher rühmen zu können, daß sie den Frieden wohl gewollt, aber die Lutherischen ihn nicht angenommen hätten. Daher versuchte er zunächst das Zustandekommen des von dem Landgrafen geplanten Religionsgespräches mit allen Mitteln zu hintertreiben. Er hätte es ganz gern gesehen, wenn der Kurfürst seinen Professoren den Urlaub für die in Aussicht genommene Zusammenkunft verweigert hätte. Nur um so eifriger war Landgraf Philipp bemüht, alle Hindernisse zu beseitigen. Er ließ zunächst an Zwingli eine förmliche Einladung ergehen, in welcher er Marburg als Ort der Zusammenkunft in Vorschlag brachte. Dieser erhob zwar anfangs gegen die Wahl dieses Ortes Einwendungen, indem er geltend machte, daß die Reise dorthin für ihn doch gefährlicher sei, als für die Wittenberger, aber er ließ die Bedenken fallen, als ihm der Landgraf die Zusage gab, für seine Bedeckung auf der Reise Sorge zu tragen, und sagte sein Erscheinen zu. Schließlich verstand sich auch Luther dazu, der an ihn ergangenen Einladung Folge zu leisten. Er wollte sich doch dem Landgrafen nicht ungefällig erzeigen, und auch den Vorwurf der Unversöhnlichkeit nicht auf sich laden, zumal sein Kurfürst die Zustimmung zu dem Gespräch gegeben hatte. Freilich machte er dabei in der Beantwortung der Einladung noch den Vorbehalt, daß der Landgraf sich erst davon versichern sollte, ob die Gegner auch geneigt wären, von ihrer Meinung zu weichen. Seinerseits war er entschlossen, von seiner Überzeugung nichts nachzugeben. Ohne diesem Vorbehalte eine weitere Bedeutung beizumessen und in der Hoffnung, daß eine persönliche Begegnung manches ausgleichen werde, ließ der Landgraf nun auch an Oekolampad in Basel und an Butzer und Capito in Straßburg Einladungen ergehen, während von der anderen Seite neben Luther auch Melanchthon, Justus Jonas und Kruziger aus Wittenberg, Brenz aus Schwäbisch-Hall, Osiander aus Nürnberg, Stephan Agrikola aus Augsburg nach Marburg entboten wurden.

Pünktlich an dem festgesetzten Tage trafen Zwingli und Oekolampad ein, denen sich in Straßburg die Theologen Butzer und Hedio und der mehrfach erwähnte Stadtmeister Jakob Sturm angeschlossen hatten. In der zum Gebiet des Landgrafen von Hessen gehörigen Grafschaft Katzenellenbogen erwartete die Reisenden eine Schar von vierzig Mann hessischer Reiter, die ihnen von da an bis nach Marburg zur Bedeckung diente. Hier wurde ihnen vom Landgrafen der freundlichste Empfang zuteil. Folgenden Tages trafen auch die Wittenberger in Marburg ein, denen sich in Gotha der Pfarrer Mykonius zugesellt hatte. Die sämtlichen Theologen wurden im Schlosse des Landgrafen gastlich beherbergt und fürstlich bewirtet. Noch vor dem Beginn des Gespräches, das am 2. Oktober seinen eigentlichen Anfang nahm, hatte Zwingli eine Unterredung mit Melanchthon, in welcher sich diese über einige Punkte der Lehre, in denen Zwingli, abgesehen von dem Abendmahlstreit, von den Wittenbergern abzuweichen schien, friedlich verständigten, so über die von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi, von der Erbsünde, dem Glauben und den guten Werken. An dem gedachten Tage versammelte

man sich schon früh morgens um 6 Uhr in einem Privatgemache des Landgrafen, der mit dem bei ihm als Gast weilenden Herzog Ulrich von Württemberg dem Gespräche beiwohnte. Außer den Leuten des Hofes wurden nur die Eingeladenen zugelassen, obwohl sich auch eine große Anzahl von sonstigen Theologen aus der Nähe und Ferne in Marburg eingefunden hatte. Das Gespräch wurde in Rücksicht auf die nicht gelehrten Zuhörer in deutscher Sprache geführt. Vor den Fürsten saßen an einem besonderen Tische Luther und Melanchthon, Zwingli und Oekolampad. Der hessische Kanzler Feige eröffnete die Verhandlungen mit einer kurzen Begrüßung der Versammelten, in welcher er für deren Erscheinen dankte, auf die ernste Bedeutung des Augenblicks aufmerksam machte, und sie bat, alle persönliche Erregung beiseite zu lassen und „alle billigen Mittel und Wege zu suchen, auf welche der beschwerliche und hochnachteilige Zwiespalt eilends aufgehoben und sie wieder zu beständiger Einigkeit gebracht würden". Luther, der zuerst das Wort ergriff, dankte dem Landgrafen für seine gute Absicht und erklärte, daß er, wenn auch mit Widerstreben, dem Gespräche zugestimmt habe, nicht um seine Meinung zu ändern, sondern um sie zu begründen, und den Irrtum der Gegner darzutun. Er berührte dann die obenerwähnten andern Glaubensartikel, in denen Zwingli und die seinen von ihm und seinen Freunden abwichen. Zwingli und Oekolampad lehnten es ab, darauf einzugehen, da sie sich in diesen Lehren keiner Abweichung von Luther bewußt wären und sich in diesen Stücken bereits mit Melanchthon verständigt hätten. Sie forderten, daß gleich die Hauptfrage vorgenommen werde, derentwegen man zusammengekommen sei. So trat man denn in die Besprechung über das Abendmahl ein. Luther hatte aus den Einsetzungsworten „das ist mein Leib" das Wort „ist" in griechischer Sprache vor sich mit Kreide auf den Tisch geschrieben. Von diesem Worte ging er in seinen Ausführungen aus, indem er auf Grund derselben das wirkliche leibliche Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl behauptete. Die Worte Christi müßten buchstäblich verstanden und genommen werden, wie es da stehe. Zwingli und Oekolampad dagegen beriefen sich auch hier wieder, wie schon früher, auf die Worte Jesu bei Johannes Kap. 6: „Das Fleisch ist kein nütze," aus denen sie folgerten, daß hier nur von einem geistigen Genuß die Rede sein könne. Luther erwiderte darauf: Er leugne nicht, daß der Herr dort von einem gläubigen, geistigen Genießen rede, behaupte aber, daß der Herr im heiligen Abendmahle laut seiner Einsetzungsworte die leibliche Darbietung zur Stärkung für die Gläubigen hinzugefügt habe. Auf die wiederholte Frage Zwinglis: Wozu denn das wirkliche Genießen des Leibes Christi nötig und nütze sei? antwortete er, es sei von hohem Nutzen, weil es nicht, wie ein anderes Essen von dem Genießenden verdaut und in sein Fleisch und Blut verwandelt werde, sondern umgekehrt den, der es genieße, in sein Wesen verwandle; übrigens werde er auch Holzäpfel essen, wenn der Herr es ihm geböte, in der Zuversicht, daß es dann heilsam für ihn sei. Daß das geistliche Genießen auch gut und notwendig sei, ja, daß ohne solches das Essen dem Leib nichts nützen könne, gebe er zu, aber es sei mit nichts bewiesen, daß das leibliche Essen im Sakrament nicht möglich und nicht nötig sei. Ein eigentümliches Mißverständnis wurde für Luther der Anlaß, im Verlaufe des Gespräches gegen Zwingli heftig aufzubrausen, als dieser, nochmals auf die Stelle bei Johannes: „Das Fleisch ist kein nütze" zurückkommend, ausrief: „Die Stelle bricht Euch den Hals, Herr Doktor!" Luther, dem diese schweizerische Redensart unbekannt war, nahm das Wort buchstäblich und erwiderte heftig: „Wir sind hier in Hessen und nicht in der Schweiz, da geht es nicht gleich um den Hals." Der Landgraf mußte sich ins Mittel legen, um Luther zu beschwichtigen und das Mißverständnis zu beseitigen.

Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, hielt Luther eine gewaltige Predigt über die Rechtfertigung aus dem Glauben und die Vergebung der Sünden. Aber gleich nach Beendigung des Gottesdienstes wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen und bis zum Abend fortgesetzt, ohne jedoch zu der gehofften Verständigung führen zu können. Von beiden Seiten mußte man sich überzeugen, daß alles weitere Verhandeln aussichtslos wäre. Noch einmal forderte der



Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli. (Nach Prof. Noacks Gemälde.)

Kanzler beide Teile auf, Mittel und Wege zur Einigung zu suchen. Aber Luther erwiderte: er wisse kein anderes, als daß die Gegner sich dem Worte Gottes unterwürfen, ihre Vernunftgründe fahren ließen und mit ihm und den Seinigen einfältig glaubten; übrigens dankte er den Gegnern für ihre freundliche Haltung bei dem Gespräch und schloß dann mit der Erklärung, daß er sie dem gerechten Gerichte Gottes überlassen müsse, der es wohl finden werde, wer recht habe, indessen wolle er Gott bitten, sie zu bekehren. Oekolampad antwortete, daß sie desgleichen tun wollten, und daß das den Gegnern recht not tue. Zwingli traten die Tränen in die Augen und er erklärte, daß es niemand auf Erden gebe, mit denen er lieber einig sein möchte, als die Wittenberger. Luther konnte das nicht fassen, er hatte kein Verständnis dafür, wie man Leute als Brüder lieben könne, mit denen man im Glauben nicht übereinstimme; wer das vermöchte, meinte er, könne nicht viel von seinem Glauben halten, und so wies er die ihm von Zwingli dargebotene Hand mit den Worten zurück: „Ihr habt einen anderen Geist.“ Auch die gegenseitige Zulassung zum Abendmahl, welche die Schweizer anerkannt zu sehen wünschten, vermochte Luther in voller Übereinstimmung mit seinen Wittenberger Genossen nicht zuzugestehen; sie begriffen nicht, wie Leute, deren Glauben und Lehre sie verdammten, sie als Brüder in Christo ansehen wollten. Frieden wollten sie halten und so viel Liebe erweisen, als man auch dem Feinde schuldig sei; auch waren sie damit einverstanden, daß man das Streiten in den Schriften ruhen lasse, aber weiter zu gehen vermochten sie nicht. Zwingli dagegen wäre in dem ehrlichen Wunsche nach Eintracht der Kirche und in dem Bestreben, das beabsichtigte Bündnis möglich zu machen, gern bereit gewesen, von dem Gegensatze in der Abendmahlsfrage abzusehen, und auch ohne daß hierin ein Einvernehmen erzielt war, den gemeinsamen Feinden gegenüber die Gemeinschaft mit den Wittenbergern aufrechtzuerhalten. Auch Landgraf Philipp verzichtete nunmehr auf die Fortsetzung des

27*

Gespräches, zumal der Ausbruch einer ansteckenden Krankheit, des sog. englischen Schweißes, seine Abreise von Marburg nötig machte. Damit aber die Versammlung nicht ohne Ergebnis bleibe, veranlaßte er noch vor seiner Abreise die Aufstellung einer Reihe von Glaubensartikeln, die das Abendmahl nicht betrafen, und in denen eine Übereinstimmung zwischen den Wittenbergern und Schweizern zu erzielen war. Diese Sätze wurden von Luther in aller Eile aufgestellt und noch an demselben Tage von den Theologen, die an dem Gespräch teilgenommen hatten, unterzeichnet. Das sind die sog. „Marburger Artikel". Sie handeln von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung und Person Jesu Christi, der Erbsünde, der Erlösung, dem Glauben, der Rechtfertigung, dem Worte Gottes, der Taufe, der Beichte, der Obrigkeit und sind im Geist des Friedens so abgefaßt, daß jede Härte und Schroffheit vermieden ist. In betreff des Abendmahles, von welchem der letzte dieser fünfzehn Artikel handelt, wurde als übereinstimmende Lehre die Notwendigkeit des Genusses unter beiderlei Gestalt, die Verwerfung der Messe und die geistige Genießung des Leibes und Blutes Christi, die einem jeglichen Christen vornehmlich vonnöten sei, ausgesprochen. Als einzige Frage, über die man sich nicht habe einigen können, wurde die bezeichnet, ob der wahre Leib und Blut des Herrn leiblich im Brot und Wein sei, mit dem Hinzufügen, daß ein Teil gegen den andern christliche Liebe, soweit eines jeden Gewissen es zuläßt, erzeigen, und daß beide Teile fleißig Gott den Allmächtigen bitten sollten, daß er einem jeden durch seinen Geist den rechten Verstand geben wolle.

Obwohl das Marburger Gespräch den von dem Landgrafen Philipp beabsichtigten Erfolg nicht gehabt hat, so sind die dort gepflogenen Verhandlungen doch, auch abgesehen von den letzterwähnten Artikeln, nicht ohne alle segensreichen Folgen geblieben. Schon die persönliche Begegnung zwischen Luther und Zwingli ist nicht ohne Bedeutung gewesen. Der Ton, in dem das Gespräch geführt wurde, war ein durchaus artiger, ja, freundlicher und stach in dieser Beziehung von der Heftigkeit, mit der man zuvor gestritten hatte, in sehr erfreulicher Weise ab. Redete doch Luther, gerade wo er recht nachdrücklich sein wollte, die Gegner „meine allerliebsten Herren" an. Waren die Gegensätze auch nicht ausgeglichen, so war doch immerhin eine Grundlage für künftige weitere Verhandlungen gewonnen. Sehr unrecht aber wäre es, wenn man Luther für das Scheitern der Verhandlungen und für die nachmalige Zerspaltung der Evangelischen in zwei getrennte Kirchengemeinschaften verantwortlich machen wollte. Es war doch keineswegs bloß ein eigensinniges Bestehen auf seiner Meinung, wenn Luther sich in der Abendmahlslehre zu keinen Zugeständnissen herbeilassen wollte, sondern es handelte sich für ihn auch hier um eine heilige und ernste Gewissenssache. Nicht darauf kam es für ihn an, ob einige Worte der Schrift so oder so verstanden wurden, oder einige Buchstaben mehr oder weniger buchstäblich genommen waren, sondern ihm stand der ganze Wert des Abendmahles überhaupt auf dem Spiele. Mit Recht heißt es in dieser Beziehung in einer aus Anlaß der vierhundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Luthers erschienenen Lebensgeschichte des Reformators*): „Hatte sich Luther zu Anfang seiner reformatorischen Tätigkeit Rom gegenüber das heilige Abendmahl in beiderlei *Gestalt* erkämpft, so galt es nun in dem Streit mit den Schweizern für ihn, den vollen *Gehalt* desselben zu behaupten. Und das war ihm nach zwei Seiten hin wichtig. Er hatte es selbst an sich erfahren, was das Sakrament, wenn es im vollen Glauben an die Gabe des Herrn in demselben genossen werde, einem angefochtenen und um sein Heil bekümmerten Herzen sei, und er hatte in manchen besonders angstvollen Zeiten seines Lebens, davon fleißig Gebrauch gemacht. Um so weniger wollte er solchen Trost anderen verkürzt wissen. Sofern ihm das wesentliche im Sakrament durch die Worte der Einsetzung („das ist mein Leib") vermittelt war, hielt er an ihrer buchstäblichen Auffassung fest. Nicht *die Worte* waren es, sondern *das Wort*, das ursprüngliche Gotteswort mit seinem ganzen trostreichen Inhalt, was er in seiner Kraft und Bedeutung gewahrt wissen wollte. Und dazu kam das andere: Luther hatte in seinem

*) Vgl. Dr. Martin Luthers Leben und Wirken von D. Plitt. S. 354.

Kampf gegen die römischen Irrtümer mit allen sichtbaren kirchlichen Gewalten gebrochen; im Wort und Sakrament aber war ihm das unsichtbare Haupt der Kirche, Christus, selbst gegenwärtig. Sollte er sich auch noch dieses nehmen lassen? Das konnte er um keinen Preis; er hätte fürchten müssen, der Kirche ihr köstlichstes Kleinod, die wichtigsten Grundlagen zu nehmen. Die ganze Frage war ihm eine Lebensfrage für die Kirche und eine Gewissensfrage der ernstesten Art. Er sah es als seine heilige Pflicht an, der Kirche das Erbe des Wortes und Sakramentes voll und unversehrt zu hinterlassen, und mit einer heiligen Angst, darf man sagen, erfüllte ihn der Gedanke, daß in diesem Stücke der Kirche ein Abbruch geschehen möchte. Das wollte es sagen, wenn Luther im Verlaufe des Marburger Gesprächs wieder und wieder im Angesicht der Gegner ausrief: „Ihr habt einen anderen Geist!" und dabei blieb, wie sehr es auch die Gegner schmerzte oder verdroß, diese Worte zu hören. Und muß man Luther in dieser Auffassung der Sache recht geben, so fällt auch der Vorwurf der Lieblosigkeit oder des Eigensinns hin, den man ihm gemacht hat; so muß man ihm auch darin recht geben, daß er fest auf seinem Stücke bestand und eine kirchliche Gemeinschaft mit den Gegnern nicht eingehen wollte. Die Wahrheit stand ihm höher, als der scheinbare Friede zweier unvereinbarer Gegensätze, das Heil der Kirche und der Seelen höher, als das Ansehen schwankenden Menschenurteils, ja, als sein eigenes persönliches Wünschen."

7. Der Reichstag zu Augsburg.

Wie wir gesehen haben, hatte das Gespräch zu Marburg nach der Absicht des Landgrafen von Hessen die Hindernisse beseitigen sollen, die einem Bündnis zwischen den evangelischen Ständen in Deutschland und den evangelischen Schweizern zur Abwehr der ihnen gemeinsam von katholischer Seite drohenden Gefahr entgegenstanden. Dieser Zweck war nicht erreicht worden. Trotzdem setzte Landgraf Philipp seine Bemühungen fort, um das schon in Speier geplante Bündnis der protestierenden Stände zustande zu bringen. In dieser Angelegenheit hatte der Kurfürst von Sachsen wenige Tage nach dem Gespräch von Marburg mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg eine Zusammenkunft und Besprechung in Schleiz. Noch vor seiner Rückkehr nach Wittenberg wurde Luther dorthin berufen, um diejenigen Glaubensartikel aufzustellen, deren Anerkennung von den Mitgliedern des Bundes zu fordern sei. Luther setzte ein kurzes zusammenfassendes Bekenntnis des evangelischen Glaubens auf, dem er die erwähnten Marburger Artikel zugrunde legte, in welchem aber in einigen Punkten der Gegensatz gegen Zwingli und seine Anhänger noch schärfer als in jenen zum Ausdruck gebracht wurde. Dieses Bekenntnis wurde gleich darauf bei einer Zusammenkunft der Protestanten in Schwabach vorgelegt, und es hat davon den Namen „der Schwabacher Artikel" erhalten. Die verschärfte Hervorhebung des Gegensatzes gegen Zwingli hatte zur Folge, daß nun auch die Städte Ulm und Straßburg auf den Beitritt zu einem Bunde verzichteten, von welchem die ihnen in der Lehre nahestehenden Schweizer ausgeschlossen sein sollten. Vergeblich gab sich Landgraf Philipp alle erdenkliche Mühe, diese Städte zum Anschluß an den Bund zu bestimmen, aber auch die am 9. November 1529 auf einem zu Schmalkalden gehaltenen Tage fortgesetzten Verhandlungen blieben ohne Erfolg. Inzwischen gestaltete sich die Lage der Evangelischen immer bedrohlicher. Nachrichten, die über die Stimmung und Absichten des in Italien weilenden Kaisers nach Deutschland drangen, ließen je länger je weniger einen Zweifel darüber, daß sich die protestierenden Stände auf Gewaltmaßregeln gefaßt machen mußten, und auf das ernsteste wurde daher in ihren Kreisen die Frage erwogen, ob und inwieweit die protestantischen Stände, wenn der Kaiser sie wirklich zur Unter-

werfung zwingen wollte, Gewalt mit Gewalt abwehren durften. Luther erklärte sich auf das entschiedenste dagegen. Was auch weltliche Rechte und Ratgeber sagen mochten, für ihn war die Frage damit entschieden, daß die Obrigkeit eine göttliche Ordnung, und daß der Kaiser der rechtmäßige Oberherr in Deutschland sei. In seiner fast kindlichen Auffassung des Verhältnisses der Reichsfürsten zum Kaiser verglich er dasselbe mit der Stellung des Bürgermeisters von Torgau zu seinem Landesherrn. Wie dieser sich seiner Obrigkeit nicht widersetzen dürfe, so auch der Kurfürst nicht seinem Lehnsherrn; ob er gleich alle Gebote Gottes übertrete, ja, ob er gleich ein Heide wäre, so sollen doch dem Christ das Wort Christi feststehen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Das Evangelium, so führte er aus, müsse mit allem, was einer Empörung der obrigkeitlichen Gewalt ähnlich sehe, unverworren bleiben. Er wolle lieber zehnmal tot sein, als es auf sein Gewissen nehmen, daß das Evangelium zu irgend welchem Blutvergießen Anlaß geben sollte. Die Evangelischen sollten die sein, die da leiden, nicht, die sich selbst rächen; der Christ müsse das Kreuz tragen, mit Flehen und Beten werde man mehr ausrichten als mit Trotz. Er machte nur die eine Einschränkung, daß der Kaiser von den Fürsten nicht verlangen dürfe, ihre Untertanen um des Glaubens willen zu töten oder zu verjagen. Da heiße es: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Einen Augenblick schien es auch, als ob es eines Bündnisses zur Abwehr eines gewaltsamen Angriffes nicht bedürfen werde. Im März 1530 gelangte ein aus Bologna am 21. Januar ergangenes kaiserliches Ausschreiben nach Deutschland, durch welches ein neuer Reichstag ausgeschrieben wurde, der am 8. April in Augsburg zusammentreten sollte, um über den Türkenkrieg zu beraten und um den Religionsfrieden zu schlichten. Das Schreiben war im friedlichsten Tone gehalten. Hieß es doch darin: „Alle die vergangene Irrsal soll Christo unserm Seligmacher ergeben werden, eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit gehört und erwogen werden; diese will dann der Kaiser zu einer einigen christlichen Wahrheit bringen und vergleichen, alles, was auf beiden Seiten nicht recht gehandelt ist, abtun, damit, wie alle unter einem Christus sind und streiten, so auch alle in einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben zur Wohlfahrt des heiligen Reiches.“

Die schönen Worte erweckten in den Herzen fast aller frohe Hoffnungen und namentlich der Kurfürst von Sachsen und seine Umgebung waren geneigt, sie für bare Münze zu nehmen. Machten sie doch auch in der Tat den Eindruck, als ob Römische und Evangelische als Gleichberechtigte nebeneinander behandelt werden sollten; in Wirklichkeit aber war der Kaiser davon weiter entfernt denn je. Im Vollgefühl seiner Macht und im Vertrauen auf seine bisherigen Erfolge gedachte der Kaiser, es allerdings zunächst mit Milde zu versuchen; er wollte den Abgeirrten gnädig wieder auf den rechten Weg helfen, und ihnen, indem er sich geneigt zeigte, das Vergangene zu vergessen, den ersten Schritt auf diesem Wege leicht machen. Aber das alleinige Recht der römischen Kirche, als deren obersten Schirmherrn und Vogt er sich ansah, stand ihm nichtsdestoweniger nach wie vor fest. Es ist ein schönes Zeugnis des unerschütterlichen Vertrauens, das Luther trotz allem, was vorgefallen war, noch immer zu seinem Kaiser hegte, daß auch er die friedlichen Worte als aufrichtig gemeinte ansah. So schreibt er bald nach dem Bekanntwerden des kaiserlichen Erlasses an Justus Jonas: „Kaiser Karl wird selbst in Augsburg sein, um alles freundlich beizulegen,“ und in einem anderen Schreiben Luthers aus denselben Tagen hieß es: „Lasset uns aufsehen, daß wir mit allem Fleiß und Ernst beten und Gott anrufen, daß er seine Gnade wolle geben auf dem jetzigen Reichstage und dem frommen, guten Kaiser Karl, der wie ein unschuldiges Lämmlein zwischen so vielen Hunden, Säuen und Teufeln sitzt, seinen heiligen Geist mit Kraft verleihe, Frieden und gutes Regiment anzurichten in deutschen Landen.“ Andere freilich waren weniger vertrauensselig als Luther. Lautete doch auch so manches, was man in Deutschland über das zwischen dem Kaiser und dem Papst geschlossene Bündnis erfuhr, für die Evangelischen viel weniger ermutigend, als die friedlichen Worte des kaiserlichen Ausschreibens zum Reichstage. Monatelang hatten die beiden

Herrscher, welche vom November 1529 bis in den März 1530 in einem Palast Tür an Tür zusammenwohnten, im vertrautesten Verkehr gestanden. In Bologna hatte sich Karl an seinem Geburtstage, den 24. Februar 1530, von dem Papste zum römischen Kaiser krönen lassen. Es war das letzte Beispiel dieser für das deutsche Nationalgefühl verletzenden Erniedrigung eines deutschen Königs. Hatte sich doch Karl V. dazu verstanden, vor dem Papste, der auf einem prächtigen Stuhle getragen wurde, zu Fuß in die Kirche zu gehen und bei der Messe das Handwasser aufzugießen; hatte sich doch in Bologna noch einmal das unwürdige Schauspiel wiederholt, daß der Kaiser dem Papste, als er auf das Pferd stieg, in Gegenwart des Volkes den Fuß, Zaum und Steigbügel halten mußte.

Kurfürst Johann von Sachsen hatte das Ausschreiben zum Reichstage am 11. März 1530 erhalten. Sogleich erkannte der wachsame und scharfsichtige Kanzler Brück, ein treuer Diener seines irdischen und himmlischen Herrn, daß man sich nur dann vor Überrumpelung durch die Schliche der gegnerischen Partei sichern könne, wenn die Lehre der Protestanten in einer Schrift niedergelegt würde. Er riet deshalb seinem Herrn, die Meinung, auf welcher sie bisher „gestanden und verharret", ordentlich in Schriften zusammenziehen zu lassen, mit gründlicher Bewährung derselben aus göttlicher Schrift; so würden die Verhandlungen in Augsburg rascher und ohne Mißverständnisse vonstatten gehen, auch wenn, wie er besorge, die Prediger nicht auf dem Reichstage erscheinen dürften. Auf dieses Gutachten hin teilte der Kurfürst am 14. März seinen Gelehrten Martinus Luther, Justus Jonas, Johann Bugenhagen und Philipp Melanchthon den Inhalt des kaiserlichen Ausschreibens kurz mit und sprach seine Ansicht dahin aus, daß solcher Reichstag vielleicht anstatt eines Konzils oder einer Nationalversammlung gehalten werde; deshalb hielt er es für notwendig, daß die Artikel, um welche sich der Zwiespalt im Glauben und auch in äußerlichen Kirchengebräuchen erhoben habe, in solche Form gebracht würden, daß er vor Beginn des Reichstages sich wohl überlegen könne, wie er in die Verhandlungen eintreten solle. Die Gelehrten wurden dann aufgefordert, bis zum 20. März ihre Beratungen zu beenden, sich gemeinschaftlich nach Torgau zu verfügen und dem Kurfürsten das Ergebnis mitzuteilen. Diese Aufforderung wurde am 21. März erneuert.

Bereits am folgenden Tage trafen Luther, Bugenhagen, Justus Jonas und Melanchthon in Torgau ein. Hier wurden nun im Anschluß an die früher zu Schwabach aufgestellten Sätze die sog. „Torgauer Artikel" vereinbart, welche die nächste Grundlage des Augsburger Bekenntnisses geworden sind. Die Verhandlungen über sie wurden rasch zu Ende geführt und Luther, Melanchthon und Justus Jonas hielten sich der Aufforderung ihres Kurfürsten gemäß von da an bereit, um sich an dem Tage, wo er zum Reichstage aufbrechen würde, ihm anzuschließen und ihn zunächst bis Koburg, der Grenzstadt seines Gebietes, zu geleiten. Je nachdem sich die Verhältnisse auf dem Reichstage gestalteten, wurde in Aussicht genommen, daß sie entweder in Koburg zurückbleiben oder sich zu ihm nach Augsburg verfügen sollten.*)

Bei diesen Vorbereitungen aber ließ es der Kurfürst nicht bewenden. Wie ihm seine Räte empfohlen, teilte er dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzog Heinrich von Mecklenburg und dem Fürsten Wolfgang von Anhalt seinen Entschluß mit, daß er persönlich nach Augsburg ziehen wolle, und bat sie in Betracht der Wichtigkeit der bevorstehenden Versammlung, sich auch dort einzufinden. Am liebsten würde er es sehen, wenn sich alle in Koburg versammelten, da ihr gemeinsames Einreiten in Augsburg und ihre dadurch bezeugte Einigkeit sicherlich nicht ohne Eindruck auf die Gegner bleiben würde. Sehr bald erklärte der Fürst von Anhalt seine Bereitwilligkeit, dem Kurfürsten in jeder Weise zu Willen zu sein. Philipp von Hessen war zurückhaltender in seinem Antwortschreiben. Dem Kurfürsten rät er, sich nicht so sehr zu beeilen, der Reichstag werde doch so bald nicht eröffnet werden. Was ihn persönlich

*) Vergl. „die Entstehung der Augsburger Konfession" von Dr. Heinrich Rinn. Schriften für das deutsche Volk. Herausg. vom Verein für Reformationsgesch. Nr. II. ein Schriftchen, das auch sonst diesem Abschnitt mehrfach zugrunde liegt.

anbetrifft, so weiß er noch nicht, ob er nach Augsburg ziehen soll. Man könnte sich wohl denken, daß er, mißmutig über das Scheitern aller seiner Bemühungen, die Protestanten zu einen, die Dinge nun ihren Gang gehen lassen wollte. In seinem Briefe an den Kurfürsten spricht er das nicht aus, einen Grund persönlicher Natur gibt er an: Mit der Gesandtschaft, die von den Protestanten 1529, nach dem Reichstage zu Speier, an den Kaiser abgeordnet war, hatte er diesem ein Buch geschickt, welches die Summe der Schrift und christlichen Lehre enthielt und Karl V. von der Rechtmäßigkeit des protestantischen Glaubens überzeugen sollte. Weit entfernt, diesen Versuch einer Rechtfertigung zu billigen, hatte der Kaiser in den ungnädigsten Ausdrücken und in den unverkennbarsten Feindseligkeiten gegen die Gesandten seiner Entrüstung darüber Ausdruck gegeben. Als ob Philipp jetzt schon das Schicksal geahnt hätte, welches ihn später treffen sollte, spricht er auf Grund des eben Mitgeteilten die Befürchtung aus, daß ihm bei seinem Erscheinen in Augsburg am Ende Schlimmes widerfahren möchte. — Schließlich hat er den Reichstag doch besucht.

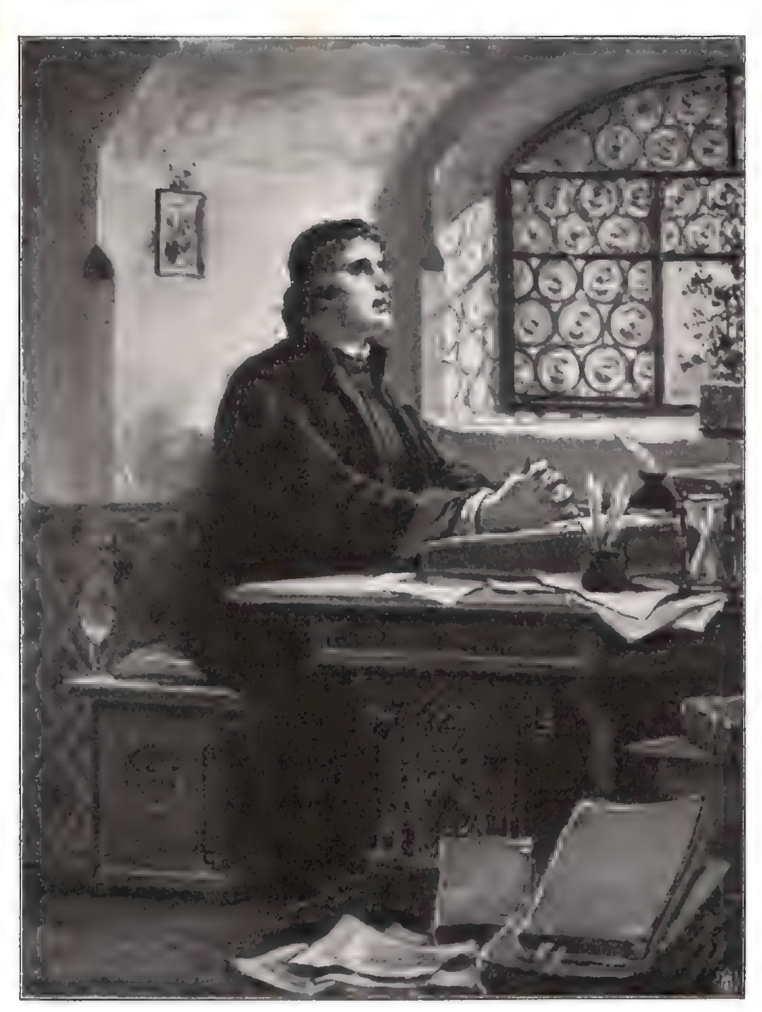
Der Markgraf Georg von Brandenburg, damals außer Landes, forderte seine Räte zunächst schriftlich auf, in allen den christlichen Glauben und die Kirchengebräuche betreffenden Beratungen gemeinsam mit anderen christlichen Ständen, sonderlich aber mit Sachsen und Nürnberg vorzugehen; „die Not erfordert, daß wir alle, welche Eines Glaubens und Sakramentes sind, beieinander, und wir nicht allein stehen.“ An den Reichstagsverhandlungen in Augsburg nahm er persönlich teil, ebenso der Herzog von Lüneburg.

Nicht so einmütig als die Fürsten zeigten sich die Städte, die zu Speier den Protest mit unterzeichnet hatten. Straßburg, die einzige deutsche Stadt, die Männer hatte, deren freier Blick über ihre Stadtmauern hinausging, wünschte das Zusammentreten eines Städtetages. Aber das starke Nürnberg, das damals nichts mehr fürchtete, als die kaiserliche Ungnade, lehnte ab, und auch bei anderen Städten blieb der Versuch der Straßburger vergeblich. Nachdem man den ganzen Winter unter den süddeutschen Städten über das Bündnis beratschlagt hatte, ging jetzt jede ihren eigenen Weg; nur Reutlingen schloß sich sogleich an Kursachsen an. In Ulm fing man an, vor den Folgen des Protestes zu Speier besorgt zu werden, und der Rat ließ dem Kaiser durch eine Gesandtschaft seinen Gehorsam vermelden. So waren die Protestanten schon auseinandergesprengt, noch ehe der Kaiser im Reich war.

Mit großer Umsicht wurden in Torgau alle Vorbereitungen für den Aufbruch zum Reichstag getroffen. An „etliche vom Adel auf dem Lande“ ließ der Kurfürst die Aufforderung ergehen, ihn zu begleiten, ordentlich gerüstet und in „Lederfarb, die Hoffarb“ gekleidet. Um auch nichts zu versäumen, den Kaiser für sich und seine Glaubensgenossen günstig zu stimmen, sprach er ihm seine Glückwünsche zu der Krönung zu Bologna aus und seine Freude darüber, daß er vorhabe, nach Deutschland zu kommen, auch die Hoffnung, daß diese Ankunft Friede, Einigkeit und Wohlfahrt im Gefolge habe. In den kurfürstlichen Landen wurde eine öffentliche Fürbitte von allen Kanzeln um einen glücklichen Ausgang des Reichstages angeordnet; die Amtleute wurden aufgefordert, in der Abwesenheit des Kurfürsten dafür zu sorgen, daß allen Anordnungen der Kirchenvisitationen, die noch immer im Gange waren, Folge geleistet und allen mutwilligen Ruhestörern kräftig gewehrt werde.

Nachdem inzwischen durch ein weiteres kaiserliches Handschreiben der Beginn des Reichstages auf den 1. Mai festgesetzt war, brach Kurfürst Johann von Sachsen, der sich besonders durch sein Verhalten auf dem Reichstag zu Augsburg den Beinamen des „Beständigen“ erworben hat, mit zahlreichem Gefolge von Torgau auf. Tags zuvor predigte Luther noch einmal vor seiner Wittenberger Gemeinde über das Schriftwort Matth. 10, V. 32, 33: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater,“ und ermahnte sie, fleißig für den Reichstag zu beten, denn dessen Verlauf ginge alle an. In der Begleitung des Kurfürsten befanden sich der Kurprinz Johann Friedrich, der Herzog Franz zu Lüneburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt, Graf Albrecht von Mansfeld und an 70 sächsische Edelleute,

die mit ihren berittenen Leuten 160 Mann ausmachten; von gelehrten Räten: die beiden Kanzler Dr. Brück und Dr. Beyer; von Theologen: Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Spalatin, der sich in Altenburg anschloß, und Johann Agricola, der in Begleitung des Grafen von Mansfeld aus Eisleben mitgekommen war. Die Reise ging nicht allzu schnell vonstatten. Am 7. April langte man in Eisenberg und tags darauf in Weimar an, wo der Kurfürst am Palmsonntag das heilige Abendmahl feierte und einige Tage rastete. Am 15. April, am Karfreitag, wurde Koburg und damit die Grenze des kurfürstlichen Gebietes erreicht. Hier wurde wieder das Osterfest über, an welchem Luther mehrmals predigte, gerastet. Die bis dahin offengehaltene Frage, ob Luther mit nach Augsburg ziehen sollte, wurde dadurch in verneinendem Sinne entschieden, daß der Nürnberger Rat aus Furcht vor dem Kaiser sich weigerte, Luther gleich den anderen Theologen in das von dem Kurfürsten für sich und seine Begleiter erbetene freie Geleit einzuschließen, weil dieser noch mit des Kaisers Reichsacht belegt war. Luther wurde daher in der Nacht von 22. auf den 23. April aus der Stadt heimlich auf die wohlverwahrte Feste Koburg gebracht, um dort vor allen Nachstellungen sicher zu sein, während der Kurfürst am folgenden Tage seine Reise nach Augsburg fortsetzte. Luthers Famulus Veit Dietrich, ein aus Nürnberg gebürtiger Student, leistete ihm hier Gesellschaft. Dieser Aufenthalt Luthers in Koburg bildet gewissermaßen ein Seitenstück zu dem auf der Wartburg. Auch hier wohnte Luther in dem auf hohem Berge gelegenen Schlosse seines fürstlichen Beschützers, auf der noch heute majestätisch in die Lande schauenden Koburger Feste; auch hier wußte er sich in dem Schutze dessen, der besser schirmt als Fels, Wehr und Waffen, und wenn es auch eine geschichtlich unhaltbare Annahme ist, daß er hier das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" gedichtet haben soll, gewiß ist doch, daß hier *seine feste Burg sein Gott war*, in die er sich immer von neuem geflüchtet hat. Auch von hier wie von der Wartburg hat er geistesmächtige Schriften ausgehen lassen, zum Zeugnis, daß er nicht tot sei, während er sich doch andrerseits auch hier soviel als möglich in stiller Verborgenheit hielt und seine Briefe mit versteckten Benennungen datierte, so z. B. aus Gruboc (Umkehr von Coburg), „aus der Einöde", „aus dem Reich der Vögel", „aus dem Reichstag der Malztürken oder der Dohlen" usw. Auch hier steht er,



Luther im Gebet auf Feste Koburg.

wie auf der Wartburg, in traulichem Verkehr mit der Natur. Da lauscht er bei herrlichem Frühlingswetter auf den Gesang der Vögel im nahen Hain, beobachtet, daß der Kuckuck sich schon vernehmen lasse: nun werde auch wohl bald die Nachtigall kommen. Ein paar Tage später kann er melden, daß er sie zum ersten Male gehört habe. Mit Interesse verfolgt er, wie die Dohlen und Krähen sich in hellen Haufen um die alte Feste sammeln, und ihr unaufhörliches Lärmen und ihr krächzendes Geschrei erinnert ihn an das

„ganze Heer der Sophisten und Papisten“, das sich aus der ganzen Welt gegen ihn versammele. In ihrem Treiben spiegelt sich ihm das Bild des künftigen Reichstages, ein Gedanke, den er oft wiederholt und mit köstlichem Humor in einem Briefe an seine Wittenberger Tischgenossen ausspinnt. Da vergleicht er mit diesem Treiben das Zu- und Abreiten, das Schweben und Schwänzen des Adels und „der großen Hansen“, ihren gewaltigen Zug und Streit. Eins der köstlichsten und lieblichsten Zeugnisse der kindlich frommen, zu munterem Scherz aufgelegten Stimmung, die ihn auf der Koburg erfüllte, ist der launige Brief, den er von dort aus an seinen damals vierjährigen Sohn Hans gerichtet hat, und der auch hier nicht fehlen darf. Luther schrieb an ihn:

„Gnade und Friede in Christo. Mein liebes Söhnchen. Ich sehe gern, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahre fort: wenn ich heim komme, so will ich Dir ein schön Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen und Pflaumen; singen, springen, und sind fröhlich; haben auch schöne kleine Pferdlein mit gülden Zäumen und silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist! weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht in den Garten kommen, daß er solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte, und solche kleine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost (die Söhne Melanchthons und Jonas) auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen und Pauken und allerhanden Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silbere Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er je fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also.

Darumb, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen.

Hiermit bis dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhme Lehnen, und gib ihr einen Kuß von meinetwegen.

Anno 1530.

Dein lieber Vater Martinus Luther.“

Freilich blieben auch Tage nicht aus, in denen Luther von schwermütigen Stimmungen heimgesucht wurde. Er hatte gelegentlich unter starkem Blutandrang nach dem Kopf zu leiden. Einige Tage lang konnte er keinen Buchstaben ansehen und gab sich darüber den trübsten Gedanken hin. Auch von einem schweren Verluste wurde er gerade während des Koburger Aufenthaltes betroffen. Am 5. Juni erhielt er hier die Nachricht, daß am 29. Mai sein hochbetagter Vater nach längerem Leiden zu Mansfeld verschieden war. Aber in allen Stunden der Anfechtung und der Trauer, auch wohl der Sorge um den Verlauf des Reichstages, in Anwandlungen des Zornes über die List und Tücke der Feinde oder dem Kleinmut der Freunde, worüber er von Augsburg her Kunde erhielt, suchte und fand er Trost in Gottes Wort und Gebet. Sein treuer Gefährte Veit Dietrich weiß nicht bewundernd genug Luthers Beständigkeit und Glaubenszuversicht zu rühmen. Kein Tag ging dahin, wo er nicht wenigstens drei Stunden betete, und manchmal so laut, daß man es draußen hören konnte. „Hilf Gott,“ so berichtete Dietrich an Melanchthon, „welch ein Geist, welch ein Glaube war in seinen Worten.“

„Ich weiß," sprach er, „daß du unser lieber Gott und Vater bist, derhalben bin ich gewiß, du wirst die Verfolger deiner Kirche vertilgen, tust du es aber nicht, so ist die Gefahr dein sowohl als unser, die ganze Sache ist dein." „Mir brennt das Herz vor Freude, fügt Veit Dietrich hinzu, besonders auch, weil er auf die Verheißung in den Psalmen so hart drang, als wäre er gewiß, daß alles geschehen müßte, wie er's begehrte." An die Türen, Wände und Fenster schrieb er im Schlosse zu Koburg: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen. Ich liege und schlafe ganz in Frieden. Es währt lange, harr aber doch, denn die andern dürfen dein nicht." So ist Luther gleich einem Moses, der seine Arme segnend und betend aufhob, während sein Volk im Kampfe stand, in jenen Tagen vor Augsburg den Seinen mit heißem und anhaltendem Gebete nahe gewesen, und wo sie verzagen wollten, da hat sein Heldenglaube sie nur von neuem gestärkt und aufgerichtet.

Doch wir verlassen Luther auf der Koburg, um die Ereignisse in Augsburg zu verfolgen. Der Kurfürst Johann von Sachsen, der am 2. Mai in Augsburg anlangte, war von den Fürsten der erste auf dem Platze. Erst einige Tage später, am 12. Mai, traf der Landgraf von Hessen mit einer Begleitung von 120 Mann ein. Mit ihm kam sein Prediger Erhard Schnepf. Die Reiter des Landgrafen fielen auch diesmal wieder durch den auf ihrer Kleidung zur Schau getragenen Wahlspruch auf: V. D. M. J. A. (Gottes Wort bleibt in Ewigkeit). Von dem Markgrafen Georg von Brandenburg rühmte man, daß er besser gerüstet gekommen sei, als irgend einer. Von den Städten waren nur die ober- und mitteldeutschen Reichsstädte vertreten. Die evangelischen Fürsten ließen von den in ihrer Begleitung mitgekommenen Predigern täglich Gottes Wort verkündigen. Diese taten dies „mit aller Freudigkeit" und anfangs auch „unverboten", und groß war die Volksmenge, die sich um die Predigt drängte. Das waren gesegnete Maientage für das deutsche Land, das waren Feste, wert, mit Maien geschmückt zu werden bis an die Hörner des Altars. Glücklich preist ein evangelisch gesinnter Arzt in Ulm, Wolfgang Richard, die Stadt Augsburg, daß sie so treffliche Männer in ihren Mauern beherberge, durch deren Gegenwart die Unweisen belehrt und die Unheiligen gebessert würden.*)

Schon waren fast alle evangelischen wie katholischen Fürsten in Augsburg versammelt, als sich die Ankunft des Kaisers noch immer verzögerte. Am 4. Mai war er endlich in Innsbruck auf deutschem Boden angelangt, wo ihm Kurfürst Johann durch seinen Gesandten Hans von Minkwitz zu seiner Ankunft Glück wünschen ließ. Bald darauf sandte er seinen Marschall Joachim von Pappenheim an das kaiserliche Hoflager, damit er die Befehle des Kaisers in betreff der Herbergen in Augsburg entgegennehme, sowie für alles andere, was der Kurfürst als des Reiches Erzmarschall anzuordnen verpflichtet war. Aber auch mit dem Aufbruch von Innsbruck nach Augsburg hatte es noch gute Wege, und man möchte fast glauben, daß im geraden Gegensatze zu heute „für die Bewegungen hoher Persönlichkeiten Langsamkeit damals als unerläßlich galt". Die Verzögerung hatte aber andere schwerer wiegende Gründe. Zwar ließ der Kaiser den Fürsten, die allmählich ungeduldig zu werden anfingen und sich beschwerten, daß man sie so lange warten lasse, am 25. Mai seine baldige Ankunft melden. Unter der Hand aber erfuhr man, daß der Kaiser auf die Beschwerde der Fürsten geantwortet habe: „Was gingen ihn die Kurfürsten an? er werde es machen, wie es ihm recht wäre." Auch wollte man wissen, daß die Geistlichen in des Kaisers Umgebung und andere Gegner der evangelischen Sache, die von dem zahlreichen Erscheinen der übrigen Fürsten unangenehm überrascht waren, den Kaiser überreden wollten, nicht eher nach Augsburg zu kommen, als bis die evangelische Predigt abgestellt wäre. Das erregte natürlich großen Verdruß, so daß der Kurfürst schon davon sprach, heimzureiten, wenn der Kaiser die evangelische Predigt nicht gestatten würde.**) Es war wohl bei dieser Verzögerung auch darauf abgesehen, die Protestanten durch den langen, kostspieligen Aufenthalt in Augsburg müde und mürbe zu machen, während zugleich

*) Vergl. Dr. H. Rinn, die oben angeführte Schrift.
**) D. Kolde, Martin Luther. S. 339.

das längere Verweilen des Kaisers in Innsbruck der katholischen Partei Gelegenheit gab, ihn in ihrem Sinne zu bearbeiten. Als der Kurfürst von Sachsen bei dem Kaiser angefragt hatte, ob es gern gesehen würde, wenn er ihm nach Innsbruck entgegenkäme, war die Antwort ablehnend ausgefallen und dies damit begründet worden, daß persönliche Verhandlungen eines einzelnen Fürsten mit dem Kaiser vor Beginn des Reichstages bei den anderen Ständen leicht mißverstanden werden und Verdacht erregen könnten. Das hinderte aber nicht, daß mehrere Fürsten der Gegenpartei sich dennoch zum Kaiser verfügten und sich an seinem Hofe recht lange aufhielten, ohne daß man danach fragte, ob das bei den Protestanten Verdacht errege oder nicht. Mißmutig schreibt der Kurprinz von Sachsen, Johann Friedrich, über dieses Treiben in Innsbruck, wo das Gold nicht gespart wurde und Bestechung an der Tagesordnung war, an einen der sächsischen Räte: „Ich glaube, daß durch die Fürsten, welche zu dem Kaiser nach Innsbruck kommen, viel Geschwindel und böse Händel gesucht werde, meinen gnädigen Herrn Vater, mich und andere zum höchsten bei Kaiserliche Majestät zu verunglimpfen.“ Es sollte sich bald genug zeigen, daß das Mißtrauen der Evangelischen nicht unbegründet war. Der Kaiser ließ noch von Innsbruck aus den Protestanten befehlen, das Predigen in Augsburg einzustellen. Mit großer Entschiedenheit lehnte sich besonders der sächsische Kanzler Brück gegen dieses Ansinnen auf und riet eindringlich von übereiltem Nachgeben ab. Wenn sich die Protestanten, so erklärte er, dem kaiserlichen Befehle fügten, so geständen sie damit zu, daß ihre Predigt falsch sei. Überdies könnten sie sich auf das Ausschreiben zum Reichstage berufen, nach welchem eines jeden Meinung zuerst gehört werden sollte. So wurde denn auch bis zur Ankunft des Kaisers die evangelische Predigt fortgesetzt.

Inzwischen benutzte Melanchthon die lange Zeit des Wartens dazu, um inmitten der Schachzüge der Gegner und daher unter schweren Sorgen, Seufzen und Gebeten, auf Grund des Torgauer Entwurfes die Bekenntnisschrift auszuarbeiten, mit der die Evangelischen vor dem Kaiser und Reichstag sich sowohl gegen die wider sie erhobenen Verleumdungen und Anklagen verantworten, als auch ihre religiöse Überzeugung im Zusammenhange darlegen sollten. Ohne die Abweichung von der römischen Kirche in irgend einem Punkte zu verschweigen und zu verdunkeln, hatte doch Melanchthon bei der Ausarbeitung dieser Schrift vor allen den Zweck einer friedlichen und versöhnlichen Verständigung im Auge. Mit peinlicher Sorgfalt feilte er an jeder Wendung und suchte möglichst alles zu vermeiden, was die Gegner hätte erbittern und verletzen können. Die Schrift, welche ursprünglich als „Apologie“, d. h. Verteidigungsschrift, gedacht war, gewann unter Melanchthons Hand die Gestalt eines Bekenntnisses, bei dem es ihm vor allem darum zu tun war, den Nachweis zu führen, daß die Evangelischen keine Neuerer wären, sondern in allen Stükken auf die Heilige Schrift und auf die alten Kirchenväter sich berufen dürften, und daß vielmehr die damalige katholische und römische Kirche vieles Neue eingeführt habe, das mit dem Evangelium nicht übereinstimme. „Wir haben,“ so sagt er einmal, „in unserem Bekenntnis angezeigt, daß wir keinen Artikel des Glaubens halten, . . . der Heiliger Schrift oder den Konzilien und Vätern entgegen sein sollt. So haben wir uns nicht von des Reiches und der heiligen Christenheit Einigkeit gewendet, dieweil wir treulich und fest ob allen Artikeln des heiligen christlichen Glaubens halten und die zum rechten Verstand der Apostel und Väter wiederum bringen.“ Die Arbeit ging so rasch vonstatten, daß sie schon am 11. Mai an Luther zur Begutachtung gesandt werden konnte. Wenn auch noch manches zu vervollständigen übrig blieb, so die Frage, wie man das Ganze einleiten und welche Forderungen man stellen solle, so waren doch in dem an Luther übersandten Entwurf alle Hauptpunkte der Glaubenslehre bereits vollständig enthalten. Schon nach wenigen Tagen sandte Luther ihn mit den Worten zurück: „Ich habe Magister Philipps Apologie überlesen, die gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann.“ Auch mit den in Augsburg anwesenden evangelischen Ständen, ihren Räten und Gottesge-

lehrten wurde Artikel für Artikel aufs sorgfältigste durchberaten und jeder Ausdruck aufs gewissenhafteste geprüft. So waren die Evangelischen zur Verantwortung ihres Glaubens gerüstet, als der Kaiser endlich am 15. Juni mit großem Gepränge seinen Einzug in Augsburg hielt. Es war der Tag vor dem Fronleichnamsfeste, und dieser war wohl deshalb gewählt, um gleich bei Gelegenheit der großen Fronleichnamsprozessionen, bei welcher die römische Kirche den ganzen Glanz ihrer äußeren Herrlichkeit entfaltet, die Gesinnung der Protestanten auf die Probe zu stellen. Nahmen sie an der Prozession teil, so verleugneten sie ihren Glauben, blieben sie fern, so zogen sie sich den Unwillen des Kaisers zu, indem sie sich seinem ausdrücklichen Befehle widersetzten, nach welchem alle Mitglieder des Reichstags an der Prozession teilnehmen sollten. Dennoch waren sie fest entschlossen, diesem Befehle nicht nachzukommen.

Obwohl über das ungebührliche und anmaßende Betragen der spanischen Quartiermacher unter der Bürgerschaft in Augsburg ein allgemeiner Unwille herrschte, so ließ es sich die Stadt Augsburg doch nicht nehmen, ihren Kaiser ehrenvoll zu empfangen. Alle Berichte, die wir von Augenzeugen über den Einzug haben, stimmen darin überein, daß das Einreiten kaiserlicher Majestät „fast köstlich“ gewesen ist; „jedermann hat sich darob hoch verwundert, denn man meinte, daß dergleichen Einzugs in deutschen Landen vorher nie gesehen worden sei.“ Der Kaiser trug einen goldenen spanischen Waffenrock, auf dem Haupte ein „klein spanisch Hütlein“. Im Gefolge des höchsten weltlichen Gebieters Deutschlands, der schon in seiner Tracht den Fremden zur Schau trug, war als Vertreter der höchsten geistlichen Macht auf Erden ebenfalls ein Ausländer, der italienische Kardinal Campeggi. So wurde die Nationalversammlung, von welcher die Protestanten gesprochen und auf die sie so große Hoffnungen gesetzt hatten, eingeleitet. Nach beendigtem Einzuge begab sich der Kaiser, von den Fürsten und Abgesandten der Städte begleitet, zur Andacht in die Domkirche; von da folgten ihm die Fürsten in seine Herberge, die in der Pfalz, der Burg des Bischofs von Augsburg, für ihn bereitet war. Es war bereits Abend geworden, ungefähr neun Uhr; trotzdem beschied der Kaiser die fünf evangelischen Fürsten: Johann von Sachsen, Georg von Brandenburg, Ernst von Lüneburg, Philipp von Hessen und Wolfgang von Anhalt in sein Gemach. In nicht unfreundlicher Form, aber doch in sehr bestimmten Tone erklärte er ihnen durch seinen Bruder, die Duldung der lutherischen Predigt und die gottesdienstlichen Neuerungen müßten ein Ende nehmen, das weitere werde sich finden. Es bezog sich zwar diese Erklärung zunächst auf die von den Evangelischen während der Anwesenheit in Augsburg gehaltenen Predigten, über deren Zulässigkeit schon vor der Ankunft des Kaisers vielfach verhandelt worden war, aber sie war wohl überhaupt ein Versuch, die evangelischen Fürsten einzuschüchtern und ihnen zu zeigen, daß der Kaiser entschlossen sei, die neue Lehre nicht länger zu dulden. Aber einmütig erklärten sie, daß sie nicht gehorchen könnten, weil es sich um eine Sache des Gewissens handle, in der kein kaiserliches Machtgebot gelte. Der im Dienste des Kaisers ergraute Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach rief in heftiger Erregung aus: „Ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf dieser Stelle niederknien, und mir den Kopf abhauen lassen,“ worauf der Kaiser in seinem niederländischen Dialekt erwiderte: „Löwer Förft, net Kop ab, net Kop ab!“

Ebensowenig verstanden sich die Protestanten dazu, die weitere an sie gestellte Forderung zu erfüllen, folgenden Tags an der Fronleichnamsprozession „Gott dem Allmächtigen zu Ehren“ teilzunehmen. Sie würden kein Bedenken getragen haben, ihr in dienstwilligem Gehorsam beizuwohnen, wenn es sich um eine dem Kaiser zu erweisende Höflichkeitsbezeigung gehandelt hätte, da es aber das Ansehen hatte, als sollten die Protestanten die Prozession als eine gottesdienstliche Handlung durch ihre Gegenwart billigen, und dadurch ihre evangelische Überzeugung von der Verwerflichkeit des Meßopfers verleugnen, so hielten sie sich in ihrem Gewissen für gebunden, diese Zumutung abzulehnen — es könnten sich heute manche evangelische Würdenträger und hohe Staatsbeamte an obigem Verhalten ein Beispiel nehmen! Über diesen Verhandlungen war es spät geworden. Erst 11 Uhr

nachts wurden sie entlassen, indem ihnen zugleich in betreff der an sie gestellten Forderungen bis zum andern Morgen um 6 Uhr Frist zur Überlegung gegeben wurde. Die Aufregung über diese erste Begegnung mit dem Kaiser war keine geringe. Der Landgraf ließ die Nürnberger Gesandten noch aus den Betten holen, damit sie an der Beratung teilnehmen möchten. Man beschloß, standhaft zu bleiben, weder von der Predigt zu lassen, noch an der Prozession teilzunehmen. Das war die Antwort, die der Markgraf am andern Morgen im Namen der übrigen abgab, wobei man auch darauf aufmerksam machte, in welchem Widerspruch jene Forderungen mit dem kaiserlichen Ausschreiben ständen. Stärker konnte der Zwiespalt nicht zutage treten, als dadurch, daß der Kaiser und die Seinen allein das hohe Fest feiern mußten. Obwohl der Rat von Haus zu Haus dazu hatte auffordern lassen, war die Beteiligung von seiten der Bürgerschaft eine sehr kleine. Man wollte gezählt haben, daß nicht hundert einheimische Männer und Frauen mitgegangen wären. Kein Handwerker war, wie sonst, mit seinem Handwerk vertreten. In der Predigtfrage kam es nach längeren Verhandlungen zu einem Vergleich, bei dem freilich die Evangelischen sehr im Nachteil waren. Es wurde verabredet, daß das öffentliche Predigen beiden Teilen untersagt sein sollte. Für die römischen war das ein leichtes Zugeständnis, da sie ja bei ihrem Gottesdienst die Predigt sehr gut entbehren konnten. Die evangelischen Fürsten gingen nur mit schwerem Herzen darauf ein; aber sie gaben nach, weil sie dem Kaiser gemäß dem Speierer Reichstagsabschied in dieser Sache nicht ungehorsam sein wollten, und auch um ihre Friedfertigkeit zu beweisen. Sie wollten, wie sie sagten, „die Sache nicht zerrütten,“ vielmehr durch ihr Entgegenkommen in diesem Falle sich die Gunst des Kaisers sichern, von dem sie noch immer Gutes hofften.

Am 20. Juni wurde der Reichstag endlich eröffnet. Dem Zusammentritt desselben ging eine feierliche Messe im Dome voraus, an der auch die Protestanten teilnahmen. In diesem Falle durften sie es ohne Bedenken tun, da aus ihrer bloßen Gegenwart niemand auf ihre Stellung zur Verwandlungslehre und zur Lehre vom Meßopfer einen Schluß ziehen konnte. Überdies enthielten sie sich der knieenden Anbetung des Sakramentes. Landgraf Philipp vermochte sich aber nicht zu entschließen, bei dem Meßopfer zugegen zu sein. Er machte zwar den Zug zur Kirche mit, verblieb auch in ihr während einer der Messe vorangehenden lateinischen Rede, aber nachdem diese geendet, verließ er den Dom und kehrte erst nach Beendigung der Messe dorthin zurück, um sich dem Zuge anzuschließen, der sich vom Dom ins Rathaus bewegte. Vielleicht hatte auch die vordringliche Anmaßung, mit welcher der päpstliche Nuntius in dieser Rede aufgetreten war, den Landgrafen bestimmt, das Gotteshaus zu verlassen. Hielt es doch dieser Prälat für angezeigt, in seiner Rede allerhand beißende und spitzige Ausfälle über die Deutschen zu machen, die selbst bei den katholischen Fürsten Entrüstung hervorriefen. Der Vertreter des Papstes wagte es, den um ihren Kaiser versammelten deutschen Fürsten und Ständen ins Gesicht zu sagen, sie wären schlimmer als die Türken. „Die Türken stehen unter einem einzigen Fürsten, dem sie gehorchen, unter den Deutschen aber aber gibt es viele, die niemand gehorchen. Bei den Türken geht durch einmütigen Rat alles gut, aber unter den Deutschen sind viele, durch deren Zwietracht alles zugrunde geht. Die Türken leben unter einerlei Gesetz, Brauch und Religion, aber unter den Deutschen gibt es viele, die immer neue Gesetze, neue Ordnungen, neue Religionen erdenken und nach Belieben haben.“ Weiter hieß es dann in betreff der Religionsstreitigkeiten: „die wahrhaftesten und ehrbarsten Lehren Christi, die durch so vieler frommer Väter Einstimmung geordnet und vom heiligen Geist bestätigt worden, verstören sie aus teufelischer Eingebung und machen daraus lauter Possen und schandbar Zeug.“ Er schloß mit dem Zusatz: „Wenn Petri Schlüssel die marmornen Herzen der deutschen Fürsten nicht mehr eröffnen und aufschließen könnte, so müßte Pauli Schwert mithelfen und dreinschlagen.“

Für die Verhandlungen des Reichstags war der geräumige Saal des Augsburger Rathauses gewählt worden. Sie wurden mit einer von dem Kaiserlichen Minister, Pfalzgraf Friedrich, verlesenen Thronrede

eröffnet. Diese bezeichnete die Hilfe gegen die Türken und die Beilegung der Religionsstreitigkeiten als die Hauptgegenstände, die dem Reichstage zur Beratung vorgelegt worden. In der letzteren Hinsicht wurde den protestierenden Ständen aufgegeben, „ihr Gutdünken und ihre Meinung wegen des Religionsstreites deutsch und lateinisch in Schrift zu stellen und zu überantworten.“ Der ganze Ton dieser Vorlage war



Reichstag zu Augsburg 1530.
(Überreichung und Verlesung des evangel. Glaubensbekenntnisses.)

ungleich kälter und schärfer gehalten, als das kaiserliche Ausschreiben zum Reichstage. Es wurde über die Nichtbefolgung des Wormser Ediktes Klage geführt, die Evangelischen wurden ziemlich unverhohlen für die Plünderungen, Verwüstungen und verderblichen Landplagen der Bauernkriege und für die Schwärmerei der Wiedertäufer verantwortlich gemacht und die Wiederherstellung des ewigen Friedens und der ehemaligen Eintracht als das Ziel der Bemühungen des Kaisers bezeichnet. Noch an demselben Tage versammelte der Kurfürst seine Glaubensverwandten in seiner Wohnung, ermahnte sie mit beweglichen und herzergreifenden Worten, sich im Bekenntnis der Religion, als der guten Sache Gottes, standhaft zu beweisen, und sich weder durch Drohen noch durch Schreckworte der Feinde zur Verleugnung derselben bewegen zu lassen. Die protestantischen Stände waren einhellig in dem Entschlusse, daß vor allen politischen Sachen zuerst die Religionsangelegenheiten entschieden werden müßten. Da übrigens auch dieselbe Forderung von der Gegenpartei gestellt wurde, so konnte der Kaiser sich ihr nicht entziehen, wie dringend ihm auch an der Hilfe wider die Türken gelegen war, und es erging daher an die protestantischen Stände die Aufforderung, sich bereit zu halten, am 24. Juni ihr Glaubensbekenntnis und ihre Vorschläge zur Abschaffung der Mißbräuche zu überreichen. Da die Zeit sehr kurz bemessen und ein Auf-

schub, den man begehrte, nicht zu erlangen war, so arbeitete man fast Tag und Nacht, um das Glaubensbekenntnis fertigzustellen.

Die Beratungen der Evangelischen über den Wortlaut des Bekenntnisses waren bereits zum Abschluß gediehen, als der Kaiser den Protestanten den Vorschlag zugehen ließ, ihm ein Verzeichnis ihrer Artikel und der streitigen Punkte vorlegen zu lassen, mit dem Hinzufügen, daß eine öffentliche Vorlesung des Bekenntnisses dann nicht nötig sein werde. Es scheint, daß geheime Verhandlungen, die der ängstliche Melanchthon nebenher auf eigene Hand mit den kaiserlichen Sekretären gepflogen hatte, den Anlaß zu diesem nicht ohne Hinterlist gemachten Vorschlage gegeben hatten. Er hatte diesen vorgestellt, daß der Handel längst nicht so schwierig sei, wie man am Kaiserlichen Hofe zu meinen scheint. Es handele sich wesentlich nur um das Zugeständnis der Feier des Abendmahles in beiderlei Gestalt, der Priesterehe und der Abschaffung der Einzelmesse. Daraufhin ließ der Kaiser, der von dem Wunsche beseelt war, womöglich in aller Stille „ohne weitläufiges Verhör und Disputation" eine Einigung zu erzielen, die erwähnte Aufforderung an die Evangelischen ergehen.*) Diese geheimen Abmachungen waren aber nicht nach dem Sinne der protestierenden Fürsten und Stände. In aller Ehrerbietung, aber auch mit ruhiger Entschlossenheit wiesen diese das Ansinnen des Kaisers von der Hand. Öffentlich waren sie verleumdet worden, öffentlich wollten sie sich auch rechtfertigen, wie es ihnen in dem kaiserlichen Ausschreiben zum Reichstag ausdrücklich zugesichert worden war. Sie waren zudem überzeugt, daß sie mit ihrem Werke nur Ehre einlegen und die, welche nichts anders als die Wahrheit wollten, für sich gewinnen würden. Nach einer längeren Verhandlung hin und her fügte sich der Kaiser ihrem Begehren und bestimmte, daß die Vorlesung des Bekenntnisses unbedingt am 25. Juni stattfinden solle. Dem Wunsche des Kaisers gemäß sollte es in deutscher und lateinischer Sprache eingereicht werden. Nachdem der sächsische Kanzler Brück dem von Melanchthon verfaßten Bekenntnis die Einleitung und den Schluß hinzugefügt hatte, versammelten sich die protestierenden Fürsten und Stände am 23. Juni nochmals in der Wohnung des Kurfürsten von Sachsen, um es nach nochmaliger Verlesung gemeinsam zu unterschreiben. Die ersten Unterschriften waren die des Kurfürsten Johann und seines Sohnes Johann Friedrich, des Markgrafen Georg von Brandenburg, des Herzogs Ernst zu Lüneburg, des Landgrafen Philipp von Hessen, des Fürsten Wolfgang zu Anhalt, der Städte Nürnberg und Reutlingen. Die Mitunterschrift der Straßburger und anderer oberländischer Städte, wurde abgelehnt, da diese mit Vorbehalt unterschreiben wollten, weil sie den Artikel vom Abendmahl, der die Zwinglische Auffassung unzweideutig verdammte, nicht annehmen wollten. Neben Nürnberg und Reutlingen sind dann im Verlaufe des Reichstages noch die Städte Kempten, Windsheim, Heilbronn und Weißenburg dem Bekenntnis beigetreten. Melanchthon hätte es lieber gesehen, daß die Unterzeichnung nur durch die Theologen erfolgt wäre, weil er von dem persönlichen Eintreten der Fürsten politische Verwicklungen fürchtete. Aber die Fürsten wollten sich die persönliche Vertretung ihres Glaubens nicht nehmen lassen. Der Kurfürst von Sachsen erklärte: „Das wolle Gott nicht, daß ihr mich ausschließet, ich will Christum auch bekennen." Sein Kurhut und Hermelin, fügte er hinzu, hätten für ihn den Wert nicht, welchen das Kreuz Jesu für ihn habe, denn jene blieben in der Welt, dieses aber begleite ihn zu den Sternen. Als Wolfgang von Anhalt die Feder zur Hand nahm, sagte er: „Ich habe manchen schönen Ritt andern zu Gefallen getan; warum soll ich denn nicht, wenn es vonnöten, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln, und mit Dransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkreuzlein in das himmlische Leben eilen?"

Da die Gegner die Verlesung des Bekenntnisses in öffentlicher Versammlung nicht hatten verhindern können, so wußten sie es wenigstens zu hintertreiben, daß sie in dem großen viele Hunderte fassenden Rathaussaal geschah, wo auch nicht stimmberechtigte Zuhörer Zutritt hatten. Auf ihr Betreiben bestimmte

*) Vgl. D. Kolde, Martin Luther II. Seite 344.

der Kaiser, daß die Vorlesung in der Kapitelstube des bischöflichen Hofes, wo er wohnte, der kaum für die Mitglieder des Reichstages ausreichenden Raum bot, vor sich gehen sollte. Dort kamen die Fürsten und Stände am Sonnabend, den 25. Juni, nachmittags 3 Uhr zusammen. Des beschränkten Raumes wegen mußten auf kaiserlichen Befehl alle, die nicht Fürsten und Abgeordnete waren, die als Kapitelsaal dienende Kapelle verlassen. Vor dem Beginn der Vorlesung entspann sich noch einmal darüber eine Verhandlung, ob das deutsche oder das lateinische Exemplar vorgetragen werden solle. Das erstere hielt der sächsische Kanzler Beyer, das andere der Kanzler Brück in Händen. Der Kaiser verlangte die Vorlesung der lateinischen Abfassung. Der Kurfürst von Sachsen aber wandte mit mannhafter Erinnerung ein, daß man auf deutschem Grund und Boden wäre, und daher hoffen dürfe, Kaiserliche Majestät werde auch die deutsche Sprache erlauben. Als auch das bewilligt war, trat Kanzler Beyer hervor. Die Verlesung des Bekenntnisses währte von 4 bis 6 Uhr und geschah so laut und deutlich, daß nicht nur im Saale, sondern auch im bischöflichen Hofe bei den offenen Fenstern von der draußen dicht gedrängt harrenden Menge jedes Wort verstanden wurde.

Es mag nicht überflüssig erscheinen, hier den Inhalt dieses Hauptbekenntnisses der evangelischen Christenheit, wenigstens in kurzen Zügen anzugeben.*) In der von Kanzler Brück herrührenden Vorrede bezeugen die evangelischen Stände ausdrücklich, daß sie, dem Ausschreiben des Kaisers gehorsam, in der redlichen Absicht nach Augsburg gekommen seien, auf Grundlage ihres Bekenntnisses in Liebe und Gütigkeit mit ihren Gegnern zu verhandeln, damit der Zwiespalt beseitigt, die allein wahre Religion allgemein angenommen und Christus in rechter Weise bekannt werde. Sollte aber die Einigung auf diesem Reichstage nicht zustande kommen, so fordern sie hiermit öffentlich nochmals die Berufung eines allgemeinen, freien christlichen Konzils, das der Kaiser gemeinschaftlich mit dem Papste auszuschreiben versprochen habe.

Im Anschluß an diese in versöhnlichem aber dabei doch entschiedenem Tone gehaltene Vorrede wird in 21 Artikeln die Glaubenslehre der Protestanten in klarer und bündiger Fassung dargelegt.

Feierlich bekennen sie sich im 1. Artikel zu dem Glauben an Vater, Sohn und Heiligen Geist, nach der Lehre von dem dreieinigen Gotte, wie sie auf dem Konzil zu Nicäa festgesetzt worden ist. Seit dem Falle Adams stehen alle Menschen, welche natürlich und somit in Sünden geboren werden, unter dem Zorne Gottes. Um diesen zu versöhnen, zugleich auch für alle anderen Sünden der Menschen ein Opfer zu sein, wurde Gott der Sohn Mensch. Nur durch den Glauben an ihn können wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott erlangen. Solcher Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Worte Gottes. Nicht tot darf der Glaube sein: er soll gute Werke als seine Früchte hervorbringen; selig machen diese aber nicht, sie sollen nur geschehen um Gottes willen. Schließen sich die Gläubigen zusammen, und wird in ihrer Versammlung das Evangelium rein gepredigt, werden die Sakramente da laut des Evangeliums gereicht, so beanspruchen sie mit Recht für dieselbe den Namen „Kirche“; daß in den äußeren Gebräuchen alle einzelnen kirchlichen Gemeinschaften übereinstimmen, ist nicht erforderlich. Daß auch falsche Christen und Heuchler in der Kirche sind, das berechtigt niemanden, sich von ihr abzusondern. Zu den Sakramenten, welche die Kirche verwaltet, gehört zunächst die Taufe, „dadurch Gnade angeboten wird“. In dem Abendmahle ist „unter der Gestalt des Brotes und des Weines wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftiglich gegenwärtig“ und wird da ausgeteilt und genommen. Beichtet der Christ, so braucht er nicht „alle Missetat und Sünden zu erzählen“, er kann es auch nicht, denn „wer kennet die Missetat?“ Für die Sünden nach der Taufe erlangen wir Vergebung, wenn wir „Leid oder Schrecken“ über sie haben, zugleich aber an das Evangelium oder die frohe Botschaft von Gottes Gnade und Vergebung glauben, und danach muß Besserung folgen, daß man von den

*) Anm. Wir folgen dabei der Darstellung von Dr. Heinr. Rinn in der mehrfach erwähnten Schrift: Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.

Sünden lasse. Eingesetzt sind die Sakramente als Zeichen und Zeugnisse des göttlichen Gnadenwillens gegen uns; sie sollen Glauben wecken und stärken, und nur der Gläubige kann sie recht gebrauchen. Weit entfernt, daß die Protestanten Unordnung in der Kirche wollten aufkommen lassen, verlangen sie vielmehr von jedem, welcher predigen und die Sakramente reichen will, den ordentlichen Beruf dazu. Um des Friedens und guter Ordnung willen ist es auch nötig, festzusetzen, welche Festzeiten gefeiert werden sollen u. a. Dabei kann alles, was bisher gegolten hat, beibehalten werden, sofern es nur nicht als Gesetz hingestellt wird, welches man halten müsse, um Gnade zu erlangen. Neben den Kirchenordnungen gibt es auch weltliche, „Polizei und weltlich Regiment". Auch diese sind von Gott geschaffen und eingesetzt, folglich sollen und dürfen auch die Christen darin, ebenso wie in Ehestand und Hausstand, tätig sein, dürfen es nimmermehr für eine höhere christliche Vollkommenheit ansehen, daß man aus diesen weltlichen Ordnungen und Aufgaben sich zurückziehe. Gehorsam ist der Christ der Obrigkeit schuldig in allem, was ohne Sünde geschehen mag; kann man ihrem Gebote nicht ohne Sünde nachkommen, so soll man Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. — Hierauf schließt das Bekenntnis, wie der allgemeine christliche Glaube, mit der Wiederkunft Christi zum Gerichte und zur Auferwekkung, wo den Gläubigen ewiges Leben und Seligkeit, den Gottlosen Verdammnis zuteil wird. In den letzten vier dieser den evangelischen Glauben betreffenden Artikeln des Bekenntnisses (18—21) verteidigen sich die Evangelischen gegen verschiedene falsche und irrtümliche Folgerungen, welche die Gegner aus ihren Lehren gezogen haben. So betonen sie, daß von einem Verbote der guten Werke, wie man sie den Protestanten nachsagt, keine Rede sei, daß diese vielmehr selbst zeigen, wie man im Glauben durch den Geist zu wahrhaft guten Werken kommen könne, daß aber allerdings Gerechtigkeit vor Gott und Gnade bei Gott nimmermehr aus den Werken komme, sondern allein durch den Glauben an Christum. Dieser ist der einige „Versühner" und Mittler zwischen Gott und den Menschen, darum ist endlich auch die Anrufung der Heiligen abzustellen, so sehr man heiliger Vorbilder gedenken und an ihrem Glauben sich aufrichten soll. Im zweiten Teile des Bekenntnisses wird in sieben weiteren Artikeln auf die in der Kirche eingeschlichenen Mißbräuche und deren Abstellung näher eingegangen, sowie auf die Änderungen, welche die Protestanten in den gottesdienstlichen Einrichtungen bei sich vorgenommen haben. In diesen Artikeln (22—28) wird von dem Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, von der Priesterehe, von der Messe und dem Meßopfer, der Beichte, dem Unterschied der Speisen, den Mönchsgelübden und der Kirchengewalt gehandelt. Merkwürdig ist hier unter anderem die freie Auffassung der christlichen Sonntagsfeier. Der Sonntag wird keineswegs als Erneuerung des alttestamentlichen Sabbats betrachtet, sondern als eine freie, aber wohltätige menschliche Einrichtung um der Ordnung willen.

Nach beendeter Vorlesung wurden beide Exemplare, das deutsche wie das lateinische, dem Kaiser eingehändigt. Dieser versicherte, er habe das Bekenntnis gnädig vernommen, aber es sei dies ein so „trefflicher, hochwichtiger und großer Handel", daß er denselben sorgfältigst erwägen müsse, bevor er darauf Antwort gebe, während wiederum die evangelischen Fürsten den Kaiser baten, er möge diese Sache, an welcher ihrer Seelen Seligkeit gelegen, in gnädige Erwägung ziehen. Selbst ein Teil der katholischen Stände vermochte sich dem tiefen Eindruck nicht verschließen, den die klare, glaubensgewisse Sprache dieses Bekenntnisses machte. Viele falsche Vorstellungen, welche die Feinde des evangelischen Glaubens bisher über diesen zu verbreiten sich bemüht hatten, wurden hier in leidenschaftsloser Weise widerlegt und vernichtet. Selbst der Erzbischof Matthäus Lang von Salzburg soll zugestanden haben, daß ihm die meisten Klagen der Protestanten über die von ihnen angeführten Mißbräuche höchst begründet und ihre Wünsche nach einer Verbesserung höchst gerecht erschienen; er wünschte selbst, daß es mit der Messe anders wäre, so auch mit dem Verbot der Speisen und mehreren anderen menschlichen Satzungen. Nur war es ihm gar zu ärgerlich, „daß sie sich durch einen elenden Mönch sollten reformieren lassen". — Der Bischof von Augsburg, Chri-

stian von Stadion, bekannte es laut und öffentlich: „Das ist wahr, das ist die lautere Wahrheit, wir können es nicht leugnen!“ Und sogar der Herzog von Bayern, ein entschiedener Gegner der Protestanten, äußerte sich gegen Eck: „Man hat mir viel anderes von Luthers Lehre gesagt, denn ich in ihrem Bekenntnis gehört habe. Ihr habt mich wohl auch vertröstet, daß ihre Lehre zu widerlegen sei.“ Als ihm Eck darauf antwortete: „Mit den Vätern getraute ich es mir zu widerlegen, aber nicht mit der Schrift,“ — soll der Herzog erwidert haben: „So höre ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben.“ Niemand aber freute sich mehr als Luther, den Tag dieses „schönen Bekenntnisses Christi, vor einer solchen Versammlung“ erlebt zu haben; er sah darin das Wort des Psalmisten erfüllt: „Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht,“ und bedauerte nur, daß er nicht persönlich zugegen gewesen sei, als Christus in so herrlicher Weise bekannt wurde. Auch in ihrer endgültigen, von dem ihm im Mai übersandten Entwurf mehrfach abweichenden Fassung fand das Bekenntnis von Augsburg seinen ungeteilten Beifall und er sprach die Hoffnung aus, „daß es weithin tönen werde“. Die Hoffnung hat sich auch erfüllt, obwohl der Kaiser die Veröffentlichung des Bekenntnisses durch den Druck ausdrücklich untersagt hatte, und auch die evangelischen Fürsten auf seinen Wunsch versprachen, es ihrerseits nicht in den Druck zu geben. Kaiser Karl hat es nicht hindern können, daß noch im Jahre 1530 der deutsche Text sechsmal, der lateinische einmal gedruckt wurde. Nachdrucker besorgten die Ausgaben nach Abdrucken des Bekenntnisses, welche in verschiedenen Fassungen vorhanden waren. Dadurch ist es der Nachwelt erhalten geblieben, obwohl die Originalurkunden aus der kaiserlichen Kanzlei verschwunden und nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Ja, der Kaiser selbst hat zur Verbreitung der Augsburgischen Konfession mitgewirkt, indem er sie an die Könige von Frankreich, England und Portugal sandte. In kurzer Zeit erschienen Übersetzungen derselben in den meisten europäischen Sprachen. Der Tag von Augsburg gehört zu den größten Ehrentagen der evangelischen Kirche und der 25. Juni ist darum auch in vielen Gegenden der Tag des Reformationsfestes geworden. Durch die gemeinsame Bekenntnistat zu Augsburg fühlten sich die Evangelischen fortan unverbrüchlich untereinander verbunden. Infolge der öffentlichen feierlichen Vorlesung dieses Bekenntnisses war der evangelische Glaube aus einer Sache der persönlichen Überzeugung der einzelnen eine gemeinsame politische Angelegenheit geworden. Und dieses Bekenntnis ist noch heute das Panier, um das sich das evangelische Deutschland in der Mehrzahl ihrer Glieder schart. Die Gegner freilich waren weit entfernt, der Stimme der Wahrheit, die in diesem Bekenntnis zu ihnen geredet hatte, Raum zu geben. Die Mehrheit des Reichstages faßte den Beschluß, das evangelische Bekenntnis durch eine Anzahl katholischer Theologen widerlegen zu lassen. Zu den damit beauftragten gehörten die gehässigsten Gegner Luthers: wie Eck, Cochläus und Conrad Wimpina in Frankfurt a. O. Statt sich an das zu halten, was die protestantischen Stände als ihren Glauben bezeugt und übergeben hatten, ließen die Verfasser der Widerlegung es sich angelegen sein, einzelne Äußerungen Luthers, Melanchthons und anderer evangelischer Prediger aus dem Zusammenhange zu reißen, um den Nachweis zu liefern, daß das übergebene Bekenntnis mit diesen Äußerungen im Widerspruche stände. So wurde aus der Widerlegung des Bekenntnisses eine Schmähschrift, die von Verleumdungen der Evangelischen strotzte. Um deren Ruchlosigkeit nachzuweisen, wurden die Greuel des Bauernkrieges mit dürren Worten als Früchte des „Evangeliums“ hingestellt. In ihrem ersten Entwurf war die Widerlegungsschrift in so plumpen und maßlos heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß der Kaiser selbst ihre nochmalige Umarbeitung befehlen mußte. Aber auch in ihrer neuen Fassung, in der sie am 3. August in demselben Raume wie das Augsburgische Bekenntnis in der Reichsversammlung verlesen wurde, war sie ein trauriges Machwerk. Ohne auf die Gründe der Evangelischen einzugehen, enthielt sie nichts anderes als eine Zusammenstellung der römischen Lehren und Bräuche, die alle für christlich erklärt wurden. Trotzdem forderte der Kaiser von den Protestanten die

bedingungslose Annahme dieser angeblichen Widerlegung. Im Falle der Weigerung drohte er zu tun, was ihm als Vogt der christlichen Kirche gebühre. Ja, man verweigerte selbst den Protestanten eine Abschrift der Widerlegungsschrift, und stellte an sie die Zumutung, ihren Irrtum als widerlegt anzuerkennen und in die römische Kirche zurückzukehren. Als sie sich dessen weigerten, ließ sie der Kaiser in jeder Weise seine Ungnade fühlen. So verweigerte er dem Kurfürsten Johann von Sachsen die bis dahin noch nicht erfolgte förmliche Belehnung mit der Kurwürde. Unmutsvoll reiste Landgraf Philipp, der jedes weitere Verhandeln für aussichtslos hielt, schon am 6. August heimlich von Augsburg ab. Dennoch waren die protestierenden Stände auch jetzt noch bereit die Hand zum Frieden zu bieten, den man noch einmal durch die Veranstaltung eines Religionsgespräches herbeizuführen versuchen wollte. Von beiden Seiten wurde eine Anzahl von Theologen bestimmt, die über die streitigen Punkte miteinander verhandeln sollten. Aber trotz der weitgehendsten Zugeständnisse, die auf evangelischer Seite namentlich Melanchthon zu machen geneigt war, kam es zu keiner Verständigung. Im geraden Gegensatz zu Luther zeigte Melanchthon in jenen Tagen nach der Übergabe der Augsburgischen Konfession eine unsichere und schwankende Haltung. Er litt unendlich unter der quälenden Sorge, die er sich um die Zukunft der evangelischen Kirche und Deutschland machte, und Luther sah sich veranlaßt, einen Trostbrief nach dem anderen an den zagenden Freund zu richten, wobei auch hin und wieder sein ernstes Zürnen über dessen Kleinglauben zum Ausdruck kam. „Ich hasse die Sorgen," schrieb er ihm, „die du mir machst; nicht die Größe der Sache, sondern die Größe unsres Elends ist schuld daran, daß sie in deinem Herzen regieren. Zur Zeit des Johannes Hus und anderer war die Sorge noch größer als jetzt; wie groß sie aber sein mag, so ist auch ihr Urheber groß, denn es ist nicht unser Handel. Wozu daher dich so quälen? Sind wir im Irrtum, nun so müssen wir widerrufen; streiten wir für die Wahrheit, warum sollen wir an den Verheißungen dessen zweifeln, der gesagt hat: wirf deine Sorge auf mich? Den geängsteten Herzen ist Gott nahe, wenn sie ihn anrufen. Ist dies etwa in den Wind geredet? Deine Philosophie ist es, die dich quält, nicht die Theologie, gleich als ob du durch dein eitels Sorgen etwas bewirken könntest! Was kann der Teufel mehr tun, denn daß er uns erwürge? Ich bitte dich, der du in allem andern ein so tüchtiger Streiter bist, bekämpfe dich selbst."

Luther verstand nicht, wie man besorgt sein könne, wenn ja doch Gott lebe: „Er, der mich geschaffen hat, wird Vater meines Sohnes und Mann meiner Frau, Lenker des Gemeinwesens und Prediger der Gemeinde sein, und das besser, als ich es bin." — „Soll's denn erlogen sein," heißt es ein andermal, „daß Gott seinen Sohn für uns gegeben hat, so sei der Teufel an meiner Statt ein Mensch oder einer seiner Kreaturen. Ist's aber wahr, was machen wir dann mit unserem leidigen Fürchten, Zagen, Sorgen und Trauern. — Seid getrost, ich habe die Welt überwunden" (Joh. 16, 33). Es wird ja nicht falsch sein, das weiß ich fürwahr, daß Christus ist der Überwinder der Welt. Was also sollen wir die überwundene Welt fürchten, als wäre sie der Sieger?" In bezeichnender Weise stellt Luther in einem dieser Briefe seine Eigenart und die des Freundes und ihr beiderseitiges Sorgen und Anfechtungen einander gegenüber, wenn er ihm schreibt: „In Kämpfen, die die eigene Person angehen, bin ich schwächer, Du tapferer, in denen, die das Gemeinwesen betreffen, ist es umgekehrt, denn Dein Leben achtest Du gering, fürchtest jedoch für die gemeine Sache, ich aber bin ihretwegen guten und ruhigen Mutes, weil ich gewiß weiß, daß sie gerecht und wahr, ja Gottes Sache ist."

Auch die in Augsburg anwesenden Freunde ermahnt Luther, den ängstlichen Melanchthon in seinen Sorgen mit Zuspruch und ernster Vermahnung aufzurichten. So schreibt er an Johann Brenz: „Philippus soll aufhören, der Regent der Welt werden zu wollen, d. h. sich selbst zu quälen." Ernstlich böse aber wurde Luther, als er von dessen Versuchen hörte, „Luther und den Papst miteinander vereinigen zu wollen". Eine Einigung in der Lehre sei unmöglich, wenn der Papst sein Papsttum nicht aufgäbe, und wenn Melanchthon um des Friedens willen für die Berechtigung gewisser Traditionen eintrat, wieder-

holte er immer und immer wieder, daß niemand das Recht habe, gegen die Schrift kirchliche Traditionen zu schaffen. Was man damit erreichen wolle, darauf käme es nicht an, sondern darauf, ob etwas sich auf Gottes Wort gründe oder nicht.

Noch wochenlang zogen sich die Verhandlungen zwischen den beiden Parteien in Augsburg hin, aber ohne zu irgend welcher Verständigung zu führen. Der Kaiser kam immer wieder darauf zurück, von den Protestanten Unterwerfung und die Wiederherstellung des alten Kirchenwesens zu fordern. In den stärksten Worten äußerte er seinen Unwillen darüber, daß eine geringe Minderheit es wage, „eine sonderliche Lehre wider der ganzen Welt Glauben einzuführen, während doch der geringere Haufen dem größeren nachfolgen müsse.“ Aber wie in Speier, so lehnten die Protestanten auch in Augsburg standhaft die Zumutung ab, sich in Glaubenssachen der Mehrheit zu unterwerfen. Am 22. September wurde der Reichstag geschlossen. Der Abschied, mit dem dies geschah, erklärte das evangelische Bekenntnis für widerlegt und ließ keinen Zweifel darüber, daß es den Gegnern der Reformation nicht um den Frieden, sondern um die völlige Unterdrückung der neuen Lehre zu tun war. Nur bis zum nächsten Frühjahr wurde den Evangelischen Frist zur Sinnesänderung gegeben, aber während dessen sollten sie niemand zu ihrer „Sekte“ nötigen, auch nichts Neues in Religionssachen drucken lassen. Mannhaft wurde dieser Abschied von den Evangelischen zurückgewiesen. Unter Tränen schied der Kurfürst von seinem Kaiser, als dieser bei der Abreise zu ihm sagte: „Ohm, Ohm, das hätte ich mich zu Euer Liebden nicht versehen.“

Über Nürnberg reiste er nach Koburg, wo Luther seinen Kurfürsten mit Sehnsucht erwartete und sich freute, daß er mit Gottes Gnade der Hölle zu Augsburg entronnen sei. Im Gefolge des Kurfürsten kehrte nun auch Luther von der Feste Koburg nach Wittenberg heim, wo er am 11. Oktober bei den Seinen eintraf, nachdem er wiederholt unterwegs vor dem Kurfürsten gepredigt hatte. Mit dem Kurfürsten war auch Melanchthon aufs tiefste verstimmt und mit sorgenschweren Herzen von Augsburg aufgebrochen. Schon längst hatte er sich aus den endlosen und vergeblichen Verhandlungen hinweggesehnt, in denen er trotz aller seiner zur Versöhnung geneigten Nachgiebigkeit nichts hatte ausrichten können, und die ihm nur Verdruß und selbst bei den Freunden vielfaches Mißtrauen eingetragen hatten. Die letzten Wochen des Augsburger Aufenthaltes hatte Melanchthon zur Abfassung einer Widerlegung der katholischen Gegenschrift benutzt, der sog. Apologie des Augsburger Bekenntnisses. Kaiser Karl, dem sie der Kanzler Brück noch unmittelbar vor dem Aufbruch vom Reichstag zu überreichen versuchte, lehnte ihre Annahme mit schroffen Worten ab. So nahm sie Melanchthon auf die Heimreise mit, um noch während derselben an ihr zu bessern. Er konnte es selbst nicht lassen, in Altenburg über Tisch daran zu arbeiten, so daß ihm Luther die Feder aus der Hand nahm mit den Worten: „Lieber Philipp, man kann Gott nicht allein mit der Arbeit, sondern auch mit Ruhen und Feiern dienen.“

Vom Reichstage zu Augsburg bis zu Luthers Tode.

1. Das Schutzbündnis der Evangelischen und der Religionsfriede von Nürnberg.

Die großen Hoffnungen, mit denen die Evangelischen dem Reichstag zu Augsburg entgegengesehen hatten, waren gründlich zuschanden geworden. Der den Evangelischen ungünstige Abschied, mit welchem der Reichstag geschlossen, und der trotz des von ihnen erhobenen Widerspruchs am 19. November 1530 verkündet wurde, konnte die Protestanten nicht mehr darüber im Zweifel lassen, daß der Kaiser und die Mehrheit des Reichstages entschlossen waren, das Evangelium und die Reformation mit Gewalt zu unterdrükken. Lautete doch der Reichstagsabschied schon wie eine offene Kriegserklärung. Auch erfuhr man, daß der Kaiser dem Papste die Zusage gegeben hatte, nunmehr zur Unterdrückung der neuen Lehre alle seine Kraft aufbieten zu wollen. Bei dieser Lage der Dinge wurde der schon früher angeregte Plan eines Bündnisses der Evangelischen zur Abwehr der ihnen drohenden Gefahr und zur gegenseitigen Verteidigung von neuem aufgenommen und insbesondere von dem Landgrafen von Hessen mit großem Eifer betrieben. Am längsten hatte sich Luther gegen den Gedanken gesträubt, daß die Evangelischen dem Kaiser im Falle eines Angriffs mit Gewalt Widerstand leisten sollten. Er hielt dies mit dem Gehorsam für unvereinbar, den man der von Gott geordneten Obrigkeit um des Gewissens willen schuldig sei. Doch nun ließ auch er durch die rechtlichen Ausführungen der Juristen sich bestimmen, seine Bedenken gegen eine Verteidigung mit weltlichen Waffen fallen zu lassen. Es gelang diesen, Luther zu überzeugen, daß die Stellung des Kaisers zu den Fürsten und Ständen des Reiches nicht die eines unumschränkten Herrschers sei, dem man unbedingt gehorchen müsse, sondern die eines Oberhauptes von Fürsten, die selbst Obrigkeiten waren und als solche Gott für das Heil ihrer Untertanen verantwortlich und berechtigt, mit dem Kaiser das Reich zu regieren. Bei einem Verhältnis, in welchem beide an Gesetze und Rechte gebunden seien, sei auch der Widerstand gerechtfertigt, wenn das Recht von der einen Seite verletzt und mit Füßen getreten werde. Nachdem Luther selbst für seine Person zu dieser veränderten Anschauung hindurchgedrungen war und sich von der Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen einen gewaltsamen Angriff überzeugt hatte, zögerte er auch nicht, damit öffentlich hervorzutreten. Einem Wunsche des Landgrafen Philipp von Hessen entsprechend, ließ er unter dem Titel: „Warnung an seine lieben Deutschen“ eine Flugschrift erscheinen, in welcher er sich in scharfen Worten über den Verlauf des mit Unfriede und Drohung geschlossenen Reichstages aussprach. Auch jetzt, so führte er in dieser Schrift aus, wolle er als geistlicher Prediger nicht zum Kriege, sondern vielmehr zum Frieden raten, wie ihm auch alle Welt bezeugen müsse, daß er es bisher aufs fleißigste getan habe. Aber zugleich erklärte er, „wenn es, da Gott



Dr. Martin Luther.

Nach dem Gemälde von Lukas Cranach d. J. (im Besitz des Herrn G. Gottfried-Leipzig).

vor sei, zum Kriege komme, so wolle er diejenigen, welche sich wider die blutgierigen Papisten zur Wehr setzten, nicht aufrührerisch gescholten haben, sondern wolle es gehen lassen, daß sie es eine Notwehr heißen und wolle damit ins Recht und zu den Juristen weisen.“ Als der „Prophet der Deutschen“, wie er sich in dieser Schrift mit gerechtem Selbstbewußtsein nennt, warnt er diese, sich zu einem Kriege gegen die Evangelischen gebrauchen zu lassen; in solchem Falle sei dem Kaiser nicht zu gehorchen, denn jeder hat in der Taufe geschworen, das Evangelium Christi hochzuhalten und nicht zu verfolgen. Wer sich zu solchem Kriege gebrauchen lasse, mache sich teilhaftig und schuldig der Greuel „der Seelenmörder“, die im ganzen Papsttum begangen werden und begangen worden sind, und endlich helfe man all das Gute ausrotten, was das Evangelium gebracht hat.“ Auch jetzt noch verwahrte er sich dagegen, gegen die Kaiserliche Majestät etwas sagen zu wollen. Vielmehr sucht er den „frommen Kaiser“ für seine Person nach Kräften zu entschuldigen und wendet sich mit um so schärferen Worten gegen diejenigen, die den Kaiser zur gewaltsamen Unterdrückung der evangelischen Lehre bestimmen wollten, und sonderlich „gegen den Hauptschalk, den sog. Statthalter Gottes und seinen Legaten“. Wahrlich, es gehört die ganze Dreistigkeit ultramontaner Geschichtsfälschung dazu, um wider Luther die Anklage zu erheben, wie sie noch in einer Kundgebung Papst Leos XIII. in die Welt hinausgeschleudert worden ist, daß „er die Fahne des Aufruhrs vorangetragen habe“.

Nach der von Luther veröffentlichten Erklärung zögerten die evangelischen Fürsten und Stände, die sich schon in Speier zu ihrem gemeinsamen Protest vereinigt hatten, nicht länger, sich angesichts der ihnen drohenden Gefahr zu einem Bunde zu gegenseitiger Verteidigung gegen jeglichen Angriff zusammenzuschließen. Sie hielten den rechten Augenblick dazu um so mehr für gekommen, als gerade jetzt vom Kaiser die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König betrieben wurde, in welcher die evangelischen Stände eine Verletzung der Reichsverfassung sahen. Trotz des Protestes, den der Kurprinz Johann Friedrich von Sachsen im Namen seines Vaters gegen diese Wahl einlegte, wurde Ferdinand am 5. Januar 1531 zum römischen König gewählt und bald darauf zu Aachen gekrönt. Schon vorher war zu Schmalkalden zwischen Sachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, den beiden Grafen von Mansfeld und den Städten Magdeburg und Bremen das geplante Bündnis verabredet worden, dem dann im März 1531 auch die Stadt Lübeck und die oberdeutschen Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen, Lindau, Ulm, Reutlingen und die kleinen Städte Bibrach und Isny beitraten. Der Bund wurde zu gegenseitiger bewaffneter Verteidigung auf vorläufig sechs Jahre abgeschlossen und der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wurden zu Häuptern des Bundes ernannt. Der Anschluß der evangelisch gewordenen Kantone der Schweiz dagegen, mit denen Landgraf Philipp von Hessen schon seit dem Reichstage von Speier eine nähere Verbindung herbeizuführen gesucht hatte, scheiterte auch jetzt ebenso an der schroffen Haltung, die Zwingli seit dem Marburger Gespräch in der Abendmahlsfrage einnahm, wie daran, daß die inneren Verhältnisse in der Schweiz selbst dort zu einem blutigen Bürgerkriege geführt hatten.

Es mag hier der Ort sein, noch einmal Zwinglis und seines tragischen Ausganges zu gedenken. Die Reformation hatte in der Schweiz von Zürich aus rasche Fortschritte gemacht und war in allen Kantonen der Eidgenossenschaft zur Einführung gelangt, mit Ausnahme der fünf Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, die um so fester und zäher bei dem alten Glauben beharrten, und denen sich auch die von Freiburg und Solothurn zum Teil anschlossen. Mit dem wachsenden Einfluß Zürichs in den für das Evangelium gewonnenen Kantonen war auch Zwingli in der Schweiz zu immer höherem Ansehen gelangt. Mit der religiösen Erneuerung erstrebte dieser auch eine politische Umgestaltung seines Vaterlandes und im geraden Gegensatz zu Luther schreckte er auch vor Anwendung von Waffengewalt nicht zurück, um in der ganzen Schweiz für das Evangelium freie Bahn zu schaffen. Dabei begegnete er sich mit dem Landgrafen Philipp von Hessen in der Absicht, ein über die Schweiz

hinausgehendes großes politisches Bündnis aller evangelischen Gebiete zustande zu bringen. Aber diesen weitgehenden Plänen zeigten sich sein Einfluß und seine Kraft doch nicht gewachsen. Die katholisch gebliebenen Kantone hatten ein Schutz- und Trutzbündnis für den alten Glauben beschlossen; ihnen gegenüber traten die evangelisch Gesinnten in sog. Burgrechte zusammen. So war die Eidgenossenschaft in zwei feindliche Heerlager gespalten, und schon längst war es von beiden Seiten zu Rüstungen gekommen, denen dann bald der Ausbruch des Bürger- und Bruderkrieges folgte. Zwingli selbst zog als Bewaffneter mit in den Krieg aus. Schon standen sich die Heere beider Parteien kampfbereit einander gegenüber, als durch den Landamman Aebli von Glarus trotz des Abratens Zwinglis am 26. Juni 1526 ein Friede vermittelt wurde. Freie Verkündigung des Evangeliums, Aufhebung des Bündnisses mit Österreich, das die fünf katholischen Kantone abgeschlossen hatten, Abschaffung des Reislaufens und der Jahrgelder und die Einstellung der gegenseitigen Schmähungen waren die Hauptgegenstände des zu Aarau zustande gekommenen Landfriedens. Allgemeiner Jubel trat an die Stelle des Kriegsgeschreies. Nur Zwingli war von bangen Sorgen um die Zukunft erfüllt, denen er in einem lange vergessenen und erst neuerdings wieder in Erinnerung gebrachten Liede Ausdruck gegeben hat, das hier eine Stelle finden möge. Wir stellen den ursprünglichen von Zwingli herrührenden Text und eine Übersetzung in neuhochdeutscher Sprache nebeneinander.

Nur zu bald sollte sich Zwinglis Voraussagung erfüllen, daß der mühsam zustande gekommene Friede nicht von gar langer Dauer sein und es dahin bringen werde, daß man über kurz oder lang die Hände über den Kopf werde zusammenschlagen müssen. Die Abtei von St. Gallen gab den nächsten Anlaß zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Es waren nämlich von alters her über diese Abtei vier sog. Schirmorte gesetzt und es konnte nicht ausbleiben, daß bei der verschiedenen Stellung der Kantone zur Reformation die gemeinsame Verwaltung dieses altberühmten Stiftes zu Streitigkeiten führen mußte. Als der Abt von St. Gallen, Franz Geißberger, mit Tode abgegangen war, forderten die beiden reformierten Schirmorte Zürich und Glarus die Aufhebung des Klosters. Es war selbstverständlich, daß die beiden katholischen Kantone Luzern und Schwyz sich diesem Vorhaben widersetzten, und auf die Wiederbesetzung des erledigten Abtstuhles drangen. Während Zürich und Glarus die Wiederbesetzung geflissentlich zu hintertreiben suchten, schritten die Stiftsherren des Klosters eigenmächtig zur Wahl eines neuen Abtes, der bald darauf die Klosterschätze zusammenraffte und mit den Stiftsherren bei Nacht und Nebel über den Bodensee nach Bregenz auf österreichisches Gebiet floh. Hier ließ er sich vom Kaiser die Belehnung mit dem Kloster und vom Papste Clemens die Bestätigung seiner Wahl erteilen. Die evangelischen Schirmkantone weigerten sich nicht bloß, den Abt anzuerkennen, der nach ihrer Meinung sein Amt erschlichen hatte, sondern sie entbanden auch die

Original:	Übersetzung:
HERR, nun heb den Wagen selb, schelb wird sust all vnser fart, das brächt lust der widerpart, die dich veracht so frävenlich.	**Herr,** nun selbst den Wagen halt, bald abseit geht sonst die Fahrt, das bräch Freud dem Widerpart, der dich veracht't so freventlich.
GOTT, erhöch den namen din in der straaff der bösen böck, dine schaaff widrumb erweck, die dich lieb habend innikglich.	**Gott,** erhöh deins Namens Ehr, wehr und straf der Bösen Grimm, weck auf die Schaf mit deiner Stimm, die dich lieb haben inniglich.
HILFF, das alle bitterkeit scheide feer vnd alte trüw widerkeer vnd werde nüw, das wir ewig lobsingind dir.	**Hilf,** daß alle Bitterkeit, scheide, Herr, und alte Treu wiederkehr und werde neu, daß wir ewig lobsingen dir.

Hörigen des Klosters auf eigene Hand von mehreren Abgaben, die sie dem Kloster zu leisten verpflichtet waren, und gestatteten ihnen die Veräußerung mancher Kostbarkeiten des Klosters zum Besten der Armen. Zu diesen Irrungen wegen des Klosters St. Gallen kamen noch mancherlei andere Reibungen zwischen den evangelischen Kantonen und den katholischen Waldstädten hinzu, durch welche der Gegensatz sich von neuem verschärfte und immer mehr zuspitzte. Zwingli plante eine Umgestaltung der Eidgenossenschaft, durch welche Zürich und Bern an die Spitze der Regierung treten, die Fünforte von der Mitregierung ausgeschlossen, oder doch dadurch, daß die Mitregierung nach der Volkszahl der Kantone bemessen würde, in eine untergeordnete Stellung gedrängt werden sollten. Die Unterhandlungen, die Zwingli mit fremden Mächten angeknüpft hatte, wurden von den fünf Kantonen als ein Verrat am Vaterlande empfunden. Von diesen wiederum waren die eingegangenen Friedensbedingungen vielfach verletzt worden; nach wie vor wurden die Evangelischen in ihren Kantonen verfolgt und, wenn man sich von Zürich aus über die Schmähungen und Gewalttaten beklagte, so erhielt man nur eine ausweichende oder gar spottende Antwort. Mit allem Nachdruck drängte Zwingli auf eine neue Kriegserklärung. Aber er stieß auf Widerspruch, insbesondere bei Bern, wo man längst auf den überwiegenden Einfluß Zürichs eifersüchtig war, und wo man alles aufbot, um den Frieden zu erhalten. Anstatt nach Zwinglis Rat einem Angriff der Fünforte zuvorzukommen, begnügte man sich mit halben und noch dazu überaus gehässigen Maßregeln. Wie die evangelischen Kantone schon früher gedroht hatten, schnitten sie den katholischen, welche all ihr Getreide und Salz von ihnen bezogen hatten, jegliche Zufuhr ab, um sie so zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Allein diese Maßregel, über die man mit Recht als eine unchristliche klagte, und die zugleich Schuldige wie Unschuldige traf, reizte alle, auch die, welche innerhalb der katholischen Kantone für die evangelische Sache waren, zum Kampf auf. Ehe man sich's versah, ward von letzteren an Zürich und Bern der Krieg erklärt. Zögernd nur, obgleich die Botschaft kam, daß der Feind schon im Anrücken sei, ging man an die Rüstung. Ja, viele zagten und blieben zurück, so daß nur eine kleine, dem Feinde bei weitem nicht gewachsene Schar ins Feld rückte. Zwingli, voller Wehmut im Herzen, ohne Hoffnungen auf einen günstigen Ausgang der Sache und von Todesahnungen bewegt, nahm unter Tränen Abschied von Weib und Kind, und befahl sie dem Schutze Gottes, betend: „Herr, wie du willst;" dann aber zog er mutig und entschlossen mit ins Feld. Bei Kappel kam es am 11. Oktober 1531 zum Kampf; Zwingli ermunterte die Seinen: „Biedere Leute, seid getrost und fürchtet euch nicht. Möchten wir gleich leiden, so ist doch unsere Sache gut. Befehlet euch Gott, der unser und der Tapferen pflegen kann." Mit Heldenmut wurde von den wenigen Getreuen, in deren Mitte Zwingli war, gekämpft. Aber sie mochten der feindlichen Übermacht sich nicht erwehren. Bald lagen 500 tapfere Züricher auf dem Schlachtfelde, in ihrer Mitte Zwingli, der treue Hirte inmitten seiner Herde. Eben hatte er sich zu einem neben ihm fallenden Landsmanne niedergebeugt, um den Sterbenden mit dem Worte des Lebens zu trösten: da traf ihn ein Steinwurf, daß er zu Boden stürzte. Zwar raffte er sich wieder auf, aber ein feindlicher Speer versetzte ihm gleich darauf eine tödliche Wunde. „Was ist's denn für ein Unglück? den Leib mögen sie töten, die Seele nicht!" Das waren seine letzten Worte. — Zwingli war in der Nähe eines Birnbaumes gefallen, und an diesen gelehnt, lag er mit gefalteten Händen, die Lippen zum Gebet bewegt, das Auge gen Himmel gerichtet. So trafen ihn plündernde Krieger. „Willst du beichten?, sollen wir einen Priester holen?" schrieen sie ihm zu. Sein Mund, der so kräftig den Irrtum bekämpft hatte, war verstummt, aber mit seinem Haupte winkte er: Nein! — „Nein, ich will meinen Heiland nicht verleugnen," hatte er in seiner letzten Predigt ausgerufen! Und dieses entschiedene „Nein", das aus dem lebendigen Glauben hervorging, daß Christus unser einziges Heil ist, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen, winkte er noch im Tode! „So stirb, verstockter Ketzer," rief man ihm zu und versetzte ihm den Todesstreich.

Mitten unter den Seinen, die er als Prediger be-

gleitete, ist Zwingli den Heldentod gestorben. Seine Leiche wurde am anderen Tage erkannt, durch den Scharfrichter von Luzern gevierteilt, verbrannt und die Asche, mit Schweinsasche vermischt, in den Wind gestreut. Die Sieger konnten zwar nicht daran denken, den Protestantismus auszurotten, aber durch den bald darauf geschlossenen Frieden wurde auch der Fortbestand des Katholizismus in den fünf Kantonen für alle Zeit besiegelt. —

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu der Lage der Dinge in Deutschland zurück. Die den Evangelischen drohende Gefahr eines gewaltsamen Einschreitens gegen sie, auf das sie sich nach dem Reichstag von Augsburg hatten gefaßt machen müssen, wurde diesmal dadurch abgewendet, daß der Kaiser und das Reich die Hilfe der Protestanten zu einem neuen Kriege gegen die Türken nicht entbehren konnten. Der nunmehr zum römischen König erwählte Erzherzog Ferdinand hatte sich vergebens um einen Friedensvertrag mit dem Sultan Suleiman bemüht, der von ihm die völlige Räumung Ungarns forderte und weitere Eroberungen sich vorbehielt. Der Sultan lehnte alle vermittelnden Anerbietungen ab und brach im April 1532 zu einem Feldzuge gegen Kaiser Karl V. auf. Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als auf die Eroberung Österreichs und die Gründung eines neuen Weltreiches mit der Hauptstadt Konstantinopel, durch welches das mächtige Reich Karls V. in den Schatten gestellt werden sollte. Das Heer, mit dem Suleiman im Jahre 1532 die Grenze Ungarns überschritt, wurde auf dritthalbhunderttausend Mann berechnet. Einem solchen Angriff gegenüber war man auf Verhandlungen mit den Protestanten angewiesen. Schon im März 1531 hatte König Ferdinand angesichts der drohenden Türkengefahr seinem Bruder eine friedliche Vereinbarung mit den Protestanten angeraten, um sich ihre kriegerische Hilfe zu sichern. Um mit den Ständen des Reiches über die Türkenhilfe zu verhandeln, wurde für das Frühjahr 1532 ein Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben. Bevor die schmalkaldischen Bundesgenossen der Einladung dahin folgten, versammelten sie sich im April 1532 zu gesonderter Beratung in Schweinfurt, zu welcher der Kaiser die Kurfürsten von Mainz und der Pfalz entsandte, durch die er schon das Jahr zuvor mit ihnen in Unterhandlungen getreten war. Der Kaiser erklärte sich bereit, den Evangelischen in den der Reformation beigetretenen Länder die freie Ausübung ihrer Religion zuzugestehen; dagegen sollten sie sich verpflichten, einstweilen in Religionssachen nichts Neues vorzunehmen, was über die Augsburgische Konfession hinausginge, und sich mit keinen anderen Ständen in Bündnisse einzulassen; sie sollten ferner außerhalb ihrer eigenen Gebiete alles Predigen ihrer Theologen untersagen, die Gerichtsbarkeit der katholischen Bischöfe ungestört lassen, vor allen Dingen aber die Wahl Ferdinands zum deutschen König anerkennen. In betreff dieses letzten Punktes hatte Luther schon früher zur Nachgiebigkeit geraten. Er wollte das Gewissen seines Kurfürsten nicht mit der Schuld belasten, daß dieserhalb ein Krieg entstünde, ja daß darüber das Reich zerrissen und den Türken eingeräumt würde, und damit Evangelium und alles zugrunde ginge. Größere Schwierigkeiten machte die von den schmalkaldischen Bundesgenossen gestellte Forderung, daß der Friedensvergleich für alle gelten sollte, die später die evangelische Lehre annehmen würden. Luther persönlich riet auch in dieser Beziehung zu friedlichem Entgegenkommen; er hielt dafür, daß die bisher dem Evangelium beigetretenen Stände sich damit zufrieden geben sollten, ihre Religionsfreiheit gesichert und anerkannt zu sehen, und daß man die Sorge um die Sicherung der später dem schmalkaldischen Bunde beitretenden Stände diesen selbst und der Zukunft überlassen sollte.

Die in Schweinfurt noch nicht zum Abschluß gekommenen Verhandlungen wurden dann auf dem Reichstag zu Nürnberg fortgesetzt und führten dort am 23. Juli 1532 zum Abschluß eines Vergleichs, des sog. Nürnberger Religionsfriedens, der am 2. August vom Kaiser bestätigt wurde. In diesem Vergleich wurde festgesetzt, daß sich beide Teile bis zum Zustandekommen eines Konzils miteinander christlich vertragen sollten. Die schmalkaldischen Verbündeten erreichten zwar nicht alles, was sie gefordert hatten — es war überhaupt eher ein Waffenstillstand als ein

Friede zu nennen, was ihnen zugestanden wurde. Der Landgraf von Hessen war besonders darüber ungehalten, daß dieser vorläufige Friede nur den bisherigen Unterzeichnern der Augsburgischen Konfession zugebilligt wurde. Immerhin aber bezeichnet doch der Nürnberger Religionsfriede einen bedeutsamen Fortschritt der evangelischen Sache und des Werkes der Reformation. Der Reichstagsabschied von Augsburg war außer Kraft gesetzt und der Rechtsbestand des evangelischen Kirchenwesens bis zum Zusammentritt eines Konzils gesichert, und falls dieses nicht binnen Jahresfrist zusammentreten sollte, waren weitere Verhandlungen in Aussicht gestellt. Ein Großes war schon dadurch erreicht, daß die Protestanten, welche in dem Nürnberger Frieden als diejenigen bezeichnet wurden, „so sich in das Augsburger Bekenntnis eingelassen haben,“ als eine tatsächlich zu Recht bestehende Partei anerkannt wurden. Der beste Beweis für den Wert und die Bedeutung des Nürnberger Religionsfriedens waren der Unwille, den er bei den Gegnern der Reformation hervorrief, und die Vorwürfe, mit denen der Kaiser wegen der den Protestanten gemachten Zugeständnisse von dem päpstlichen Legaten überhäuft wurde.

Für den Kurfürsten von Sachsen, Johann den Beständigen, war das Zustandekommen des Nürnberger Religionsfriedens die letzte Freude, die er auf Erden erleben durfte. Wenige Tage nach dem Abschluß desselben wurde er am 15. August bei einer Jagd vom Schlage gerührt und tags darauf ging er zum ewigen Frieden ein. Luther und Melanchthon, welche noch schnell zu ihm nach Schweinitz gerufen wurden, trafen ihn ohne Bewußtsein. Luther sagte, es werde dem lieben Fürsten beim Erwachen fürs ewige Leben zumute sein, als käme er von der Jagd aus der Lochauer Heide, er werde nicht wissen, wie ihm geschehen sei, nach dem Worte des Propheten (Jes. 57, 1ff.): „Der Gerechte wird weggerafft und legt sich in sein Kämmerlein und Ruhebettlein.“ Er predigte bei seiner Bestattung zu Wittenberg, wie vor sieben Jahren bei der seines Bruders und weinte dabei nach einem Berichte Spalatins vor tiefer Bewegung wie ein Kind.*)

*) Vgl. Köstlin, Luthers Leben. S. 467.

Kurfürst Johann ist von Antritt seiner Regierung bis an sein gottseliges Ende stets gewissenhaft bemüht gewesen, dem göttlichen Worte gemäß zu leben und die Aufgaben und Gefahren, die ihm aus seinem Bekenntnis erwuchsen, im Glauben an Gott zu bestehen. Die Geschichte hat ihm darum mit Recht den Beinamen des „Standhaften“ beigelegt. Namentlich rühmte Luther in dieser Beziehung sein Verhalten beim Augsburger Reichstag; er habe dort oft zu seinen Räten gesprochen: „Saget meinen Gelehrten, daß sie tun, was recht ist, Gott zu Lob und Ehre, und mich oder mein Land und Leute nicht ansehen.“ Als die Grundzüge seines ganzen Charakters hob Luther Frömmigkeit und Gütigkeit hervor, wie in Kurfürst Friedrich besondere Weisheit und Verstand gewesen sei; „wären, sagte er, die zwei Fürsten Eine Person gewesen, so wäre es ein groß Wunderwerk“. Sein Sohn, der bisherige Kurprinz Johann Friedrich, folgte ihm in der Regierung. Der neue Kurfürst zeichnete sich durch eine sittlich strenge Haltung vor allen seinen fürstlichen Zeitgenossen aus. Er war mit der Herzogin Sybille von Jülich vermählt und nicht bloß seine Ehe, sondern auch sein Hof war ein Muster von guter Zucht und Sittsamkeit. Auch sein Feldlager wußte er in dieser Hinsicht in Ordnung zu halten.*)

Nie ging ein unzüchtiges Wort aus seinem Munde; eine Unwahrheit hätte er um keinen Preis ausgesprochen; auf jede seiner Zusagen konnte man sich heilig verlassen. Wir lesen in dieser Zeit soviel von geheimen Ränken, hinterlistigen Umtrieben, aber in Johann Friedrich war kein Falsch. Er sagte nicht allein nichts, was er nicht dachte: er dachte auch nichts, was er nicht hätte sagen dürfen. Für weit aussehende Pläne, zu deren Durchführung es besonderer politischer Klugheit oder gar der Anwendung von List bedurft hätte, hatte er weder Neigung noch Anlage. Er war zufrieden, in seinem Lande hin und her zu ziehen, noch zufriedener, in Weimar, wo er sich am liebsten aufhielt, Hof zu halten. Gern sah er hier fürstliche Nachbarn bei sich und erfreute sich mit ihnen

*) Vgl. Das Charakterbild Joh. Friedrichs bei L. von Ranke. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. IV. Bd. S. 190 ff.

30*

wohl auch an einem Trinkgelage, aber immer doch nur mit der Mäßigkeit, daß er dadurch des anderen Morgens nicht an der Arbeit gehindert würde. Besondere Fürsorge widmete er der Universität Wittenberg, die er zum Teil als seine eigene Schöpfung betrachtete, da er sie zuerst in ihren Einkünften fester begründet hatte. Zu der Jugend, die hier aus aller Welt zusammenströmte, gehörten auch seine Söhne, und er versäumte nicht, den feierlichen Redeübungen beizuwohnen, in denen sie ihre Kenntnisse darlegten. Hier befand er sich in dem Mittelpunkt der Tätigkeit des Jahrhunderts und seiner eigenen. Von hier war die Lehre ausgegangen, deren Tiefsinn und Kraft sein einfaches ehrliches Gemüt vollkommen durchdrungen hatte. Aufrichtiger als er konnte niemand überzeugt sein, daß diese Lehre den Inhalt des göttlichen Wortes wiedergebe und die unerläßliche Pflicht erheische, sie zu bekennen. Wenn irgend einer von den evangelischen Fürsten, so durfte er sich von der Beschuldigung frei wissen, die Reformation der Kirche sei von seinen Vorfahren oder von ihm um der geistlichen Güter willen unternommen worden. Er scheute keine Widerwärtigkeit, die er um seines Glaubens willen zu bestehen hatte, denn er wußte das Gute zu schätzen, das aus der reinen Lehre des Evangeliums hervorgegangen war: wahrhafter Gottesdienst, Besserung des Volkes, auch Erkenntnis des Gehorsams gegen die Obrigkeit. Er erkannte es als das Verdienst des schmalkaldischen Bundes, die immer weitere Ausbreitung des Evangeliums ohne Blutvergießen befördert zu haben. Unaufhörlich arbeitete und schrieb er dafür. Melanchthon soll gesagt haben, der Kurfürst lese und schreibe täglich mehr als er und Aurifaber, welche für die arbeitsamsten unter den Wittenberger Professoren galten, zusammengenommen. Die Entwürfe seiner Räte las er von Anfang bis zu Ende durch und bedeckte den Rand des Papieres mit seinen Zusätzen. Dabei bewahrte er auch dem Rate seiner Theologen, namentlich Luther gegenüber, seine Selbständigkeit. Er ist von Ehrfurcht für seinen Doktor durchdrungen; „ein Blatt von ihm," sagte er einmal, „sei ihm lieber als ganze Bogen von anderen: sein Wort dringe ihm durch Mark und Bein." Er läßt den Tadel nicht gelten, der nicht selten über Luthers Heftigkeit erhoben wurde, denn er werde wohl weiter sehen und mehr verstehen als andere. Aber in den Geschäften gab er ihm manchmal weniger Gehör, als vielleicht gut gewesen wäre.

Dabei war er freilich auch von manchen Fehlern und Schwächen nicht frei. Wir rechnen dahin nicht seine Vorliebe für das Spiel; er folgte darin nur der Gewohnheit anderer Fürsten im Zeitalter der Reformation, in dem das Spiel zum fürstlichen Leben gehörte. Dieses sowie andere Dinge, z. B. seine Freude an Trinkgelagen, wollen nicht vom Standpunkt unseres Jahrhunderts betrachtet und beurteilt sein. Viel unheilvoller wurden für den weiteren Verlauf der Reformation andere Eigenschaften des Fürsten, die ihn zum Führer des schmalkaldischen Bundes ungeeignet gemacht haben. Er war reizbar, mißtrauisch, eigensinnig und durch kleinliche Verhältnisse in einem engen Gesichtskreise befangen. Die Mittel, die er ergriff, entsprachen oft mehr seiner Stimmung, als daß sie auf die Erreichung eines großen Zieles, um das es sich handelte, wohl berechnet gewesen wären. In seinem lutherischen Bekenntnis unerschütterlich, zeigte er sich jeder Verbindung mit solchen abgeneigt, die ihm auch nur im geringsten einer Abweichung von diesem Bekenntnis verdächtig waren. Diese Hartnäckigkeit hat ihn wiederholt verleitet, wesentliche Interessen des deutschen Protestantismus preiszugeben und auf Bündnisse zu verzichten, die dem Schutze der protestantischen Sache zugute gekommen sein würden. In dieser Beziehung den eigenen Glaubensgenossen gegenüber oft von Mißtrauen und Abneigung beseelt, ließ er sich dem Kaiser und den Feinden des Protestantismus gegenüber oft zu einer übel angebrachten Vertrauensseligkeit verleiten, weil er zu ehrlich war, andern eine Falschheit und List zuzutrauen, von der er sich selbst frei wußte. Es schien nötig, diese minder guten Eigenschaften des sonst trefflichen Fürsten hier hervorzuheben, weil sie im weiteren Verlauf der deutschen Reformation vielfach verhängnisvoll geworden sind.

2. Die weitere Ausbreitung der Reformation.



Wiewohl nach den Bestimmungen des Nürnberger Religionsfriedens die freie Ausübung der Religion und die Verkündigung der evangelischen Lehre nur in den Gebieten derjenigen Fürsten und freien Städte gestattet sein sollte, die bis dahin der Augsburger Konfession beigetreten waren, so vermochten es die Gegner der Reformation doch nicht zu verhindern, daß diese auch in Ländern, die ihr bisher verschlossen gewesen waren, zur Einführung gelangte. So geschah dies im Jahre 1534 im Herzogtum Pommern, wohin Bugenhagen berufen wurde, um die Neuordnung des Kirchenwesens, wie er es zuvor in Braunschweig und in den Hansastädten Hamburg und Lübeck getan hatte, auch dort in die Hand zu nehmen. Gerade diesem Rufe in seine Heimat folgte er um so freudiger, als ja durch ihn zuerst, wie wir früher gesehen haben, der Same des Evangeliums in Pommern ausgestreut war. Auch nach seinem Fortgang von Treptow war die evangelische Predigt nicht verstummt, wenn ihr auch seitens des Bischofs Erasmus von Manteuffel zu Kammin, sowie des Herzogs Boguslaw X. fortwährende Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Auch an heftigen Verfolgungen hatte es nicht gefehlt, namentlich war der Sohn und Nachfolger Boguslaws, Herzog Georg, ein erbitterter Gegner der Reformation, während dessen jüngerer Bruder Barnim ihr innerlich zugeneigt war. Erst als im Jahre 1530 Herzog Georg gestorben und dessen Sohn Philipp für die neue Lehre gewonnen worden war, erkannten die beiden Herzöge die Notwendigkeit, dem Evangelium bei ihren Untertanen Raum zu geben und den eingerissenen Unordnungen auf kirchlichen Gebiet entgegenzutreten. Denn an manchen Orten wie in Pasewalk, Stolp, Stargard u. a. war es schon zu Aufruhr, Bilderstürmerei und allerhand Unfug gekommen. Auf einem im Dezember 1534 zu Treptow an der Rega abgehaltenen pommerschen Landtage wurde die Einführung der evangelischen Lehre feierlich und förmlich beschlossen. Bugenhagen wurde mit der Aufstellung einer Kirchenordnung beauftragt, die unter dem Titel: „Kerken Ordeningen des gantzen Pommerlandes, dorch dei hochgeboren Förften und Herrn, Herrn Barnym und Philips, beyde geveddern up dem Landdage tho Treptow, tho eren dem hilligen Evangelio beslaten“ erschien und von dem Landtage auch angenommen wurde. Nach deren Einführung unternahm Bugenhagen eine große General-Kirchenvisitation des Herzogtums, bei der es galt, die neue Ordnung durchzuführen, den Widerstand einzelner Städte oder Patrone zu beseitigen, Mißbräuche abzustellen, christliche Schulen zu gründen und andere Einrichtungen zu treffen. Selbst für die Verheiratung des Herzogs Philipp wurden die Dienste Bugenhagens in Anspruch genommen. Er vermittelte dessen Vermählung mit Marie von Sachsen, der Schwester des Kurfürsten Johann Friedrich. Am 25. Februar 1536 wurde die Trauung zu Torgau durch Luther vollzogen. Die Universität Greifswald ist noch heute im Besitze eines großen, kunstreich gestickten Wandteppichs, der zur Erinnerung an dieses Ereignis angefertigt wurde und als ein Vermächtnis der ausgestorbenen pommerschen Fürstenfamilie an die Universität gelangt ist. Die eine Seite desselben zeigt Luther und Melanchthon, umgeben von den Gliedern der sächsischen Fürstenfamilie, und darüber die Inschrift: „anno 1517 hat der ehrwürdige Dr. Martin Luther angefangen, Gottes Wort lauter und rein zu predigen.“ Auf der anderen Seite sieht man Bugenhagen und die Glieder des pommerschen Fürstenhauses und darüber die Worte: „Im Jahre 1535 nach Christi Geburt ist in Pommerland das Licht der Gnaden, das göttlich Wort angezündet und durch Dr. Johann Bugenhagen gepredigt.“

Ebensowie in Pommern standen sich auch in Mecklenburg zwei Brüder in der Stellung zur Reforma-

tion feindlich gegenüber, Herzog Heinrich von Mecklenburg, der im Jahre 1534 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen hatte, und Herzog Albrecht, der mit dem größten Teile der Landschaft bei der alten Kirche verbleiben wollte. Aber auch in des letzteren Landen erlangte die reformatorische Bewegung mit der Zeit das Übergewicht. Nur das Bistum Schwerin, an dessen Spitze Herzog Magnus von Mecklenburg stand, blieb ihr noch eine Zeitlang verschlossen, bis auch dieser seinen Widerstand gegen sie aufgab und als der erste aus landesfürstlichem Geschlechte stammende geistliche Fürst in Norddeutschland zum Protestantismus übertrat. Auf dem Landtage zu Parchim forderte er von den Ständen ein förmliches Verbot der Messe. Was er da nicht hatte durchsetzen können, führte er bald hernach auf seine eigene Hand in der Stiftskirche zu Bützow aus. Unter seiner Mitwirkung erschien im Jahre 1540 eine Kirchenordnung für die mecklenburgischen Lande, die durch eine scharfe Visitation eingeführt ward.

In demselben Jahre, in welchem Pommern der Reformation zufiel, erfolgte ihre Einführung auch in den gesamten anhaltischen Landen. Ein Teil dieses Gebietes, die Herrschaft Köthen, in welcher Fürst Wolfgang von Anhalt regierte, war schon sehr bald nach Luthers Auftreten für die neue Lehre gewonnen worden, denn der genannte Fürst hatte sich ihr schon früh mit voller Begeisterung zugewendet. Schon auf dem Reichstag zu Speier gehörte er zu den protestierenden Fürsten, und auch auf dem zu Augsburg hat er das dem Kaiser übergebene Bekenntnis unter freudigem Einsetzen seines Fürstenhutes mitunterzeichnet. Auch in den anhaltischen Gebieten von Bernburg und Zerbst, die der gemeinsamen Hoheit des Fürsten Wolfgang und des Hauses Anhalt-Dessau unterstellt waren, hatte die Reformation trotz des von den Dessauer Verwandten erhobenen Einspruches Eingang gefunden. In dem dessauischen Teile der askanischen Lande führte die Witwe des frühverstorbenen Fürsten Ernst von Anhalt, eine Prinzessin aus dem Hause der Herzöge von Münsterberg in Schlesien, die Regentschaft für ihre drei Söhne Johann, Georg und Joachim. Sie war eine hochbegabte, kluge und tatkräftige Frau von tiefer Frömmigkeit und treuer Anhänglichkeit an die alte Kirche und darum entschlossen, ihre drei Söhne und deren Land bei dieser Kirche zu erhalten. In diesem Entschluß wurde sie noch bestärkt durch die Vormünder der jungen Prinzen, den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, den Kurfürsten und Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg und den Herzog Georg von Sachsen, die alle drei, wie wir gesehen haben, zu den erbittertsten Gegnern der Reformation gehörten. Der älteste der drei Dessauer Brüder, Johann, weilte längere Zeit am Hofe seines Vormundes Joachim I., mit dessen Tochter er sich auch später vermählte; der zweite, Fürst Georg, hatte sich für den geistlichen Beruf entschieden und hatte schon als Knabe eine Domherrnpfründe in Merseburg und als angehender Jüngling bereits die hohe und reiche Würde des Dompropstes von Magdeburg erhalten, durch welche Stellungen er dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg äußerlich wie innerlich verpflichtet war. Der jüngste endlich, Fürst Joachim, stand unter der besonderen Aufsicht und Vormundschaft des erwähnten Herzogs Georg von Sachsen, an dessen Hof er auch längere Zeit geweilt hat. So waren in dem Dessauer Lande die Aussichten für die Einführung des evangelischen Bekenntnisses ungeachtet der Nähe von Wittenberg nach menschlichem Ermessen die denkbar ungünstigsten, und doch sollten gerade diese drei jungen Fürsten die Werkzeuge werden, um der Reformation in Dessau Eingang zu verschaffen. Der erste von ihnen, der sich ihr zuwandte, war gerade der dem geistlichen Stande angehörende Fürst Georg. Um die verhaßte Ketzerei der Wittenberger desto sicherer bekämpfen und mit der Macht der Wahrheit widerlegen zu können, vertiefte er sich, nachdem er das Studium des Griechischen und des Hebräischen mit Eifer betrieben hatte, in die Schriften der Apostel und der Kirchenväter, wobei ihm sein früherer Lehrer, Magister Georg Helt, treulich zur Seite stand. Ein gelehrter Franziskaner aus Zerbst wurde gerufen, um mit dem Fürsten die Gegengründe zu Luthers Abendmahlslehre zu erforschen. Aber bald mußte er zu seinem Erstaunen erkennen, daß durch die Heilige Schrift und die Kirchenväter Luthers Lehre nicht

widerlegt, sondern bestätigt wurde. Vielleicht war ihm auch ein Wort unvergessen geblieben, das einst bei einem Besuche seines Vetters, des Bischofs Adolph von Merseburg, in seine Seele gefallen war. Bei Tische hatte jemand geringschätzig über Luthers neue Lehre von der Rechtfertigung des Glaubens gesprochen. Bischof Adolph aber rief: „Das nennet ihr eine neue Lehre? Sagt nicht der Psalmist: ‚Vor Dir bleibt kein Lebendiger gerecht?‘“ und wiederholte dreimal: „kein Lebendiger“.*) Aber noch immer sträubte sich der Fürst mit der ganzen Macht seines Willens, ein Anhänger des Irrlehrers zu werden; alle Gefahr für sein Seelenheil, allen irdischen Schaden, der ihm daraus erwachsen könnte, hielt er sich vor. „Wie manche Nacht ich darob in meinem Herzen mich geängstigt habe,“ ruft er aus, „ein wie mächtig Grauen mir darob unter die Augen gegossen, weiß der, dem nichts verborgen ist.“ Für die Dauer vermochte aber Fürst Georg, wie er selbst erklärt, nicht wider den Stachel zu löken und nicht die Sünde wider den Heiligen Geist auf sich zu laden. Trotz alles Sträubens mußte er sich von der Wahrheit der evangelischen Lehre überzeugen und bald folgte der gewonnenen inneren Überzeugung die entscheidende Tat.

Inzwischen war Margarete, die edle Mutter der drei jungen Fürsten, im Jahre 1531 gestorben, nachdem sie ihre letzten Lebensjahre in einem Jungfrauenkloster zu Dresden verbracht hatte. Schon seit ihrem Eintritt ins Kloster führten ihre drei Söhne gemeinsam in brüderlicher Eintracht die Regierung. Die Fürsten Johann und Joachim hatten kurz vor dem Tode der Mutter dem Reichstag zu Augsburg beigewohnt und waren dort Zeugen der Übergabe und Verlesung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses gewesen. Der Glaubensmut und Zusammenhalt der protestantischen Stände hatte ihnen einen tiefen Eindruck gemacht, und auch sie waren seitdem innerlich der Reformation zugetan. Dennoch sollte deren Einführung in ihren Landen nicht in Übereilung geschehen. Die Fürsten wollten ihren Untertanen die evangelische Lehre nicht aufdrängen, bevor auch diese von deren Wahrheit sich überzeugt hatten. Sie beriefen daher auf Luthers Rat den uns schon von seinem Wirken in Zwickau her bekannten Prediger Nikolaus Hausmann nach Dessau, um von ihm das Evangelium predigen zu lassen. Die früheren Vormünder blieben dem gegenüber nicht untätig. Namentlich Herzog Georg von Sachsen beschwor sein Mündel, den Fürsten Joachim, bei dem Andenken seiner frommen Mutter Margarete und bei der Ehre des anhaltischen Fürstenhauses, dem Glauben der Väter treu zu bleiben. Auf die bescheidene und ruhige Antwort Joachims, daß bis jetzt an allen kirchlichen Einrichtungen nichts geändert sei, und daß die Brüder auch bei der wahren allgemeinen christlichen Kirche, wie sie in der Heiligen Schrift begründet sei, zu bleiben gedächten, wies der Herzog auf die Berufung Nikolaus Hausmann hin, der in Zwickau, seinem früheren Berufsorte, die Mönche vertrieben und die Kirchenordnung umgestürzt habe, und sagte spöttisch: „Was die Beziehungen zu Luther bedeuten sollten, die Brüder werden doch nicht etwa Luther herüberziehen, sondern dieser Bube würde sie verführen.“ Von Hausmann, sagte er, werden die Fürsten auf den schlüpfrigen Weg gebracht und werden dann vollends „hinabschlüppern“. Wenige Tage nachher schrieb der Herzog in demselben Sinne an den Fürsten Georg und schloß mit der Drohung, wenn die Brüder wirklich „Lutherer“ werden, wollte er sich auch wie gegen andere „Lutherer“ ihnen gegenüber verhalten. Die Antwort, welche der damals im 26. Lebensjahre stehende Fürst Georg an den Herzog entwarf, ist in der Schatzkammer seiner Schriften ein köstliches Kleinod, ein Meisterstück der Demut und Bescheidenheit, der Weisheit und Besonnenheit, aber auch männlicher Festigkeit und Überzeugungstreue und gipfelt in dem Satze: Nicht lutherisch wollen wir werden, sondern allein unseres Herrn Jesu Christi bleiben, nach diesem allein, nach niemand sonst uns nennen. Bei dem, was die Gegner „lutherisch“ schelten, unterscheidet Fürst Georg zwischen den fälschlich dazu gerechneten schwärmerischen und aufrührerischen Bewegungen, von denen er und seine Brüder nichts wissen wollen, dem vielen, was

*) Anm. Wir folgen hier der Schrift von Adolph Rümelin, Geh. Reg.- und Oberschulrat, Die Reformation in Dessau. Verlag von E. Strien, Halle a. S.

nicht Ketzerei, sondern nur Wiederherstellung verdunkelter göttlicher Wahrheit sei, und demjenigen, was von der römischen Kirche selbst gelehrt und nur um des Mannes von Wittenberg willen, der dasselbe noch nachdrücklicher verkünde, als Ketzerei verrufen werde. Damit kommt er auf die Grundlehre christlicher Wahrheit, die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben, bei der er bis an sein Ende zu beharren gedenke. Der denkwürdige Brief ist zu Neujahr 1533 von Fürst Georg auf der Moritzburg zu Halle geschrieben worden, wo er damals als Rat des Kardinalerzbischofs von Mainz und Magdeburg weilte. Aber erst, als im Dessauischen die Glaubenserneuerung bereits durchgeführt war, ist er dem Herzog Georg und zugleich in einer Abschrift dem Kurfürsten Joachim I. übermittelt worden.*)

Fast zwei Jahre hindurch betrieb Hausmann eifrig seine vorbereitende Arbeit durch Unterweisung des Volkes in Predigten, die er nicht nur Sonntags über Evangelien und Episteln, sondern auch an Wochentagen hielt, durch Belehrung der Geistlichen und durch treue Seelsorge. Erst nach solcher gründlichen Vorbereitung wurde am Gründonnerstag des Jahres 1534 durch die erstmalige Feier des Heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalt die Einführung der Reformation in den Dessauer Landen ins Werk gesetzt. Noch über drei Jahre hat dann der treue Hausmann seines Predigtamtes in Dessau gewaltet. Keiner war so wie er geeignet, dies in der ernsten, besonnenen und schonenden Weise zu tun, wie es dem pietät- und maßvollen Sinne seiner jungen Fürsten entsprach. Hausmann war besonders erfahren in Sachen evangelischer Kirchen- und Gottesdienstordnung. Er hatte als Zwickauer Pfarrer seinen Freund Luther selbst um eine solche gebeten, und ihm vor andern hatte Luther seine nachher durch Paul Speratus ins Deutsche übersetzte evangelische Messe und seine geistlichen Gesänge als einem sachverständigen Beurteiler übersandt.

Er führte in Dessau den deutschen Kirchengesang ein, ohne darum den lateinischen ganz abzuschaffen. Die Predigten wurden deutsch gehalten, die Sakramente fortan deutsch gehandelt, auch Kollekten und Kirchengebete überwiegend deutsch gesprochen. Die Gemeinde sollte andachts- und verständnisvollen Anteil am Gottesdienste haben. Auch die Privatmesse und überhaupt die Messe als Feier ohne Austeilung des Sakraments hörte auf, ebenso wie der Umzug mit der geweihten Hostie. Auf Hausmanns Veranlassung wurde in Dessau eine Gelehrtenschule eingerichtet und an sie zwei Hausmann befreundete Lehrer aus Zwickau berufen. Luther, der Hausmann zu seinen vertrautesten Hausgenossen zählte, schätzte ihn besonders hoch, ja, er erwies ihm eine Verehrung, wie wenigen sonst. Es wird erzählt, der Reformator habe den Dessauer Hofprediger, wenn dieser ihn besuchte, gern mit den scherzenden, im Grunde sehr ernst gemeinten Worten: „Heiliger Nikolaus, bitt' für uns!“ an der Haustür begrüßt. In Hausmann sah er das Bild hoher, christlicher Sittlichkeit, jener Heiligung, in welcher er Frucht und Unterpfand des echten Glaubens erkannte. Im Jahre 1537 wurde Hausmann als Superintendent in seine Vaterstadt Freiberg berufen, wo er aber schon unmittelbar nach seiner Ankunft sein tatenreiches Leben beschloß.

Die drei fürstlichen Brüder, welche die Reformation in ihren Landen einführten, sind mit Luther bis an dessen Lebensende aufs innigste verbunden geblieben, am meisten der geistliche Fürst Georg, dem Luther im Herbst 1545, also wenige Monate vor seinem Tode, die Bischofsweihe in Merseburg erteilt hat. Alle drei sind in verhältnismäßig jungen Jahren gestorben, zuerst Johann, der nach der Teilung der anhaltischen Lande unter die Brüder die Herrschaft Zerbst und das Amt Wörlitz erhielt, im Jahre 1551; ihm folgte Georg, dem die Geschichte den Beinamen des Gottseligen oder des Frommen gegeben hat, am 17. Oktober 1553, an welchem Tage er auf dem Schlosse zu Dessau verschied. Zuletzt im Jahre 1561 ist der jüngste der drei Brüder verstorben.

Wenden wir uns von Norddeutschland nach Süddeutschland, so sehen wir hier in dem schwer heimgesuchten Lande Württemberg eine Wendung der Dinge eintreten, durch welche hier die dem Evange-

*) Siehe Rümelin, Geh. Reg.- und Oberschulrat, Reformation in den Dessauischen Landen. S. 20.

lium bis dahin verschlossene Tür weit aufgetan wurde. Gerade für Süddeutschland sollte das von unberechenbaren Folgen werden. Herzog Ulrich von Württemberg war im Jahre 1519 wegen verschiedener Gewalttaten, die er sich hatte zuschulden kommen lassen, vom schwäbischen Bunde, einem Verein süddeutscher geistlicher und weltlicher Fürsten, Ritter und Reichsstädte, von Land und Leuten vertrieben worden. Nach einem mißglückten Versuch, sein Land wieder zu erobern, hatte er sich in die Grafschaft Mömpelgard, jenseits des Rheines, zurückgezogen, um von dort zu gelegener Zeit sein Land wieder zu gewinnen. Ein Jahr nach seiner Vertreibung trat der schwäbische Bund das Herzogtum Württemberg gegen den Ersatz der Kriegskosten an Kaiser Karl V. ab, der es seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, zur Verwaltung übergab. Alle Versuche, dem vertriebenen Herzog wieder zum Besitz seines Landes zu verhelfen, scheiterten an dem Widerstande und an der entschiedenen Feindseligkeit des schwäbischen Bundes. Auf dem Reichstag von Augsburg im Jahre 1530 belehnte Kaiser Karl seinen Bruder Ferdinand in feierlicher Weise für immer mit dem dem Herzog Ulrich entrissenen Lande. Da trat im Jahre 1532 ein Ereignis ein, das allen Ansprüchen des entthronten Fürstenhauses von neuem Geltung verschaffen sollte. Nach der Verjagung Herzog Ulrichs war auch dessen einziger Sohn Christoph als fünfjähriger Knabe aus Württemberg fortgeführt worden. Er wurde unter die Vormundschaft des Kaisers und später unter die des nunmehrigen Besitzers von Württemberg, des Erzherzogs Ferdinand gestellt und, fern von dem Lande seiner Ahnen und seinem rechtmäßigen Besitz, in Innsbruck als Edelknabe erzogen. Jedermann hatte Mitleid mit dem unschuldigen, frommen jungen Prinzen, der des Vaters Schuld so schwer zu büßen hatte. Die Erziehung, welche der junge Prinz an dem erzherzoglichen Hof erhielt, war allerdings eine vorzügliche. Gerade der Umstand, daß er ohne Ahnung seiner angestammten Rechte aufwuchs, nur als Edelknabe für den Dienst des Kaisers erzogen wurde, war vielleicht besonders günstig für seine Entwicklung. Sein erster Hofmeister war ein gelehrter Ritter, Wilhelm von Reichenbach, ein tüchtiger, gottesfürchtiger Mann, der auch seinen Zögling „zu fürstlichen Tugenden und zur Gottesfurcht“ anwies, und dem der letztere zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt hat. Hier legte der junge Fürst den Grund zu der vorzüglichen Kenntnis der lateinischen Sprache, die ihm lebenslang eigen war, wozu ihm sein treffliches Gedächtnis sehr zustatten kam — lernte er doch die Evangelien und Episteln aller Sonntage lateinisch auswendig! Im Jahre 1529 wurde der Hof wegen drohender Pest und Bauernunruhen nach Wiener-Neustadt in Österreich verlegt. Für seine innere Entwicklung wurde dieser Aufenthalt zu besonderem Segen durch den treuen Lehrer, den ihm hier Gott zuführte: Michael von Tybein oder Tiffernus, der, als vater- und mutterloser Findling von fremdem Mitleid auferzogen, zu dem in ähnlicher Lage befindlichen Prinzen schon darum eine innige Zuneigung hatte, und der, selbst ein tüchtiger Gelehrter, seinen Schüler besonders in die Hallen der Geschichte einzuführen und fürs Lernen der griechischen Sprache zu begeistern wußte.

Im Gefolge des Erzherzogs Ferdinand wohnte der junge Herzog im Jahre 1530 dem Reichstag von Augsburg bei, wo er Zeuge sein mußte, wie das Land seiner Väter, ohne Rücksicht auf die rechtmäßigen Erben durch die Belehnung des Erzherzogs Ferdinand in fremde Hände überging. Aber er erfuhr auch, daß sich das Rechtsgefühl eines großen Teiles der deutschen Fürsten gegen diese Beraubung auflehnte. Namentlich trat Landgraf Philipp von Hessen mannhaft für die Rechte des vertriebenen Herzogs Ulrich und seines Sohnes ein. Schon damals faßte er den Entschluß, die erste günstige Gelegenheit wahrzunehmen, um dem Herzog zu seinem Rechte zu verhelfen. Zu der Schwächung des Hauses Habsburg, die das unausgesetzt im Auge behaltene Ziel seiner politischen Pläne war, gehörte es für ihn auch, diesem Hause das willkürlich geraubte Land Württemberg wieder zu entreißen. Um dieses Ziel zu erreichen, trug er auch kein Bedenken, mit dem Könige Franz I. von Frankreich in Verbindung zu treten, um durch diesen die nötigen Hilfsmittel für die Anwerbung eines Heeres zur Wiedereroberung Württembergs zu er-

langen. Sein Plan blieb auch den anderen deutschen Fürsten nicht verborgen, aber von keiner Seite wurde seinem kühnen Unternehmen ein Hindernis in den Weg gelegt. Konnte es doch von keinem der deutschen Fürsten gebilligt werden, daß ein altes deutsches Fürstenhaus seines Erbteils durch kaiserliche Willkür verlustig gehen sollte. Nur Johann Friedrich, der nunmehrige Kurfürst von Sachsen, war mit des Landgrafen Vorgehen nicht einverstanden, denn er befürchtete davon eine Gefahr für die protestantische Sache. Eine ähnliche Stellung nahm Luther zu dem Plane des Landgrafen ein. Es zeigte sich auch hier wieder seine Abneigung gegen jede Anwendung von Gewalt und seine fast ängstliche Besorgnis vor einer Vermengung der evangelischen Sache mit politischen Händeln und Fragen. Der Entschluß des Landgrafen Philipp war aber gefaßt, und er ließ sich auch durch die Bedenken und Einwände zaghafter Bundesgenossen nicht mehr von ihm zurückbringen. In verhältnismäßig kurzer Zeit brachte er ein trefflich ausgerüstetes Heer von 20000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter zusammen, dessen verschiedene Haufen sich zu Pfungstadt im Odenwald sammelten. Vom Odenwald brach Landgraf Philipp an die württembergische Grenze auf, jenseits deren sich ihm bei Lauffen am Neckar ein österreichisches Heer im offenen Felde entgegenstellte. In kurzem Ansturm errang Landgraf Philipp am 13. Mai 1534 einen glänzenden Sieg, der über das Schicksal einer der wichtigsten deutschen Fürstentümer entschied. Das Land fiel ohne weiteres den Siegern anheim. Keine Hand rührte sich für den römischen König und für das Haus Habsburg. Herzog Ulrich erschien nach dreiundzwanzigjähriger Verbannung wieder in seinem Lande. Nachdem er die Zusicherung des Landgrafen, daß die Städte nichts von ihm zu fürchten haben würden, feierlich bestätigt hatte, huldigte ihm die Bürgerschaft seiner Hauptstadt Stuttgart auf einer Wiese an der Straße nach Cannstadt; ihrem Beispiel folgten die übrigen Städte und Ämter. Auch die Schlösser, die noch in österreichischer Gewalt waren, mußten sich eins nach dem andern den Siegern ergeben. König Ferdinand mußte sich zu dem Frieden von Kadan bequemen, in welchem Herzog Ulrich sein Land, wenn auch zunächst noch als österreichisches Lehen, zurückerhielt und zwar unter Bedingungen, welche der Einführung der Reformation in Württemberg kein Hindernis in den Weg legten. Der glückliche Ausgang des kühnen Unternehmens, das vorher auch in protestantischen Kreisen manche Bedenken erregt hatte, erfüllte diese nun mit um so größerer Freude.

Nachdem so Württemberg wieder württembergisch geworden war, wurde auch alsbald zur Einführung der Reformation in diesen Landen geschritten. Als der erste Reformator Württembergs ist Erhard Schnepff zu nennen. Am 1. November 1494 in der Reichsstadt Heilbronn geboren und von seiner frommen Mutter zum geistlichen Stande bestimmt, bezog er nach tüchtiger Vorbildung auf der Schule seiner Vaterstadt im Jahre 1509 die Universität Erfurt, wo er dem Kreise der dortigen Humanisten Eoban Hesse, Joachim Camerarius, Justus Jonas u. a. sich anschloß. Nach zweijährigem Aufenthalte in Erfurt vertauschte er die dortige Hochschule mit der zu Heidelberg, um sich hier dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Doch ging er auf Bitten seiner Mutter zur Theologie über. Durch Luthers Anwesenheit in Heidelberg angeregt, wandte er sich mit andern gleichgesinnten Jünglingen der Reformation zu. Nach Beendigung seiner Studien wirkte er als evangelischer Prediger in dem württembergischen Städtchen Weinsberg, wurde aber von hier durch die österreichische Regierung vertrieben. Bei Ausbruch des Bauernkrieges im Jahre 1525 suchten ihn die aufrührerischen Bauern zum Feldprediger zu gewinnen, und nur seine um diese Zeit erfolgte Verheiratung befreite ihn von der bedenklichen Zumutung. Bald darauf verließ er für eine Reihe von Jahren seine süddeutsche Heimat, um zunächst dem Grafen Philipp von Nassau bei der Einführung der Reformation in Weilburg zur Seite zu stehen und zwei Jahre darauf einem Rufe des Landgrafen Philipp von Hessen als Professor der Theologie an der von diesem neugegründeten Universität Marburg zu folgen. Im Gefolge des Landgrafen wohnte er den Reichstagen zu Speier und Augsburg bei und verkündete in der Herberge des letzteren „herrlich und klar", wie von Zeitgenossen berichtet wird,

das Wort Gottes. An den Verhandlungen über die Augsburger Konfession hat er mit großer Entschiedenheit im Sinne Luthers teilgenommen. Während viele der in Augsburg anwesenden Theologen, und unter ihnen vor allem Melanchthon, damals verzagen wollten, blieb er freudigen Mutes, so daß der Nürnberger Abgeordnete Baumgärtner von ihm schreiben konnte: „Der einzige Schnepf hat noch einen Schnabel, christlich und beständig zu singen.“ Auch bei den Verhandlungen über das Schmalkaldener Bündnis stand Schnepff dem Landgrafen mit klugem und besonnenem Rate zur Seite. Als nun Herzog Ulrich von Württemberg mit Hilfe Philipps von Hessen wieder in sein Land zurückgeführt war und die Einführung der Reformation beschloß, erbat er sich Schnepff von dem Landgrafen als Beistand und Berater. Zugleich mit ihm hatte Herzog Ulrich den der Zwinglischen Abendmahlslehre zugetanen Ambrosius Blaurer aus Konstanz nach Stuttgart berufen. Schnepff, der in der Abendmahlslehre auf seiten Luthers stand, erklärte, nicht in Gemeinschaft mit Blaurer wirken zu können, wenn dieser auf der Zwinglischen Meinung im Abendmahl beharre. Doch gelang es, zwischen beiden in der sog. Stuttgarter Konkordie eine Einigung zustande zu bringen, so daß sie nun nebeneinander in friedlichem Einvernehmen die Durchführung der Reformation in die Hand nehmen konnten. An der Ausarbeitung der Kirchenordnung für Württemberg hat Schnepff einen wesentlichen Anteil gehabt. Er war und blieb in den nächsten Jahren der Ratgeber Herzog Ulrichs in allen kirchlichen Angelegenheiten und wohnte in dessen Auftrag den Religionsgesprächen zu Hagenau, Worms und Regensburg bei. Als aber mit der Zeit zwischen dem Herzog und ihm eine Entfremdung eingetreten war, folgte er im Jahre 1544 gern einem Ruf an die Universität Tübingen, an welcher er neben seinen Kollegen die streng lutherische Richtung vertrat. Neben seiner akademischen Tätigkeit wirkte er hier auch als Prediger auf der Kanzel, um die er durch seine hervorragende Beredsamkeit eine zahlreiche Gemeinde zu sammeln wußte.

Ambrosius Blaurer (auch Blarer genannt), der neben Erhard Schnepff bei der Einführung der Reformation in Württemberg mitgewirkt hat, gehörte der reformierten Zwinglischen Richtung an. Er war am 12. April 1492 zu Konstanz geboren und machte seine Studien auf der Universität Tübingen, wo er zu Melanchthon in freundschaftliche Beziehungen trat. Dessenungeachtet trat er im Herbst 1515, also 23 Jahre alt, als Laienbruder in das Kloster Alpirsbach ein, dessen Klosterbrüder ihn schon nach wenigen Jahren zum Prior wählten. Nachdem er aber durch seinen Bruder Thomas, der in Wittenberg studierte und dort mit Luther und Melanchthon in nahen Verkehr trat, in die reformatorische Bewegung hineingezogen war, legte er im Jahre 1521 freiwillig das Amt des Priors nieder, um bald darauf auch das Kloster für immer zu verlassen. Er kehrte in seine Vaterstadt Konstanz zurück, wo er mehrere Jahre hindurch in aller Stille für die reformatorische Bewegung wirkte, bis er später als beliebter und gefeierter Prediger deren eigentliche Seele wurde. Von hier wurde er im Jahre 1528 zur Regelung des evangelischen Kirchenwesens nach Memmingen berufen, und von da im Jahre 1531 nach Ulm, um auch dort bei der Neuordnung des Kirchenwesens neben Butzer und Oekolampadius mitzuwirken. Als dann Herzog Ulrich von Württemberg nach seiner Wiedereinsetzung die Einführung der Reformation in seinem Lande beschloß, wünschte er in Blaurer neben dem Lutheraner Schnepff einen milden und vermittelnden Vertreter der in Württemberg bereits verbreiteten Zwinglischen Richtung zur Seite zu haben. Die Eintrachtsformel, in der er sich in der Abendmahlslehre mit Schnepff verständigte, darf als der erste Versuch zu einer Union der deutsch-evangelischen Kirche bezeichnet werden. Während Schnepff seinen Wirkungskreis hauptsächlich in dem „Land unter der Steig“ fand, wurde Blaurer das „Land ober der Steig“ zur Einführung der Reformation überwiesen. In diesem Teile des Württembergischen Landes erhielt unter seinem Einfluß das neugeordnete Kirchenwesen ein überwiegend reformiertes Gepräge, namentlich durch die Beseitigung aller Bilder aus den Kirchen.

Von den weittragendsten Folgen nicht bloß für den Fortgang der Reformation, sondern für den ganzen weiteren Verlauf der Geschichte Deutschlands ist

die Einführung der Reformation in den kurbrandenburgischen Landen gewesen. Wir haben in einem früheren Abschnitt gesehen, wie Kurfürst Joachim I. zu den erbittertsten Gegnern Luthers und der Reformation gehörte und einer der ersten Fürsten war, die das Wormser Edikt in seinen Landen verkündigen ließ, wie er es aber trotzdem nicht verhindern konnte, daß die reformatorische Bewegung in Stadt und Land immer weiter um sich griff. Überall beklagten sich die katholischen Priester über die zunehmende Versäumung des Gottesdienstes. Die Beichtstühle standen verlassen, zu den Prozessionen fanden sich immer weniger Leute ein und in angesehenen Familien weigerten sich die Eltern, ihre Kinder zum Gesang, Fähnleintragen, Räuchern und ähnlichen Diensten zu senden. Der Kurfürst mußte es sogar zu seinem großen Schmerze erleben, daß die Reformation trotz aller seiner Bemühungen, ihr den Eingang in seine Lande zu wehren, bis in sein kurfürstliches Haus eindrang, und daß seine eigene Gemahlin, die Kurfürstin Elisabeth, sich der neuen Lehre zuwandte. Diese, eine Prinzessin aus dem dänischen Königshause, war durch ihren Bruder, König Christian II. von Dänemark, für die evangelische Lehre gewonnen worden. Der letztere hatte, nachdem er durch eigenes Verschulden infolge seines grausamen Regiments aus Dänemark vertrieben worden war, zunächst bei seinem Schwager, dem Kurfürsten Joachim I., Zuflucht gesucht, bis er später in Torgau dauernde Aufnahme fand. Durch ihn trat auch die Kurfürstin, auf welche Luthers Auftreten schon vorher einen tiefen Eindruck gemacht hatte, zu diesem in persönliche Beziehungen, und sie wurde dadurch in ihrer evangelischen Überzeugung je länger je mehr befestigt. Immer eifriger forschte sie in Luthers Schriften und vor allem in der Bibel. Die nachhaltigste Einwirkung auf ihren Glauben übte der Arzt Dr. Matthäus Ratzeberger aus, ein Freund Luthers, welcher nach Beendigung seiner Studien in Wittenberg Stadtphysikus zu Brandenburg a. H. geworden war. Vergeblich versuchte Elisabeth, ihren Gemahl zu einem milderen Urteil über Luther und die Reformation zu bewegen. Jedes gute Wort, das sie für Luther einlegte, rief nur Aufwallungen des heftigsten Zornes bei ihm hervor. Je trüber sich ihr Leben gestaltete, um so inniger gab sie sich den Tröstungen des christlichen Glaubens hin, der in neuer Klarheit von Wittenberg aus verkündet wurde. Nach langen, heißen Kämpfen fühlte sie sich in ihrem Gewissen gedrungen, ihren evangelischen Glauben auch äußerlich zu bekennen. Während einer Abwesenheit des Kurfürsten ließ sie sich um Ostern 1527 auf dem Schlosse zu Köln an der Spree von einem aus Wittenberg gesendeten Geistlichen heimlich das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen. Durch diese hinter dem Rücken des Kurfürsten begangene Feier, die dem Gemahl nicht verborgen bleiben konnte, war der Bruch zwischen den Ehegatten vollendet. Zornentbrannt drang Joachim in das Gemach seiner Gemahlin und überhäufte sie mit Scheltworten und fürchterlichen Drohungen. Aber weder Drohungen noch Bitten vermochten sie zu einer Änderung ihrer Gesinnung zu bewegen, und schon war bei der Erbitterung des Kurfürsten das Schlimmste zu besorgen, als es den Mitgliedern der kurfürstlichen Familie noch gelang, eine Vermittlung herbeizuführen. Der Kurfürst verstand sich dazu, ihr bis Ostern 1528 Bedenkzeit zu bewilligen, verlangte aber, daß sie dann zu den Ordnungen der katholischen Kirche zurückkehre. Schon vor Ablauf dieser Frist begann der Kurfürst voll Ungeduld von neuem ihr Gewissen zu bedrängen. Eines Tages erschien der Beichtvater Joachims bei der Kurfürstin mit der Forderung, daß sie am nächsten Allerheiligenfeste das Abendmahl nach katholischer Weise mit dem Kurfürsten feiere. Zugleich erklärte er ihr, wenn sie sich dessen weigere, werde der Kurfürst andere Wege gegen sie einschlagen. Ruhig und bestimmt erwiderte die Kurfürstin, daß die Sache, „an sich selbst groß, schwer und wichtig sei und sonderlich Gottes Ehre, das Gewissen und der Seelen Seligkeit anlange, daher könne sie als ein geringes Weib eine plötzliche Antwort nicht geben, zumal ihr doch eine Bedenkzeit bis Ostern zugestanden sei." Bald sollte es sich zeigen, wie ernst es dem Kurfürsten mit der Drohung gewesen war, „andere Wege gegen sie einzuschlagen". Er berief seine Bischöfe, Äbte und einige andere der streng katholischen Richtung angehörige

Geistliche, um ihnen die Frage vorzulegen, ob er die Kurfürstin zum Tode verurteilen oder sich von ihr scheiden lassen sollte. Die erste Frage wurde zwar von den Mitgliedern des zusammenberufenen Rates verneint, eine Scheidung möchte wohl angehen, doch wollten sie dazu nicht raten; aber fast alle waren der Meinung, daß der Kurfürst sie für ihre Lebenszeit in einem Schloß einsperren und gefangen halten müsse. Geschicke zu entgehen, sann sie auf heimliche Flucht und trat mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen wegen Aufnahme in seinen Landen in Unterhandlung. Dieser erklärte sich zu ihrer Aufnahme bereit und billigte ihren Entschluß, zu fliehen, weil es sich in ihrer Lage um das Heil ihrer Seele handele. Zugleich bat er sie, den Tag und Ort ihrer Ankunft an der sächsischen Grenze zu bestimmen. Aber wie sollte



Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg nimmt heimlich das Abendmahl in beiderlei Gestalt.

„Das ist der Schriftgelehrten Rat und Beschluß über mich gewesen," schrieb die Kurfürstin mit bitterer Wehmut ihrem Oheim Johann von Sachsen. Die bis Ostern 1528 der Kurfürstin gewährte Frist nahte ihrem Ende, und Elisabeth war inzwischen immer gewisser in der Überzeugung geworden, daß sie auch nach deren Ablauf nicht anders handeln könne als bisher und ihrem Glauben treu bleiben werde. Damit aber eröffnete sich ihr die Aussicht auf lebenslängliche Einsperrung in einem entlegenen Schlosse. Um diesem die von Aufpassern umlauerte Kurfürstin, ohne Verdacht zu erregen, ihr Schloß und die Mark Brandenburg verlassen? Endlich ermöglichte ihr eine Reise, die der Kurfürst nach Braunschweig unternahm, die Ausführung des längst gehegten und in der Stille vorbereiteten Planes. Am 24. März war der Kurfürst von Berlin abgereist, und am späten Abend desselben Tages noch verließ Elisabeth, von ihrer Kammerfrau Ursula von Zettwitz und dem Ritter Joachim von Götze begleitet, das an der Spree belegene Schloß

durch die Wasserpforte. An dem jenseitigen Ufer, der jetzigen Burgstraße in Berlin, erwartete sie ihr Bruder, der König von Dänemark, der die nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, um sie auf dem kürzesten Wege nach der sächsischen Grenze zu befördern. Am 26. März war sie bereits mit ihrem Bruder in Torgau angelangt, wo sie ehrenvoll empfangen wurde. Schon am Abend des 25. März überbrachten Eilboten dem Kurfürsten Joachim die Nachricht von der Flucht seiner Gemahlin. Zornentbrannt kehrte er nach Berlin zurück und erging sich in den bittersten Klagen und Vorwürfen über seine Gemahlin und über die Helfershelfer ihrer Flucht. Von dem Kurfürst von Sachsen, Johann dem Beständigen, forderte er die sofortige Zurücksendung der Kurfürstin und ihrer Begleitung. Dieser erbot sich zwar zu einer Vermittlung zwischen den Gatten, aber nur unter der Bedingung, daß der Kurfürstin gestattet werde, sich einen Prediger nach ihrer Wahl zu halten. Zwei Jahre später rief Kurfürst Joachim auf dem Reichstage zu Augsburg die Hilfe des Kaisers an, um die Rückkehr seiner Gemahlin zu erzwingen. Aber auch das war ohne Erfolg.

Die kurfürstlichen Gatten sind zeitlebens getrennt geblieben. Elisabeth lebte unter dem Schutze des Kurfürsten Johann von Sachsen und später unter dem seines Nachfolgers Johann Friedrich in stiller Zurückgezogenheit erst abwechselnd in Torgau, Wittenberg und Weimar und später in dem ihr zu dauerndem Wohnsitze angewiesenen Schlosse Lichtenberg. Erst zehn Jahre nach dem Tode ihres Gemahls ist Kurfürstin Elisabeth im Jahre 1546 in die Mark zurückgekehrt, wo sie ihre letzten Lebensjahre auf ihrem Witwensitz zu Spandau zugebracht hat, bis am 10. Juni 1555 ein sanfter Tod ihrem bewegten Leben ein Ziel setzte.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu der Lage der kirchlichen Dinge in den kurbrandenburgischen Landen zurück. Kurfürst Joachim I. war durch den Übertritt seiner Gemahlin zur evangelischen Kirche und durch deren Flucht nur um so mehr in seiner Abneigung gegen Luther und die Reformation bestärkt worden. Bis an sein Ende finden wir ihn auf der Seite der streng katholischen Reichsfürsten und sehen ihn an allen Maßregeln beteiligt, die zur Unterdrückung des Protestantismus getroffen wurden. Doch muß ausdrücklich anerkannt werden, daß er es verschmähte, gegen seine evangelisch gesinnten Untertanen Gewalt anzuwenden. Nur wo die Anhänger der Reformation selbst bei Einführung der kirchlichen Neuerungen gewaltsam verfuhren, da schritt der Kurfürst mit unerbittlicher Strenge dagegen ein. So in Stendal, wo im Jahre 1530, während der Kurfürst mit dem Kurprinzen auf dem Reichstage zu Augsburg weilte, Unruhen ausgebrochen waren. Mit knapper Not retteten die kurfürstlichen Räte, die nach Stendal gekommen waren, um Ruhe zu stiften, ihr Leben; die aufgeregte Menge verübte allerlei Unordnungen und plünderte namentlich die Häuser der Priester. Die Stadt wurde dafür in harte Strafe genommen, und ihre alten Rechte, namentlich die bis dahin genossene Zollfreiheit, wurden ihr entzogen. Die Anstifter des Aufruhrs wurden, soweit sie nicht entflohen waren, zum Tode verurteilt, während die entwichenen Rädelsführer für ewig aus der Stadt verbannt wurden. Auf Verwenden des Kurprinzen wurden indessen die Todesurteile ebenfalls in Verbannung verwandelt.

Bei allen Anstrengungen aber, die Joachim machte, sein Land und seine Untertanen beim katholischen Glauben zu erhalten, konnte es ihm nicht entgehen, daß die neue Lehre in seinen Landen immer weitere Fortschritte machte. Dennoch wollte er seinerseits nichts unterlassen, was in seiner Macht stand, um seine Söhne auch über seinen Tod hinaus zum Beharren bei dem alten Glauben zu verpflichten. Er nötigte sie zur Mitunterzeichnung einer letztwilligen Verordnung, in welcher er es als seinen väterlichen Willen bezeichnete, „daß seine Söhne und ihre Erben mit ihren Landen und Leuten zu jeglicher Zeit bei ihrem alten christlichen Glauben, Religion, Zeremonien und Gehorsam der heiligen Kirche unverrückt und unverhindert bleiben sollten.“ Daneben mußten sie noch einen feierlichen Eid leisten, in welchem sie sich verpflichteten, allen letztwilligen Bestimmungen Vaters nachzukommen. Zu diesen gehörte auch die dem Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles zuwiderlaufende Anordnung, daß sich die beiden Söhne

in der Weise in die Regierung der kurbrandenburgischen Lande teilen sollten, daß Kurprinz Joachim die Alt-, Mittel- und Uckermark nebst Priegnitz mit der Kurwürde, sein jüngerer Bruder Johann aber die Neumark, das Land Sternberg, Krossen und Kottbus erhalten sollte.

Trotz dieses den Söhnen abgedrungenen Versprechens hielt man mit dem Hinscheiden des Kurfürsten Joachim I. am 11. Juni 1535 jedes Hindernis für beseitigt, das der Einführung der Reformation in den brandenburgischen Landen noch im Wege stand, und erwartete, daß sich der neue Kurfürst unmittelbar nach seinem Regierungsantritt zur evangelischen Lehre offen bekennen werde. Wußte man es doch längst innerhalb und außerhalb des Landes, daß Kurprinz Joachim, der nunmehr als Kurfürst Joachim II. seinem Vater in der Regierung folgte, innerlich der Reformation zugetan war. Dennoch sollten sich die Hoffnungen auf den sofortigen Übertritt desselben zur evangelischen Sache vorläufig noch nicht erfüllen. Der neue Kurfürst befand sich in einer schwierigen Lage und sah sich ebenso durch die politischen Verhältnisse wie durch Rücksichten auf katholische Verwandte, namentlich aber auf seinen Schwiegervater, den König Sigismund von Polen, in seiner freien Entschließung behindert. Sein Vater war dem Halleschen Bunde beigetreten, den eine Anzahl katholischer Fürsten zur Aufrechterhaltung des alten Kirchenwesens und zur Bekämpfung der Reformation geschlossen hatten, und Joachim II. fühlte sich wohl auch durch die letztwilligen Bestimmungen des Vaters verpflichtet, vorläufig an diesem Bunde festzuhalten. Andrerseits vermochte sich aber auch Joachim II. der Erkenntnis nicht zu verschließen, daß die Reformation trotz aller Gegenmaßregeln, die sein Vater getroffen, in den brandenburgischen Landen immer weitere Fortschritte machte. Das Klosterwesen geriet immer mehr in Verfall, der Wunsch nach Anstellung lutherischer Geistlichen wurde in den Gemeinden immer reger. Selbst in seiner eigenen Residenz mußte er es erleben, daß die Petrigemeinde zu Cölln an der Spree einen Lutheraner als Geistlichen berief. In Brandenburg a. H. ging der Pfarrer an der Katharinenkirche zum Protestantismus über und wußte auch seine Gemeinde für denselben zu gewinnen. Die Stadt Treuenbrietzen hatte gleich nach Joachims I. Tode einen lutherischen Vikar angestellt, und die Stadt Salzwedel begnügte sich nicht einmal mit der Anstellung eines lutherischen Geistlichen, sondern schritt schon im Jahre 1536 zur völligen Beseitigung des katholischen Gottesdienstes. Während Joachim an den einen Orten die Neuerungen ruhig geschehen ließ, ohne Einspruch dagegen zu erheben, wurden ihnen wieder an anderen allerhand Schwierigkeiten und Hindernisse bereitet, so daß die Maßregeln Joachims II. in den ersten Jahren seiner Regierung widerspruchsvoll und willkürlich erscheinen. Den Hauptgrund dafür wird man darin suchen müssen, daß Joachim II. die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der Evangelischen mit den Katholischen noch immer nicht aufgegeben hatte, und daß er darum vor dem Zusammentreten des in Aussicht genommenen allgemeinen Konzils, von welchem er diese Wiedervereinigung erhoffte, keinen entscheidenden Schritt tun mochte.

Während aber Kurfürst Joachim II. in seinen Landen noch immer zögerte, der Reformation unbehinderten Eingang zu gewähren, machte sie in den Gebieten der Marken, welche seinem Bruder, dem Markgrafen Johann, zugefallen waren, um so schnellere Fortschritte. Dieser, nach seiner Residenzstadt Küstrin unter dem Namen Johann von Küstrin bekannt, war bei den mehrfachen Besuchen, die er seiner verbannten Mutter in Kursachsen gemacht hatte, schon früh zu Luther in nahe persönliche Beziehung getreten. Aus seiner Hinneigung zur Reformation und zur lauteren evangelischen Lehre hatte er gegen Vertraute und gegen ihm Näherstehende niemals einen Hehl gemacht, wenn er auch genötigt war, vor dem strengkatholischen Vater seine Gesinnung zu verbergen. Bei seinem offenen und geraden Wesen wird ihm das nicht immer leicht gewesen sein und unter den mannigfachen Kämpfen, die er dabei zu bestehen hatte, war das Wort der Schrift: „Durch Stillesein und Hoffen, werdet ihr stark sein" sein Wahlspruch geworden, welchen er auch den später in seinen Landen geschlagenen Talern aufprägen ließ. Nach dem Tode des Vaters

trat er mit seiner evangelischen Gesinnung offen hervor. Mancherlei Rücksichten, die sein Bruder, der Kurfürst, zu nehmen hatte, waren für ihn nicht vorhanden. Dabei hütete er sich aber vor jeder Überstürzung und überließ es der überzeugenden Macht der evangelischen Wahrheit, dem Evangelium in seinen Landen Bahn zu brechen. Sobald er seinen Hofhalt in Küstrin eingerichtet hatte, ernannte er Heinrich Frahme, einen vorzüglichen Kanzelredner, zu seinem Hofprediger, und als er im Jahre 1536 zu Kottbus und in Königsberg i. d. Neumark die Huldigungen entgegennahm, erteilte er den Bürgerschaften die erbetene Erlaubnis zur Einführung der lutherischen Lehre.

Durch Vermittlung seiner Mutter, der Kurfürstin Elisabeth, ließ er sich von Luther tüchtige lutherische Prediger empfehlen, die er ins Land berief. So wurde auf Luthers Empfehlung nach Arnswalde der sächsische Prediger Georg Buchholzer berufen. Derselbe bewährte sich als so außerordentlich begabt für die kirchliche Verwaltung, daß er später von Joachim II. zum Propste von Berlin ernannt wurde. In dieser Stellung hat er sich um die Durchführung der Reformation in der Kurmark besondere Verdienste erworben. Um den Zustand der Kirchen in seinen Landen näher kennen zu lernen, veranstaltete Markgraf Johann eine Kirchenvisitation, mit deren Leitung die beiden fränkischen Geistlichen Andreas Althammer und Jakob Stratner beauftragt wurden, die ihm sein Vetter, Markgraf Georg von Brandenburg, aus Ansbach-Baireuth zugesendet hatte. Auf ihren Rat und unter ihrer Mitwirkung wurde in vielen Gemeinden das Kirchenwesen nach der Nürnberger Kirchenordnung umgestaltet. Nachdem sich Markgraf Johann von der durchweg evangelischen Gesinnung seiner Untertanen überzeugt hatte, hielt er es für seine Pflicht, nunmehr auch seinerseits mit ihr öffentlich hervorzutreten. Zu Ostern 1538 feierte er zu Küstrin öffentlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Ohne irgend welchen Widerspruch vollzog sich demnächst die Einführung der Reformation in dem markgräflichen Gebiete, ohne daß sich Markgraf Johann um die von dem streng katholischen Bischof von Lebus, Georg von Blumenthal, gegen die kirchlichen Änderungen eingelegte Verwahrung weiter kümmerte. Er ließ sogar die von dem Bischof eifrig geförderten Wallfahrten zu einem angeblichen, wundertätigen Mariabilde in Göritz bei Lebus ruhig gewähren, und überließ es der Entwicklung der Zukunft, daß diese abergläubischen und abgöttischen Gebräuche von selbst aufhören würden. Als aber nach dem Hinscheiden des streitbaren Georg von Blumenthal Kurfürst Joachim II. sich bestimmen ließ, noch einmal in die Wahl eines katholischen Geistlichen der strengen Richtung zum Bischofe zu willigen, war die Geduld des Markgrafen erschöpft; er erteilte nun selbst dem Hauptmann des Landes Sternberg, Hans von Minkwitz, den Befehl, „darauf zu sehen, daß solch Marienbild und Baal weggetan werde". Als sich der Hauptmann zur Ausführung des Befehls auf den Weg machte, schloß sich ihm unterwegs eine große Schar von Bauern an, die nicht nur das Marienbild zertrümmerten, sondern auch das ganze Heiligtum verwüsteten. Nur mit Mühe vermochte der Hauptmann die goldenen und silbernen Altargeräte zu retten, um sie später dem Lebuser Kapitel auszuliefern. Auf die Beschwerde der Domherren über das gewaltsame Vorgehen Johanns mißbilligte Joachim II. in einem Schreiben an seinen Bruder die tumultuarischen Vorgänge. Der Markgraf aber rechtfertigte sein Verfahren mit der Erklärung, daß er aus religiösen Gründen den „Götzen und Baal" nicht länger habe dulden können.

Wegen der Neuordnung des Kirchenwesens in seinen Landen wandte sich Johann an Luther und reiste selbst mit sechs Predigern nach Wittenberg, um sich von ihm Rat zu erbitten. Die von Luther vorgeschlagene Kirchenordnung schloß sich in ihren wesentlichen Punkten an die sächsische an. Dieselbe ist aber nur kurze Zeit in der Neumark in Gebrauch gewesen, da Markgraf Johann nach der Einführung der Reformation in den Kurlanden auf den Wunsch seines Bruders auch für seine Lande die kurmärkische Kirchenordnung annahm.

Bis an sein Ende ist Markgraf Johann ein treuer Anhänger des gereinigten evangelischen Glaubens geblieben und bei verschiedenen Gelegenheiten hat er seine standhafte Treue bewährt. Zwar finden wir ihn

in dem schmalkaldischen Kriege, der dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Kurhut und Land kostete, und dem Landgrafen Philipp von Hessen eine jahrelange harte Gefangenschaft brachte, nicht auf seiten der protestantischen Fürsten. Er war aus dem schmalkaldischen Bunde, dem er sich im Jahre 1535 angeschlossen hatte, noch vor dem schmalkaldischen



Übertritt Joachim II. zum Luthertum.
(Kurfürst und Kurfürstin empfangen das Abendmahl in beiderlei Gestalt durch Bischof Matthias von Jagow am 1. November 1539 in Spandau.)

Kriege wieder ausgeschieden, und so stand er in diesem nicht auf seiten der protestantischen Fürsten. Aber es waren lediglich politische Rücksichten, die ihn zu dieser Stellungnahme veranlaßten.

Wie im Leben, so hat Markgraf Johann auch im Tode noch seinen evangelischen Glauben bezeugt. In seinen letztwilligen Anordnungen hat er selbst die Inschrift bestimmt, die über seiner Gruft angebracht werden sollte. In ihr bezeichnet er als das Hauptwerk seines Lebens die Einführung der Reformation in seinen Landen mit folgenden Worten: „Johann, Markgraf zu Brandenburg, ein Sohn Kurfürst Joachims I., hat durch Gottes Vorsehung im Jahre nach Christi Geburt 1536 angefangen, die reine Lehre des heiligen Evangeliums und Wortes Gottes Inhalts der Augsburger Konfession nach prophetischer und apostolischer Schrift allhier in Küstrin und folgends durchs ganze Fürstentum der Neumark und in anderen seinen Ländern und Herrschaften öffentlich lehren zu lassen, und ist ob solchem Bekenntnisse selbst aus Gnaden des Allmächtigen beständig geblieben und hat durch desselben Hülfe auch die Seinen dabei erhalten. MDLV Solus spes mea Christus.“

Die Entschiedenheit, mit welcher Johann von Küstrin in der Neumark und den zu ihr gehörigen

Gebieten mit der Einführung der Reformation vorgegangen war, konnte auch auf die protestantische Bewegung in den Landen des Kurfürsten nicht ohne Rückwirkung bleiben. Das Verlangen nach der lauteren Predigt des göttlichen Wortes gab sich in allen Teilen der Mark immer lauter kund, und im Jahre 1538 stellte der kurmärkische Landtag einen förmlichen Antrag auf Kirchenverbesserung bei dem Kurfürsten. Auch in der Bürgerschaft von Berlin verlangten viele die Berufung evangelischer Geistlichen und die Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, und wie die Bürger Berlins, so erhoben auch die auf dem Teltow ansässigen Edelleute ihre Stimmen für die Einführung der Reformation. Sie baten um die Erlaubnis, auf ihren Dörfern lutherische Prediger anstellen zu dürfen, erklärten aber auch, daß sie ihre katholischen Pfarrer nicht verjagen, sondern ihnen auch ferner den Lebensunterhalt reichen wollten. Schon längst gab es in der Umgebung des Kurfürsten eine Anzahl evangelisch gesinnter Männer, die demselben rieten, sich nicht länger einer Bewegung zu widersetzen, von welcher bereits die Mehrzahl seiner Untertanen ergriffen worden war. Zu diesen gehörte auch der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow. Als dieser im Jahre 1526 auf den Vorschlag des Kurfürsten Joachim I. zum Bischof von Brandenburg erwählt und vom Papste bestätigt wurde, galt er noch für einen entschiedenen Gegner der Reformation. In dem Eide, welchen er bei seiner feierlichen Erhebung auf den Bischofstuhl leistete, hatte er noch gelobt, alle Ketzereien auszufegen und soviel er könne, ihr Einschleichen zu verhindern. Mit der Zeit aber hatte sich sein Urteil über Luther und die Reformation gemildert, und er war zur tieferen Erkenntnis der evangelischen Lehre gelangt. Zwar hätte auch er gern, gleich dem Kurfürsten Joachim II. selbst, den Bruch mit der alten Kirche vermieden gesehen; ihm schwebte eine Kirchenverbesserung vor, bei welcher die altkatholischen Gebräuche möglichst beibehalten und nur die offenbaren Mißbräuche abgestellt würden. Aber mit der Zeit hatte doch auch er die Überzeugung gewonnen, daß von einem allgemeinen Konzil niemals eine gründliche Besserung zu erwarten sei, und so riet auch er dem Kurfürsten, nicht länger mit der Einführung der Reformation in seinen Landen zu zögern. Nachdem alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, vollzog der Kurfürst selbst seinen Übertritt zur evangelischen Kirche dadurch, daß er sich am 1. November 1539, am Tage Allerheiligen, in der Schloßkapelle zu Spandau durch den Bischof Matthias von Jagow das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen ließ.

Die märkische Bevölkerung säumte nicht lange, dem Beispiel ihres Landesherrn zu folgen. Schon am folgenden Tage, am Sonntag, den 2. November vollzogen die Städte Berlin und Cölln an der Spree die feierliche Einführung der Reformation durch evangelischen Gottesdienst und Feier des heiligen Abendmahls nach lutherischem Ritus. Alle anderen größeren wie kleineren Städte folgten meist schon in den nächsten Tagen nach, und nur in ganz vereinzelten Fällen kam es dabei zu einer Störung des öffentlichen Friedens.

Schon vor seinem Übertritte hatte der Kurfürst den Entwurf einer neuen Kirchenordnung fertigstellen lassen und an den Arbeiten der dafür eingesetzten Kommission persönlich den allerlebhaftesten Anteil genommen. Mit großem Nachdruck ist in dieser Kirchenordnung die lutherische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein in den Vordergrund gestellt. Das „Sola fide", „Durch den Glauben allein" war und blieb für Kurfürst Joachim II. der Leitstern seines inneren Lebens. Auch den ganzen lutherischen Katechismus ließ er in die neue Kirchenordnung mit aufnehmen. Dagegen waren in dem Entwurf der Kirchenordnung außer der bischöflichen Verfassung sehr viele Zeremonien der römisch-katholischen Kirche beibehalten. Von den vielen katholischen Festtagen sollten noch 35 gefeiert werden; die Kleidung der Prediger sollte reich und bunt bleiben; die Aufhebung der Hostie, die Prozessionen, die lateinischen Gesänge, die Fußwaschung am Gründonnerstag, das Umtragen des Abendmahlssakraments und anderes sollte erhalten bleiben. Einige Mitglieder der Kommission, namentlich Propst Buchholzer, hatten die schwersten Bedenken gegen die Beibehaltung dieser Äußerlichkeiten, die ihnen als bedenklicher papistischer Sauerteig erschien,

geltend gemacht, während der Kurfürst auf diese Dinge den größten Wert legte und mit aller Entschiedenheit auf ihrer Beibehaltung bestand. Der Entwurf der Kirchenordnung wurde unter Zustimmung des Kurfürsten den Wittenberger Reformatoren zum Begutachten vorgelegt. Einstimmig wurde von diesen anerkannt, daß der Entwurf die reine Lehre enthalte. In betreff der Zeremonien sprach Luther nur gegen das Umtragen des Sakramentes unter beiderlei Gestalt ernste Bedenken aus, weil das den Papisten Anlaß zur Spötterei geben würde. Auch die Anwendung des geweihten Salböls bei der Taufe riet er, fallen zu lassen. Dagegen hatte er gegen die anderen Äußerlichkeiten, auf welche der Kurfürst solchen großen Wert legte, nichts einzuwenden. Er meinte, man solle aus solchen Dingen keine Streitfragen machen, sondern ruhig warten, bis sie von selbst fallen würden. Mit welcher Unbefangenheit Luther über diese Äußerlichkeiten urteilte, davon gibt ein köstlicher, launiger Brief Zeugnis, durch welchen er den Propst Buchholzer zu beruhigen suchte. Es heißt in demselben unter anderem: „Wenn euch euer Herr will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sakramente der Taufe und des Leibes und Blutes Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen und geben, und will fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothelfer, Mittler noch Fürbitter sein, und das Sakrament in der Prozession nicht umhertragen, und lassen fallen die täglichen Messen, auch die Vigilien und Seelenmessen der Toten und nicht lassen weihen Wasser, Salz und Kraut und singen reine Responsori und Gesänge, lateinisch und deutsch, im Circuitu oder Prozession, so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe und Chorrock von Sammt, Seide oder Leinwand, und hat euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester drei Röcke übereinander zog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papsttum Ornat genannt. Haben Ihro Gnaden nicht genug an einer Prozession, daß ihr umhergehet, klinget und singet, so gehet sieben Mal mit herum, wie Josua mit den Kindern von Israel um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei und bliesen Posaunen. Und hat euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihro Kurf. Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cimbeln und Schellen, wie David vor der Lade das that, da die in die Stadt Jerusalem gebracht ward. Bin damit sehr wohl zufrieden, denn solche Stücke, wenn nur der Mißbrauch davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts, doch nur daß nicht eine Not zur Seligkeit und das Gewissen zu binden daraus gemacht werde."

Gerade die schonende Beibehaltung der bischöflichen Verfassung und vieler alter Zeremonien, die in der märkischen Kirchenordnung vorgesehen war, trug wohl besonders dazu bei, den Kaiser willig zu machen, daß er zu deren Einführung die Genehmigung erteilte, zumal Kurfürst Joachim II. erklärte, sich den Beschlüssen eines künftigen Konzils fügen zu wollen. Man sieht, daß der Kurfürst auch jetzt noch nicht seine vermittelnde Stellung aufgeben und sich die Möglichkeit des Wiederanschlusses an die katholische Kirche offen halten wollte. Der weitere Verlauf der Ereignisse hat es aber dazu nicht kommen lassen. Schon wenige Monate nach dem Übertritt des Kurfürsten erschien die neue Kirchenordnung im Druck, und der Gottesdienst wurde fast in allen Städten der Mark Brandenburg danach eingerichtet, wenn auch manche streng lutherische Geistliche mit den beibehaltenen Zeremonien der katholischen Kirche unzufrieden waren. Einige derselben legten ihre Ämter nieder und wanderten nach Sachsen aus. Aber trotz dieser Annäherung der märkischen Kirchenordnung an die Gebräuche der alten Kirche, und wiewohl die Landstände zur Einführung derselben ihre Zustimmung gegeben hatten, wiesen die Bischöfe von Havelberg und Lebus für ihre Person und für ihre bischöflichen Gebiete das neue Kirchengesetz zurück und machten dadurch die Beibehaltung der bischöflichen Verfassung, auf welche der Kurfürst so großen Wert gelegt hatte, unausführbar. Durch den bischöflichen Widerstand gehemmt und erbittert, wurde der Kurfürst wider seinen Willen dahin gedrängt, die bischöfliche Gewalt in der Mark zu be-

seitigen und das ganze Kirchenregiment staatlich zu ordnen. Mit dem bischöflichen Regiment wurden dann auch später die beibehaltenen katholischen Gebräuche hinfällig, und so ist der deutsche Protestantismus gewiß nicht ohne Gottes Fügung vor einer zwiespältigen Entwicklung seiner Kirchenverfassung bewahrt geblieben, die ihm hätte verhängnisvoll werden können.

Um die neue Kirchenordnung nun auch wirklich überall durchzuführen, ordnete der Kurfürst die Abhaltung einer allgemeinen Kirchenvisitation in seinen Landen an. Zu Visitatoren wurden der Bischof Matthias von Jagow, der Generalsuperintendent Jakob Stratner, der Kanzler Johann Weinleben und einige Abgeordnete der Landstände ernannt. In der zu ihrem Geschäft ihnen mitgegebenen Anweisung wurde den Visitatoren aufgegeben, im ganzen Lande den Zustand der Kirchen, Schulen, Klöster, Hospitäler und anderer kirchlichen Anstalten zu untersuchen, die Gemeinden und Geistlichen zur willigen Annahme der neuen Kirchenordnung in allen ihren Teilen zu bewegen, für die Anstellung geschickter, evangelischer Prediger und für den Unterricht der Jugend in der Lehre des reinen Evangeliums Sorge zu tragen, und vor allem der willkürlichen Einziehung der Kirchengüter entgegenzutreten. Hatten doch viele Patrone und Bauernschaften bereits angefangen, sich des geistlichen Gutes an liegenden Gründen und barem Vermögen zu eigenem Nutzen zu bemächtigen, während es des Kurfürsten Absicht war, daß alle geistlichen Güter und Stiftungen der Kirche verbleiben sollten. Der Raum gestattet uns nicht, auf die Ergebnisse dieser Kirchenvisitationen im einzelnen näher einzugehen. Die Erfahrungen, welche die Visitatoren auf ihren Wanderungen durch die märkischen Lande von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zu machen hatten, waren zum Teil wenig erfreulich. Namentlich trat bei einem großen Teil der Geistlichkeit eine erschreckende Unwissenheit zutage. Eine große Anzahl von Klerikern zeigte sich völlig unfähig, ein geistliches Amt zu verwalten. In einem Dorfe der Altmark antwortete ein Pfarrer auf die Frage, von wem Christus geboren sei, „von Pontius Pilatus". Viele der ehemals katholischen Geistlichen standen ihres unsittlichen Wandels wegen bei dem Volke in der größten Verachtung, und es bedurfte vieler Mühe und langer Geduld, um alle die vorgefundenen kirchlichen Notstände abzustellen. Aber ein kräftiger und erfolgreicher Anfang dazu ist doch durch die Kirchenvisitation gemacht worden.

Durch das Beispiel der brandenburgischen Brüder fühlte sich auch deren Schwester, die Herzogin Elisabeth von Braunschweig-Calenberg, bewogen, den evangelischen Glauben anzunehmen. Nach einem Besuch des Markgrafen Johann in Münden entschloß sie sich im Frühjahr 1538, mit ihrem Hofstaat das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen. Ihr Gemahl, Herzog Erich von Braunschweig, legte ihr kein Hindernis in den Weg, obwohl er selbst bei der alten Kirche verblieb. Eine ganz andere Bedeutung bekam aber ihr Übertritt zum Protestantismus, als Herzog Erich bald darauf starb und mit der Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn auch die Leitung der Regierung an die Fürstin gelangte. Die Stimmung des Landes kam der ihren entgegen. Es war den Einwohnern ganz recht, wenn sie die erledigten Stellen allenthalben mit evangelischen Predigern besetzte; unter ihrem Einfluß traten die größeren Städte, Münden, Hameln nun über; endlich erklärte die gesamte Landschaft sich dazu geneigt. Hierauf konnte eine Kirchenordnung verkündigt werden, die in vielen Stücken eine Nachahmung der brandenburgischen ist, und in der sich die Herzogin ausdrücklich auf den Vorgang ihres Bruders Joachim bezieht.*)

Fast um dieselbe Zeit, in welcher sich Kurfürst Joachim II. von Brandenburg nach längerem Zögern zur Einführung der Reformation in seinen Landen entschloß, gelangte sie auch in dem ihr bis dahin verschlossen gewesenen Gebiete des albertinischen Sachsen zum völligen Siege. Auch hier hatte sie in der Bevölkerung in Stadt und Land längst festen Fuß gefaßt, aber ihrer Einführung stand bis dahin die erbitterte Feindschaft des Herzogs Georg von Sachsen mit dem Beinamen des „Bärtigen" im Wege, der, wie wir gesehen haben, von dem ersten Auftreten Luthers an zu dessen erbittertsten Gegnern gehörte. Er

*) L. von Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 4. Band. Seite 117.

regierte in demjenigen Teile der sächsischen Lande, das bei deren Teilung zwischen den Söhnen Friedrich des Sanftmütigen, Ernst und Albrecht, dem letzteren zugefallen war. Zu seinen Gebieten gehörten insbesondere das Meißner Land bis hinauf zum Erzgebirge, sowie die Städte Dresden und Leipzig. Ein kleiner Teil des albertinischen Erbes, die Ämter Freiberg und Wolkenstein, waren dem Bruder Georgs, Herzog Heinrich, zugefallen.

Die feindselige Haltung, die Herzog Georg im Gegensatz zu seinem kurfürstlichen Vetter Friedrich dem Weisen zu Luther und der von ihm begonnenen reformatorischen Bewegung einnahm, findet ihre Erklärung hauptsächlich in seinem Charakter. Er war ein Mann von buchstäblicher Gesetzlichkeit, herbem Eigensinn und durchgreifender Tatkraft. Als Regent war er von tadelloser Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, weise und gerecht und mit väterlicher Fürsorge auf die Wohlfahrt seines Landes bedacht. Dabei war er von einer seltenen Geradheit und Lauterkeit des Charakters. „Geradeaus gibt den besten Renner,“ das war sein Wahlspruch. Wortbruch und Treulosigkeit waren ihm ein Greuel. Als man auf dem Reichstage zu Worms Luthern das versprochene freie Geleit aufkündigen wollte, da erklärte er frei und öffentlich: die deutschen Fürsten könnten diese Schmach nimmermehr auf sich kommen lassen, Treue und Glauben zu brechen; das sei den alten deutschen Sitten nicht gemäß; was man versprochen habe, müsse man halten.*)

Auch einer Verbesserung der Kirche war Herzog Georg persönlich keineswegs abgeneigt. Die Schäden der Kirche seiner Zeit entgingen ihm nicht. Bei einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung, die er selbst besaß, förderte er in seinen Landen die gelehrten Studien. Auch hatte er einen inneren Zug zum Worte Gottes. Es wird von ihm berichtet, daß er oft „im grünen Stüblein des Schlosses mit seinem Hofprediger über die Predigten und über das Abendmahl herumgestritten habe“. Vergnügen kannte er kaum, geschweige, daß er sich Ausschweifungen hingegeben hätte. Im Zusammenhange mit alledem stand die hohe Achtung vor jeder göttlichen und menschlichen Autorität, die ihn erfüllte. Darum sah er in dem kühnen Mönch von Wittenberg einen Stürmer und Dränger, ja, einen Empörer, der sich eigenmächtig gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit auflehnte. Eine Reformation der Kirche durfte nach seiner Meinung nur von oben, von der höchsten kirchlichen Stelle ausgehen, eine Reformation von unten her war ihm ein Unding. Ganz und gar in Werkheiligkeit befangen, sah Georg in der Lehre von der Rechtfertigung „aus Gnaden allein“ einen höchst gefährlichen Irrtum: wenn die Leute einmal wüßten, gute Werke machten nicht selig, dann würden sie ihren Lüsten und Sünden die Zügel schießen lassen und sich der neuen Lehre als eines bequemen Ruhekissens bedienen, dies aber werde hernach die Welt aus Rand und Band bringen. Je mehr aber nun die Ernestiner, seine mächtigeren Verwandten, die reformatorische Bewegung unterstützten oder doch wenigstens gewähren ließen, desto erbitterter stemmte sich Georg dagegen, die neue Lehre in seinen Landen aufkommen zu lassen. Mit unermüdlichem Eifer suchte er sein Land gegen die von Wittenberg ausgehenden Neuerungen abzuschließen. Was von dort aus bekämpft wurde, suchte er mit um so größerem Eifer zu fördern, so z. B. das Mönchtum, indem er nicht bloß die schon vorhandenen Klöster begünstigte, sondern selbst auch noch ein neues „zum Lobe der Wunder Mariä“ auf dem Königstein gründete. Hatte Luther den Heiligendienst verworfen, so wußte er die Heiligsprechung des Bischofs Benno von Meißen durchzusetzen, obwohl sie im Lande nur mit Hohn und Spott aufgenommen wurde. Leider war er von Ratgebern umgeben, die ihn in seiner feindseligen Gesinnung gegen die Reformation noch zu bestärken wußten und zu Gewalttätigkeiten gegen seine evangelischen Untertanen verleiteten. Zu diesen gehörten besonders Hieronymus Emser und Johann Cochläus. Jahr für Jahr ließ er Erlasse gegen die Evangelischen seines Landes ausgehen. Man las sie an großen Tafeln, die auf den Landstraßen aufgestellt und an den Wirtshäusern angebracht waren. Zeigte

*) Wir folgen in der Schilderung Herzog Georgs der kleinen Schrift von Franz Blankmeister, Halle a. S., 1890: Dresdener Reformationsbüchlein. Herausgegeben vom Ver. f. Ref.-Gesch.

sich ein Vornehmer aus dem Adel der Reformation zugeneigt, so wurden seine Untertanen von den Pflichten gegen ihn entbunden; war es ein Beamter, so sollte sein Ende am Rabenstein sein; ein Priester, der in Luthers Sinn geschrieben hatte, wurde gezwungen, sein Buch aufzuessen; Leute niederen Standes wurden mit allem Schimpfe, den die bürgerliche Gewalt anzutun vermag, aus dem Lande verjagt. Aber mit aller seiner Strenge vermochte Herzog Georg doch nicht zu hindern, daß das Evangelium von Kursachsen aus auch in seinen Landen immer weiteren Eingang fand. Die Bevölkerung seiner eigenen Residenzstadt Dresden war in ihrer überwiegenden Mehrzahl gut protestantisch gesinnt, wenn sie auch im großen und ganzen in treuer Untertänigkeit gegen ihren Herzog äußere Kundgebungen dieser Gesinnung unterließ. Noch mehr als die Bevölkerung von Dresden war die von Leipzig der Reformation innerlich zugetan. Herzog Georg, dem diese Gesinnung seiner Untertanen nicht verborgen blieb, ließ sich dadurch nicht irre machen, selbst dann nicht, als an seinem eigenen Hofe Stimmen laut wurden, die sich offen zu Luthers Person und Werk bekannten. Er blieb aller besseren Einsicht gegenüber blind und beharrte auf seinem Eigensinn. Inzwischen hatte er den Schmerz erleben müssen, daß ihm alle seine Söhne bis auf zwei dahingestorben waren. Am 11. Januar 1534 wurde auch der Thronfolger, ohne Erben zu hinterlassen, dahingerafft und nur der körperlich und geistig schwache Herzog Friedrich war noch am Leben. Es war die letzte Hoffnung des Herzogs, durch diesen seinen Stamm fortgepflanzt zu sehen. Am 27. Januar 1539 wurde er mit einer Prinzessin von Mansfeld vermählt. Aber auch dieser starb schon vier Wochen nach der Hochzeit am 26. Februar 1539 und Herzog Georg war nun ganz vereinsamt und verwaist. Noch stieg in ihm der Gedanke auf, durch eine letztwillige Verfügung dafür Sorge zu tragen, daß seine Lande dem alten Glauben erhalten blieben. Bei dem Leichenbegängnis seines letzten Sohnes teilte er den versammelten Ständen den eigenhändig aufgesetzten Entwurf eines Testaments mit, durch welches sein Bruder Heinrich, der in seinem Gebiete die Reformation schon im Jahre 1537 eingeführt hatte, verpflichtet werden sollte, sich an den Kaiser und das katholische Bündnis zu halten. Wenn dieser sich dessen weigerte, so schreckte Herzog Georg selbst vor dem Gedanken nicht zurück, daß sein Land in diesem Falle an den Kaiser und König Ferdinand fallen solle. So verrannt war er in seinem Eigensinn, daß er es über sich gewinnen konnte, sein Land an ein fremdes Haus vererben zu wollen, weil er in seiner ganzen Familie keinen Glaubensgenossen mehr hatte! Es scheint doch, als sei sein hartes Herz noch im letzten Augenblick von dieser Maßregel zurückgeschreckt. Man sah Tränen in seinen Augen, als er den Entwurf den Ständen übergab. Bevor er ihn unterzeichnete, sollten noch Unterhandlungen mit seinem Bruder Heinrich angeknüpft werden. Dieser weigerte sich mit aller Entschiedenheit, auf die gestellten Bedingungen einzugehen. Hatte er doch schon bei einem früheren Anlaß, als ihm sein Bruder die Nachfolge unter der Bedingung sichern wollte, daß er vom Protestantismus ablieẞe, diesem erwidert: „Da sei Gott für, daß ich um einer Handvoll Land und Leute willen meinen Herrn Christum sollte verleugnen! Solche Unbeständigkeit sollt ihr bei mir nicht finden. Ehe ich dieses tun wollte und meinen Herrn Christum verleugnen, so wollte ich mit meiner Gemahlin lieber an einem Stäbchen aus dem Lande betteln gehen. Im übrigen, was mir mein lieber Gott gönnen will, das wird mir Sankt Peter nicht nehmen.“ Die Verhandlungen mit ihm waren noch nicht zu Ende geführt, als Herzog Georg in der dritten Morgenstunde des 17. April 1539 nach kurzer Krankheit auf dem Schlosse zu Dresden verschied. Was er im Leben so heftig bekämpft, im Tode erscheint er es doch als wahr erkannt zu haben: die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein. Als ihn sein Beichtvater A. Eisenberg auf seinen Schutzheiligen Jakobus verwies, antwortete der Herzog nichts. Sein Leibarzt aber, Dr. Roth, einer von den vielen echt evangelischen Männern unter den Leibärzten am Dresdener Hofe, schlang die Arme um den Sterbenden und rief: „Gnädiger Herr, Ihr habt ein Sprichwort: Geradezu macht gute Renner — darum achtet nicht, was Euch diese von verstorbenen Heiligen und anderen Fürbitten sagen, sondern richtet Euer Herz geradezu auf den

gekreuzigten Christus, welcher für unsere Sünden gestorben und unser einiger Fürbittern und Seligmacher ist, so seid Ihr Eurer Seligkeit desto gewisser.“ Der Herzog schlug noch einmal die Augen auf und betete: „Ei so hilf, Du treuer Heiland Jesu Christe, erbarme Dich über mich und mache mich selig durch dein bitter Leiden und Sterben! Amen!“ Damit entschlief er. Noch am Abend desselben Tages traf der nunmehrige Erbe des Landes, der evangelisch gesinnte Herzog Heinrich von Freiberg in Dresden ein, um von dem Lande und der Regierung des Herzogtums Sachsen Besitz zu nehmen. Es geschah dies ohne jeden Widerstand, obwohl der Minister des verstorbenen Herzogs die Drohung ausgesprochen hatte, man werde Herzog Heinrich und seine Söhne in Dresden zwar einlassen, sie aber nötigen, sich dem Willen der bisherigen Räte zu unterwerfen. Die versuchte Einschüchterung erwies sich als völlig vergeblich. Bei Fackelschein hielt Herzog Heinrich unter freudigem Zuruf des Volkes seinen Einzug und kaum war die Leiche seines Bruders im Dom zu Meißen beigesetzt worden, als dessen Nachfolger ungesäumt die Einführung der Reformation ins Werk setzte. Zur Huldigung in Leipzig erschienen die Wittenberger Professoren, Luther an ihrer Spitze. Am ersten Pfingsttage predigte dieser in der Thomaskirche und es erfüllte sich damit, was er lange zuvor prophezeit hatte: „Ich werde noch in Herzog Georgs Lande predigen.“ In Dresden wurde bereits am 23. April vom Hofprediger Lindenau die erste evangelische Predigt gehalten und bald darauf an der Kreuzkirche daselbst als erster evangelischer Pfarrer und Superintendent Magister Johann Cellarius (deutsch Keller) angestellt. Dieser war ein Freund Luthers und Melanchthons und ein Schüler des Humanisten Reuchlin. Daß er von Melanchthon, der die Geister so ausgezeichnet zu prüfen verstand, dem Rat



Luther predigt am Pfingstsonntag (25. Mai) 1539 bei der Einführung der Reformation in Leipzig in der Thomaskirche daselbst.

empfohlen war, legt Zeugnis von seiner Tüchtigkeit ab. Bis zu der Zeit, wo Cellarius in Dresden eintraf, verwaltete Heinrichs Hofprediger Lindenau mit dem Prediger Eberhard aus Altenburg das Doppelamt an der Kreuzkirche; am 27. Juni ward der erkorene Superintendent feierlich in sein Amt eingewiesen.

Der erste vollständige öffentliche Gottesdienst wurde erst am 6. Juli, dem fünften Sonntag nach Trinitatis, in der Kreuzkirche, nunmehr der Hauptkirche Dresdens, abgehalten. Es war ein hoher Freudentag für die im stillen längst evangelische Stadt. Der Kurfürst Johann Friedrich war eigens zu diesem Feste mit seiner Gemahlin und stattlichem Gefolge von Torgau gekommen. Andächtig lauschte die Menge dem Worte der Predigt und dem Worte der Einsetzung des heiligen Abendmahls, welche zum ersten Male deutsch gesungen wurden. Festlich klang der Gesang deutscher Lieder durch die Hallen des Gotteshauses.

Durch eine von dem neuen Herzog angeordnete Visitation, die nach dem Vorbilde des kursächsischen abgehalten ward, wurde das Kirchenwesen neu geordnet. Zu den Visitatoren gehörten D. Justus Jonas, Propst von Wittenberg, der kurfürstlich sächsische Hofprediger M. Spalatin und mehrere angesehene Herren vom Adel. In der Kreuzkirche zu Dresden wurde der Anfang mit der Beseitigung aller früheren Mißbräuche gemacht. Nicht weniger als 27 Altäre, die sich in ihr außer dem Hauptaltar befanden, wurden abgebrochen, und nur der letztere wurde beibehalten. Die Frauenkirche büßte außer manchem anderen Stück auch das „wundertätige" wächserne Muttergottesbild ein, das bis dahin ein Gegenstand der Anbetung gewesen war. Die Klöster des Landes, soweit deren überhaupt noch bestanden, wurden in schonender Weise aufgelöst und den noch vorhandenen Mönchen ihr Einkommen auf Lebenszeit gelassen. Die Klostergüter wurden von der herzoglichen Regierung in Verwaltung genommen, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß der Überschuß ihrer Einkünfte nach Abzug der Verwaltungskosten zur Besserung der Stellen an Kirchen, Schulen und an der Landesuniversität zu Leipzig verwendet werden sollte. Die Religionsveränderung in dem Albertinischen Sachsen war zugleich ein neuer Sieg und eine Stärkung des schmalkaldischen Bündnisses, dem Herzog Heinrich nun beitrat. Nur zwei Jahre hat dieser die von ihm ins Werk gesetzte Reformation seiner Lande überlebt. Aber als er am 18. August 1541 sein Haupt zum Sterben neigte, konnte er mit dem Bewußtsein heimgehen, seine ganze Kraft in den Dienst des Evangeliums gestellt und seinem Sachsenlande die Wohltat des reinen Wortes und des Sakramentes verliehen und dauernd gesichert zu haben. Die Geschichte hat ihm mit Recht den Beinamen „der Fromme" beigelegt.

In ganz Norddeutschland war nunmehr das Erzbistum Magdeburg fast das einzige Gebiet, in welchem der Einführung der Reformation noch Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wie der Landesherr dieses Gebietes Kardinal-Erzbischof Albrecht nunmehr von allen Fürsten aus dem brandenburgischen Hause der einzige war, der noch an dem alten Glauben festhielt. Aber wenn er auch dies für seine Person tat, so war er doch nach der Einführung der Reformation in den brandenburgischen Landen und nach dem Umschwunge der Dinge in dem benachbarten Herzogtum Sachsen nicht mehr imstande, seine norddeutschen Untertanen gegen das evangelische Bekenntnis, dem sie innerlich längst zugetan waren, fernerhin abzuschließen. Schon war hier und da ein ganz unerträglicher Zustand eingetreten. So hatte man in Neuhaldensleben der Gemeinde ihren evangelischen Pfarrer genommen, aber auch keinen anderen dafür angestellt. Die Folge davon war, daß alles kirchliche Leben überhaupt aufhörte; der Sonntag wurde nicht mehr gefeiert; die Einwohner starben ohne Trost der Sakramente dahin. Die unaufhörlichen Geldverlegenheiten, in denen der Kardinal-Erzbischof infolge seines verschwenderischen Hofhaltes sich befand, trugen schließlich auch dazu bei, daß er in der Zulassung des evangelischen Gottesdienstes in seinen Landen eine größere Nachsicht üben mußte. Zwar mag es übertrieben und nicht ganz zutreffend sein, wenn erzählt wird, Kardinal Albrecht habe sich von seinen Untertanen die Einführung der Reformation für die Bezahlung seiner Schulden abkaufen lassen. Aber gewiß ist, daß die Stände der Stifte Magdeburg und Halberstadt von ihm um eine außer-

ordentliche Beihilfe zur Bezahlung seiner Schulden angegangen worden sind. Als auf einem Landtage über die Aufbringung dieser Beihilfe beraten wurde, wird zweifellos auch die Religionssache zur Sprache gekommen sein. Jedenfalls schritten zahlreiche Mitglieder der Ritterschaft in ihrem Gebiet zur Einführung der Reformation, ohne sich um die Verbote des Erzbischofs zu kümmern und auch ohne von ihm darin gehindert zu werden. Er mußte sich in das Unvermeidliche schicken. „Was in unsrer Gewalt nicht steht," sagt er in einem seiner Briefe, „weder zu wehren noch zu erlauben, das müssen wir mit Geduld wider unsern Willen geschehen lassen." Dabei tröstete er sich damit, daß auch Kaiser und Papst nicht imstande seien, dieser Sache Einhalt zu tun. So gab er zwar keine förmliche Erlaubnis, aber stillschweigend ließ er geschehen, was er nicht mehr hindern konnte.

Nur in seiner Residenz Halle setzte er eine Ehre darin, dem Eindringen der Reformation einen Damm entgegenzustellen. Halle war zur Zeit der Reformation, in welcher der größte geistliche Fürst Deutschlands diese Stadt, die zweitgrößte des damaligen Erzstiftes Magdeburg, zu seiner gewöhnlichen Residenz gewählt hatte, der Sitz einer zahlreichen Geistlichkeit in Stiften und Klöstern. Nachdem die benachbarte Universität Wittenberg an die Spitze der Reformation getreten war, beabsichtigte der Kardinal-Erzbischof Albrecht hier eine Anstalt zu gründen, welche im Gegensatz zu Wittenberg ein römisches Bollwerk bilden sollte.*) Das neue Stift sollte nicht bloß den Ablaß wieder in Aufnahme bringen und mit seinem reichen Reliquienschatz locken, sondern es sollte mit ihm auch eine Universität verknüpft werden, an welcher der jeweilige Stiftspropst die Stelle des Kanzlers, die Kapitularen aber die hauptsächlichsten Lehrämter bekleiden sollten. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt! Der vom Kardinal zum Propst des neuen Stifts bestimmte Nikolaus Demuth, bisher Propst des Neuwerksklosters, verließ 1522 sein Kloster, nahm die evangelische Lehre an und wandte sich nach Sachsen; der Pfarrer der neuen Stiftskirche, Georg Winkler aus Bischofswerda, begann seit 1524 in evangelischem Geiste zu predigen, schaffte eine Zeremonie nach der andern ab, teilte das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus und trat endlich sogar in den Ehestand. Schnell wurden Luthers Schriften in Halle verbreitet, und das Evangelium schlug tiefe Wurzeln in der Stadt. Tief gekränkt und getäuscht, forderte der Kardinal im Jahr 1537 den Stiftsprediger Winkler nach Aschaffenburg vor sich zur Verantwortung. Dieser wurde zwar gnädig entlassen, aber auf seiner Rückreise meuchlings ermordet. Die öffentliche Meinung gab dem Kardinal schuld an diesem Mord. Luther schrieb aus dieser Veranlassung im September 1527 einen Trostbrief an die Christen zu Halle und wünschte, daß Magister Georgens Blut, „ein göttlicher Same werde, also daß anstatt eines ermordeten Georgen hundert andere rechte Prediger aufkommen, die den Satan tausendmal mehr Schadens und Leids tun, denn der einige Mann getan hat; und weil er nicht Einen hat wollen leiden noch hören, daß er müsse viel und aber viel leiden, hören und sehen." Einen weiteren tieferen Eindruck machte auf die Bürger zu Halle das traurige Ende eines Rates des Kardinal-Erzbischofes, namens Dr. Krause. Dieser hatte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen. Als Kurfürst Albrecht gegen den Empfang des Abendmahls unter beiderlei Gestalt ein erneutes Verbot erließ, hatte sich Krause aus Furcht vor der Ungnade seines Herrn dem nicht bloß unterworfen, sondern auch das Abendmahl wieder nach römischem Ritus gefeiert. Schon vorher infolge des Todes seiner Frau in Schwermut verfallen, war er von da an in einer Stimmung, in der er jeden Trost von sich wies. Er konnte es nicht verwinden, daß er Christum verleugnet habe, der ihn nun auch vor seinem himmlischen Vater verleugnen werde, und er hielt sich für verdammt und verloren. Nachdem er sein Testament gemacht hatte, durchschnitt er sich selbst die Kehle und brachte sich auch noch Stiche in den Hals, ins Herz und in den Unterleib bei. Am ersten November 1527 wurde er tot in seinem Bett gefunden. Der Kardinal-Erzbischof ließ sich auch durch diesen traurigen Vorfall

*) Vgl. Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche. VIII. Teil. Justus Jonas von D. Th. Pressel. S. 48 ff.

nicht irremachen; am liebsten hätte er sich das Vermögen des Selbstmörders angeeignet, doch mußte er sich mit 1000 Gulden, welche die Kinder des Unglücklichen ihm herauszahlten, begnügen. Im übrigen fuhr er mit seiner Verfolgung fort. Luther schrieb infolgedessen an die Christen zu Halle einen abermaligen Trostbrief, in welchem es heißt: „Ich höre, wie euer Tyrann, so bisher sich ausgeheuchelt hat, nun fort frei öffentlich herausfährt zu wüten und auch allen gebeut, das Sakrament zu dieser Zeit allein der einen Gestalt nach alter löblicher (wie ers deutet) Gewohnheit zu nehmen, so er doch fein und wohl weiß, daß es wider die klare Wort und Einsatzung Christi gehandelt ist, und sich noch nicht fürchtet oder scheuet an dem greulichen Fall und Geschicht Dr. Krauses." Luthers Mahnungen fanden ein williges Gehör. Während einer mehrjährigen Abwesenheit des Kardinals faßte das Evangelium in der Stadt Halle immer festeren Fuß. Um so aufgebrachter war dieser, als er um die Osterzeit 1530 wieder in seine Residenz kam. Sofort erließ er einen Befehl, in welchem er jedermann zu der gewöhnlichen Osterkommunion aufforderte, die er mit eigener Hand zu reichen versprach. Der Rat der Stadt ließ ihm durch eine Abordnung zur Ankunft Glück wünschen und überreichte ihm einen vergoldeten silbernen Becher, darin 400 Goldgulden lagen. Der verschuldete Kardinal nahm das Geschenk gnädigst an, forderte aber, daß der Rat mit Beteiligung an der Osterkommunion der Bürgerschaft ein gutes Beispiel gebe, sich der am Palmsonntag bevorstehenden Prozession anschließe und sechs stattliche ansehnliche Bürger bestelle, welche den Himmel über der Monstranz trügen. Die Prozession fand auch mit großer Feierlichkeit statt, aber von der Kommunion hielten sich verschiedene Mitglieder des Rats fern, was der Erzbischof höchst ungnädig vermerkte; auf seinen Befehl wurden drei Ratsmeister aus dem Rat ausgestoßen. Viele Bürger, welche für evangelischen Gottesdienst in der Stadt keine Gelegenheit fanden, zogen scharenweise in die benachbarten mansfeldischen und kursächsischen Gemeinden zur Predigt und Kommunion, worauf der Kardinal deren Ausweisung aus der Stadt anordnete und unter Androhung von Gefängnis und anderen schweren Strafen die Teilnahme am evangelischen Gottesdienste in auswärtigen Gemeinden verbot. Aber alle diese Maßnahmen des Kardinals erwiesen sich als vergeblich. Da die öffentliche Predigt des Evangeliums in Halle nicht gestattet war, versammelten sich die Bürger in Privathäusern, und die geistlichen Gesänge Luthers verbreiteten sich so schnell und allgemein, daß sie nicht bloß von den Evangelischen, sondern selbst von den Katholischen gesungen wurden! Schon war die ganze Stadt, wenige ausgenommen, der Lehre des Evangeliums zugetan, als im Jahre 1541 die auch an die Stadt Halle gestellte Zumutung zur Tilgung der Schulden des Kardinals 22000 Gulden beizutragen, der Bürgerschaft den Anlaß gab, auf die freie Gewährung der evangelischen Predigt zu dringen. Die Ausbezahlung dieser außerordentlichen Steuer wurde an die Bedingung geknüpft, daß der Stadt Halle dieselbe Freiheit zugestanden würde, wie sie schon andere Städte des Erzbistums erlangt hatten. Der ängstliche Rat der Stadt versuchte noch immer einen vermittelnden Ausweg, aber die Bürgerschaft war am Ende ihrer Geduld angelangt. Ein von ihr gewählter Ausschuß erschien auf dem Rathaus und forderte stürmisch das Zugeständnis der evangelischen Predigt. Notgedrungen willigte der Rat ein und eine Anzahl wehrhafter Bürger machte sich nach Leipzig auf den Weg, um von dort Dr. Johann Pfeffinger als evangelischen Geistlichen für Halle zu gewinnen. Als sich aber dieser durch die in Halle ausgebrochenen Unruhen, die bereits zu Gewalttätigkeiten geführt hatten, abschrecken ließ, dem Rufe zu folgen, wandten sich Hallenser Bürger an den Propst und Professor Justus Jonas zu Wittenberg mit der Bitte, nach Halle zu kommen, um die Einführung der Reformation in die Hand zu nehmen. Mutig und unerschrocken machte sich dieser auf den Weg und traf am 14. April 1541 in Halle ein, um sofort im Bunde mit Ausschuß und Gemeinde, wenn auch nicht ohne Widerspruch des Rates, die durchgreifende Veränderung zu beginnen. Der Kardinal mußte erleben, daß seine Residenz, welche er zu einer Burg des Katholizismus zu machen gedacht, zu seinen Feinden überging. Unfähig, Widerstand zu leisten, wollte er es

doch nicht mit eigenen Augen ansehen: er verließ die Stadt mit dem Rest seiner Kleinodien und verlegte seine Hofhaltung nach seinem besser-katholischen Stifte Mainz.

Justus Jonas, dem der Ruf nach Halle völlig unerwartet gekommen war, so daß er noch drei Tage vor seiner Abreise keine Ahnung davon hatte, verpflichtete sich nach eingeholter Erlaubnis des Kurfürsten von Sachsen, zunächst drei Jahre der Stadt seine Dienste zu widmen. Er legte daher auch vorläufig sein Amt in Wittenberg nicht nieder und bezog noch weiter die Einkünfte seiner dortigen Propstei. Als aber nach Ablauf dieser Zeit vom Kurfürsten von Sachsen seine Rückkehr in das Wittenberger Amt gefordert wurde, verwandte sich Luther selbst bei dem Landesherrn für sein längeres Verbleiben in Halle und in der dort so segensreich begonnenen Wirksamkeit. So wurde er denn durch kurfürstlichen Erlaß vom 13. November 1544 von dem Amte des Wittenberger Propstes entbunden, jedoch mit der Bestimmung, daß er auch ferner der Universität angehöre und von dieser lebenslang jährlich hundert Gulden beziehen sollte. Nun erst wurde er durch förmliche Bestallung von seiten der Stadt Halle zum Superintendenten und ersten Prediger an der dortigen Liebfrauenkirche ernannt. Aber schon vorher war unter seiner Leitung das gesamte Kirchenwesen der Stadt im evangelischen Sinne umgestaltet und die für das Herzogtum Sachsen erlassene Kirchenordnung in allen wesentlichen Punkten eingeführt worden. Nachdem im September 1545 Kardinal Albrecht zu Aschaffenburg gestorben war, wurde auch mit den letzten Überresten des Papsttums, den Klöstern, aufgeräumt. Mit der Neuordnung des Kirchenwesens in Halle war die Einführung der Reformation auch in dem Gebiete des Erzbistums Magdeburg zum Abschluß gekommen und fast das gesamte nördliche Deutschland war nunmehr unter dem Banner des Protestantismus vereinigt. Von den norddeutschen Fürsten, die sich der Einführung der Reformation in ihren Landen widersetzt, und die sich noch im Jahre 1530 in einem zu Halle abgeschlossenen Bündnis verpflichtet hatten, bei den bisherigen Ordnungen zu bleiben und sich gegenseitig zu unterstützen, falls einer von ihnen angegriffen werde: Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, Kurfürst Kardinal-Erzbischof Albrecht, die Herzöge Erich von Calenberg, Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Georg von Sachsen war nur noch Heinrich von Braunschweig übrig, dessen Überzeugung und feindselige Stellung zur Reformation unerschütterlich blieb, dessen Macht aber nur wenig bedeutete. Im übrigen war die reformatorische Bewegung in Norddeutschland überall, wenn auch hin und wieder nicht ohne schwere Kämpfe, zum Siege gelangt. Zuweilen war, wie wir gesehen haben, dieser Sieg durch einen Regierungswechsel veranlaßt worden, zuweilen war es die umsichtige Leitung eines Landesfürsten, der den günstigen Augenblick ergriff, wodurch sich der Übergang vom Katholizismus zum Protestantismus vollzog, zuweilen aber auch die tatkräftige Entschlossenheit einer in Widerspruch mit weltlicher und geistlicher Gewalt sich selbst in den Besitz und Genuß der evangelischen Freiheit setzenden Gemeinde. So hatte sich der Protestantismus ein großes Gebiet erobert, wo er nicht durch unaufhörliche nachbarliche Reibungen bedrängt und doch in einer gewissen Mannigfaltigkeit sich entwickeln konnte. Die Bevölkerung Norddeutschlands bekam dadurch zuerst ihr eigentümliches, welthistorisches Gepräge.*)

---

*) Vgl. L. v. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 4. Band. S. 120.

3. Die Wiedertäufer in Münster.

Auch in den westlichen Gebieten von Norddeutschland hatte die Reformation immer weitere Fortschritte gemacht, trotz des Widerstandes, den ihr dort die Domkapitel und Ritterschaften entgegensetzten. Um so mehr wurden auch hier die Bürgerschaften der Städte von der reformatorischen Bewegung ergriffen und hin und wieder kam es zwischen jenen und diesen zu den heftigsten und nicht immer unblutig verlaufenden Kämpfen. Insbesondere war dies in Westfalen der Fall. Ähnlich wie in den niedersächsischen Städten nahm die reformatorische Bewegung auch hier vielfach damit ihren Anfang, daß von den Knaben vor den Türen, von Männern und Frauen innerhalb der Häuser, erst bei Abend, dann bei Tage lutherische Lieder gesungen wurden, und daß lutherische Prädikanten auf den Marktplätzen und sonstwo öffentlich auftraten. Hier und da lösten sich die Klöster von selbst auf. Aber nur an wenigen Orten verlief die Bewegung friedlich; in anderen kam es zu gewaltsamen und schauerlichen Auftritten. So hatten in der Stadt Soest Bürgermeister und Rat nur gezwungen die lutherische Bewegung und die Einführung einer evangelischen Kirchenordnung gestattet. Sie sannen daher auf Rache an den Führern der Bewegung. Eine Gelegenheit dazu bot sich, als ein schlichter Bürger, ein Gerber namens Schlachtorp, mit einigen Gesinnungsgenossen sich beim Wein in Schimpfreden auf die Obrigkeit ergangen hatte. Er wurde deswegen vor Gericht gezogen und mit seinen Genossen als Aufwiegler zum Tode verurteilt. Schlachtorp betrachtete sich als Märtyrer des evangelischen Glaubens und ließ sich willig zum Schafott hinausführen. Auf der Richtstätte stimmte er das Lied an: „Mit Fried und Freud fahr ich dahin," und die umstehende Menge stimmte mit ein. Willig bot er seinen Nacken dem Schwerte dar. Der Scharfrichter traf aber statt des Nackens den Rücken. Der Verwundete raffte sich auf und es kam zu einem Ringkampf zwischen ihm und dem Henker, wobei der schon halb Hingerichtete ihm das Schwert entwand. Mit Entsetzen hatte das Volk diesem Kampfe zugesehen und mit Jubel dessen Ausgang begrüßt. Triumphierend wurde Schlachtorp, der das eroberte Schwert in den Händen trug, nach Hause geführt. Hier starb er zwar an den Folgen des Blutverlustes und der Aufregung; aber sein Leichenbegängnis fand mit großem Gepränge statt. Das eroberte Richtschwert lag auf dem Sarge. Des Volkes Stimme hatte entschieden. Der alte Rat mußte weichen, ein neuer ward eingeführt und mit ihm die Reformation. Solches geschah im Juli 1533.*) Ähnliches trug sich in Paderborn zu, wenn es auch keinen so blutigen Ausgang nahm. Auch hier hatte sich die Bürgerschaft in gewaltsamem Auflauf die Freiheit des Evangeliums ertrotzt und die Abtretung einiger Kirchen der Stadt an evangelische Prediger erzwungen. Die Verhandlungen mit den weltlichen Obrigkeiten hatten zu keinem Ziel geführt. Als nun der neugewählte Administrator des Stiftes, der Bischof und Kurfürst Hermann von Köln, seinen bewaffneten Einzug hielt, um die Huldigung der Bürgerschaft entgegenzunehmen, wurde auf Antrieb des Rates und der Domherren, die Bürgerschaft in den Garten eines Klosters zusammenberufen, dort, ohne daß sie sich dessen versahe, mit bewaffneter Mannschaft umringt, und die Anführer wurden ergriffen und zur Haft gebracht. Nun wurde ihnen, nachdem sie der Tortur unterworfen worden, das Todesurteil gesprochen. Dieses sollte angesichts des Volkes vollzogen werden. Man führte sie auf den Richtplatz, auf welchem schon das Schafott aufgerichtet war. Da erklärte aber der Oberste der Scharfrichter, er könne sein Amt nicht versehen, die Leute seien unschuldig, lieber wolle er sterben, als sie hinrichten. Ein alter Mann aus dem Volke erhob gleichfalls seine Stimme:

*) Hagenbach, Geschichte der Reformation usw. S. 493.

er sei ebenso schuldig, als die Verurteilten und verlange, mit ihnen hingerichtet zu werden. Nun drängten sich auch noch Frauen und Jungfrauen heran und flehten um Gnade für die Gefangenen. Dem Kurfürsten, der ohnehin in seinem Herzen dem Evangelium zugeneigt war, und dem wir später auf ganz anderen Wegen als auf denen der Ketzerverfolgung begegnen werden, traten die Tränen in die Augen und er schenkte den Verurteilten das Leben. Die evangelische Lehre wurde aber in der Folge aufs schärfste untersagt und die evangelisch Gesinnten wurden unter strenger Aufsicht gehalten.

Nirgends aber stießen die Gegensätze gewaltiger aufeinander als in der alten Stadt Münster, dem Mittelpunkt des altkatholischen Wesens in Westfalen. Hier war der Sitz eines Bischofs, dem ein stattliches Domkapitel von 40 Mitgliedern zur Seite stand. Von einem Verständnis für die ernsten Bewegungen der Zeit war bei keinem derselben die Rede. Ein junger Kaplan, namens Bernhard Rottmann, hielt unter großem Zulauf des Volkes evangelische Predigten, die in der Bürgerschaft solchen Anklang fanden, daß ihn endlich der Bischof auf Antrieb der städtischen Geistlichkeit aus der Stadt verbannte. Trotzdem blieb er unter dem Schutze seiner zahlreichen Anhänger, auf deren Verlangen er in der Kirche St. Lamberti predigen sollte. Als ihm der Zutritt in diese verweigert wurde, predigte er auf einer auf einem Kirchhof errichteten hölzernen Kanzel, bis die Kirche von St. Lamberti von dem Volke unter dem Zerschlagen und Zertrümmern der darin befindlichen Bilder mit Gewalt geöffnet wurde. Andere evangelische Prediger gesellten sich ihm bei. Eine öffentliche Disputation wurde veranstaltet und die römisch gesinnten Geistlichen, die sich nicht gehörig zu verantworten vermochten, wurden aus der Stadt vertrieben. Der bisherige Bischof ging der Bewegung durch freiwillige Niederlegung seines Amtes aus dem Wege. Im Rate der Stadt gewann die evangelisch gesinnte Partei die Oberhand, und in feierlicher Volksversammlung wurden vom Rat, Oldemännern und Gildemeistern die sämtlichen Pfarrkirchen den neu angekommenen Predigern überliefert. Die vertriebene katholische Geistlichkeit und ein großer Teil der Ritterschaft des münsterschen Landes scharten sich um den neuernannten Bischof Graf Franz von Waldeck, in dessen Lustschloß Telgte an der Ems dreihundert Landsknechte angeworben wurden, durch welche die abtrünnige Stadt wiedererobert werden sollte. Am Weihnachtstage 1532 ließ der Bischof an die Bürgerschaft von Münster unter Hinzufügung von Drohungen die Aufforderung ergehen, sich der evangelischen Prediger zu entledigen. Allein die Bevölkerung war zum Widerstand entschlossen. Ja, sie kam dem Bischof und seinen Drohungen zuvor, es wurde ein Ausfall nach Telgte beschlossen und sofort ins Werk gesetzt. Sechshundert bewaffnete Bürger mit dreihundert Söldnern überfielen in nächtlicher Weile das Schloß und nahmen die Domherren, die fürstlichen Räte samt den geflüchteten Münsterer Ratsherren gefangen und führten sie am heiligen Stephanstage auf drei Wagen der Stadt zu. Der Bischof war schon früher entflohen. Und nun kam im Februar 1533 unter Vermittlung des Landgrafen von Hessen ein Friede zustande, nach welchem die sämtlichen Pfarrkirchen der Stadt den Evangelischen eingeräumt wurden. Nur der Dom mit seinem Domkapitel blieb katholisch.

Damit schien denn alles beigelegt. Der Bischof kam wieder in die Stadt und nahm deren Huldigung entgegen; eine evangelische Kirchenordnung wurde eingeführt, in der man auch für die Armen Sorge trug, und schon eröffnete man die Unterhandlungen über den Eintritt in den schmalkaldischen Bund. Hätten diese Dinge Bestand gehabt, so würde der Sieg der Reformation in ganz Westfalen entschieden gewesen sein. Die benachbarten Städte Warendorf, Beckum, Ahlen, Coesfeld ahmten das Beispiel von Münster nach und führten bei sich die Reformation ein. Leider aber wurde die ruhige Entwicklung der Dinge in Westfalen durch das Eintreten einer wiedertäuferischen Bewegung gehindert und gestört. Die schwärmerischen Lehren der Wiedertäufer, welche die Kindertaufe, sowie die Sakramente überhaupt, verwarfen und statt auf das Wort Gottes, auf unmittelbare Eingebungen des heiligen Geistes sich beriefen, hatten namentlich in den Niederlanden zahlreiche Anhänger gefunden. Mit ihrer religiösen Schwärmerei waren auch aller-

hand sozialistische, auf den Umsturz aller bisherigen Ordnungen gerichtete Bestrebungen verbunden. Eins der wesentlichsten Stücke ihres Glaubens war die Erwartung einer baldigen Umkehr der Dinge und der Gründung eines sichtbaren Gottesreiches auf Erden, in welchem den Auserwählten ein neues seliges Leben beschieden sein werde, ohne Gesetze, noch Obrigkeit, noch Ehe, und in welchem volle Gemeinschaft der Güter herrschen werde.

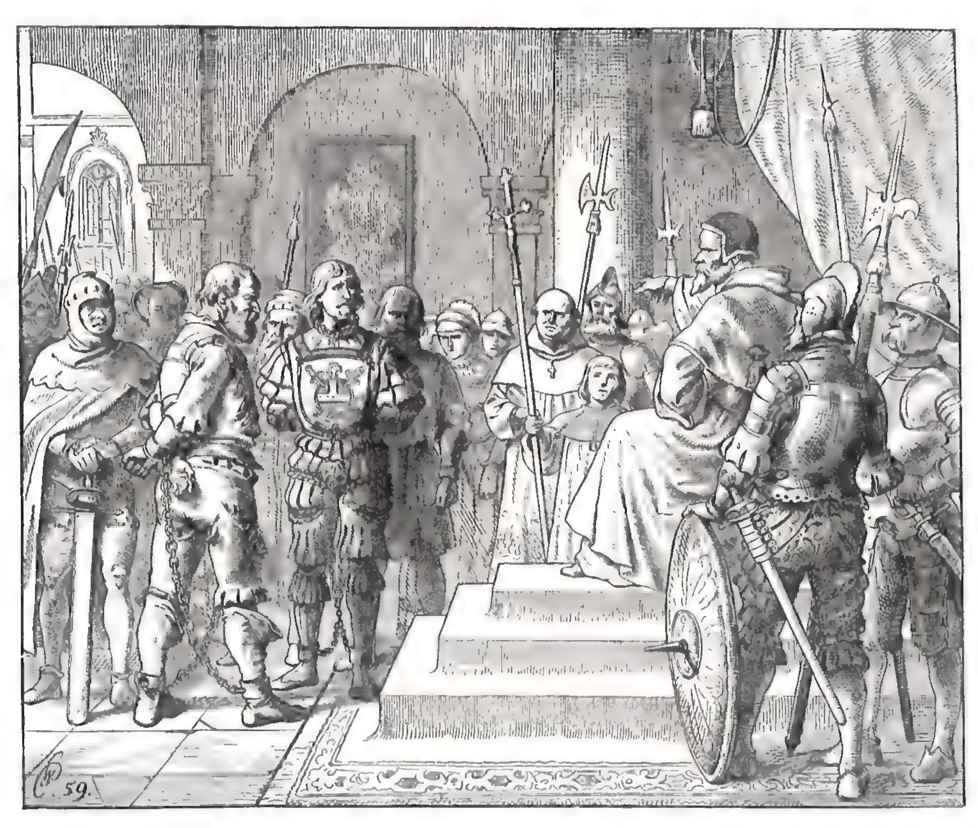
In den ersten Tagen des Jahres 1534 erschienen Apostel dieser Lehre aus den Niederlanden in Münster, an ihrer Spitze Johann Bockhold, ein Schneider aus Leyden, und Johann Matthias, ein Bäcker aus Harlem. Ein angesehener Bürger der Stadt, Bernhard oder Behrendt Knipperdolling, der einst aus Münster verwiesen, in der Fremde, namentlich in Stockholm, mit den Wiedertäufern in Verbindung getreten war, nahm sie in sein Haus auf. Leider ließ sich auch Rottmann bestimmen, mit diesen neuen Ankömmlingen gemeinsame Sache zu machen, und bald gelang es diesen, die städtische Gewalt an sich zu reißen. Knipperdolling wurde erster und ein anderer Wiedertäufer zweiter Bürgermeister. Eine Schreckensherrschaft des wildesten Fanatismus wurde aufgerichtet. Vor allen Dingen wurde Gütergemeinschaft ausgerufen. Bei Todesstrafe sollte alles, was Münster an Silber, Gold, Kleinodien und Kunstschätzen besaß, aufs Rathaus geliefert werden. Gemälde und musikalische Instrumente wurden vandalisch zertrümmert. Jeder sollte für das Ganze arbeiten und gemeinsame spartanische Mahlzeiten sollten zu einer Familie verbinden.

Die zur Herrschaft gelangten Wiedertäufer wurden von Johann Matthias, der sich für den Propheten Gottes ausgab, aufgefordert, alle ihre Widersacher zu vernichten. Am 27. Februar ward eine große Versammlung bewaffneter Wiedertäufer auf dem Rathause gehalten. Eine Zeitlang brachten sie im Gebet zu; der Prophet schien wie in Schlaf verfallen; plötzlich aber fuhr er auf und erklärte, man müsse die Ungläubigen, wofern sie sich nicht bekehrten, sofort verjagen, das sei der Wille Gottes. Er verbarg nicht, worauf es zunächst abgesehen war. „Hinweg mit den Kindern Esaus," rief er, „die Erbschaft gehört den Kindern Jakobs." Mit dem Enthusiasmus vereinigte sich die Habsucht. Hierauf erscholl das Geschrei: „Heraus ihr Gottlosen!" furchtbar durch die Straßen. Es war ein stürmischer Tag des späten Winters. Der Schnee, der noch sehr hoch lag, fing eben an zu schmelzen: ein heftiger Wind jagte Regen und Schnee durch die Lüfte. Die Häuser wurden mit Gewalt eröffnet, und alle von ihrem Herde verjagt, die ihre Taufe nicht verleugnen wollten. Ein Augenzeuge hat den kläglichen Anblick geschildert, wie die Mütter, ihre halbnackten Kinder auf den Armen, nichts weiter mitnehmen durften, als eben diese; wie die kleinen Knaben neben ihren Eltern mit bloßen Füßen durch den Schnee wateten; wie man den alten Männern, die an ihrem Stabe die Stadt verließen, unter dem Tore noch den letzten Zehrpfennig abnahm, den elenden Rest von dem Erwerbe eines langen arbeitsamen Lebens. Die Wiedertäufer hielten es noch für eine Handlung der Gnade, daß sie ihre offenbaren Gegner, die doch nur gegen sie raten und helfen würden, davonziehen ließen.

Um diesem Unwesen ein Ende zu machen, erschien im April 1535 der Fürstbischof mit einem mühsam zusammengebrachten Heer vor der Stadt, die von allen Seiten eingeschlossen wurde. Das hatte wenigstens den Erfolg, daß die Bewegung, die sonst vielleicht das ganze Land ergriffen haben würde, auf Münster selbst beschränkt blieb. Aber gerade in dieser Zeit der Belagerung erreichte das wüste Treiben der Wiedertäufer seinen höchsten Grad. Nachdem der Prophet Johann Matthias bei einem Ausfall gegen das Belagerungsheer des Fürstbischofs das Leben verloren hatte, trat Johann Bockhold von Leyden an seine Stelle und regierte als unumschränkter König, um als solcher das neue Reich Israel aufzurichten. Er ernannte zwölf Älteste nach der Zahl der zwölf Stämme Israels, die ihm zur Seite stehen sollten, sechs von ihnen sollten immer früh und nachmittag zu Gericht sitzen; was sie sprachen, das sollte der Prophet Johann Bockhold der ganzen israelitischen Gemeinde ankündigen. Knipperdolling übte das Amt des Scharfrichters. Ihm verfiel jeder, der sich den Anordnungen des neuen Gottesreichs widersetzte. Auch Weibergemein-

schaft ward mit Gewalt durchgesetzt. Der König selbst hatte einen Harem von sechzehn Frauen. Im Oktober 1534 feierte die ganze Stadt ein großes Liebesmahl, wozu 4200 Gedecke bereit standen. Ungesäuerte Weizenkuchen wurden in Körben umhergetragen und unter die Anwesenden mit den Worten verteilt: „Bruder, Schwester, nimm hin! wie die Weizenkörnlein zusammengebacken und die Trauben zusammengedrückt werden, so sind wir eins." Darauf sang man: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Da bemerkte der König, der an den langen Tischen auf und nieder ging, einen Eingedrungenen. Er war einer der gefangenen deutschen Landsknechte, den sein Hauswirt als Gast mitgebracht hatte. Diesem, als „einen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte", schlug der König angesichts der ganzen Versammlung mit eigener Hand den Kopf ab.

Fürstbischof Waldeck mußte sich bald überzeugen, daß er allein nicht imstande war, der abtrünnigen Stadt Herr zu werden und unbegreiflicherweise ließ ihn das Reich lange Zeit ohne wirksame Hilfe. Nur mit Mühe war ein nach Worms ausgeschriebener Reichstag zu bewegen, hunderttausend Gulden an Kriegskosten zu bewilligen. Ein auf die Stadt unternommener Sturm wurde von den Wiedertäufern abgeschlagen. Diese ließen die stürmenden Scharen ruhig herankommen, um sie in der Nähe desto sicherer zu verderben. Erst als Landgraf Philipp von Hessen mit dem Heere, das er zur Zurückführung des vertriebenen Herzogs von Württemberg in dessen Land aufgeboten hatte, dem Bischof zu Hilfe kam, gelang es, den heillosen Zuständen in Münster ein Ende zu machen. Von allen Seiten ward das neue Jerusalem eingeschlossen und jede Zufuhr abgeschnitten. Nun stieg auch die Hungersnot aufs höchste, wie in den Zeiten der Belagerung der heiligen Stadt unter Titus. Es kam so weit, daß nicht nur das Fleisch von Pferden, sondern auch von Hunden, Katzen und Ratten gegessen und Leder, selbst von den Einbänden der Bibel, gekaut wurde. Was Wunder, wenn der Glaube zu wanken begann. Aber wehe denen, die eine Äußerung des Unglaubens wagten. Als (es war noch im Anfange der Hungersnot) eine der Frauen des Königs den Zweifel



Die Wiedertäufer vor dem Bischof von Münster.
(Nach W. von Camphausen.)

laut werden ließ, es könne doch nicht wohl Gottes Wille sein, daß, während der König schwelge, das Volk verhungere, ergriff sie der König, führte sie auf den Markt in die Mitte der Volksversammlung, ließ sie niederknien und schlug ihr mit eigener Hand den Kopf ab. Den Rumpf stieß er mit dem Fuß hinweg, und das übrige Frauenvolk mußte das Lied anstimmen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Ja recht zum Hohn wurde denen, die vor Hunger sich nicht mehr aufrechthalten konnten, zugemutet, mit dem Könige zu tanzen, denn auf das Leid gehöre die Freud! Endlich geriet die Stadt den 24. Juni 1535 durch Verrat in die Hände der Belagerer. Zwei Bürger führten etliche hundert Landsknechte heimlich über die Gräben und Wälle hinüber in die Stadt, sie stießen die Torwache nieder, öffneten das Tor und drangen bis auf den Domhof vor. Die bestürzten Einwohner sammelten sich, aus den Betten aufgeschreckt, zur Gegenwehr. Noch im Innern der Stadt ward der Kampf fortgesetzt, in dem auf beiden Seiten Tausende fielen. Erst am vierten Tage nach der Eroberung hielt der Fürstbischof seinen Einzug. Rottmann hatte im Gewühl des Kampfes noch zur rechten Zeit seinen Tod gefunden. Johann von Leyden aber, seine Räte und Diener wurden gefangen genommen und in Ketten gelegt. Die Stadt wurde der Plünderung preisgegeben. Eine Menge von Hinrichtungen fanden statt. Reihenweise wurden die Elenden gehenkt; Knipperdollings Ehefrau, die ihren Glauben nicht abschwören wollte, wurde am 9. Juli enthauptet. Nicht so leichten Todes durfte ihr Gemahl sterben. Er ward nebst Johann von Leyden und dem ehemaligen Rate des Königs, Johann Krechting, den ausgesuchtesten Martern aufbehalten. Vergebens hatte der Landgraf versucht, die angeblichen Propheten durch seine Theologen zum Bekenntnis ihres Irrtums und zur Bereuung ihrer Schuld zu bewegen. Sie wurden dem peinlichen Gericht übergeben und ein Jahr lang unter dem Hohngelächter des Pöbels von einem Ort zum andern geschleppt. Endlich wurden sie wieder nach Münster gebracht, um an dem Orte ihrer unseligen Taten auch eines schrecklichen Todes zu sterben. Auf dem Markte ward einer nach dem andern eine Stunde lang mit glühenden Zangen gezwickt, bis sie der Qual erlagen oder vom Henker erwürgt wurden. Die Leichname wurden, jeder besonders, aufrecht in eiserne Käfige geschmiedet, und am Turm von St. Lambert befestigt, „auf daß sie allen unruhigen Geistern zur Warnung und Schrecken dienten."

Und die Stadt Münster? Nicht nur verlor sie ihre städtischen Freiheiten, sondern auch mit der evangelischen Freiheit war es dahin. Alle Kirchen wurden dem katholischen Gottesdienste zurückgegeben, und in die Klöster zogen die einst mit Gewalt Vertriebenen wieder ein. Merkwürdig, daß der Bischof, unter dem dies alles geschah, durchaus nicht zu den verfolgungssüchtigen Hierarchen der Kirche gehörte, er neigte sogar, hierin ähnlich dem Bischof Hermann von Köln, den evangelischen Grundsätzen zu. Aber zu allen Zeiten ist es geschehen, daß der Schrecken vor den Entartungen der Freiheit auch Mißtrauen gegen diese selbst, oft in den edelsten Gemütern, erzeugt hat. „Der Protestanismus hatte," wie D. Hase sagt, „in jenen Gegenden durch seine Überstürzung sein Recht und seine Macht verloren." Die Evangelischen wagten es jetzt nicht mehr, den Mund aufzutun. Nun wurden seit dem Falle Münsters auch an anderen Orten die Wiedertäufer und mit ihnen zugleich der Protestantismus verfolgt. Luther äußerte sich, „Gott habe den Teufel herausgejagt, aber des Teufels Großmutter sei hereingekommen."

4. Die Wittenberger Konkordie.

Wenn auch die protestantischen Fürsten und Städte Deutschlands durch ihren Zusammenschluß im schmalkaldischen Bunde zu einer achtunggebietenden Macht geworden waren, so fehlte doch noch viel daran, daß sie zur rechtlichen Anerkennung ihres Glaubens und der neuen Formen ihres kirchlichen Lebens gelangt wären. Und doch mußte dies das Ziel ihres Strebens bleiben, wie es der Zweck ihres Bundes war. Wie wir früher gesehen haben, war ihnen die geforderte Freiheit in der Ausübung ihrer Religion in dem Friedensschluß zu Nürnberg vom Jahre 1532 nur mit dem Vorbehalt einer endgültigen Neuordnung der kirchlichen Dinge durch das in Aussicht genommene Konzil zugestanden worden. Auch war dies Zugeständnis in dem Religionsfrieden zu Nürnberg, der mehr die Bedeutung eines Waffenstillstandes als die eines dauernden Friedens hatte, nur den in diesem Frieden namentlich aufgeführten Ständen zugesichert worden, welche das Augsburger Bekenntnis unterzeichnet hatten. Auf solche Gebiete, in denen die Reformation erst später zur Einführung gelangte, sollte es sich nicht erstrecken. Das Kammergericht hörte nicht einmal auf, einzelne Stände, welche in jenen Frieden namentlich eingeschlossen waren, zu belästigen, und noch vielmehr hielt es sich für berechtigt, gegen solche Gebiete einzuschreiten, die im weiteren Verlauf von der alten Kirche abgewichen waren. So wurden die Herzöge von Pommern sehr ernstlich ermahnt, alles in den alten Zustand wiederherzustellen. Die Stadt Hamburg, von ihren Geistlichen verklagt, sah sich mit der Reichsacht bedroht, ebenso die Stadt Minden, über die sich die ehemaligen Priester beim Kammergericht beschwert hatten, weil sie einige Kapellen vor den Mauern der Stadt hatte abbrechen lassen und einige Glocken behufs ihrer Verteidigung zu Kanonen hatte umschmelzen lassen. Der Abt des Klosters Maulbronn verklagte den Herzog von Württemberg und jeden einzelnen seiner Räte, der an der Reformation dieses Klosters teilgenommen hatte. Die katholisch gebliebenen Geistlichen von Augsburg erwirkten beim Kaiser einen Erlaß, in welchem die Stadt beim Verlust aller ihrer Freiheiten und Vorrechte angewiesen wurde, in einer Frist von zwölf Tagen den alten Zustand wiederherzustellen. Dazu kam, daß sich die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes durch ein Gegenbündnis von katholischer Seite bedroht sahen, das, wie ebenfalls schon früher erwähnt worden ist, die altgläubigen Fürsten Norddeutschlands im November 1539 zu Halle abgeschlossen hatten. Um so mehr mußte der schmalkaldische Bund darauf bedacht sein, durch die Aufnahme neuer Mitglieder seine Macht zu erweitern und sein Ansehen zu stärken. Kurfürst Johann Friedrich benutzte daher den schon erwähnten Abschluß des Friedens von Kadan, in welchem König Ferdinand auf den Besitz von Württemberg Verzicht leistete, wogegen der Kurfürst von Sachsen dessen Wahl zum römischen Könige anerkannte, um den Stillstand aller vom Kammergerichte wegen Religionsneuerungen angestrengten Prozesse durchzusetzen und die Beschränkung des Nürnberger Friedens auf die bisher Bevorzugten zu beseitigen. Auf Grund dieses Zugeständnisses beschlossen die evangelischen Bundesgenossen auf einer neuen Versammlung zu Schmalkalden, alle in ihren Bund aufzunehmen, die darum nachsuchten und sich verpflichten würden, sich der Augsburgischen Konfession gemäß zu halten. Zugleich wurde das Bündnis von den bisherigen Mitgliedern auf zehn Jahre erneuert. Diesem Beschlusse gemäß wurden Herzog Ulrich von Württemberg, die Herzöge Barnim und Philipp von Pommern, die Fürsten Johann, Georg und Joachim von Anhalt, ferner die mächtigen Städte Augsburg und Frankfurt, sowie Kempten im oberen, Hannover und Hamburg im niederen Deutschland auf einer Tagsatzung des Bundes, die im April 1536 zu Frankfurt am Main stattfand, als neue Mitglieder aufgenommen. Einem

jeden ward ein angemessener Beitrag für den Fall eines Krieges auferlegt.

Sollte aber das Schmalkalder Bündnis auch auf solche Gebiete von Oberdeutschland ausgedehnt werden, welche in der Abendmahlslehre mehr zu der Zwinglischen Auffassung hinneigten, so mußte zuvor versucht werden, mit diesen eine Einigung in der Abendmahlslehre zustande zu bringen. Denn die Anhänger dieser Lehre wurden zu den Sakramentierern gerechnet, und diese waren im Frieden von Kadan ausdrücklich von den Wohltaten des Religionsfriedens ausgeschlossen worden. Unermüdlich war Butzer von Straßburg aus schon längst bemüht und tätig gewesen, um diese Einigung herbeizuführen. Zwar vermochte er bei den Schweizern in dieser Beziehung nichts auszurichten. Sie konnten es Luther nicht vergeben, daß er auch nach Zwinglis Tode noch sich in den schärfsten Ausdrücken über dessen Abendmahlslehre ausgesprochen hatte. Aber mehr Erfolg hatten seine Einigungsbestrebungen bei den Oberländern und aufs lebhafteste wurde er in ihnen von dem Landgrafen Philipp von Hessen unterstützt. Dieser bat ihn dringend, sein Möglichstes zu tun, eine „beständige Konkordie" zuwege zu bringen. Auf Veranlassung des letzteren fand schon im Dezember 1534 eine vorläufige Verhandlung zwischen Butzer und Melanchthon zu Kassel statt, die aber dadurch erfolglos blieb, daß Luther sich allen Einigungsversuchen noch immer wenig geneigt zeigte. Er hatte die Erklärung gefordert, daß der Leib Christi im Abendmahl nicht allein von den Unwürdigen, sondern auch von den Gottlosen genossen werde, ja, er sprach in seiner schroffen Weise von einem „Zerbeißen des Leibes Christi". Mit der Zeit wurde aber auch Luther milder gestimmt. Im Januar 1535 meldete er dem Landgrafen von Hessen seine Geneigtheit zu einer wirklichen Vereinigung. Um diese ins Werk zu setzen, wurde zuerst eine Zusammenkunft in Eisenach in Vorschlag gebracht, zu der Butzer und Capito von Straßburg und andere süddeutsche Theologen aus Ulm, Eßlingen, Augsburg, Memmingen, Frankfurt a. M. und Reutlingen dorthin aufbrachen. Luther war durch Krankheit verhindert, in Eisenach zu erscheinen und bat die Abgesandten, ihm nach Grimma entgegenzukommen. Diese zogen es dann vor, ihre Reise gleich bis nach Wittenberg fortzusetzen. Hier trafen sie am 21. Mai 1536 ein. Auf dem Wege hatten sich ihnen noch einige thüringisch-sächsische Theologen beigesellt. Anfangs zeigte sich Luther bei den nun in Wittenberg gepflogenen Verhandlungen noch sehr zurückhaltend. Er verlangte von den oberländischen Theologen die Erklärung, daß sie ihre frühere Lehre, im Abendmahl sei nur Brot und Wein, widerriefen und statt dessen anerkennten, daß im Abendmahl der Leib Christi genossen werde von den Gläubigen wie von den Gottlosen. Das erstere zuzugestehen, erklärten sich die Oberländer bereit, während sie sich zu dem Zugeständnis eines Genusses des Leibes und Blutes Christi auch von seiten der Gottlosen nicht herbeilassen konnten. Lange wurde hin und her verhandelt, bis endlich auch Luther die Überzeugung gewann, daß auch von den Oberländern die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl anerkannt werde, und so wollte er um dieses einen Streitpunktes willen die zum Frieden und zur Eintracht dargebotene Hand nicht zurückweisen. Nachdem er sich in einem Nebenzimmer mit seinen Freunden beraten hatte, und alle darin übereingestimmt hatten, daß man sich mit den von den Oberländern gemachten Zugeständnissen zufrieden erklären könne, kehrte Luther in das gemeinsame Beratungszimmer zurück, und als alle sich niedergesetzt hatten, gab er fröhlichen Antlitzes mit gehobener Stimme die nachfolgende Erklärung ab: „Wir haben nun euer aller Antwort und Bekenntnis gehört, daß ihr glaubt und lehrt, daß im Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn gegeben und empfangen werde, und nicht allein Brot und Wein, und daß dieses Geben und Empfangen wahrhaftig geschieht und nicht bildlich. Ihr stoßet euch allein der Gottlosen halber, bekennt aber doch, wie der heilige Paulus sagt, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn empfangen, wenn Einsetzung und Worte des Herrn nicht verkehrt werden, darüber wollen wir nicht zanken. Weil es denn so steht, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn." Es war in der Tat ein großer Augenblick, und es begreift

sich, daß Butzer und Capito die Augen übergingen, als man sich jetzt mit Dank gegen Gott die Bruderhand reichte.

Am folgenden Tage ruhten des Himmelfahrtsfestes wegen die Verhandlungen. Luther hielt in Gegenwart der von auswärts gekommenen Theologen eine gewaltige Predigt über die Worte: „Gehet hin in alle Welt und verkündiget das Evangelium allen Völkern." Mykonius sagt, er habe Luther oft predigen hören, damals aber sei es ihm vorgekommen, als spräche er vom Himmel her in Christi Namen.

Der Himmelfahrtstag gab den Oberdeutschen auch Gelegenheit, wie schon in Eisenach, die sächsischen Kirchengebräuche zu beobachten. Was ihnen auffiel, war, wie die Geistlichen offenbar ganz willkürlich bald in ihrer gewohnten Tracht, bald in priesterlichen Gewändern amtierten, überhaupt eine strenge Ordnung fehlte. Vieles aus dem „Papsttum", wie Bilder, Kerzen, Adoration und Elevation der Abendmahlselemente war geblieben. Das waren Dinge, die, wie Butzer Bugenhagen gegenüber ausführte, in den oberländischen Gemeinden anstößig sein würden. Bugenhagen erwiderte, daß man jeden abergläubigen Charakter fernzuhalten suche und nur manches um der Schwachen willen beibehalte, daß er übrigens für seine Person öfters das Abendmahl ohne Kerzen, priesterliche Gewänder und ohne Elevation, die nur ein Ausdruck des Dankes sein solle, ja vielleicht einfacher als in Straßburg feiere.*)

Inzwischen hatte Melanchthon eine Eintrachtsformel entworfen, über deren Annahme man in den nach dem Himmelfahrtsfeste fortgesetzten Verhandlungen sich verständigte. Sie brachte, wenn auch in milder Form, im wesentlichen die lutherische Lehrweise zum Ausdruck, nahm aber insofern auf die oberdeutschen Theologen Rücksicht, als in ihr nur von dem Genuß der „Würdigen und Unwürdigen", nicht aber der „Gottlosen" die Rede war. Sie bekannte, daß Leib und Blut Christi mit Brot und Wein wahrhaft und wesentlich da sei und genossen werde usw. Diese Formel wurde am 26. Mai von allen Anwesenden gutgeheißen. Auch über andere Punkte besprach man sich in einer Weise, die beide Teile zufrieden stellte. Zur Besieglung der brüderlichen Gemeinschaft, in der man sich trotz der fortbestehenden Verschiedenheit in der Abendmahlsfeier verbunden wußte, wurde am Sonntag eine gemeinsame Abendmahlsfeier gehalten. Am folgenden Tage wurde dann die Eintrachtsformel, auch **Wittenberger Konkordie** genannt, von allen unterschrieben. Zugleich erklärten die Unterzeichner, die Augsburger Konfession und die Apologie derselben für ihr gemeinsames Bekenntnis. Noch an demselben Tage traten die süddeutschen und sonstigen auswärtigen Theologen die Heimreise an. Sie nahmen die besten Eindrücke mit. Nachdem sich Luther einmal von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt hatte, ließ er allen Argwohn fahren und hatte das in den letzten Tagen des Zusammenseins wiederholt zum Ausdruck gebracht. Den Scheidenden rief er zu: „Laßt uns begraben, was von beiden Seiten vorgegangen ist und einen Stein darauf wälzen."

Das Zustandekommen der Wittenberger Konkordie war ein Ereignis von großer Bedeutung. Es war schon viel damit erreicht, daß zwischen den norddeutschen und süddeutschen Anhängern der Reformation eine Versöhnung zustande gekommen war, und daß man aufhörte, sich gegenseitig zu befehden. Zwar wurde es Butzer und seinen Genossen in Süddeutschland hin und wieder zum Vorwurf gemacht, daß sie unter dem Eindruck der Persönlichkeit Luthers zu weitgehende Zugeständnisse gemacht hätten. In Ulm sprach man von einer anderen Lehre, die man von Wittenberg mitgebracht hätte. Aber schließlich erklärte doch die Mehrzahl der oberländischen Städte ihre Zustimmung zu der in Wittenberg getroffenen Vereinbarung, und man durfte die Hoffnung hegen, in dem betreffenden Kampfe, auf den alle Anzeichen hindeuteten, zusammengehen zu können, was insbesondere dem Landgrafen Philipp zur Befriedigung gereichte.

Von den Schweizern war bei der eigentlichen Verhandlung nicht die Rede gewesen. Erst am Schluß nahm Butzer Gelegenheit, das von diesen aufgestellte Bekenntnis, die sog. erste helvetische Konfession mitzuteilen und vorzulesen, über das sich Luther im gan-

*) Vgl. Kolde, Martin Luther. II. Bd. S. 430.

34*

zen wohlwollend aussprach. Er gab seine Zustimmung zu weiteren Verhandlungen mit den Schweizern, in die auch Butzer gleich nach seiner Rückkehr von neuem eintrat. Diese aber vermochten sich in die Wittenberger Artikel nicht zu finden, wenn sie auch ihre Freude über Luthers gegenwärtige freundliche Gesinnung und ihre Hoffnung auf fernere Eintracht aussprachen.

5. Verhandlungen über das allgemeine Konzil und der Tag von Schmalkalden.

Papst Clemens VII. hatte sich auf das Drängen des Kaisers schon im Jahre 1532 bereit erklärt, das längst geforderte allgemeine Konzil einzuberufen, freilich unter der für die Protestanten unannehmbaren Bedingung, daß diese die Beschlüsse des Konzils im voraus anerkennen sollten. Kaiser Karl kündigte gemeinsam mit dem Papste den deutschen Ständen das Vorhaben an, und ein päpstlicher Gesandter, der auch von einem solchen des Kaisers begleitet war, erschien in Deutschland, um die Zustimmung der deutschen Stände zu erwirken. Auch am Hofe des Kurfürsten von Sachsen sprachen die Abgesandten vor, wurden aber von diesem an seine Verbündeten verwiesen. Bald darauf aber kam der Kurfürst nach Wittenberg, um die Gutachten seiner Theologen über die päpstlichen Bedingungen einzuholen. Luther war längst davon überzeugt, daß der Papst im Grunde genommen von einem Konzil nichts wissen wollte, und daß ein solches doch zu nichts führen würde, da der Papst nimmermehr zugestehen werde, „daß der Glaube allein rechtfertige und die päpstlichen Werke verdammlich seien.“ Als er jetzt die römischen Bedingungen kennen lernte, wonach das Konzil in alter Weise abgehalten und jeder Teilnehmer sich im voraus zum Gehorsam gegen seine Beschlüsse verpflichten solle, schrieb er an seinen Freund Hausmann, „das heiße, wenn auch in glatten und eines solchen Papstes würdigen Worten: Wir sollen verdammt und verbannt werden. Er wünschte, daß ihm eine entsprechende Antwort zuteil werde.“ „Um ein solch Konzilium bittet der Teufel und ich nicht,“ erklärte er in seinem Gutachten.*)

*) Vgl. Kolde, Martin Luther. II. Bd. S. 435.

In höflicher aber bestimmter Weise lehnten die im schmalkaldischen Bündnis vereinigten Stände die päpstlichen Bedingungen ab, erklärten sich jedoch bei genügender Sicherheit zur Teilnahme bereit, ohne in betreff ihrer Haltung und ihrer Stellung zu den Beschlüssen des Konzils irgend welche Verpflichtungen einzugehen. Auch die katholischen Stände Deutschlands zeigten sich der Ankündigung des Konzils gegenüber sehr zurückhaltend. Sie waren nicht damit einverstanden, daß es nach dem Vorschlage des Papstes in Bologna, Piazenza oder Mantua abgehalten werden sollte, denn sie selbst hatten früher auf die Einberufung eines Konzils in eine deutsche Stadt gedrungen. Dem Papst Clemens VII. war es ganz recht, daß sich durch verschiedene Umstände, insbesondere durch die Rücksicht auf den König von Frankreich, die Einberufung des Konzils wiederum verzögerte. Als er aber am 25. September 1534 gestorben war und Alexander Farnese, der sich Paul III. nannte, den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, zeigte sich dieser ernstlicher als seine Vorgänger entschlossen, das Konzil wirklich zustande zu bringen. Schon wenige Monate nach seiner Thronbesteigung entsandte er den gewandten Nuntius Vergerius nach Deutschland, um über den Zusammentritt des Konzils und namentlich über dessen Ort, wofür der Papst Mantua vorschlug, zu verhandeln. Von einem glänzenden Gefolge mit 21 Rossen begleitet, besuchte Vergerius die deutschen Höfe. Seinem Range und seinem Auftreten gemäß wurde er auch allenthalben, selbst an den protestantischen Höfen, mit größter Auszeichnung empfangen. Seine Hauptaufgabe war, ein deutsches Nationalkonzil zu hintertreiben und ein ökumenisches (allgemeines) zu fördern, ohne sich auf näheres einzulassen. Am 6. November kam er nach

Wittenberg. Der Kurfürst war abwesend, hatte aber Befehl gegeben, den Nuntius gastfrei und ehrenvoll zu empfangen. Im kurfürstlichen Schlosse traf er mit Luther zusammen. Über die Art und Weise, wie er mit ihm verhandeln solle, hatte er genaue päpstliche Anweisungen erhalten. Ehe Luther am 7. November zur Besprechung ging, ließ er sich schon ungewöhnlich früh des Morgens rasieren und sagte zu dem sich darüber wundernden Barbier scherzend: „Ich muß zu des Papstes Gesandten; so ich mich ihm nun jugendlich zeige, mag derselbe denken: Ei der Teufel, wenn der Luther, ehe er ein Greis geworden ist, uns schon solche Händel angestiftet hat, was wird er bis dahin nicht weiter anrichten?" Dann fuhr er in seiner besten Kleidung und mit einer goldenen Kette um den Hals samt Stadtpfarrer Bugenhagen nach dem Schlosse; unterwegs sagte er: „Da fahren der deutsche Papst und Cardinal Pommeranus," indem er ernster hinzufügte: „Gottes Werkzeuge." Die Unterredung begann. Vergerius rühmte zuerst die Hochachtung des Papstes und der Kardinäle gegen Luther. Dann sprach er ihr Bedauern aus, daß ein so wackerer Mann, der dem Heiligen Stuhle so vortreffliche Dienste hätte leisten können, nun ihr Feind geworden sei; und wie man in Rom nach nichts mehr trachte, als ihn wieder zum Freunde zu haben. Vor 18 Jahren wäre doch noch seine Lehre unerhört gewesen. Was wären nun aber für Saaten und Mißgestalten daraus hervorgegangen! Ob denn eine solche Lehre auch wohl von Gott sein könne? Aber Luther wäre in sich selber zu verliebt, da er lieber die ganze Welt in Unruhe brächte, als mit seinen Warnungen zurückhielte. Er möge nur an Aeneas Sylvius denken. Der habe auch anfangs seine eigenen Meinungen gehabt und darum kaum ein Kanonikat erhalten können. Sobald er sich geändert hätte, wäre er rasch Bischof, dann Kardinal und endlich selbst Papst geworden. — So zeigte Vergerius dem sächsischen Mönche im Hintergrunde einen lockenden Kardinalshut und die besondere Gunst des Papstes. Luther aber antwortete kurz: „Vor Roms Haß fürchte er sich nicht, nach Roms Gunst frage er nicht. Er wollte auch fürderhin in seinem Amte fortfahren, nur als ein unnützer Knecht. Was die Unruhen beträfe, so müßte das Evangelium das Schwert bringen, wie Christus es vorausgesagt hätte. Wolle der Papst auf dem Konzile den Heiligen Geist präsidieren lassen, so wolle er kommen, doch nicht dem Papste zu Gefallen, sondern um Christi Ehre zu fördern. Man müsse aber erst die Heuchellarve ablegen und wahre Buße tun. Kein Irrtum wäre so abgeschmackt und unvernünftig, den nicht gelehrte und sich auf ihre Weisheit verlassende Leute verteidigten, bis Gott endlich die Weisheit der Klugen zuschanden mache. An Aeneae Sylvii Exempel aber kehre er sich nicht, verhoffe auch, der Papst werde viel eher Luthers Lehre, als Luther des Papstes Lehre annehmen." Dann sprachen sie noch ein mehreres über den Ort des abzuhaltenden Konzils. „Wollt Ihr wohl nach Bologna kommen?" fragte Vergerius. Luther: „Wem gehört Bologna?" Vergerius: „Dem Papste." Luther: „Guter Gott, hat der Papst auch diese Stadt geraubt? Gut, ich will dorthin zu Euch kommen." „Der Papst wird sich auch nicht weigern, hierher nach Wittenberg zu kommen," sagte Vergerius höhnend. „Laßt ihn kommen," war Luthers kurze Antwort, „wir sehen's nit ungern." — „Soll er mit einer Armee kommen oder nicht? — „Wie er will, wir wollen es beides erwarten." — Als der Legat nach dem Mahle zu Pferde stieg, um abzureisen, sagte er noch zu Luther: „Seht zu, daß Ihr Euch zum Konzil bereit haltet." Luther erwiderte: „Ja, Herr, mit diesem meinen Hals und Kopf." Wenn auch damals die Unterredung mit Luther spurlos am Herzen des Vergerius vorübergegangen zu sein schien, so hat sie doch wohl einen Stachel in seinem Herzen zurückgelassen. Denn zehn Jahre später, nachdem er eine Zeitlang den Bischofssitz seiner Vaterstadt Capo d'Istria inne gehabt hatte, kehrte er, von der Wahrheit der evangelischen Lehre ergriffen und überzeugt, der römischen Kirche für immer den Rücken. Er ist am 3. Juli 1549 seines Bischofsamtes, das er selbst schon vorher aufgegeben hatte, entsetzt und mit dem Banne belegt worden. Nachdem er für immer mit Rom gebrochen hatte, fand er zuerst in Graubünden, wohin er sich flüchtete, eine Zufluchtsstätte und war hier und in dem benachbarten Veltlin für die Einführung der Re-

Martinus Luther

Justus Jonas

Philippus Melanchthon

Johannes Reuchlin

Joh. Cochlaeus

Hulderichi de Hutten

Andreas Osiander

Johannes Bugenhagen

Stephanus Agricola

Johannes Brentius

Georgius Spalatinus

Eobanus Hessus

Caspar Cruciger

Georgius Major

Joh. Oecolampadius

Huldrichus Zwinglius

Martinus Buzerus

Caspar Hedio

Faksimilierte Namenszüge einiger Männer aus der Reformationszeit.

I.

Johannes Calvinus

Erasmus von Rotterdam

Theodorus Bibliander

Thomas Blaurer

Nicolas von Amsdorff

Paulus Ebrus

Theodor Beza

Peter Martyr

Heinrich Bullinger

Georgius Brück

Ulrich Mordeisen

Simon Grynaeus

Joachim Camerarius

Andreas Carlstadt

Johann Agricola

Wilhelm Farel(lus)

Peter Viret

Johann von Eck

Faksimilierte Namenszüge einiger Männer aus der Reformationszeit.

II.

formation tätig. Später ist er dann einer Einladung des Herzogs Christoph von Württemberg gefolgt und in dessen Dienste getreten, in denen er als Unterhändler und Geschäftsträger des Herzogs viele Reisen unternommen und weitreichende Verbindungen angeknüpft hat, bis er, festgegründet im evangelischen Glauben, am 4. Oktober 1546 zu Tübingen sein vielbewegtes Leben beschlossen hat.

Nach langen Verhandlungen erschien im Mai 1536 die päpstliche Bulle, durch welche das Konzil auf den 3. Mai des folgenden Jahres nach Mantua einberufen wurde, und abermals machte sich ein päpstlicher Nuntius auf den Weg, um, wie den übrigen deutschen Fürsten, so auch den protestantischen das Konzil anzusagen. Kurfürst Johann Friedrich war geneigt, die Einladung von vornherein abzulehnen, vor allem aus dem Grunde, weil eine Annahme der Einladung schon eine Anerkennung des Papstes als Oberhaupt der Kirche in sich schließe. Luther und Melanchthon dagegen hielten es für ratsam, sie nicht ohne weiteres zurückzuweisen, um nicht den Schein zu erwecken, als ob man auf protestantischer Seite von einer Verständigung nichts wissen wolle. Sie wiesen darauf hin, daß der Papst, indem er die evangelischen Stände gleich den andern zum Konzil einlüde, damit zu erkennen gäbe, daß er diese Fürsten „noch nicht für Ketzer hielte". Luther wäre für seine Person auch gern bereit gewesen, auf dem Konzil persönlich zu erscheinen, um christlich und männlich das Wort zu nehmen. Für alle Fälle beauftragte der Kurfürst Luther, die Sätze aufzustellen und auszuführen, die nach seiner Überzeugung auch auf einem Konzil aufrechterhalten werden müßten und auch darüber mit anderen Theologen in Beratung zu treten. Diesem Auftrag gemäß schrieb Luther im Dezember 1536 in wenigen Tagen die Artikel nieder, die man später, wenn auch nicht ganz zutreffend, als „die Schmalkaldischen Artikel" bezeichnet hat, und die mit diesem Namen unter den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche Aufnahme gefunden haben. Luthers Arbeit war zunächst nur ein für den Kurfürsten ausgearbeitetes Gutachten, das nach der Absicht des letzteren dazu dienen sollte, den Verhandlungen des schmalkaldischen Bundes über dessen Stellung zu dem bevorstehenden Konzil zugrunde gelegt zu werden. Schärfer als die Augsburgische Konfession bringt dieses Gutachten den Gegensatz des evangelischen Glaubens gegen Irrtümer und Mißbräuche der römischen Kirche und insbesondere gegen das Papsttum zum vollen Ausdruck. Während Luther damals noch die Aussöhnung der Altgläubigen mit den Protestanten mehr denn je am Herzen lag, sah er jetzt keine Möglichkeit einer Versöhnung mit jenen.

Nur kurz erwähnt er die „hohen Artikel der göttlichen Majestät", wie sie in den althergebrachten Glaubensbekenntnissen sich finden und im Katechismus gelehrt werden, denn darüber sei kein Streit.*) Anders dagegen liege es bei der Frage nach dem Amt und Werke Christi, womit sich der zweite Teil des Gutachtens beschäftigt. Hier kann er nicht genug den Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben hervorkehren. „Von diesem Artikel kann man nicht weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde." — „Und auf diesem Artikel steht alles, was wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren." Da ist zuerst der größte und schrecklichste Greuel im Papsttum die Messe, deren Schriftwidrigkeit und Verdammlichkeit er dartut. Er weiß, daß die Römischen, auch wenn sie in allen andern Punkten im Konzil nachgeben wollten, in diesem nicht nachgeben, denn „sie fühlens wohl, wo die Messe fällt, so liegt das Papsttum. Ehe sie das lassen, so töten sie uns alle, wo sie es vermögen. Also sind und bleiben wir ewiglich geschieden und wider einander." Da ist ferner das „Ungeziefer und Geschmeis mancherlei Abgötterei", welche dieser „Drachenschwanz", die Messe, gezeugt hat, Fegefeuer, Seelenämter, Wallfahrten, Brüderschaften, Heiligtümer, Ablaß usw., die Luther zum Teil mit bitterem Spott abweist. „In Summa," schließt er diesen Abschnitt, „was die Messe ist, was draus kommen ist, was dran hängt, das können wir nicht leiden, und müssens verdammen, damit wir das heilige Sakra-

*) Wir geben den Inhalt des Gutachtens Luthers, das dem schmalkaldischen Artikel zugrunde gelegt worden ist, nach der Darstellung D. Koldes wieder. Vgl. dessen Schrift M. Luther, II. Bd. S. 445 ff.

ment rein und gewiß, nach der Einsetzung Christi durch den Glauben gebraucht und empfangen behalten mögen." Nach einer kurzen Bemerkung über das Recht, die Klostergüter zur Erziehung der Jugend und Erhaltung des Kirchendienstes zu gebrauchen, wendet er sich dann zum Papsttum.

Was er seit zwanzig Jahren über das Papsttum gelehrt, faßt Luther hier zusammen. Da der Papst nicht kraft göttlicher Ordnung das Haupt der Christenheit ist, so folgt daraus, daß „alles, was derselbe falscher, freveler, lästerlicher, angemaßter Gewalt getan und vorgenommen habe, eitel teuflisch Geschicht und Geschäfte gewesen und noch sei, zu Verderbung der ganzen christlichen Kirche und zu verstören den ersten Hauptartikel von der Erlösung Jesu Christi". Denn was bedeutet die Behauptung, daß man nicht selig werden könne, ohne ihm untertan zu sein in allen Dingen? So viel als „wenn du gleich an Christum glaubst und alles an ihm hast, was zur Seligkeit not ist, so ists doch nichts und alles umsonst, wo du mich nicht für deinen Gott hältst, mir untertan und gehorsam bist". Aber auch wenn der Papst, was er nicht kann, sich des angemaßten göttlichen Rechts begeben würde, was wäre dadurch gewonnen? Da man ihm dann nur als einem erwählten Haupte aus menschlichem guten Willen gehorchte,, würde er gar bald verachtet werden, und würden noch mehr Rotten entstehen als zuvor. „Darum kann die Kirche nimmer besser regiert und erhalten werden, denn daß wir unter einem Haupte, Christus, leben, und die Bischöfe, alle gleich nach dem Amt (ob sie wohl ungleich nach den Gaben) fleißig zusammenhalten in einträchtiger Lehre, Glauben, Sakrament, Geboten und Werken der Liebe. — So weniger wir den Teufel selbst für einen Herrn oder Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel den Papst oder Endechrist in seinem Regiment zum Haupt haben." An diesen Artikeln, meinte Luther, werden sie genug zu verdammen haben im Concilio. Aber wenn er auch eine Verständigung mit dem Papsttum für ausgeschlossen hielt, so will er die Hoffnung doch nicht ganz aufgeben, daß mit den Verständigeren unter den Römischen vielleicht eine Einigung zu erzielen wäre. Deshalb fügte er noch einen dritten Hauptteil bei: „Folgende Stücke oder Artikel mögen wir mit Gelehrten, Vernünftigen oder unter uns selbst handeln. Der Papst und sein Reich achten derselben nicht viel. Denn Conscientia (das Gewissen) ist bei ihnen nichts, sondern Geld, Ehr und Gewalt ist's gar." Hierauf entwickelt er, immer im Gegensatz gegen die römische Lehre, in kurzer, kräftiger Darlegung die wichtigsten Punkte der Heilslehre, von der Sünde, Gesetz, Buße, Evangelium, Sakrament usw. Dazu kommen gewissermaßen anhangsweise noch einige andere, hauptsächlich das kirchliche Leben betreffende Stücke. „Dies sind die Artikel," schrieb er gegen das Ende, „darauf ich stehen muß und stehen will bis in meinen Tod, ob Gott will, und weiß daran nichts zu ändern und nachzugeben; will aber jemand etwas nachgeben, das tue er auf sein Gewissen."

Anfang Februar 1537 trat zu Schmalkalden der Konvent der verbündeten evangelischen Fürsten und Städte zusammen, um über deren Stellung zum Konzil und über die etwaige Annahme oder Ablehnung der Einladung zu demselben Beschluß zu fassen. In dem Einberufungsschreiben waren die Fürsten und Städte aufgefordert worden, ihre Theologen mitzubringen. Kurfürst Johann Friedrich brachte Luther, Melanchthon, Bugenhagen und seinen Hofprediger Spalatin mit. Am 31. Januar brach er mit ihnen von Torgau auf. Mit kurzem Aufenthalt in Grimma, Altenburg und Weimar wurde am 7. Februar Schmalkalden erreicht. In dem kleinen Städtchen entfaltete sich ein reges Leben. Außer den Oberhäuptern des Bundes, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, waren eine große Anzahl kleinerer deutscher Fürsten und die Abgeordneten vieler Städte erschienen, mit ihnen mehr als 40 Theologen. Auch der päpstliche Nuntius van der Vorst fand sich dort ein, und der Kaiser sandte seinen Vizekanzler Dr. Held. Der erstere erfuhr eine üble Aufnahme. Nur mit Mühe gelang es ihm, eine Audienz beim Kurfürsten zu erhalten, und als er diesem nach einer langen Rede die Breven des Papstes und die Einberufungsbulle überreichen wollte, erhob sich der Kurfürst und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer. Von den übrigen anwesenden

Fürsten wollte ihn keiner empfangen und der Nuntius mußte unverrichteter Sache wieder abreisen.

Schon wenige Tage nach dem Beginn der Verhandlungen verfiel Luther, nachdem er noch am 11. Februar in Schmalkalden gepredigt hatte, durch einen Anfall seines alten Steinleidens in schwere Krankheit. Das Leiden steigerte sich derartig, daß sein Zustand schon nach wenigen Tagen rettungslos erschien. Der ganze Leib schwoll auf, er vermochte keine Speisen bei sich zu behalten, die Schmerzen waren fast unerträglich, eine zunehmende allgemeine Schwäche befiel ihn. Der aus Erfurt herbeigerufene berühmte Arzt Dr. Sturz vermochte keine Hilfe zu bringen. Alle Mittel der damaligen Heilkunst, wie die widerlichsten Heilmittel, zu denen Frau Käthe brieflich geraten hatte, wurden vergeblich angewendet. Luther selbst erzählt später: „Sie gaben mir Tränke, wie wenn ich ein großer Ochse wär gewesen.“ Nach einer vorübergehenden Besserung am 23. Februar glaubte man das Schlimmste befürchten zu müssen. In Gottergebenheit sprach der Kranke von seinem nahen Ende. Mit schmerzlicher Sorge erfüllte ihn der Gedanke an die Zukunft der Kirche und die zu fürchtende Entzweiung der Freunde; er verwies aber doch seinen Kurfürsten, der diese Sorge teilte, auf die vielen trefflichen Männer, die nach ihm die Sache des Evangeliums führen würden. Ihm empfahl er auch die Sorge für die Seinen. Für jeden der Freunde hatte er ein tröstendes oder warnendes Wort. Daß man überall, wo man von seiner Krankheit hörte, für ihn betete, war ihm ein großer Trost. Wenn nicht daheim, wollte er wenigstens im Gebiete des Kurfürsten sterben. Trotz der furchtbaren Schmerzen drängte es ihn fort aus dem überfüllten Schmalkalden, wo das Gefolge des päpstlichen Gesandten den angeblich schon gestorbenen Luther zu sehen wünschte. Den Triumph, Luther sterben zu sehen, gönnte er den Gegnern nicht. Um ihm diesen, wie man glaubte, letzten Wunsch zu erfüllen, und da es in Schmalkalden an Arzneimitteln fehlte, wurde er am 26. Februar in einen kurfürstlichen Wagen gebettet, um nach Gotha gebracht zu werden. Sturz, Bugenhagen, Spalatin und Mykonius begleiteten ihn. Bei der Abfahrt sprach Luther zu den umstehenden Freunden und Herren: „Der Herr erfülle euch mit seinem Segen und Haß des Papstes.“ Die Fahrt über das Thüringer Gebirge auf schlechten Waldwegen mitten im Winter war furchtbar beschwerlich und bereitete ihm unerträgliche Pein. Aber sie bewirkte wohl, was kein Arzt vermocht hatte. In der folgenden Nacht trat in Tambach, wo das erste Quartier gemacht wurde, die seit acht Tagen vergeblich ersehnte Entleerung und damit eine große Erleichterung ein. Noch in derselben Stunde, nachts 2 Uhr, eilte ein Bote mit der frohen Kunde nach Schmalkalden. „Lutherus vivit, Lutherus vivit,“ „Luther lebt, Luther lebt,“ rief er vor der Herberge des Legaten. Johann Friedrich, der den Boten fürstlich belohnte, ließ noch an demselben Tage auf den Kanzeln für Luthers Errettung danken und um seine vollständige Genesung beten. Von Gotha aus, wohin Justus Jonas ihm entgegengereist war, schrieb Luther am folgenden Tage über seine wunderbare Rettung an seine Frau: „Danke Gott und laß die lieben Kindlein mit Muhme Lenen dem rechten Vater danken; denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren.“ Aber noch einmal verschlimmerte sich sein Zustand in bedenklicher Weise, so daß er wieder sein Ende nahe glaubte. Da gab er Bugenhagen noch Aufträge, welche dieser nachher als „Bekenntnis und Testament des ehrwürdigen Vaters“ niedergeschrieben hat. „Ich weiß,“ heißt es darin, „daß ich recht getan, daß ich das Papsttum gestürmt habe.“ Dann bat er die Kollegen um Verzeihung, wenn er sie gekränkt habe. Den Freunden empfahl er seine Kinder und seine Käthe, der er bezeugte: „Sie hat mir gedient nicht nur wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd, Gott vergelte es ihr.“ Dem Kurfürsten und dem Landgrafen ließ er Worte der Ermunterung zum weiteren Kampfe gegen die Papisten sagen. „Danach,“ so schloß er, „empfehle ich meine Seele den Händen des Vaters und meines Herrn Jesu Christi, den ich gepredigt und bekannt habe auf Erden.“

Erst am 4. März erfolgte die entscheidende, glückliche Wendung seiner Krankheit durch den Abgang von sechs Steinen, die ihn gequält hatten, und man konnte ihn in vorsichtig und langsam fortgesetzter Reise nach Wittenberg bringen, wo er zur Freude der Seinen

am 14. März anlangte, und bald konnte Melanchthon, der inzwischen von Schmalkalden zurückgekehrt war, von seiner fortschreitenden Genesung berichten.

Bei den während Luthers Krankheit und in dessen Abwesenheit zu Schmalkalden inzwischen gepflogenen Verhandlungen beschlossen die dort versammelten evangelischen Stände die Einladung zum Besuch des Konzils abzulehnen, indem sie zugleich dem Kaiser für den guten Willen danken ließen. Das Konzil, so führten sie in ihrer Beantwortung des kaiserlichen Einladungsschreibens aus, welches der Papst jetzt in Aussicht stelle, sei nichts weniger als dasjenige, welches von den deutschen Reichstagen längst gefordert worden sei; ein freies Konzil möge man ihnen verschaffen und ein solches in deutschen Landen, nicht in Italien. Auch von der Aufstellung eines neuen Bekenntnisses, wie es Luther entworfen hatte, wurde Abstand genommen, in der gerechten Besorgnis, daß die Verhandlungen über ein solches leicht zu einer Entzweiung führen könnten. Daher kamen Luthers Artikel in der Versammlung des Bundes selbst gar nicht zur Beratung. Doch wurden sie auf Verlangen Bugenhagens von der Mehrzahl der anwesenden Theologen unterschrieben; nur einige süddeutsche Theologen, wie Butzer, lehnten die Unterzeichnung ab, weil sie dazu nicht bevollmächtigt wären. Dagegen erklärte die Versammlung von neuem ihre Zustimmung zum Augsburger Bekenntnis und auch zu der Verteidigung (Apologie) dieses Bekenntnisses, welche Melanchthon damals im Gegensatz zu der katholischen Widerlegungsschrift verfaßt hatte. Zur Ergänzung dieser Schriften verfaßte Melanchthon einen Traktat „von der Gewalt und dem Primat des Papstes“, in welchem er ganz im Sinne Luthers und in schärferer Weise, als es sonst seine Art war, auf Grund der Schrift und der Geschichte die Anmaßung bekämpfte, mit der der Papst ein göttliches Recht in Anspruch nähme, und sich dahin aussprach, daß diesem vielmehr als einem Beschützer gottloser Lehren und gottlosen Kultus wie dem Antichrist zu widerstreben sei. Ein zweiter Teil der Abhandlung Melanchthons behandelte anhangsweise das wahre Wesen des Bischofsamtes und das Ordinationsrecht der Evangelischen, sowie die Verpflichtung, den Bischöfen, die gottlose Lehren und falschen Gottesdienst mit Gewalt verteidigten, den Gehorsam zu verweigern. Dieses Schriftstück wurde von allen anwesenden Theologen unterschrieben, den Ständen übergeben und von ihnen auch in dem Bundesabschied gutgeheißen. Dies ist die einzige öffentlich anerkannte Bekenntnisurkunde, die auf dem Konvent zu Schmalkalden vereinbart worden ist. Melanchthons Abhandlung über das Papsttum und Bischofsamt ist damit auf gleiche Stufe mit dem Bekenntnis von Augsburg und der Apologie gestellt worden.*) Die sog. schmalkaldischen Artikel hat Luther ein Jahr später, mit einer längeren Vorrede versehen, im Jahre 1538 unter dem Titel: „Artikel, so da hätten sollen aufs Konzilium zu Mantua, oder wo es würde sein, überantwortet werden, von unsers Teils wegen“ als besondere Schrift herausgegeben. Im weiteren Verlauf sind dann Luthers Artikel zu immer höherer Schätzung gelangt, während Melanchthons Traktat immer mehr in den Hintergrund trat, und so ist es mit der Zeit gekommen, daß sie unter den evangelischen Bekenntnisschriften eine Stelle gefunden haben.

Der Türkenkrieg und ein neuer Krieg mit Frankreich ließen das Konzil, um dessentwillen der Konvent zu Schmalkalden einberufen worden war, überhaupt nicht zustande kommen, und vielleicht ist der Papst, wie Luther meinte, am meisten damit zufrieden gewesen.

Nachdem der Kanzler Held zu Schmalkalden bei den evangelischen Ständen nichts ausgerichtet hatte, suchte er den schon früher zu Halle geschlossenen Bund der katholischen Fürsten und Stände zu erweitern und zu befestigen. Auf sein Betreiben wurde am 10. Juni 1538 zu Nürnberg zwischen den eifrigsten katholischen Fürsten Herzog Georg von Sachsen, den Herzögen Heinrich und Erich von Braunschweig, den Herzögen von Bayern, dem König Ferdinand u. a. ein Bund geschlossen, der als eine Nachbildung des schmalkaldischen angesehen werden kann und der die kriegslustigen katholischen Fürsten mit neuem Selbstgefühl erfüllte. Es wurde eine ähnliche Kriegsverfassung verabredet

*) Th. Kolde, Artikel in Hertzogs Real-Encyklopädie. Bd. 13, S. 599.

wie die des schmalkaldischen Bundes. In Norddeutschland sollte Herzog Georg von Sachsen, in Süddeutschland Herzog Ludwig von Bayern den Oberbefehl führen. Schon damals schien der Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Parteien nahe bevorstehend, doch wurde er für diesmal noch durch die gemeinsame Türkengefahr, von der sich beide Parteien bedroht sahen, abgewendet und hinausgeschoben. Dieser Gefahr gegenüber erhob Luther seine Stimme zu einer Mahnung an die Evangelischen, ihre Hilfe gegen die Türken nicht zu versagen und sich von ihr auch nicht durch die Besorgnis abhalten zu lassen, daß das kaiserliche Heer, wenn es die Türken geschlagen hätte, den Spieß gegen die Evangelischen kehren möchte. Danach habe man nicht zu fragen, sondern allein nach dem, was das Gewissen gebiete. Alles andere stehe in Gottes Hand. Wenn der Kurfürst um Hilfe gegen die Türken angegangen würde, so dürfe er sich um des Vaterlandes willen dieser Verpflichtung nicht entziehen; ja selbst wenn solche Hilfe nicht von ihm begehrt werde, dürfe er darum doch nicht andere mit ihm verbündete Fürsten oder Städte daran hindern, erforderlichen Falles solchen Hilfe zu leisten.

Andrerseits gaben ihm die von katholischer Seite unternommenen Rüstungen, welche gegen die Protestanten gerichtet zu sein schienen, von neuem Veranlassung, sich über die Frage wegen des Widerstandes gegen den Kaiser im Falle eines Religionskrieges auszusprechen. Das Recht zu diesem Widerstande, gegen den er früher noch manche Bedenken gehegt hatte, stand ihm jetzt außer allem Zweifel. Der Kaiser, sagte er, wäre in einem solchen Kriege gar nicht Kaiser, sondern Kriegsknecht des Papstes. In einem Gutachten, welches er im Anfang des Jahres 1539 mit Melanchthon, Jonas und Butzer dem Kurfürsten übergab, sprach er sich dahin aus, daß zwischen einem Privatmörder und dem Kaiser kein Unterschied sei; wenn dieser außer seinem Amt unrechte Gewalt vornähme, wie es in dem Falle geschehe, daß er Untertanen zu Gotteslästerung und Abgötterei treiben wolle, dann habe man auch das Recht und die Pflicht, gegen ihn zu den Waffen zu greifen und sich der unrechtmäßigen Gewalt zu erwehren. In einem öffentlichen „Sendbrief", den Luther um diese Zeit „an alle Pfarrherrn in Christo, so das Evangelium lieb haben", ausgehen ließ, mahnte er diese zu fleißigem Gebet um Frieden. Darum, daß die Papisten ihr Vorhaben hinausführen sollten, so hieß es in diesem Schreiben, sei er, falls Gott nicht eine Wunderplage tun wolle, ganz unbesorgt. Aber wie eine prophetische Hinweisung auf die späteren Greuel des dreißigjährigen Krieges klingt es, wenn er hinzufügt: „er sorge nur, daß daraus ein Krieg werden möchte, der nicht aufhöre und Deutschland im Grund verderbe."

Dem Kaiser selbst war es augenblicklich viel mehr um Frieden als um einen inneren Krieg zu tun. Zu Verhandlungen, welche im April 1539 in Frankfurt a. M. wegen eines friedlichen Übereinkommens zwischen den beiden feindlich einander gegenüberstehenden Parteien geführt wurden, sandte der Kaiser statt des übereifrigen Vizekanzlers Held einen anderen Vertreter, der den Auftrag hatte, einem Ausbruch des Kampfes vorzubeugen. Unter dessen Mitwirkung wurde der sog. „Frankfurter Anstand" vereinbart, ein Übereinkommen, nach welchem die noch bis jetzt bei dem Reichsgericht in kirchlichen Angelegenheiten gegen protestantische Stände schwebenden Prozesse eingestellt wurden und in welchem für das folgende Jahr eine Versammlung der deutschen Stände in Speier angesetzt wurde, auf der die Beilegung des kirchlichen Zwiespaltes versucht werden sollte. Von dem Zusammentritt des Konzils war nach dem Frankfurter Abkommen vorläufig keine Rede mehr. Luther konnte wieder wie vor sieben Jahren nach dem Nürnberger Tage für den Frieden, den Gott geschenkt, danken und auffordern, zu danken.

6. Weitere Versuche zur Wiederherstellung der kirchlichen Einheit.

Die Fortschritte der Reformation, die freie Religionsübung, die selbst katholische Fürsten ihren Untertanen gestatteten, wie Kurfürst Ludwig in der Pfalz und Albrecht von Mainz in dem Erzstift Magdeburg und im Bistum Halberstadt, dazu die drohende Aussicht auf einen neuen Krieg mit Frankreich, bewogen den Kaiser, den Protestanten gegenüber mildere Saiten aufzuziehen und noch einmal den Versuch zu machen, einen billigen Vergleich mit ihnen herbeizuführen. Er hatte zwar die Frankfurter Vereinbarungen nicht genehmigt und sich vorbehalten, bei seiner demnächst zu erwartenden Ankunft in Deutschland seine Entscheidung zu treffen; aber er ließ doch die Protestanten unter der Hand auffordern, sich für die weiteren in Aussicht genommenen Vergleichsverhandlungen zu rüsten. Zu dem Zwecke kamen der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen überein, auf den 1. März 1540 eine Zusammenkunft der protestantischen Stände und ihrer Theologen nach Schmalkalden zu berufen, um nochmals zu erwägen, „wie die Augsburger Konfession und die Apologie mit göttlicher, heiliger Schrift zu verteidigen und inwieweit in etwaigen äußerlichen Sachen, mit Gott und Gewissen, nachzugeben sei.“ Den Wittenberger Theologen, als „den Säulen des Handelns“, wurde aufgegeben, ihren Ratschlag darüber schriftlich abzufassen, und sich an mehrere der vorzüglichsten auswärtigen Theologen zu wenden, daß sie ihre Bedenken einschicken möchten. Sie taten dies sofort in einer von Melanchthon meisterhaft abgefaßten Schrift, in welcher ausgeführt wurde, daß bei einer Vergleichung von drei Stücken zu handeln wäre, von der Lehre, den nötigen Zeremonien und den Mitteldingen, in denen man sich um des Friedens willen einiges Äußerliche gefallen lassen könne. In der Lehre, so führte die Schrift Melanchthons aus, können wir nicht von der Augsburger Konfession weichen: kommen wir mit den Katholiken zusammen, so muß diese notwendig zuerst angenommen werden, und da müssen wir wissen, ob sie diese für recht halten oder nicht; auf zweideutige Zugeständnisse, auf Flickwerk dürfen wir uns nicht einlassen. Die äußeren Dinge, in denen wir nicht nachgeben können, sind einesteils der rechte Gebrauch der Sakramente, anderenteils die Abschaffung der Messe, des Heiligendienstes, der Wallfahrten, der Bilder, der Ehelosigkeit der Priester, der Mönchgelübde, des Ablasses. Als die unerläßliche Vorbedingung für eine Einigung bezeichnete es die Schrift, daß man von den Evangelischen nicht verlange, den Papst als obersten Bischof anzuerkennen. „Dies können wir nicht mehr, selbst wenn man verspräche, der Papst wollte sich duldsam gegen uns erweisen, denn er wird nicht ablassen, die Wahrheit zu verfolgen und überall, wo er es vermag, seine Tyrannei zu erhalten. Gesetzt aber, Deutschland wollte Einigkeit haben in der Lehre und den Zeremonien und die Bischöfe neben andern Fürsten, als Pfalz, Bayern, Österreich, wollten nicht suchen, daß wir den Papst annehmen sollten, sondern deutscher Nation zugut einen Vergleich vornehmen, so erachten wir, daß dazu zu helfen wäre, wie möglich.“ In diesem Falle riet das Gutachten Nachgiebigkeit und Entgegenkommen in den sog. Mitteldingen (Adiaphora). Man könne dann den lateinischen Gesang bei der Kommunion, die Privatabsolution, den Gottesdienst an Wochentagen, selbst Heiligenfeste, wenn auch ohne Anrufung, bewilligen; auch die Beibehaltung der Fasten, das bischöfliche Amt für die Ordination der Geistlichen, für die Visitation der Kirche und die Gerichtsbarkeit in Ehesachen, endlich die Befugnis, in den Klöstern zu bleiben für solche, die sie nicht verlassen wollen, könnten zugestanden werden.

Luther bat den Kurfürsten, ihn von der Teilnahme an den Verhandlungen in Schmalkalden zu entbinden, denn er versprach sich von vornherein von den weite-

ren Verhandlungen mit den Papisten keinen Erfolg. Der Kurfürst verzichtete auf seine Anwesenheit, wünschte aber, er möchte nach Eisenach kommen, damit die in Schmalkalden versammelten Theologen sich nötigenfalls leichter mit ihm besprechen könnten. Melanchthon dagegen, der mit Jonas und Bugenhagen den Verhandlungen beiwohnen sollte, war diesmal voll freudigen Mutes. Er gab seiner guten Zuversicht, mit der er den Verhandlungen entgegensah, in einem Briefe an den Landgrafen Philipp Ausdruck, in dem er schrieb: „Wir verteidigen eine große und notwendige Sache, von der die Menschen aber schwer zu überzeugen sind; denn immer unterliegt die wahre Kirche dem ungerechten Urteil der Machthaber und der Menge, wie sehr sie auch ihre Stimme dagegen erhebt. Könige und Fürsten klagen über Störung der Ruhe durch die Verschiedenheit der Lehre; sie wollen die Religion ihrem Vorteil und ihrer Bequemlichkeit anpassen, statt der Wahrheit und der Ehre Gottes. Mönche und unwissende, hartnäckige Heuchler wollen mit Gewalt ihren Irrtum schützen, damit ihre Satzungen und Interessen nicht zugrunde gehen. Noch andere verlachen die Religion als eitles Schreckmittel für das Volk, als von Künstlern und Dichtern ersonnene Fabel. Obschon aber so viele, nach menschlicher Ansicht hochstehende Leute unsern Vorsatz tadeln, die Lehre Christi in ihrer Reinheit zu verbreiten, so müssen wir des Wortes Pauli eingedenk sein: ich schäme mich des Evangeliums nicht. Weder Irrtum des Verstandes noch Leidenschaft bewegen uns, unsere Sache zu führen; wir haben dazu einen wahren, gerechten und Gott wohlgefälligen Grund. Zu Athen mußten die Bürger nach alter Gewohnheit schwören: ‚Ich werde für die Heiligtümer kämpfen, sowohl allein als mit allen;‘ um wieviel mehr sollen wir in der Kirche Christi, die wir wissen, daß das Evangelium ein Geschenk Gottes ist, es schützen und verteidigen! Lassen wir uns daher nicht abschrecken, weder durch die Gleichgültigen noch durch die Gegner; seien wir vielmehr fest überzeugt, daß Gott unsern Eifer segnen wird.“

Melanchthons Gutachten wurde in Schmalkalden von sämtlichen dort versammelten Theologen als Grundlage für die weiteren Verhandlungen angenommen und unterzeichnet, obwohl einige um des Friedens willen zu einer noch größeren Nachgiebigkeit sich geneigt zeigten. Den kaiserlichen Gesandten, die in Schmalkalden erschienen, wurde eine wieder von Melanchthon in fester und höflicher Sprache verfaßte Denkschrift übergeben, in der nach Aufzählung der Beschwerden der Protestanten der Entschluß ausgesprochen war, nicht von der Augsburgischen Konfession zu weichen, zugleich aber auch die Bereitwilligkeit zu friedlicher Unterhandlung. In betreff dieser wurde der Kaiser gebeten, eine öffentliche Besprechung zu gestatten, während dieser die Sache lieber in der Stille erledigen wollte. Melanchthon versprach sich gerade von einer öffentlichen Verhandlung einen guten Erfolg für die evangelische Sache. Der Kaiser gab diesem Wunsche nach, und in einem Erlaß, durch den das in Aussicht genommene Religionsgespräch auf den 6. Juni 1540 nach Speier ausgeschrieben wurde, bezeichnete er es als dessen Zweck, „die Dinge dahin zu richten, daß der langjährige Zwiespalt der Religion einmal zu christlicher Vergleichung gebracht werde.“ Die Lage der protestantischen Stände war diesmal eine günstigere denn je zuvor. In geschlossener Einheit konnte der Schmalkaldische Bund in die bevorstehenden Verhandlungen eintreten. Er hatte sich gerade in der letzten Zeit durch den Beitritt neuer Mitglieder erweitert und befestigt, und wenn auch der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg dem Bunde nicht beigetreten war, so war doch durch die Einführung der Reformation in den kurbrandenburgischen Landen eine gewichtige Stimme im Rate der Kurfürsten nunmehr auf evangelischer Seite. Leider wurde aber diese günstige Lage gerade jetzt durch einen verhängnisvollen Schritt beeinträchtigt, den soeben eins der Häupter des Schmalkaldischen Bundes, der Landgraf Philipp von Hessen getan hatte, und dessen Folgen für die evangelische Sache verhängnisvoller wurden, als alle Versuche, ihr zu schaden.

Dieser bisher rüstige Vorkämpfer des Protestantismus hatte in seiner schon in früher Jugend mit Christine von Sachsen, einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, geschlossenen Ehe mit der Zeit keine Befriedigung gefunden und bei dem unliebens-

würdigen Wesen seiner Gemahlin, das auch mit unangenehmen leiblichen Eigenschaften verbunden war, in anderweitigem Umgang Ersatz gesucht. Zwar empfand er darüber selbst große Gewissensbisse. Seit der Zeit des Bauernkrieges hatte er, wie er jetzt klagte, ein einziges Mal ausgenommen, nicht mehr gewagt, zum Tische des Herrn zu gehen. Aber trotz dieser Gewissensbisse, in denen die religiösen Eindrücke, die er empfangen hatte, noch nachwirkten, vermochte er doch seine sinnlichen Lüste nicht zu bewältigen. An dem Hofe seiner Schwester, der Herzogin von Rochlitz, lernte er das schöne, damals sechzehnjährige Hoffräulein Margarethe von der Saal kennen. Von ihren Reizen bezaubert, faßte er den Entschluß, mit ihr eine förmliche Nebenehe einzugehen, durch die er sein Gewissen beschwichtigen wollte. Auch wollte sich Margarethe ohne eine solche förmliche Nebenehe nicht dazu verstehen, die Seine zu werden. Philipp suchte sich selbst zu überreden, daß die im Alten Testament in der Geschichte der Patriarchen wiederholt erwähnte Nebenehe auch für den Christen zulässig sei. Immerhin wollte er einen so auffallenden Schritt nicht ohne die Zustimmung der Theologen und seines vornehmsten Verbündeten Johann Friedrich tun. Er schickte daher den Theologen Butzer, den er für seinen Plan gewonnen hatte, nach Wittenberg, um mit Luther und Melanchthon zu verhandeln. Er berief sich auf die innere Not, in der er sich befinde, in der er auch nicht mehr mit gutem Gewissen in den Krieg ziehen und fremde Laster strafen könne, sowie zugleich auf jene Zeugnisse der Heiligen Schrift. Dabei fügte er die an sich ganz richtige Bemerkung hinzu: „Der Kaiser und die Welt lassen ihm und jedermann zu, in offenkundiger Unzucht zu leben; so verbieten sie, was Gott zulasse und sehen bei dem, was Gott verbiete, durch die Finger.“ Übrigens galt eine Doppelehe auch der damaligen Christenheit nicht für etwas ganz Unerhörtes. Auch durfte er sich darauf berufen, daß dem Papste die Befugnis zugeschrieben wurde, unter Umständen für eine Doppelehe Dispens zu erteilen. Leider ließen sich Luther und Melanchthon zu einer Erklärung herbei, durch die sie von einer Mitschuld an dem Ärgernis, das der Landgraf zu geben im Begriffe stand, nicht freizusprechen sind, und in der sie den schwersten Fehlgriff ihres Lebens begangen haben.

Zwar erklärten sie in dem schriftlichen Gutachten, das sie in dieser traurigen Angelegenheit abgaben und das Butzer dem Landgrafen überbrachte, sehr bestimmt, daß nach dem Worte Gottes ein Mann nicht mehr denn ein Weib haben solle, und daß es ihre Pflicht als Prediger des göttlichen Wortes sei, „die Ehe und alle menschliche Sache auf die erste und göttliche Einrichtung zu setzen und soviel möglich darin zu halten, auch männiglich von allem Ärgernis abzuwenden.“ Mit ganzer Strenge hielten sie dem Landgrafen seine Sünde und Pflicht gegen seine rechtmäßige Gemahlin vor, mit der er Geduld haben müsse, wie so mancher in seinem Ehestand sie beweisen müsse, und mit allem Ernste rieten sie von dem verhängnisvollen Schritte dringend ab. Schließlich machten sie aber doch das Zugeständnis, daß „was vom Ehestand zugelassen sei im Gesetz Mose, im Evangelio nicht verboten sei“ und räumten die Möglichkeit ein, daß aus ganz besonders dringenden Gründen eine Dispensation von der Ordnung der Kirche gegeben werden könne. Daß ein solcher Fall bei Philipp wirklich vorliege, sprachen sie nicht aus und überließen die Entscheidung darüber seinem eigenen Gewissen. Aber für den Fall, daß er bei seinem Entschlusse beharre, wollten sie ihm den Dispens nicht versagen und sie forderten nur, daß die Sache zur Vermeidung des Ärgernisses und möglichen Mißbrauches völlig geheim gehalten würde. Es bleibt unter allen Umständen zu beklagen, daß sich Luther und Melanchthon auch nur so weit zu einem Zugeständnis an das unrechtmäßige Begehren des Landgrafen herbeigelassen haben. Auch hat Luther selbst später eingesehen und zugestanden, daß die Bezugnahme auf die im Alten Testament erwähnten und zugelassenen Doppelehen unhaltbar ist, daß er in diesem Falle den Unterschied, der in betreff der sittlichen Erkenntnis zwischen dem alttestamentlichen und neutestamentlichen Standpunkt besteht, nicht richtig erkannt und wahrgenommen hat. Aber darum haben die heutigen Römlinge noch lange keinen Anlaß zu der sittlichen Entrüstung, mit der sie Luther und Melanchthon als Verteidiger der Bigamie

darzustellen suchen. Ihre Päpste haben noch bei ganz anderen Dingen durch die Finger gesehen, als Luther und Melanchthon es dem Landgrafen von Hessen gegenüber getan haben. Man denke nur an die Maitressenwirtschaft des „allerchristlichsten“ Königs Ludwig XIV. von Frankreich. Vor allem aber darf man nicht übersehen, daß das Verhalten der Reformatoren in dieser Angelegenheit einmütig von der ganzen evangelischen Kirche verurteilt und als ein schwerer Fehler anerkannt wird, während man römischerseits noch heute viel schlimmere Dinge innerhalb der römischen Kirche zu beschönigen versucht!

Schon Kurfürst Johann Friedrich bedauerte das von Luther und Melanchthon abgegebene Gutachten und wollte mit dem ganzen Handel nichts zu tun haben. Landgraf Philipp aber hielt sich, auf diese Antwort der Reformatoren gestützt, für berechtigt, nunmehr die gewünschte Nebenehe einzugehen, zumal er auch die Einwilligung seiner rechtmäßigen Gemahlin dazu erhielt. Als Melanchthon im März 1540 zu der obenerwähnten Besprechung der Protestanten in Schmalkalden weilte, wurde er von dort von dem Landgrafen Philipp unter irgend einem Vorwande nach Rothenburg an der Fulda entboten und er mußte hier unfreiwillig mit Butzer Zeuge sein, wie der Landgraf am 4. März von seinem Hofprediger mit Margarethe von Saal getraut wurde. Die dem Landgrafen zur Pflicht gemachte Geheimhaltung des von ihm getanen Schrittes ließ sich natürlich nicht durchführen. Die Sache wurde bald ruchbar und gereichte bei Freund und Feind zum größten Ärgernis. Herzog Heinrich von Sachsen, der nächste Verwandte der Landgräfin von Hessen, beklagte sich beim Kurfürsten Johann Friedrich über die Schmach, die dieser und dem evangelischen Bekenntnis angetan sei. Der Kurfürst konnte bezeugen, daß er von jeder Mitschuld frei sei; aber es kam doch zwischen dem kursächsischen und dem herzoglich sächsischen Hofe zu sehr peinlichen Erörterungen. Auf Verlangen des Kurfürsten Johann Friedrich mußte sich Landgraf Philipp an den Kaiser wenden, um den Strafen vorzubeugen, mit denen in der Gerichtsordnung Kaiser Karls IV. die Bigamie (Doppelehe) bedroht war. So wurde er genötigt, mit dem Kaiser in Verhandlungen zu treten und Rücksichten zu nehmen, die seine Tätigkeit für den Schmalkaldischen Bund lähmten. Das Mißtrauen der evangelischen Fürsten und Reformatoren lasteten schwer auf Philipp, sein großes entscheidendes Ansehen war dahin, und der Verfall des schmalkaldischen Bundes war eine unmittelbare Folge davon.

Melanchthon nahm sich die Sache so zu Herzen, daß er auf einer Reise nach Hagenau, die er im Auftrage des Kurfürsten im Juni 1540 zu einem dorthin anberaumten Religionsgespräch antrat, in Weimar lebensgefährlich erkrankte. Man zweifelte an seinem Aufkommen und Luther wurde nach Weimar berufen, um den sterbenskranken Freund noch einmal zu sehen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie innig Luther an seinem Melanchthon hing, und wie unentbehrlich ihm dessen Mitarbeit war. Eilends brach er von Wittenberg nach Weimar auf, wo er ihn im bedenklichsten Zustande antraf. Die Augen waren gebrochen, das Gehör vergangen, Bewußtsein und Sprache entschwunden. Erschrocken rief Luther aus: „Behüt Gott, wie hat der Teufel mir dies Werkzeug geschändet!“ Doch erkannte er schnell die mehr geistige als körperliche Ursache des Leidens. Nachdem er sich zum Fenster gewendet, und, wie er selbst erzählt, „im ernstlichen Gebet Gott alle seine Verheißungen vor die Füße geworfen hatte,“ ergriff er Melanchthon bei der Hand, indem er sagte: „Sei guten Mutes, Philippe, du wirst nicht sterben. — Gott will nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. — Darum gib dem Trauergeist keinen Raum, und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der töten und wieder lebendig machen, verletzen und verbinden, schlagen und heilen kann.“ Da fing Melanchthon wieder an zu atmen und schlug die Augen auf, indem er zu Luther sagte: „Halte mich nicht länger auf, ich bin jetzt auf einer guten Fahrt, lasse mich hinziehen, es kann mir nichts Besseres widerfahren.“ Aber Luther erwiderte: „Mitnichten, Philippe, du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen.“ Melanchthon erholte sich zusehends, und Luther selbst brachte ihm zu essen. Als er die Speise ablehnte, drohte ihm Luther: „Hörst du, Philippe, du mußt mir essen, oder

ich tue dich in den Bann." Da gehorchte er und kam nach und nach wieder zu Kräften. Später schrieb er an seinen Freund Camerius: „Wenn Luther nicht gekommen wäre, ich wäre ganz gewiß gestorben."

Die für Vergleichsverhandlungen in Aussicht genommene nach Speier einberufene Versammlung konnte wegen der dort ausgebrochenen Pest an diesem Orte nicht stattfinden und wurde statt dessen nach Hagenau ausgeschrieben. Aber die hier gepflogenen Verhandlungen führten nicht zum Ziel und man beschloß, daß sie auf einem späteren Religionsgespräch in Worms fortgesetzt werden sollten, zu welchem Abgeordnete der katholischen und protestantischen Stände im November 1540 zusammentraten. Aber auch hier wußten die päpstlichen Nuntien, die zu dem Religionsgespräche erschienen, das Zustandekommen einer Vereinbarung unter den Deutschen zu vereiteln, obwohl es dem Kaiser selbst, der der Mitwirkung der deutschen Stände für seine auswärtigen Kriege bedurfte, sehr erwünscht gewesen wäre. Ein kaiserliches Schreiben, das in Worms eintraf, befahl den Abbruch der Verhandlungen und deren Fortsetzung in Regensburg, wohin die Stände deutscher Nation zur Beilegung des Religionsstreites und zur Beratung über den Türkenkrieg einberufen wurden. Bald darauf erhielt Luther von Kurfrüst Joachim von Brandenburg eine Schrift zugesandt, in welcher Vergleichsvorschläge gemacht wurden, die er als unannehmbar bezeichnen mußte, wenn er auch die gute Absicht, die ihr zugrunde lag, nicht verkennen wollte. In der Besorgnis, daß in diesen Vorschlägen den Evangelischen eine Falle gestellt werden sollte, widerriet er sogar, und zwar in voller Übereinstimmung mit Melanchthon, seinem Fürsten die Absendung von Theologen nach Regensburg. Davon wollte aber der Kurfürst nichts wissen; er wollte nicht den Schein auf sich laden, als sei er von vornherein einer Verständigung abgeneigt. Er befahl daher Melanchthon und Cruziger, sich in Altenburg einzufinden, um von dort mit seinen Räten weiter zu reisen. An der Spitze der kurfürstlichen Gesandten stand Fürst Wolfgang zu Anhalt und der Vizekanzler Franz Burkhardt. Diesmal war Melanchthon in sehr verzagter und gedrückter Stimmung, er versprach sich von den Fortsetzungen der Verhandlungen nichts Gutes. Von ganz besonderem Mißtrauen war er jetzt, ebenso wie Luther und auch sein Kurfürst, gegen den Landgrafen Philipp erfüllt, an dem er schon zu Worms Wankelmut bemerkt zu haben glaubte. Er hatte ihn, wie den in seiner Begleitung nach Regensburg kommenden Butzer, in Verdacht, daß er dem Kaiser zuliebe sich zu einer zu weitgehenden Nachgiebigkeit bestimmen lassen würde. Wenige Tage vor seiner Abreise schrieb er an Veit Dietrich, Luthers Gehilfen und Famulus: „Was kann es Törichteres oder Gefährlicheres geben, als diese Vereinigungsversuche, die nur zu einem Scheinvergleich führen können? Warum sagt man nicht offen heraus, man glaube an das, was in der Konfession steht, und wolle davon entweder auf einer Synode oder auf Verlangen dem Kaiser oder jedem andern gesetzlichen Richter Rechenschaft ablegen? Das wäre eine verständige und männliche Handlungsweise. Du glaubst kaum, von welchen Sorgen ich gepeinigt werde, wenn ich an die Künste, Listen und Trugschlüsse denke, mit welchen uns entweder die Fürsten oder ihre Theologen nachstellen werden. Und unser Landgraf begünstigt diese Wege, nicht nur aus Furcht, sondern aus einer gewissen, an Alcibiades mahnenden Verderbtheit seines Gemüts."

Diese mißmutige Stimmung steigerte sich noch, als er auf der Reise nach Regensburg durch Umwerfen des Wagens eine schwere Verletzung an der Hand davongetragen hatte. Er schrieb an Luther, indem er ihn von seinem Unfall berichtete, er möchte viel lieber bei ihm sein, als bei jenen Ungetümen, welche den Regentennamen trügen. Luther suchte den verzagten Freund mit ermunterndem Zuspruch aufzurichten, indem er ihm antwortete: „Ob mich auch deine gebrochene Hand jammert, glaube ich doch weder deinen noch meinen Vorbedeutungen. Unsere Sache wird nicht vom Zufall regiert, sondern von einem sicheren Rate, nicht unserem, sondern Gottes allein. Das Wort läuft, das Gebet ist brünstig, die Hoffnung duldet, der Glaube überwindet, also daß wirs mit Händen greifen müssen und, so wir nicht Fleisch wären, schlafen und feiern könnten, eingedenk des Wortes bei Mose: Ihr sollt stille sein, der Herr streitet für euch."

Den Verhandlungen des Reichstages, zu dem diesmal der Kaiser persönlich in Regensburg erschien, sollte auch diesmal ein Religionsgespräch vorangehen, für das sich die Aussichten zunächst nicht ungünstig anließen. Der Kaiser erwies sich den Protestanten ziemlich gnädig, zum großen Mißfallen der eifrigen Katholiken. Es schien ihm in der Tat um eine friedliche Beendigung des Zwiespaltes zu tun. Er hatte andere Sorgen genug; die Fortschritte der Türken in Ungarn, der unsichere Friede mit Frankreich, schwierige Zustände in Italien ließen ihn die Einheit Deutschlands wünschen, um den äußeren Feinden um so kräftiger widerstehen zu können. Unter den päpstlichen Gesandten befand sich der Kardinal Caspar Contarini, der in der Lehre von der Rechtfertigung der evangelischen Anschauung zuneigte, neben ihm freilich stand ein zweiter Legat, der nur Verfolgung predigte. Die Vertreter der katholischen Stände in Deutschland waren unter sich selbst uneins; die einen, jeder Vergleichshandlung feind, wollten am liebsten den Kaiser bestimmen, schon jetzt zu den Waffen zu greifen. An ihrer Spitze standen die Herzöge von Bayern, die sich mehrmals bei Karl V. über seine Nachsicht beschwerten. Andere verlangten nur Friede für das Vaterland, ohne Entscheidung über die Religion; noch andere, namentlich die Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, wünschten eine Verbesserung der Kirche und Versöhnung mit den Protestanten.

Zu Mitgliedern des Religionsgespräches, deren Auswahl sich der Kaiser vorbehalten hatte, ernannte dieser solche Männer, die durch ihre Mäßigung und friedliche Gesinnung bekannt waren. Evangelischerseits: Melanchthon, Butzer und den hessischen Prediger Johann Pistorius, katholischerseits: neben dem streitsüchtigen Eck, der in Rücksicht auf den Herzog von Bayern nicht zu umgehen war, zwei im Rufe der Versöhnlichkeit stehende Männer, den frommen, milden und gebildeten Theologen Julius von Pflug und den kurfürstlich-kölnischen Rat Gropper. Den drei protestantischen Mitgliedern schien es bedenklich, so wichtige Verhandlungen so wenigen Personen anzuvertrauen; sie ließen daher durch ihre Fürsten bei dem Kaiser das Gesuch anbringen, er möge einige politische Räte als Zeugen beigeben, die ihm und den Ständen Bericht erstatten könnten. Karl, der dies Begehren billigte, ernannte den Pfalzgraf Friedrich zum Präsidenten des Gesprächs und neben ihm Granvella; als „Zuhörer und Zeugen" bezeichnete er Graf Dietrich von Manderscheid, Gesandten von Köln, Eberhard Rude, mainzischen Hofmeister, Heinrich Haß, pfälzischen Kanzler, Franz Burkhart, kursächsischen Vizekanzler, Johann Feige, Kanzler von Hessen und Jakob Sturm, Gesandter von Straßburg; lauter wohlgesinnte Männer.

Trotz der Anwesenheit des Kaisers verzögerte sich der Anfang des Gesprächs noch um mehrere Wochen. Als es endlich seinen Anfang genommen hatte, tauchte plötzlich eine bis dahin geheimgehaltene Schrift auf, die der Kaiser durch seinen Kanzler Granvella den Mitgliedern des Gespräches mit dem Bedeuten überreichen ließ, daß sie den Verhandlungen zugrunde gelegt werden sollte, und die unter dem Namen des „Regensburger Buches" bekannt geworden ist. Es war wohl dieselbe Schrift, die von dem Kurfürsten von Brandenburg vor dem Reichstage zu Regensburg an Luther gesandt worden war. Hatte sich Luther anfangs über diese Schrift nicht ganz ungünstig ausgesprochen, so äußerte er sich nun, als er erfuhr, daß sie statt der Augsburger Konfession, wie die Evangelischen forderten, dem Religionsgespräch zugrunde gelegt werden sollte, viel schärfer über sie, als er es früher getan hatte. Er gelangte zu der Überzeugung, daß es sich hier mehr um eine Verhüllung der vorhandenen Gegensätze, als um eine wirkliche Anerkennung der evangelischen Lehre handle. Insbesondere fand er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, die für ihn der Kernpunkt des Evangeliums war, in zweideutiger Weise zum Ausdruck gebracht. Wenn der Kaiser, so schrieb er, diese Schrift den Teilnehmern des Gespräches übergeben habe, so sei damit klar, daß die ganze Verhandlung nur dazu dienen solle, die alten Götzen aufzuputzen und beizubehalten, denn die Schrift habe nur das Bemühen, die Lehre der Papisten so zu wenden, daß sie einen erträglichen Sinn hätten. Auch das Beste in ihr sei zweideutig und ungewiß. Es käme darauf an, die falsche

Lehre gründlich abzutun. Hiermit wünscht er, die Freunde möchten nächster Tage wohlbehalten aus Regensburg wieder heimkehren.*)

Der Verlauf der Verhandlungen sollte Luthers Besorgnis vollkommen bestätigen. Die vier ersten Artikel des Regensburger Buches, das im ganzen aus 23 Artikeln bestand, über den Zustand des Menschen vor dem Fall, den freien Willen, die Ursache der Sünde und die Erbsünde wurden unverändert angenommen; sie drückten die altkirchliche Lehre aus, obwohl nicht immer mit unzweideutiger Klarheit, aber Melanchthon stimmte ihnen zu, „da sie richtig verstanden, so hingehen könnten.“ In betreff des Artikels von der Rechtfertigung einigte man sich über eine Formel, die allerdings der evangelischen Lehre sehr weit entgegenkam und den Protestanten mehr zugestand, als was in allen Vergleichsversuchen bisher erreicht worden war. Es wurde in ihr unumwunden ausgesprochen, daß die Rechtfertigung durch den Glauben allein um des Verdienstes Christi willen erlangt werde. Calvin, der in Regensburg mit anwesend war, konnte an seinen Freund Farel schreiben: „Du wirst dich wundern, wenn du siehst, was wir von den Gegnern erlangt haben; die Unsern haben die Summe der wahren Lehre festgehalten; es ist nichts in der Formel, das sich nicht in unsern Schriften findet; wir beide würden freilich eine bestimmtere Erklärung wünschen, allein wenn Du bedenkst, mit was für Menschen wir zu tun haben, so wirst Du nicht leugnen, daß man uns viel zugestanden hat.“

Indem aber gleichzeitig hinzugefügt wurde, daß der Glaube, der gerecht macht, allein derjenige ist, der durch die Liebe kräftig ist, so erschien Luther die Formel, über die man sich in Regensburg verglich, doch nur ein „weitläufig und geflickt Ding“. Neben dem Glauben, der doch allein rechtfertige, war ihm zuviel von der Wirksamkeit, die derselbe üben müsse, neben der Gerechtigkeit, welche den Gläubigen durch Christus zuteil werde, zuviel von der eigenen Rechtsbeschaffenheit, die sie zugleich erlangen müssen, die Rede. Insbesondere war er besorgt, daß die Gegner die vereinbarten Sätze ganz nach ihrem Sinne auffassen und sie zu einem Fallstrick für die Evangelischen machen würden.

War man in betreff der Rechtfertigung zu einem mühsam erreichten Vergleich gelangt, so traten doch bei den nächstfolgenden Gegenständen der Verhandlung über die Lehre von der Kirche und von den Sakramenten, insbesondere aber in betreff der Verwandlungslehre, so unversöhnliche Gegensätze hervor, daß man diese Punkte als unerledigt zurückstellen mußte, und daß Melanchthon wiederholt darauf antragen mußte, dem Gespräch ein Ende zu machen. Doch der Kaiser drang auf dessen Fortsetzung. Nicht weniger Schwierigkeiten als die früheren bot die Verhandlung wegen der Bischöfe und des Papstes. Hinsichtlich des letzteren lehnte Melanchthon jedes Zugeständnis an die Lehre vom Papsttum mit großer Entschiedenheit ab. Dagegen erbot er sich, den Bischöfen die Ordination der Geistlichen zu lassen, unter dem Vorbehalt, daß die christliche Reformation, auf die man die Protestanten vertröste, wirklich stattfinden würde. Schließlich scheiterte aber, trotz aller Verständigung über einzelne Punkte, auch dieser Einigungsversuch, ebenso wie alle früheren, an der Forderung der Katholischen, daß die Herrlichkeit des äußeren Priestertums und Kirchentums nach wie vor aufrechterhalten bleiben und von den Evangelischen anerkannt werden sollte. Dennoch wollte der Kaiser nicht auf jeden Erfolg des Gesprächs verzichten. Die verglichenen Artikel sollten als Anhaltspunkte für etwaige weitere Vergleichungen festgehalten werden und inzwischen sollten sich beide Teile auf Grund der erzielten Verständigung gegenseitig vertragen. Auch unter den evangelischen Ständen fehlte es nicht an solchen, die geneigt waren, an den geringen Zugeständnissen, die von katholischer Seite gemacht worden waren, sich genügen zu lassen, und sich in betreff der unverglichenen Artikel nachgiebig zu zeigen. Auf Betreiben des Kurfürsten Joachim von Brandenburg wurde im Namen derjenigen protestantischen Stände, welche vorzugsweise die Einigung erstrebten, eine Gesandtschaft an Luther geschickt, die ihn bestimmen sollte, sich damit einverstanden zu erklären, daß die im Gespräch verglichenen Artikel an-

*) Vgl. D. Plitt, Dr. Martin Luthers Leben und Wirken. S. 506.

genommen und wegen der noch unverglichenen wenigstens eine irgendwie friedsame Auskunft getroffen werde. Die Fürsten Johann und Georg von Anhalt, Graf Mathias von Schulenburg und der in brandenburgischen Diensten stehende Theologe Dr. Alesius trafen zu dem Zwecke am 9. Juni in Wittenberg ein, und am nächsten Morgen wurde Luther feierlich in ihre Herberge abgeholt. Der Kurfürst war über diesen Schritt sehr beunruhigt und eilte selbst nach Wittenberg, um Luther zu warnen. Er sah in dem ganzen Vorgehen nur einen trügerischen Versuch, den weiteren Fortschritt der Reformation unter dem Vorwande des Friedens zu hindern. Auch Luther war keinen Augenblick darüber zweifelhaft, daß auf Grund der in Regensburg vereinbarten Artikel eine Vereinigung ohne Verleugnung der evangelischen Wahrheit nicht möglich sei; aber er war auch ebenso überzeugt, daß es den Gegnern gar nicht um eine wirkliche Einigung zu tun war, sondern daß sie nur einen Vorwand suchten, um die Evangelischen für das Scheitern der Einigungsversuche verantwortlich zu machen. Darum vermied er eine schroffe Abweisung und kleidete sie in eine höfliche Form, die aber nichtsdestoweniger auf eine Ablehnung hinauskam. In der Antwort, die er dem Gesandten erteilte, sprach er seine Freude über die Nachricht aus, daß eine Anzahl von Artikeln in Regensburg verglichen sein sollten, indem er zugleich sehr unverhohlen seine Bedenken gegen die Fassung äußerte, die der Artikel von der Rechtfertigung erhalten habe. Auch beim besten Willen des Kaisers, erklärte er, sei eine wirkliche Vergleichung unmöglich, da es dem andern Teile doch nicht ernst wäre, denn sonst hätten jene bei den unverglichenen Artikeln, die mit den angenommenen im schroffsten Widerspruche stehen, ja „öffentlich und klärlich wider das erste Gebot streben", nicht beharren können. Die Schwachen müsse man gewiß mit Geduld tragen, aber bei solchem Verhalten ihrer „Obrigkeiten und Kirchenämter" könne von einer zu schonenden Schwachheit, welche die Toleranz vor Gott entschuldigen könnte, nicht die Rede sein, da handle es sich vielmehr um „lauter vorsätzliche Tyrannei". Gleichwohl könnte etwas Gutes herauskommen, wenn der Kaiser es durchzusetzen vermöchte, daß die vier Artikel wirklich rein gepredigt würden, denn dadurch würde den anderen „der Gift" genommen, und sie würden, wie es bei den Evangelischen geschehen, von selbst fallen, und unter dieser Voraussetzung müsse man auch die Schwachen tragen. Ja, er rät schließlich dem Kaiser, in einem Ausschreiben diese Hoffnung auszusprechen, nämlich, daß, wenn diese Artikel rein gepredigt würden, „durch ihren klaren Bericht," die Vergleichung der übrigen sich von selbst ergeben würde. Offenbar knüpfte er damit seine Zustimmung an Bedingungen, deren Annahme von seiten der Gegenpartei, der er, wie wir hörten, keinen Ernst zutraute, für unmöglich hielt. Somit war seine Antwort eine Ablehnung. Die Regensburger Verhandlungen sah er als beendet an und riet auch dem Kurfürsten, seine Theologen abzuberufen.

Noch ehe die Gesandtschaft zurückgekehrt war, hatte die katholische Partei des Reichstags selbst schon dafür gesorgt, daß die ganze Einigungsarbeit vergeblich blieb. Besonders aufgebracht war Kurfürst Albrecht von Mainz; denn während seiner Abwesenheit in Regensburg war in Halle die in einem früheren Abschnitt erwähnte Einführung der Reformation ins Werk gesetzt worden, und er hatte damit in seinem Magdeburger Erzstift den letzten Stützpunkt verloren. In ohnmächtiger Wut forderte Albrecht jetzt, daß der Kaiser die Waffen gegen die Protestanten ergreife, wenn er anders wirklich Kaiser sein wolle, sonst wäre es besser gewesen, wenn er in Spanien geblieben wäre. Inzwischen hatte auch der Papst dem friedlich gesinnten Legaten Contarini sein entschiedenes Mißfallen an seiner ganzen Haltung ausgedrückt. Seine Vermittlungsvorschläge wurden in Rom als ketzerisch verdächtigt. Waren nun aber auch die Ausgleichsverhandlungen des Regensburger Religionsgespräches als vollständig gescheitert anzusehen, so schloß doch der Regensburger Reichstag insofern günstig für die Protestanten, als ihnen im Reichstagsabschied der Nürnberger Religionsfrieden von neuem bestätigt wurde. In einer zu dem Abschied erlassenen „Deklaration" (Erläuterung) gewährleistete ihnen der Kaiser den Besitzstand der geistlichen Güter, das Reformationsrecht gegenüber den Klöstern und die Einstellung der vom

Kammergericht wider sie angestrengten Prozesse. Der Hauptgrund, der den Kaiser zur Mäßigung und Nachgiebigkeit bewog, war wieder der Türkenkrieg, für den er die Hilfe der protestantischen Stände nicht entbehren konnte. Aber wenn auch der Kaiser durch den Reichstag zu Regensburg die von ihm versuchte Einigung nicht erreicht hatte, so hatte er dagegen einen anderen Erfolg errungen, der im weiteren Verlaufe der nächsten Jahre für die protestantische Sache verhängnisvoll geworden ist. Um für seine Doppelehe Verzeihung zu erlangen, hatte sich Landgraf Philipp von Hessen zu einem Vertrage bequemen müssen, der ihm persönlich die Hände band, und zugleich eine Schwächung des Schmalkaldischen Bundes und der ganzen protestantischen Sache bedeutete. Er mußte sich in diesem Vertrage verpflichten, weder für seine Person ein Bündnis mit dem Könige von Frankreich oder anderen auswärtigen Fürsten zu schließen, noch zuzulassen, daß neue Mitglieder in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen würden. Die letztere Verpflichtung bezog sich insbesondere auf den Herzog von Cleve, der soeben in seinen Landen die Reformation eingeführt hatte. Landgraf Philipp mußte diesen, der ein besonders wertvolles Mitglied für den Schmalkaldischen Bund gewesen wäre, schutzlos der Gewalt des Kaisers preisgeben. Dieser Vertrag des Landgrafen mit dem Kaiser trug die schlimmsten Früchte, wie er aus arger Wurzel hervorgegangen war. Kurz zuvor erst hatte König Franz, der zu einem neuen Kriege gegen den Kaiser rüstete, die Absicht gehabt, mit dem schmalkaldischen Bunde ein festes Verhältnis zu suchen. Bis dahin war der Landgraf der hauptsächlichste Träger der Beziehungen zu Frankreich gewesen, jetzt mußte er die Anerbietungen des Königs zurückweisen. Auch der Schwiegersohn des Landgrafen, Herzog Moritz, der Sohn Heinrichs von Sachsen, der seinem Vater kurz zuvor in der Regierung des Herzogtums Sachsen gefolgt war, wurde in den Vertrag mit eingeschlossen. Dieser junge Fürst, der früh gelernt hatte, Macht und Ansehen zu schätzen und die kleinliche Politik der Schmalkaldischen zu verachten, war, wenn er nicht schon damals weitergehende Pläne hatte, sicherlich längst entschlossen, seine eigenen Wege zu gehen und sich nicht von seinem Oheim, dem Kurfürsten, ins Schlepptau nehmen zu lassen. Kurfürst Joachim, dem der Kaiser dafür seine Kirchenordnung bestätigte, hatte sich gleichfalls verpflichtet, nicht in den evangelischen Bund zu treten, sondern des Kaisers Partei zu halten. So war an ein Zusammengehen der Protestanten nicht mehr zu denken.

7. Neue Erfolge des Evangeliums.

In den auf den Reichstag zu Regensburg folgenden Jahren und infolge der Zugeständnisse, die sich dort die Evangelischen von neuem errungen hatten, machte die Reformation immer weitere Fortschritte. Von ihrer Einführung in Halle, wo sie in den Tagen des Regensburger Reichstages zum Siege gelangte, ist schon in einem früheren Abschnitt die Rede gewesen. Ein gewagtes Unternehmen, das selbst bei Luther und den Wittenberger Theologen Bedenken erregte, war die Einsetzung eines evangelischen Bischofs in dem durch den Tod seines bisherigen Inhabers, des Pfalzgrafen Philipp, am 6. Januar 1541 erledigten Bistum Naumburg-Zeitz. Das Evangelium hatte in dem Gebiete dieses Bistums in Stadt und Land bereits Eingang gefunden, ohne daß Bischof Philipp es zu hindern vermocht hatte. Um so mehr beeilte sich das katholische Domkapitel, in der Person des schon früher mehrfach genannten, wenn auch mildgesinnten, doch an der katholischen Kirche festhaltenden Theologen Julius von Pflug einen neuen Bischof zu erwählen. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der als Landesherr die Oberhoheit über das Bistum in Anspruch nahm, erhob gegen die Wahl Einspruch und war entschlossen, nur einen evangelischen Geistlichen als Nachfolger auf dem Bischofsstuhl zu dulden.

Am wenigsten war er geneigt, zu der Wahl Pflugs seine Zustimmung zu geben, gegen den er von persönlichem Mißtrauen erfüllt war. Mit unumwundenen Worten ließ er ihn wissen: wer es nicht mit ihm und dem evangelischen Bekenntnis halte, den könne und wolle er nicht als Bischof in seinen Landen anerkennen. Die Räte Johann Friedrichs verhehlten ihm die Gefahr nicht, die er durch einen Schritt dieser Art auf sich ziehe. Sein Kanzler Brück wies ihn darauf hin, daß in der eigenmächtigen Einsetzung eines Bischofs eine Überschreitung seiner landesherrlichen Machtbefugnisse liege, die von üblen Folgen sein könne, er werde dadurch den Widerstand aller, die noch dem Papsttum anhingen, auf sich ziehen. Habe sich das Reich die bisherigen Anordnungen, von denen nur die niedere Geistlichkeit und die Klöster betroffen worden, gefallen lassen, so werde sich hier, wo es sich um ein Bischofsamt handle, alles entgegensetzen, was dem Papste anhänge. Auch Luther warnte und riet, das Bistum lieber vorläufig unerledigt zu lassen und nur dafür Sorge zu tragen, daß in dem Gebiete des Bistums dem Evangelium freie Bahn gelassen werde. Für den Fall, daß das Domkapitel selbst nachgebe, empfahl Luther in Übereinstimmung mit den anderen Wittenberger Theologen den treugesinnten und bei den Römischen wie Evangelischen angesehenen Fürsten Georg von Anhalt. Allein der Kurfürst ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, obwohl ihm der Kaiser selbst noch eine Warnung vor diesem eigenmächtigen Schritte hatte zugehen lassen. Aller Hinweis auf die Gefahr, in die er sich begab, ja in die er das Evangelium brachte, erwies sich als fruchtlos. Nachdem er noch einmal in Torgau mit seinen Theologen eine Unterredung gehabt hatte, in der er diese von seinem Rechte zu überzeugen suchte, und ihm hier geraten war, er solle eine Wahl des Bischofs im Einvernehmen mit dem Adel und den Räten der Stadt vornehmen, führte er sein Vorhaben aus. Doch fiel seine Wahl nicht auf den Fürsten von Anhalt, den ihm Luther vorgeschlagen hatte, sondern auf Nikolaus von Amsdorf, den Freund Luthers und Stadtpfarrer von Magdeburg, weil er glaubte, daß dieser besser in die bescheidenen und untergeordneten Verhältnisse des Bistums passen werde. Auch sprach in den Augen des Kurfürsten für diesen der Umstand, daß Amsdorf von Adel und zugleich unverehelicht war. In feierlicher Weise sollte die Einführung des neuernannten Bischofs vollzogen werden. Am 18. Januar 1542 kam Luther, von Melanchthon und einem kurfürstlichen Juristen begleitet, mit Amsdorf nach Naumburg; eine Stunde später zog der Kurfürst mit seinem Bruder Ernst und zahlreichem Gefolge in Naumburg ein. Dann wurde mit den Ständen des Stiftes und den Räten von Naumburg und Zeitz verhandelt. Der Kurfürst eröffnete ihnen, daß er als oberster Herr und Patron nunmehr einen christlichen Bischof „nach Ordnung der ursprünglichen, heiligen apostolischen Kirche“ einführen wolle und dazu den hier gegenwärtigen Nikolaus von Amsdorf ausersehen habe. Soweit die Stände des Bistums erschienen waren, erklärten sie, mit Leib und Leben bei der evangelischen Sache beharren zu wollen. Luther mußte sie nur noch darüber belehren, daß sie dem Domkapitel, als ihrer weltlichen Obrigkeit, ihren Eid zu halten nicht verpflichtet wären, weil es ihnen widerrechtlich einen Verfolger der Kirche zum Bischof setzen würde. Damit gaben sich die Stände zufrieden und baten nur, daß dieses Urteil Luthers, um des gemeinen Mannes und der zu erwartenden Nachrede willen, gedruckt und veröffentlicht werden möchte.

Am 20. Januar wurde dann die Weihe des neuen Bischofs von Luther im Dom vollzogen. Der Superintendent Medler bestieg zunächst vor versammelter Naumburger Geistlichkeit, Kapitelschaft und Gemeinde die Kanzel, um anzukündigen, daß durch den Landesfürsten und die Stände ein rechter christlicher Bischof ernannt worden sei, der, wie er gewiß hoffe, auch die Zustimmung des christlichen Volkes finde, und forderte damit die Gemeinde auf, dieses durch ein lautes Amen zu bezeugen. Dann wurde vom Chor das „Komm heilger Geist“ gesungen und nun trat Luther an den Altar und hielt eine Ansprache über Apostelgeschichte 20, 28 „So habet nun acht auf euch und auf die ganze Herde, unter welche der Heilige Geist euch gesetzt hat zu Bischöfen“. Hierauf trat der Neuerwählte samt mehreren Geistlichen als den „Bischöfen“ der nächsten

Städte an den Altar und kniete nieder. Luther legte ihm die Pflichten eines evangelischen Bischofs an das Herz, und weihte ihn unter Beistand der umstehenden Geistlichen mittelst Handauflegen und Gebet ein.*) Den Schluß der Feier bildete das deutsche „Tedeum“ (Herr Gott Dich loben wir), unter dessen Gesang der neue Bischof feierlich in den Chor zum bischöflichen Throne geführt wurde, wo ihn die anwesenden Fürsten und Stände beglückwünschten. Luther begleitete den neuen Bischof dann auch nach Zeitz zur Huldigung der dortigen Stände.

Das war die erste Weihe eines evangelischen Bischofs, bei der man nach Möglichkeit auf altkirchliche Formen zurückging. Von der bischöflichen Herrlichkeit blieb dem neuen Bischof freilich nicht viel mehr als der Titel. Die weltliche Verwaltung kam, worauf es von vornherein abgesehen und womit Luther einverstanden war, in die Hand kurfürstlicher Vögte. Seine Einkünfte hatte man auf das nötigste beschränkt. Alles übrige sollte zu Kirchen- und Schulzwecken und einer gründlichen Reformation dienen, wobei dem Bischof ein Konsistorium zur Seite stehen sollte. Aber damit ging es, wie immer, zu Luthers Leidwesen sehr langsam. Und die Sorge Brücks vor schweren Verwicklungen, welche die kühne Tat des Fürsten nach sich ziehen würde, wurde in der Folge nur zu sehr gerechtfertigt.**)

Ähnliches trug sich bald nachher im Bistum Merseburg zu. Im Jahre 1544 wurde Prinz August von Sachsen, Bruder des Herzogs Moritz, zum Bischof gewählt. Da dieser selbst kein Geistlicher war, ernannte Herzog Moritz zum geistlichen Verwalter des Stifts den frommen und gelehrten Fürsten Georg von Anhalt, der seit 1526 Dompropst zu Magdeburg war und sich, wie wir früher gesehen haben, im Jahre 1530 zur Reformation bekannt hatte. Am 2. August 1544 wurde er im Beisein des ihm innig befreundeten Melanchthon von Luther zum Bischof geweiht, aber so wie Amsdorf nur als geistlicher Hirte ohne weltliche Verwaltung und Macht.

*) Plitt, Luther. S. 515.
**) Kolde, Martin Luther. S. 513.

Der einzige Fürst in Norddeutschland, der als ein erbitterter Feind jeder kirchlichen Neuerung noch mit Zähigkeit an der alten Kirche festhielt, war Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieser war ein gewaltsamer Fürst, der in einem wüsten, unordentlichen Leben seinen Begierden die Zügel schießen ließ. Ihm verursachte es nicht, wie seinem hessischen Nachbar, Gewissensbedenken, seiner Gemahlin die Treue zu brechen. Den eigenen Bruder hat er zwölf Jahre lang gefangen gehalten, und ihm am Ende nur gegen den nachteiligsten Vertrag die Freiheit zurückgegeben. Auch im täglichen Leben und Verkehr war er ein rücksichtsloser, wüster Geselle. Wenn ihm beim Gelage ein älterer Fürst nicht im Trunke mit gleich starken Zügen Bescheid tat, stand er beleidigt vom Tisch auf. Schon lange lag er mit dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Landgrafen Philipp in bitterem Streit. Dem wütenden Protestantenfeinde, dem offenkundigen Wüstling und hinterlistigen Friedensbrecher, der aber bei all seiner persönlichen Unwürdigkeit das Ohr des Kaisers besaß, traute man die schlimmsten Dinge zu.*) Als die seinem Gebiete benachbarte Stadt Goslar ein vor ihren Mauern gelegenes Kloster eingezogen hatte, wußte er es durchzusetzen, daß von dem Reichskammergericht über die Stadt die Acht verhängt, und ihm selbst die Ausführung der Achtserklärung übertragen wurde. Auffallend viel Brände in der ihm feindlichen Stadt Eimbeck, aber auch im Gebiete von Hessen und Sachsen, wurden auf ihn zurückgeführt, und nicht wenige gefangene Mordbrenner gestanden, von ihm gedungen zu sein. Schon seit anderthalb Jahren wechselte er besonders mit dem Landgrafen Philipp öffentliche Schmähschriften voll der größten Beleidigungen. Als wieder eine solche Schmähschrift des Braunschweigers gegen den Kurfürsten, den Landgrafen und die Evangelischen überhaupt erschien, übernahm Luther im äußersten Unmut die Erwiderung. Er ließ gegen ihn eine Schrift erscheinen, der er den Titel gab: „Wider Hanswörst.“ Er hatte diesen Titel darum gewählt, weil der Herzog ihm nachgesagt hatte, daß er seinen Herrn, den Kurfürsten, einen

*) Kolde, Martin Luther. II. S. 499.

„Hanswurst“ zu nennen pflege. Nachdem er sich in der Vorrede wider diesen Vorwurf verwahrt und erklärt hatte, daß er diesen Namen, den man von groben Tölpeln gebrauche, die klug sein wollten, aber ungeschickt zur Sache redeten oder täten, niemals auf eine bestimmte Person, es sei Freund oder Feind, angewandt habe, will er nun den Herzog Heinz allerdings so genannt wissen. Diese Schrift, die zu den gewaltigsten und derbsten Streitschriften Luthers gehört, ist aber keineswegs bloß gegen die Person des Herzogs gerichtet, sondern vielmehr gegen den von dem Herzog wider die Evangelischen erhobenen Vorwurf des Aufruhrs und des Abfalls von der rechten Kirche. Dieser Vorwurf gibt ihm Veranlassung, noch einmal zu zeigen, was die wahre Kirche sei, und wie nicht die Evangelischen, die das Wort Gottes, die Sakramente und das Amt der Schlüssel mit der alten Kirche gemein hätten, die das apostolische Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, das Recht der weltlichen Obrigkeit, den heiligen Ehestand als göttliche Stiftung festhielten, abgefallen wären, sondern wie ihre Gegner vielmehr „dem Teufel eine neue Kirche erbaut hätten, aus der Gott die Evangelischen herausgerissen habe“. Um den Vorwurf des Aufruhrs zurückzuweisen, erzählt er noch einmal die Anfänge des ganzen Streites und zeigt, daß jene, nicht die Evangelischen, die Anfänger „des lutherischen Lärmens“, wie sich Herzog Heinrich ausgedrückt hatte, gewesen seien. Dem Leben nach, gibt er zu, habe die Kirche freilich Sünde, aber der Lehre nach sei sie rein und müsse sie rein sein. Von Leuten, wie Heinz, will er jedenfalls keinen Tadel wegen sündlichen Lebens der evangelischen Kirche dulden, es sei denn, daß sie erst selbst Buße getan hätten. Und nun geht er zu den schlimmsten persönlichen Angriffen auf das Leben des Herzogs über, den er einen Ehebrecher, einen Mordbrenner, einen wilden Tyrannen, dazu einen Feigling schilt.

Es ist eine von heiligem Zorne erfüllte derbe Sprache, die Luther in dieser Schrift führt, und sie findet nur in der Roheit des Tones ihre Rechtfertigung, dessen sich der Herzog seinerseits bedient hatte. Luther selbst fand sie übrigens, wie aus einem Briefe an Melanchthon hervorgeht, noch sehr maßvoll. Es müsse das, meint er, vom Befinden seines Kopfes herkommen, an dem er gerade damals viel zu leiden hatte, und sein Geist sei wohl dadurch gehemmt worden, kräftiger anzustürmen.

Im Jahre 1542 wurde dem gewalttätigen Treiben des Herzogs endlich ein Ziel gesetzt. Obwohl der Kaiser um des Regensburger Religionsgespräches willen die Achtserklärung gegen die Stadt Goslar aufgehoben hatte, schickte sich Herzog Heinrich doch zur Vollziehung derselben an. Da zogen Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp gegen ihn vereinigt zu Felde. Auch Luther erklärte diesen Krieg gegen „Heinz Mordbrenner“ für recht und notwendig, weil es sich um Schutz für Unterdrückte handle. Wolfenbüttel, auf dessen unüberwindliche Befestigungen der Herzog pochte, erlag am 13. August 1542 schnell dem Kriegsgeschick und der Kühnheit Philipps. Luther triumphierte, daß die Feste, von der es geheißen, sie halte eine sechsjährige Belagerung aus, mit Gottes Hilfe in drei Tagen gefallen sei. Er wünschte den Siegern nur Demut, und daß sie Gott die Ehre geben. Sie besetzten das Land, dessen Fürst hinwegfloh, und richteten darin das evangelische Kirchenwesen auf, übereinstimmend mit den Wünschen der Bevölkerung. Zwei Jahre später, im Jahre 1545, machte Herzog Heinrich den Versuch, mit Hilfe einer im Mecklenburgischen gesammelten Söldnerschar, sich seines Landes wieder zu bemächtigen. Aber als Kurfürst Johann Friedrich, Herzog Moritz von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen vereinigt mit einem weit stärkeren Heere gegen ihn auszog, endete das prahlerische und großsprecherische Selbstgefühl, mit dem er den Zug unternommen hatte, mit seiner schmählichen Niederlage und Gefangenschaft, in die er sich dem Landgrafen selbst überliefern mußte. Er wurde von neuem seines Landes entsetzt und als Gefangener nach Ziegenhain in Verwahrsam gebracht.

Um dieselbe Zeit schien auch das von der Weser bis zur Maas reichende Gebiet der Herzögtümer von Cleve, Jülich und Berg, die schon seit dem Jahre 1511 unter Herzog Johann III. von Cleve in einer Hand vereinigt worden waren, sich der Reformation erschließen zu sollen. Johann III. hatte es zwar für



Luther im Kreise seiner Familie.
Nach dem Gemälde von G. Spangenberg.

seine Person vermieden, der Reformation offen beizutreten, obgleich sie in seinen Landen bald nach dem ersten Auftreten Luthers in vielen Orten am Niederrhein festen Fuß gefaßt hatte, und seine Tochter Sibylla mit dem Kurprinzen Johann Friedrich von Sachsen, dem nachmaligen Kurfürsten, vermählt worden war. Nur eine vermittelnde und darum nur halbe Religionsordnung gelangte unter seiner Regierung zur Einführung. Nachdem aber Johannes Sohn, Herzog Wilhelm IV., als erst dreiundzwanzigjähriger Jüngling im Jahre 1539 zur Regierung gelangt war, ließ er seinen Beitritt zur Augsburgischen Konfession erklären und im Februar 1543 genoß er selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und berief Melanchthon zu sich zur völligen Einführung der Reformation. Auch schloß er sich dem Schmalkaldischen Bunde an. Leider wurde er aber von diesem ebenso wie von dem Könige von Frankreich, auf dessen Hilfe er gerechnet hatte, völlig im Stiche gelassen, als er noch in demselben Jahre wegen des Besitzes von Geldern und Zütphen mit Kaiser Karl V. in Streit geriet, und dieser an der Spitze eines stattlichen Heeres persönlich in seinen Landen einfiel. Das befestigte Düren wurde von den kaiserlichen Truppen erstürmt und die Stadt aufs entsetzlichste geplündert und verheert. Von Schrecken ergriffen, ergaben sich Jülich, Roeremond und andere Städte in den clevischen Landen den kaiserlichen Truppen. Herzog Wilhelm zeigte sich dem über ihn hereingebrochenen Sturme nicht gewachsen. Im Geleite einiger Freunde und Nachbarn, die bei dem Kaiser in Gnaden standen, begab er sich in das Feldlager desselben nach Venlo, tat fußfällig Abbitte und schloß einen Vertrag, in welchem er auf Geldern und Zütphen sowie auf alle seine auswärtigen Beziehungen Verzicht leisten mußte. Seine alten Lande behielt er durch des Kaisers Gnade, aber er mußte ausdrücklich versprechen, daß er alle seine Erblande, Besitzungen und Untertanen in dem Glauben der alten Kirche erhalten, durchaus keine Neuerung vornehmen oder zulassen und eifrigst dafür sorgen wolle, daß jede durch seine Untertanen oder durch andere etwa schon bewirkte Änderung oder Neuerung wieder abgestellt werde. Seitdem waren ihm die Hände so gebunden, daß er die Reformation höchstens dulden konnte und nicht selten sie verhindern und verfolgen mußte. Mit der glänzenden, großartigen Stellung, welche die clevischen Lande in den letzten Jahren eingenommen hatten, war es nun vorüber. Mehr als er fühlte das seine Mutter Maria, durch welche Jülich an Cleve gekommen und das Land groß geworden war, eine Frau von starker Gesinnung und hochstrebendem Selbstgefühl, voller Hingebung an die Sache der Reformation. Das Unglück brach ihr das Herz; sie starb, als sie die Bedingungen des Vertrages von Venlo erfahren hatte. In dem clevischen Anteil der in der Hand des Herzogs Wilhelm vereinigten Lande gab erst deren Anfall an das Haus Brandenburg im Jahre 1609 den evangelischen Bewohnern die völlig freie Religionsübung zurück.

Das größte Aufsehen aber machte es, als auch einer der höchsten geistlichen Fürsten, der Erzbischof und Kurfürst von Köln, sich anschickte, in seinen Landen die Reformation einzuführen. Galt doch gerade Köln nächst Ingolstadt für die stärkste Hochburg des alten römischen Kirchenwesens und die dortige Universität hatte sich schon in der Stellung, die sie zu dem Humanismus einnahm, jeder freieren geistigen Regung feindlich gezeigt. Den erzbischöflichen Stuhl von Köln hatte Graf Hermann von Wied inne, in der ersten Zeit seiner Regierung ein mehr weltlicher als geistlicher Herr und anfänglich ein entschiedener Gegner jeder von unten her, nicht von seiten der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit ausgehenden Reformation. Noch im Jahre 1529 hatte er die Verbrennung der ersten Märtyrer des evangelischen Glaubens, Adolf Klarenbach und Peter Flystetten, ruhig geschehen lassen. Die Hinrichtung dieser beiden Blutzeugen hatte aber in Köln die auch dort begonnene reformatorische Bewegung nicht völlig unterdrücken können. Schon im Jahre 1532 fand in Köln heimlich evangelischer Gottesdienst statt und alle Maßregeln des streng katholisch gesinnten Rates, das Eindringen evangelischer Lehren in die Stadt zu verhindern, erwiesen sich als unzureichend. In dem Augustinerkloster — da, wo jetzt das städtische Kasino steht — wurde sogar öffentlich Luthers Lehre gepredigt, bis der Rat es

mit Gewalt verhinderte. Ein kölnischer Franziskaner, der gelehrte und angesehene Priester Johannes Meinertzhagen, erklärte sich offen für die evangelische Lehre und gab einen deutschen Katechismus heraus, der die wichtigsten evangelischen Lehren enthielt. Es gab auch in der Tat kaum ein Gebiet in Deutschland, in dem eine Kirchenverbesserung mehr not getan hätte, als gerade das Kölner Erzstift. Die Religion des Volkes bestand in diesen Gegenden fast ausschließlich im Bilderdienst. „Wenn jetzt Ambrosius und Augustinus," so schreibt Melanchthon über die kirchlichen Zustände im Kölner Erzstift, „wieder aufleben und zu einem solchen Schauspiel kommen sollten, bei welchem die Meßpfaffen in langer Reihe einherschreiten, hölzerne, silberne, marmorne Bilder tragend, denen sodann der das Brot tragende Weihpriester folgt, und wenn sie sähen, wie die am Boden liegende Menschenmenge das Brot anruft, — sie würden sich entsetzen und fragen, wo in aller Welt sie sich befänden, und welche neue heidnische Zeremonieen nach ihrer Zeit entstanden wären. Denn sie würden nicht glauben, in einen Ort, wo die christliche Kirche sei, gekommen zu sein." Die Religion ging völlig im Heiligen- und Bilderdienst auf. Unter dem Volke herrschte die allergrößte Unwissenheit. Melanchthon erzählt, daß in einem Dorfe Bauern auf die Frage, ob sie Gebete wüßten, antworteten: „Es wäre genug, wenn der Priester sie wüßte, der ja deswegen bezahlt würde, um für sie zu beten." Unter der Geistlichkeit war die größte Unsittlichkeit verbreitet. Ein großer Teil derselben waren Schenkwirte und standen in dem Rufe des Ehebruches und der Unzucht. Bei diesen Zuständen vermochte sich Erzbischof Hermann nicht länger der Erkenntnis zu verschließen, daß eine Besserung der Kirche in seinen Landen dringend not tat, und er beschloß, sie mit Hilfe seines Ratgebers Johann Gropper selbst in die Hand zu nehmen. Zu dem Zwecke berief er im Jahre 1536 ein Provinzialkonzil zur Beratung einer heilsamen Reformation, an welchem die dem Erzbischofe untergeordneten Bischöfe von Lüttich, Utrecht, Münster, Osnabrück und Minden und die ganze höhere Geistlichkeit seines Sprengels teilnahm. Innerhalb der Schranken der alten Kirche und ihren Grundsätzen gemäß sollte wenigstens die Abstellung der schlimmsten Mißbräuche versucht werden. Aber die auf diesem Wege erstrebte Kirchenverbesserung scheiterte an der Hartnäckigkeit und Gleichgültigkeit der höheren Geistlichkeit, namentlich des Domkapitels, und an dem Widerstand der Mönche und Theologen. Kurfürst Hermann, der sich inzwischen immer mehr von der Wahrheit und Reinheit der evangelischen Lehre überzeugt hatte, beschloß daher, sich bei seinen Reformationsbestrebungen auf die weltlichen Stände seiner Lande zu stützen und sie mit deren Hilfe ins Werk zu setzen. Er berief den Straßburger Theologen Martin Butzer an seinen Hof und auch Melanchthon wurde von ihm zu Rate gezogen. Unter seiner Beihilfe wurde von Butzer im Anschluß an die Nürnberger Kirchenordnung ein Reformationsbuch für das Kölner Erzstift ausgearbeitet, in dem sich das Bemühen des Erzbischofs kundgibt, in dem Gebiete seines Kurfürstentums eine evangelische Ordnung mit möglichster Schonung der in der alten Kirche bestehenden Einrichtungen durchzuführen. Die weltlichen Stände erklärten sich auf dem im Jahre 1543 abgehaltenen Landtag mit dieser Kirchenordnung einverstanden und so schien in den kölnischen Landen der Verlauf der Dinge zu den größten Hoffnungen für die evangelische Sache zu berechtigen. Auch der Bischof von Münster, Graf Franz von Waldeck, der sich erst der Reformation in seiner Stadt widersetzt hatte, dann aber zur Unterdrückung der Wiedertäufer genötigt gewesen war, sich mit protestantischen Fürsten zu verbinden, wurde nun aus einem Gegner der Reformation ein Freund derselben. Alle diese Hoffnungen wurden aber durch das gewaltsame Einschreiten des Kaisers vernichtet. Dieser war schon wegen der nahen Nachbarschaft der kölnischen Lande, die unmittelbar an die Niederlande grenzten, entschlossen, die reformatorische Bewegung in den ersteren zu unterdrücken, und in diesem Entschluß hatte er an dem Domkapitel, namentlich an dessen geistlichen Mitgliedern, sowie an der Universität und dem Rate der Stadt Köln mächtige und einflußreiche Bundesgenossen. Nachdem er den Herzog Wilhelm von Cleve durch den Venloer Vertrag gedemütigt hatte, bekam

er um so mehr freie Hand, um auch in Köln gegen die reformatorische Bewegung einzuschreiten. Erzbischof Hermann mußte auch auf des Kaisers Verlangen Butzer sofort entlassen, nachdem Melanchthon schon früher nach Wittenberg zurückgekehrt war. Das Domkapitel betrieb, durch den Rückhalt, den es an dem Kaiser hatte, ermutigt, die Entsetzung des Erzbischofs, der nun auch von den weltlichen Ständen im Stiche gelassen wurde. Der schmalkaldische Bund, an den er sich um Hilfe wandte, ließ es bei leeren Worten und Mahnungen zum Ausharren bewenden, ohne zu tatkräftiger Hilfe sich zu ermannen. Auch war er schon in sich selbst zu sehr geschwächt, um zu entschlossenem Eintreten für den bedrohten Kurfürsten den Mut zu finden. Gegen diesen erwirkten seine Gegner in Rom Bannbulle und Amtsentsetzung, worauf der Kaiser die Untertanen des Erzbischofs aufforderte, ihm den Gehorsam zu verweigern und den vom Domkapitel zu seinem Nachfolger erwählten und vom Papste bestätigten bisherigen Koadjutor des Erzbistums, Adolf von Schauenburg, als ihren rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen. Hermann von Wied zog sich im Januar 1547 auf sein Stammschloß Alt-Wied zurück, wo er nach fünf Jahren, am 15. August 1552, sein stilles und frommes Leben beschlossen hat, nachdem er mit vieler Andacht das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen hatte. Vergeblich hatte er sich vor der Niederlegung seines Amtes noch bemüht, wenigstens seinen bisherigen Untertanen das Recht der freien Religionsübung zu retten. Hermanns Nachfolger hatte nichts Eiligeres zu tun, als überall im ganzen Lande die evangelische Lehre wieder mit Gewalt auszurotten; die evangelischen Prediger wurden vertrieben, und alle Evangelischen mußten entweder wieder katholisch werden oder auswandern; von dem Adel der kurkölnischen Lande, welcher zum größten Teil der Reformation beigetreten war, blieb nur ein einziger seinem Bekenntnis treu.

Festeren Fuß hat die Reformation am Oberrhein gefaßt, wo sich zuerst der greise Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz nach dem Vorschlage Melanchthons zur Einführung einer möglichst schonenden und erhaltenden Reformation entschloß. Wir werden später sehen, wie unter dessen zweitem Nachfolger, dem Kurfürsten Friedrich III., die Reformation in den kurpfälzischen Landen zur Einführung gelangt ist.

Auch an der äußersten westlichen Grenze des Reiches machte sich der Fortschritt der reformatorischen Bewegung bemerkbar. In Metz, das noch seinen Ehrgeiz darin sah, zu den deutschen Reichsstädten zu gehören, hatte dieselbe so früh wie in irgend einer andern begonnen, und sie fand auch hier ihre wirksamste Unterstützung an dem Widerstand des Magistrates gegen die geistliche Gewalt. Nicht minder hatte die Reformation in Süddeutschland weitere Fortschritte zu verzeichnen. Hier ist vor allem der Anschluß der damals mächtigen und angesehenen Stadt Regensburg zu erwähnen. Der Rat der Stadt räumte am 3. September 1542, nachdem noch tags zuvor König Ferdinand in den Mauern der Stadt geweilt hatte, der evangelischen Predigt die Kirche des Franziskanerklosters ein. Wenige Wochen darauf wurde fast von der gesamten Bürgerschaft das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert, und die Stadt erhielt eine vollkommen evangelische kirchliche Verfassung. In der an das Herzogtum Bayern grenzenden Oberpfalz führte Otto Heinrich von Pfalz-Neuburg die Reformation ein, und schloß sich, unbekümmert um die Feindschaft der Herzöge von Bayern, die er sich dadurch zuzog, dem schmalkaldischen Bunde an. Auch in Bayern selbst, dessen Herzöge, wie wir gesehen haben, die erbittertsten Gegner der Reformation waren, fand die evangelische Lehre in immer weiteren Kreisen Anhänger. Ebenso war es in Österreich.*) Am 13. Dezember 1541 übergab eine Abordnung der niederösterreichischen Stände dem König Ferdinand eine Bittschrift, in welcher das Unglück der Türkenkriege geradezu von dem Widerstand hergeleitet wird, den man dem göttlichen Worte leiste, und von dem Götzendienste, den man noch treibe, denn nicht anders sei das katholische Wesen mit seiner übertriebenen Heiligenverehrung zu bezeichnen. Sie flehen den König an, wenigstens niemand zu verjagen, der den Artikel von der Rechtfertigung predige. Ein streng katholisch

*) Vgl. L. von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. IV. Bd. S. 235.

37*

gesinnter Zeitgenosse, der in diesen Jahren in Österreich reiste, versichert, er habe allenthalben das Volk von unkatholischen Meinungen angesteckt gefunden, und zwar die Edelleute noch mehr als das Volk: die meisten von ihnen seien von Herzen lutherisch; fast alle Schulmeister und Pfarrer, die er kennen gelernt, seien aus der Melanchthonischen Schule hervorgegangen.

So schienen die Aussichten für den Protestantismus um die Mitte der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts die allergünstigsten zu sein. Die reformatorische Bewegung, schreibt der Altmeister deutscher Geschichtsforschung, L. von Ranke, war aus den eigensten geistigen Trieben der Nation hervorgegangen; sie umfaßte jetzt die weltlichen Fürstentümer bei weitem zum größten Teile, mit wenigen Ausnahmen alle Städte, und machte soeben einen Versuch, auch das geistliche Fürstentum zu durchdringen, ohne es umzustürzen. Sie verband die äußersten Grenzen: Riga und Metz, die Ausflüsse des Rheins, wo sie sich gewaltig regte, und die mittlere Donau; sie verknüpfte auch die getrennten Glieder wieder mit den alten Mittelpunkten. Böhmen, wo unter der Einwirkung der deutschen Gedanken die einheimische nationale Literatur zur höchsten Vollendung gelangte, Schlesien, dessen Fürsten sich nichts Besseres wünschten, als in den Schmalkaldischen Bund zu treten, Preußen, wo Herzog Albrecht einen deutsch-protestantischen Hof eingerichtet und sich angelegen sein ließ, sein Land mit deutscher Bildung in Verbindung zu halten. Holland hätte sich wohl niemals von Deutschland getrennt, wenn es einen protestantischen Erzbischof in Köln gegeben hätte.

Auch in der Schweiz war der Gegensatz, der noch in der Lehre vom Abendmahl obwaltete, immer mehr zurückgetreten. In den deutschen protestantischen Kirchen herrschte, wenn auch dann und wann einmal der alte Hader in einzelnen Zuckungen aufflammte, doch im ganzen unter dem Vortritt der Wittenberger Schule die beste Eintracht. Die auf den allgemeinen Umsturz gerichteten Bestrebungen, die in den Bilderstürmern, in den Bauernkriegen, in dem wüsten Treiben der Wiedertäufer zum Ausbruch gekommen waren, waren überwunden und machten sich kaum noch bemerkbar. Bei alledem war in den evangelischen Kreisen die ernste Neigung vorhanden, um der kirchlichen Einheit willen die weitgehendsten Zugeständnisse in betreff der Beibehaltung des bischöflichen Amtes, der äußeren kirchlichen Gebräuche und der sog. Mitteldinge zu machen, wenn Deutschland dadurch vor der religiösen Spaltung bewahrt werden könnte. Aber gerade jetzt bereitete sich eine Wendung der Dinge vor, bei der es auf nichts Geringeres als auf die Vernichtung des Protestantismus abgesehen war, und durch die ein Kampf heraufbeschworen wurde, der zur dauernden Spaltung Deutschlands in zwei konfessionell getrennte Heerlager geführt hat.

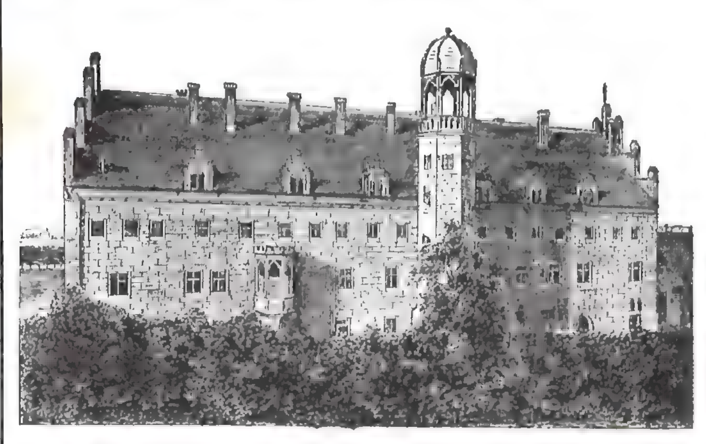


Luthers Wohnung, das frühere Augustinerkloster in Wittenberg, zu Luthers Zeiten.

8. Luthers letzte Lebensjahre und seliger Heimgang.

Die unheilvolle Wendung der Dinge, auf die wir am Schlusse des vorigen Abschnittes hingedeutet haben, sollte Luther nicht mehr erleben. Er ist vor dem hereinbrechenden Unglück dahingerafft worden, nachdem ihm noch die letzten Jahre seines Lebens durch schwere körperliche Leiden, sowie durch mancherlei Sorgen und Kümmernisse getrübt worden waren. Seit dem schweren Anfall seines Steinleidens, der ihn in Schmalkalden dem Rande des Grabes nahe gebracht hatte, war seine Gesundheit erschüttert, und er ist seitdem kaum ein Jahr von neuen heftigen Krankheitsanfällen verschont geblieben. So schrieb er im Jahre 1541 dem in Regensburg weilenden Melanchthon von einem „Fluß im Kopfe", der nicht bloß mit einem beängstigenden Schwindel, sondern auch mit Taubheit und unerträglichen Schmerzen verbunden sei. Sein Kurfürst schickte ihm bei dieser Erkrankung seinen eigenen Leibarzt zur Hilfe. Er dankte ihm dafür in einem Schreiben, in welchem es heißt: „Ich hätte wohl gern gesehen, daß der liebe Herr Jesus mich hätte mit Gnaden hinweggenommen, der ich nun doch mehr wenig nutze bin auf Erden." In einem Schreiben an die Kurfürstin Sibylle, die sich im März 1544 nach seinem Befinden erkundigt hatte, berichtete er zwar, daß es ihm wohl besser gehe, als wie er es vor Gott verdiene, aber er fügte hinzu: „daß ich aber am Haupt zuweilen untüchtig bin, ist nicht wunder. Das Alter ist da, welches an ihm selbst alt und kalt und ungestalt ist, krank und schwach ist. Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Ich habe lange genug gelebt, Gott beschere mir ein selig Stündlein, damit der faule, unnütze Madensack unter die Erde komme und zu seinem Volk und den Würmern zuteil werde. Achte auch wohl, ich habe das Beste gesehen, das ich hab auf Erden sehen sollen. Denn es läßt sich an, als wollte es böse werden. Gott helfe den Seinen! Amen!" Auch sonst bezeichnete er sich wohl als einen abgelebten Greis, mit dem es bald zu Ende gehen werde.

Zu großem Schmerze gereichte ihm der am 20. September 1542 erfolgte Tod seines dreizehnjährigen Töchterleins Magdalene, an dem sein Vaterherz mit besonders zärtlicher Liebe hing. Als sein Lenchen, wie er sie nannte, daniederlag, klagte er: „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen." Sie selbst fragte er: „Magdalenchen, mein Töchterlein, du bliebest gerne hier bei deinem Vater und zeuchst auch gerne zu jenem Vater?" Und sie antwortete: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Als es dann mit ihr zum Sterben kam, fiel er vor ihrem Bett auf die Knie, weinte bitterlich und betete um ihre Erlösung, worauf sie in seinen Armen entschlief. Da sie im Sarge lag, sah er sie an und sprach: „Ach, du liebes Lenechen, du wirst wieder auferstehn und leuchten wie ein Stern, ja, wie die Sonne," und fügte dann hinzu: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber in dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexiert einen über die Maßen sehr; Wunderding ist, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein." Die Mutter tröstete er mit den Worten: „Liebe Käthe, denke doch, wo sie hinkommt, sie kommt ja wohl,"



Das Lutherhaus in Wittenberg nach der Renovierung.

und als sein Lenchen begraben wurde, sagte er zu der Menge der Leidtragenden: „Ich habe eine Heilige gen Himmel geschickt; o, hätten wir einen solchen Tod. Einen solchen Tod wollte ich zu dieser Stunde annehmen.“ Ähnlich sprach er sich in seinen Briefen an seine Freunde aus; so schrieb er an Jonas: „Du wirst gehört haben, daß meine liebste Tochter Magdalena wiedergeboren ist zu Christi ewigem Reich; und obwohl ich und meine Frau nur freudig danken sollten für ihren so glücklichen Hingang, dadurch sie der Macht des Fleisches, der Welt, des Türken und des Teufels



Herzog Moritz von Sachsen.

entronnen ist, ist doch die Macht der natürlichen Liebe so groß, daß wir's nicht können ohne Schluchzen und Herzensseufzer, ja ohne ein schweres inneres Sterben; so tief und fest ruhen uns im Herzen die Mienen, Worte, Gebärden der lebenden und sterbenden, gehorsamen und ehrerbietigen Tochter, daß nicht einmal Christi Tod diesen Schmerz ganz austreiben kann.“

Viel schwerer aber als sein körperliches Leiden und dieses häusliche Weh lasteten auf ihm noch andere Sorgen. Mancherlei verdrießliche Vorgänge, die der Sache des Evangeliums zum Schaden gereichten, bereiteten ihm schweren Kummer. Von dem Ärgernis, das der Landgraf Philipp durch seine Doppelehe gegeben hatte, ist schon (S. 279ff.) die Rede gewesen. Nicht lange darauf wurde die evangelische Sache durch eine Entzweiung zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Herzog Moritz von Sachsen ernstlich gefährdet. Herzog Heinrich von Sachsen, der Bruder und Nachfolger des der Reformation besonders feindlich gesinnten Herzogs Georg, war nach nur zweijähriger Regierung am 18. August 1541 gestorben, und ihm war sein zwanzigjähriger Sohn Moritz gefolgt. So jung dieser war, so war er doch schon reich an Erfahrung und voll ehrgeiziger Entschlüsse, wie er auch schon bei Lebzeiten des Vaters diesem gegenüber eine große Selbständigkeit gezeigt hatte. Gegen den Willen der Eltern hatte er sich mit Agnes von Hessen, der Tochter des Landgrafen Philipp, vermählt. Auch sonst scheint er schon früh seine eigenen Wege gegangen zu sein. Gleich beim Antritt seiner Regierung zeigte er eine für einen zwanzigjährigen Fürsten ungewöhnliche Tatkraft. Herzog Heinrich hatte die Teilung des Landes zwischen Moritz und seinem Bruder August in der Weise angeordnet, daß dem letzteren das Land Meißen zufallen sollte. Moritz ließ die Bestimmung des Testaments unbeachtet, und nahm die gesamten herzoglichen Lande für sich in Anspruch, während sein Bruder durch ein fürstliches Jahrgehalt abgefunden wurde. Um sich seine volle Selbständigkeit zu wahren, lehnte er den Eintritt in den Schmalkaldischen Bund ab, obwohl sein Vater bei seinem Eintritt in den Bund diesem gegenüber für sich und seinen Sohn bindende Verpflichtungen übernommen hatte. Herzog Moritz berief sich darauf, daß er persönlich in dieser Beziehung keine Zusage gegeben habe, und versprach nur, zur Verteidigung der Religion immer bereit zu sein. Dem Kurfürsten Johann Friedrich gegenüber bestand er um so eifersüchtiger auf seinen Rechten, je näher ihm bei seiner Jugend die Besorgnis lag, daß der erfahrenere und mächtigere kurfürstliche Vetter ihn seine Überlegenheit fühlen lassen wolle. Schon durch das eigenmächtige Auftreten des Kurfürsten bei der Wiederbesetzung des erledigten Bischofstuhls von Naumburg hatte sich Moritz verletzt gefühlt und seinen Tadel nicht verhehlt. Beinahe zum offenen Kriege aber führte ein Streit, der wegen der

Oberhoheit über das Bistum von Meißen zwischen den beiden sächsischen Häusern ausbrach. Bei der Erbteilung der sächsischen Lande zwischen der älteren ernestinischen und der jüngeren albertinischen Linie im Jahre 1486 war das Bistum Meißen unter den gemeinschaftlichen Schutz beider gestellt worden, doch hatte es sich im Laufe der Zeit gemacht, daß sich der und Stadt Wurzen von neuem geltend zu machen. Ohne erst bei Herzog Moritz anzufragen, ließ er im März 1542 Wurzen mit Truppen besetzen und die Stände zur Zahlung der Steuern auffordern. Herzog Moritz, aufs äußerste über diesen Eingriff aufgebracht, war entschlossen, auch seine Rechte unbedingt zu verteidigen, und so kam es zu der sog. Wurzener Fehde.



Luther im Kreise seiner Familie am Weihnachtsabend.
(Nach K. A. Schwerdgeburth.)

eine Teil des Stiftes Meißen mehr dem einen, der andere mehr dem andern der sächsischen Fürstentümer angeschlossen hatte. Namentlich erkannte das Amt Wurzen die Hoheit der Ernestiner an, bis sich später nach dem Beginn der Reformation der Bischof lieber an die katholisch gebliebene albertinische Linie anschloß und sich um die ernestinischen Ansprüche einfach nicht kümmerte. Bei einer sich darbietenden Gelegenheit — den Anlaß bot eine ausgeschriebene Türkensteuer — beschloß Johann Friedrich, seine Rechte auf Amt Die Fürsten standen sich mit gerüsteter Heeresmacht einander gegenüber, und es bedurfte eines sehr entschiedenen Mahnwortes Luthers an die entzweiten Verwandten, sowie der Vermittlung des Landgrafen Philipp von Hessen, um einem Bruderkriege vorzubeugen. Es ward ein Ausgleich geschlossen, nach welchem Wurzen dem Bischof zurückgegeben, aber die gemeinschaftliche Hoheit beider Linien im Bistum Meißen bestimmter als zuvor festgestellt wurde. Beide Fürsten sollten in den verschiedenen Ämtern freien

Durchzug haben; im Amt Wurzen sollten die Visitationen des Kurfürsten, im übrigen Stifte die des Herzogs beobachtet werden. Herzog Moritz war durch diesen Ausgleich weit weniger befriedigt als Kurfürst Johann Friedrich, der seinen Willen doch teilweise durchgesetzt hatte, und der Vorfall ließ in dem Herzen des ersteren einen Stachel zurück, der die Entfremdung zwischen ihm und dem Schmalkaldischen Bunde immer mehr erweiterte.

Luther ahnte bei dem Verhalten des Herzog Moritz in dieser Angelegenheit schon damals Schlimmes für die Zukunft.

Zu noch größerer Betrübnis als dieser Zwist unter naheverwandten evangelischen Fürsten gereichte Luther die Sorge um die kirchlichen und sittlichen Zustände seines Volkes, in denen er schmerzlich die Früchte vermißte, die er von dem neu geschenkten Evangelium erhofft hatte. Er führte Klage über die fleischliche Freiheit, die Verachtung des göttlichen Wortes und Sünden aller Art; in den Türken sah er die göttliche Zornesrute, die zur Strafe für solche Gottlosigkeit über Deutschland verhängt würde. Er sagt, die ärgsten Feinde des Menschen seien seine eigenen Hausgenossen geworden. Am meisten bekümmerte es ihn, daß in seiner nächsten Umgebung, in Wittenberg selbst, ein zuchtloses Wesen eingerissen war, und schon im Jahre 1542 richtete er eine besondere Vermahnung an die Wittenberger Bürgerschaft und Universität: sie möchten um Gottes willen nicht das Geschrei über sich ergehen lassen, daß es bei ihnen, die so lange und reichlich Gottes Wort gehört, je länger je ärger geworden sei, möchten ihn, der bei dreißig Jahren im Dienste des Evangeliums sich bei ihnen abgemüht, nicht an seinem Ende das erleben lassen, daß es jetzt ärger als je bei ihnen stünde. Er rügt das geizige, wucherische Treiben im Bürgerstand. Er bittet den „Bruder Studium“ herzlich, züchtiger zu leben und die Mahnung von ihm, dem grauen Kopf, dem armen alten Prediger, anzunehmen; sie würden sonst ihrer Sündflut nicht entgehen. Im Mai des nächsten Jahres ließ Luther für die Studierenden als ihr „alter treuer Prediger“ eine neue väterliche Bitte und Mahnung anschlagen, die besonders gegen die in Wittenberg im Schwange gehenden Unzuchtssünden gerichtet war. Gegen die Obrigkeiten im allgemeinen und gegen die in Wittenberg insbesondere erhebt er den Vorwurf, daß sie den öffentlichen Lastern gegenüber viel zu lässig wären; sie seien fast um nichts bekümmert, als ums Eintreiben der Steuern. So schreibt er im Jahre 1543: „Ob die halbe Stadt in Ehebruch, Wucher, Diebstahl, Betrug versunken sein möchte, — es ist kein Richter dafür da, alle lachen fast dazu, oder sie stimmen gar zu und machen mit.“ Von den hochmütigen gewalttätigen Junkern sagt er voraus, daß, wenn der Türke sie nicht demütige, Land und Kirche an ihnen ärgere Tyrannen als an den Türken bekommen werde. Bei den Fürsten sieht er statt ritterlicher Tugend nur noch selbstische Lüste, Haß, Zwietracht, Geiz. Er schreibt einmal an Jonas: „Es wird nicht besser werden mit Deutschland, ob nun der Türke oder die Unsrigen herrschen; denn der ganze Adel und die Fürsten denken darauf, Deutschland zu knechten, und saugen das Volk aus, wollen allein alles haben,“ und in einem Briefe an einen anderen Freund heißt es: „Ich bin an Deutschland fast verzweifelt, nachdem es in seine Mauern aufgenommen hat diese wahrhaftigen Türken und wahrhaftigen Teufel, Geiz, Wucher, Tyrannei, Zwietracht und diese ganze Lernäische Schlange der Treulosigkeit und Bosheit beim Adel, bei Hof, in den Rathäusern, in Städten und Dörfern, dazu die Verachtung des göttlichen Wortes und den unerhörten Undank.“ Alle diese schmerzlichen Wahrnehmungen, verbunden mit seiner zunehmenden Kränklichkeit, versetzten ihn oft in eine unmutsvolle, gereizte und verbitterte Stimmung, unter der seine nähere Umgebung vielfach zu leiden hatte. Hin und wieder dachte er, Wittenberg zu verlassen, weil es ihm durch das dort herrschende sündliche Treiben verleidet werde. In seinem letzten Lebensjahre schien es einen Augenblick, als ob er mit dieser Drohung wirklich Ernst machen wolle. Zu seiner Erfrischung unternahm er im Juli 1545 eine Reise nach Zeitz und Merseburg, wo ihm die gastliche Aufnahme bei Freunden Erquickung gewährte. Aber durch manches, was er hier auswärts über das Treiben in Wittenberg hörte, wurde sein Unmut noch mehr gesteigert, so daß er am 28. Juli seiner

Frau brieflich erklärte, er wolle lieber gar nicht wieder nach Wittenberg zurückkehren. „Mein Herz ist erkaltet,“ schreibt er, „daß ich nicht gern mehr da bin.“ Ja, er will, daß seine Käthe Haus und Hof verkaufe, Käthe, wenn sie wolle, den Melanchthon und Bugenhagen wissen lassen; Bugenhagen möge „Wittenberg von seinetwegen segnen“. Die Kunde von diesem Entschlusse Luthers, an dessen Ernst man diesmal nicht



Katharina Luther, geborene von Bora.
(Nach dem Hochrelief in der Kirche zu Kieritzsch.)

um nach Zülsdorf zu ziehen, jenem Landgütchen, das er für seine Frau erworben hatte. Er selbst will „lieber umherschweifen und das Bettelbrot essen, als seine armen, alten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern und verunruhigen, mit Verlust seiner sauren, teuren Arbeit.“ Das, schreibt er, möge zweifeln zu dürfen glaubte, rief in Wittenberg die größte Bestürzung hervor. Die Universität wandte sich sofort an den Kurfürsten, ebenso der Kanzler Brück, der sich übrigens damit tröstete, daß es mit dem Verkaufe von Luthers Haus nicht so leicht gehen werde. An Luther selbst sandte die Universität Bugen-

hagen und Melanchthon, der Magistrat den Bürgermeister ab, um Luther zu besänftigen. Glücklicherweise war sein Zorn auch diesmal wieder bald verraucht. Die mancherlei wohltuenden Eindrücke der weiteren Reise verscheuchten ihn. Auch schickte der Kurfürst seinen Leibarzt Ratzeberger mit einem freundlichen Schreiben zu Luther, um sich nach seinen Beschwerdepunkten zu erkundigen und ihn selbst nach Torgau einzuladen.

Das alles waren Äußerungen einer Stimmung, die ihren Hauptgrund in seiner immer mehr zunehmenden Kränklichkeit hatte, und unter deren Eindruck er viele Dinge, mit denen es vor der Reformation nicht besser, ja noch weit schlechter gestanden hatte, nur darum so schlimm und verzweifelt ansah, weil er sich von dem neugeschenkten Evangelium einen größeren und schnelleren Erfolg versprochen hatte. Er mußte alle Verderbnisse jetzt weit strenger beurteilen, als er es vordem getan, weil die Schuld der Sünde um so größer wird, je mehr einem Volke die Gnade und das Heil nahe gebracht worden ist. Völlig unberechtigt aber und geradezu verwerflich ist es, wenn die römischen Gegner der Reformation, wie noch in neuester Zeit der Dominikaner P. Denifle in seinem Werke über Luther, solche gelegentliche Äußerungen über die zunehmende Unsittlichkeit als Beweis für die unheilvollen Folgen der Reformation auszubeuten suchen, und die Sache so darstellen, als ob die sittlichen Zustände, über die Luther Klage führt, eine Folge der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben gewesen wäre! Nicht durch die Reformation sind diese Zustände entstanden, sondern trotz derselben waren sie noch vorhanden als eine Frucht und Folge der grenzenlosen sittlichen Verwahrlosung, die hauptsächlich durch die Schuld der katholischen Kirche Platz gegriffen hatte und die nicht in wenigen Jahrzehnten überwunden werden konnte.

Übrigens würde man sich irren, wenn man meinen wollte, daß Luther bei dieser trüben Stimmung, die ihn gelegentlich überkam, jemals verzagt gewesen wäre und an dem endlichen Sieg des Evangeliums gezweifelt hätte. Im Gegenteil, jene Zustände, die ihn bekümmern, lassen seinen Blick mit um so größerer Zuversicht auf den endlichen Sieg des Reiches Gottes gerichtet sein. Jenen Kundgebungen seiner Stimmung in betreff der heillosen Welt gehen andere zur Seite, in denen sich sein unerschütterliches Gottvertrauen und sein kühner Glaube in oftmals geradezu großartiger Weise ausspricht. So, wenn er an einen mit ihm bekümmerten Freund schreibt: „Was ist die Welt? was ist ihr Wüten? ja was ist ihr Fürst? ein Rauch und eine Wasserblase gegen den Herrn, der mit uns ist, dem wir dienen, das ist, der in uns wirkt! Ach wir leben in Teufels Reich nach außen, darum sollen wir nichts Gutes sehen noch hören nach außen, aber wir leben in Christi Reich nach innen, wo wir sehen den Reichtum der Herrlichkeit und Gnade Gottes und es heißet: „Herrsche inmitten deiner Feinde" (Psalm 110, 2). In betreff der evangelischen Kirchen war ihm das Trost genug, daß sie das lautere Gotteswort und die reine Lehre haben. Öfters klagte er freilich auch darüber, daß es an tüchtigen Predigern dieses Wortes und treuen Hirten der Gemeinde fehle, fand aber doch, daß die Zahl derselben wachse.*)

Auch in seinem rüstigen Wirken bis ans Ende hat sich Luther durch den leiblichen wie seelischen Druck, der in seinen letzten Lebensjahren auf ihm lastete, nicht beeinträchtigen lassen. Unermüdlich kaufte er jede Stunde aus, ehe die Nacht für ihn kommen würde, da er nicht mehr wirken könnte. Mit Kelle und Schwert, bauend und kämpfend, stand er auf dem Plan. Die Arbeiten häuften sich in fast unglaublicher Weise.

Von allen Seiten ward er angelaufen, zu raten und zu helfen im großen wie im einzelnen. Im Anfang des Jahres 1546 schreibt der Vielgeplagte: „Alt, abgelebt, träge, müde, kalt und nun gar einäugig, schreibe ich und als einer, der hoffte, man werde ihm, dem fast Verstorbenen, die wohlverdiente Ruhe gewähren. Als wenn ich nie etwas gewirkt, geschrieben, gesagt, getan hätte, so werde ich mit allerlei Geschäften überhäuft. Aber Christus ist alles in allem, mächtig und kräftig, hochgelobt in Ewigkeit." Nur einiger seiner wichtigsten Arbeiten und Schriften aus seinen letzten Lebens-

*) Köstlin, Martin Luther. II. Bd. S. 565.



Luther mit seinen Freunden bei der Bibelübersetzung.
Nach dem Gemälde von L. Gey.

jahren sei hier gedacht. Seine Bibelübersetzung, die vollständig zum ersten Male im Jahre 1534 erschienen war, wurde einer neuen sorgfältigen Durchsicht unterzogen, zu der Luther die tüchtigsten Männer herbeizog, die in seiner Nähe zu finden waren, und die eine gute Kenntnis der Sprachen besaßen. Mathesius, der eben damals Luthers Hausgenosse war, schildert uns das Kollegium von Gelehrten, welches sich wöchentlich einige Stunden vor dem Abendessen zu diesem Zwecke in dem alten Klostergebäude zu versammeln pflegte. Da saßen Melanchthon als Meister im Griechischen, Bugenhagen, welcher besonders in der lateinischen Bibelübersetzung bewandert war, dann Justus Jonas, Georg Rörer und Aurogallus, Professor des Hebräischen in Wittenberg. Ab und zu kamen auch Gelehrte von auswärts, so namentlich Bernhard Ziegler, welchen Luther als einen frommen Humanisten hochschätzte. Auch Schriften von jüdischen Gelehrten wurden herangezogen. Jeder hatte sich auf seinen Text vorbereitet. Luther selbst bemühte sich vor allem wieder um den deutschen Ausdruck. Er ließ sogar etliche Schöpfe abstechen und sich vom Schlächter berichten, wie man jeden einzelnen Teil des Tieres nenne. Dann wurde der Text vorgelegt, besprochen und der Reihe nach darüber abgestimmt. Nach der Arbeit blieben die Freunde öfter zum Essen, wo dann weitere biblische Gespräche geführt, auch wohl Lieder gesungen, oder sonstige Unterhaltungen vorgenommen wurden. Im Mai 1541 machte Luther sich an die letzte Durchsicht des Neuen Testamentes, und schon im Sommer dieses Jahres ist wohl die zweite Gesamtausgabe der deutschen Bibel erschienen. Auch die große Predigtsammlung, welche Luther seinem Volke hinterließ, die Kirchenpostille, kam in diesen letzten Lebensjahren zum Abschluß.

Melanchthon Luther Bugenhagen Kruziger



Die Reformatoren bei der Bibelübersetzung.

(Nach einem Stich von Simons, nach Labouchère, a. d. Kunstverlag von Stiefbold & Co., Berlin.)

Leider sah sich Luther aber auch veranlaßt, den alten durch die Wittenberger Konkordie mühsam beigelegten Abendmahlstreit noch einmal aufleben zu lassen und dadurch die Kluft, die ihn von den evangelischen Schweizern trennte, wieder zu erweitern. Es kam manches zusammen, was zum Wiederausbruch dieses leidigen Streites führte. Luther erhielt von verderblichen Einflüssen Kunde, welche die Sakramentierer, die er stets mit Zwingli und seinen Anhängern

38*

auf eine Linie zu stellen geneigt war, auch auswärts ausübten, und durch die sie in unbefestigten Gemütern Verwirrung anrichteten. So beklagte sich ein angesehener evangelischer Glaubensgenosse in Venedig, Baldassare Algere, über den auch nach Italien gedrungenen Abendmahlstreit, der die Einigkeit unter den dortigen Protestanten störe. Luther schrieb in seiner Antwort: „In der Schweiz beweisen sich die Züricher und ihre Nachbarn noch immer als Feinde des Sakraments. Ihr Abendmahl ist Brot und Wein ohne den Leib und das Blut Christi. Es sind Männer von großer Gelehrsamkeit in allen Sprachen, aber von einem uns fremden Geist beseelt. Trunkene sind es, deren ansteckende Nähe und Gemeinschaft man meiden muß." Dadurch fühlten sich wiederum Zwinglis Anhänger in der Schweiz aufs tiefste verletzt. In noch höherem Maße war dies der Fall, als Luther auf die Zusendung einer von Züricher Predigern verfaßten lateinischen Bibelübersetzung, die ihm von einem dortigen Buchdrucker zum Geschenk gemacht wurde, in einer für die Verfasser wenig schmeichelhaften Weise antwortete. Er bedankte sich zwar für das Geschenk, setzte aber zugleich hinzu: „Mit den Verfassern könne er keine Gemeinschaft haben; er habe sie zu oft vermahnt, von ihrem Irrtum abzustehen und die andern Leute nicht mit sich zur Hölle zu führen; er wolle wider sie beten und lehren bis an sein Ende."

Noch mehr fühlte sich Luther zur Wiederaufnahme des Abendmahlstreites gedrungen, als ihm im Jahre 1544 der Entwurf einer Reformationsordnung für das Erzbistum Köln in die Hände kam, den Melanchthon in Gemeinschaft mit Butzer ausgearbeitet hatte. Er wurde ihm von Nikolaus Amsdorf zugesandt, der schon oft Luther gegen jede von seiner Abendmahlslehre irgendwie abweichende Auffassung aufgehetzt hatte und den kaum begrabenen Streit immer von neuem zu schüren bemüht war. Luther fand in diesem Entwurf die Abendmahlslehre verdunkelt und zweideutig dargestellt. In sehr gereizter Stimmung sprach er in einem Schreiben dem Kanzler Brück seine Mißbilligung darüber aus, indem er sich dahin äußerte: Das Kölner Buch treibe viel Geschwätz von Frucht und Ehre des Sakraments, aber von der wirklichen Gegenwart des Blutes und Leibes Christi im Abendmahl „mummle" es nur, damit man nicht vernehme, was man davon halte, — „in aller Maße, wie die Schwärmer tun." Es sei darin, wie er sich ausdrückte, das „Klappermaul" Butzer zu spüren. Auch Melanchthon gab er seine Mißbilligung sehr unverhohlen zu erkennen. Man fürchtete schon, daß er es zum völligen Bruch mit diesem treiben werde, und ängstlich besorgt schrieb Melanchthon an Freunde: „so wird viel größere und traurigere Zerrüttung folgen als früher; was mit mir geschehen wird, weiß ich nicht; vielleicht werde ich in diesem meinem Alter auswandern müssen; gibt es etwas Betrübenderes, etwas, das mehr beweint zu werden verdiente, als daß das heilige Pfand der Liebe zum Gegenstande von Zank und Zwietracht gebracht wird?" Die Besorgnis Melanchthons vor einem persönlichen Angriff auf ihn erwies sich zwar als unbegründet. Aber von den Schweizern sagte sich Luther in einer im Jahre 1544 veröffentlichten Schrift: „Kurzes Wort über das heilige Sakrament wider die Schwärmer" noch einmal mit vollster Entschiedenheit los. Zwingli und Oekolampad wurden in ihr als Ketzer und Seelenverderber gebrandmarkt und alle ihre Anhänger, „eingeteufelte, durchteufelte, überteufelte, lästerliche Geier und Lügenmäuler" genannt. Immerhin war man in Wittenberg schon froh, daß die Schrift in keinem Worte etwas enthielt, wodurch sich Melanchthon hätte verletzt fühlen können. Nicht einmal Butzer wurde in ihr angegriffen. Die Züricher blieben die Antwort nicht schuldig und ihre von Bullinger verfaßte Gegenschrift enthielt so heftige Ausfälle gegen Luther, daß selbst Calvin, der doch den Schweizern näher stand, es mit sehr ernsten Worten tadeln mußte. „Ich wünsche dir," schrieb er an Bullinger, „ins Gedächtnis zurückzurufen, was für ein Mann Luther ist, wie hohe Gaben er besitzt, mit welcher Tapferkeit und Beständigkeit, mit welchem Geschick und mit welcher Kraft der Lehre er bisher das Reich des Antichrists bekämpft und das Evangelium vom Heil verbreitet hat. Würde er mich auch einen Teufel nennen, so würde ich ihm doch immerfort die Ehre erweisen, ihn für einen auserwählten Diener Gottes zu halten, der freilich neben herrlichen Tugen-

den seine Schwächen hat. Bedenket, daß ihr es mit einem Jünger Christi zu tun habt, dem wir alles verdanken." Luther begnügte sich diesmal mit einer kurzen und durchaus sachlichen Erwiderung, aber das Band zwischen ihm und den Schweizern war und blieb seitdem zerrissen. Auch in dem Verhältnis zu Melanchthon blieb wohl eine Zeitlang infolge dieses neuen Ausbruches des Abendmahlstreites eine Spannung zurück, aber der Freundschaft zwischen beiden Männern hat sie keinen dauernden Eintrag getan. Luther hat dem Freunde bis ans Ende sein Vertrauen bewahrt und noch in der Vorrede zu der letzten kurz vor seinem Tode erschienenen Ausgabe seiner lateinischen Schriften sagt er von seinem Philipp: „Was Gott durch dieses Werkzeug (Melanchthon) gewirkt hat, nicht nur in den Wissenschaften, sondern in der Theologie, das bezeugen genugsam seine Werke, wie sehr auch Satan und sein Anhang darüber ergrimmt sein mögen."

Melanchthon aber vermied es mit vielleicht übertriebener Ängstlichkeit, Fragen, in denen ihre Meinungen auseinander gingen, zu berühren, und man kann es vielleicht bedauern, daß er dem Freunde, dessen Herz für ihn immer groß und warm blieb, nicht auch freier und mutiger das eigene erschloß. Aber diese ängstliche Zurückhaltung entsprang doch auch bei ihm ebenso aus der innigsten Freundschaft für den Mann, der ihn erst recht zum Evangelium geführt hatte, wie aus dem festen Willen, persönliche Meinungen und Rücksichten dem allgemeinen Wohle unterzuordnen. Wenn er bald die Not der sich entzweienden Kirche überschaute, bald das schöne Bild sich vorstellte, das die Kirche bieten würde, wenn sie einig wäre, da ward es ihm nicht schwer, ein Opfer zu bringen, besonders, wenn es darauf ankam, den Frieden mit Luther zu erhalten; denn er durfte, ohne des Übermutes beschuldigt zu werden, sich sagen, daß bisher ihr einträchtiges Zusammenhalten die Bedingung des Bestandes des deutschen Protestantismus gewesen war. Wenn er auch zuweilen über das Drückende seiner Lage seufzte, so sprach er doch auch immer wieder die Bewunderung aus, die ihn seit bald dreißig Jahren für Doktor Martin erfüllte. Die oben angeführten Zeugnisse der gegenseitigen Liebe und Verehrung beider Männer sind die beste Widerlegung des noch heute von den Römischen verbreiteten Gerüchtes, Luthers Tod sei für Melanchthon die Befreiung von schwerem Alpdruck gewesen. Sie konnten wohl zu Zeiten über einander mißmutig sein, aber nach augenblicklicher Verstimmung stellte sich schnell wieder das alte Verhältnis her.

In einer der letzten Schriften, die Luther noch kurz vor seinem Ende verfaßt hat, kam noch einmal sein ganzer heiliger Zorn wider die Anmaßung des Papsttums zum Ausbruch. Sie führte den Titel: „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet." Die nächste Veranlassung zu ihr gab ihm ein Schreiben des Papstes, in welchem der heilige Vater mit salbungsvoller Entrüstung „seinem Sohne, dem Kaiser" Vorstellungen und heftige Vorwürfe über die Vergünstigungen gemacht hatte, die den Evangelischen auf dem Reichstag zu Speier vom Jahre 1544 zugesichert worden waren. Insbesondere hatte sich der Papst sehr ungehalten darüber ausgesprochen, daß der Kaiser noch immer an dem Vorsatz festhielt, die kirchliche Frage in Deutschland selbständig zu ordnen. Im Tone eines Innocenz III. machte er ihm den Vorwurf, daß er seine Hand gar nach dem priesterlichen Amte ausstrecke. Unter Hinweis auf Kirchenfeinde, wie Nero und Domitian, auf die gottlosen Kaiser der Vorzeit, Heinrich IV. und Friedrich II., forderte er die Zurücknahme der Zugeständnisse an die Rebellen und drohte schließlich mit Anwendung größerer Strenge, d. h. mit dem Banne. Luther hielt das päpstliche Schreiben anfangs für eine Fälschung, bis er von seinem Kurfürsten von der Echtheit dieses und noch eines ähnlichen Schreibens versichert und zu einem öffentlichen Schritte dagegen angeregt wurde. Er meinte, wenn das Breve echt sei, so werde der Papst lieber noch den Türken, ja den Teufel selbst öffentlich anbeten, als jemals in eine Besserung nach Gottes Wort sich fügen. Luther hat diese Schrift unter den größten körperlichen Beschwerden geschrieben. Sein Kopfleiden hatte sich Anfang Februar derartig gesteigert, daß man einen Schlaganfall befürchtete, denn eine Zeitlang war die eine Seite des Kopfes wie gelähmt. Der Kurfürst

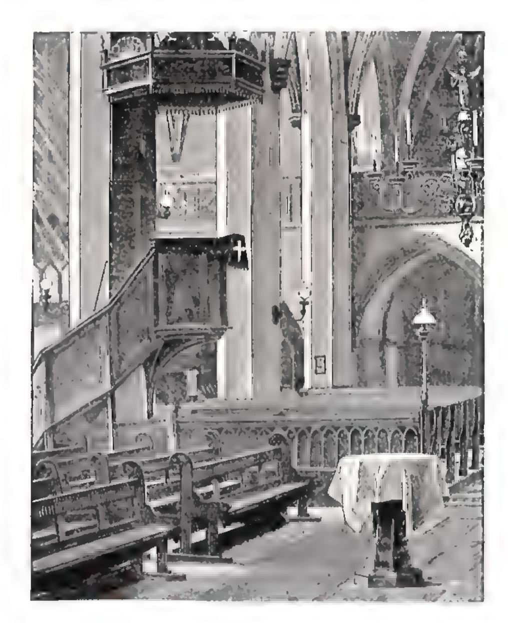
schickte so schnell als möglich seinen Leibarzt, unter dessen Bemühungen Luther sich leidlich erholte. Jedenfalls behielt er die Kraft, „die Baumaxt wuchtig zu schwingen,“ wie es der Kurfürst selbst gewünscht hatte.*) So deutlich hatte bisher noch niemand der Christenheit gezeigt, wie der „allerhöllischste Papst“ mit seiner römischen Bubenschule unter dem Deckmantel christlicher Friedensliebe nun schon an die zwanzig Jahre Frankreich gegen den Kaiser hetze, und unter allerlei nichtigen Vorwänden das Konzil verhindert habe. Jetzt habe er es berufen. Aber was soll das für ein Konzil sein, dessen Beschlüsse zu ändern oder zu vernichten der Papst sich vorbehalte! Wäre es da nicht besser, zum Papste zu sagen: „Herr, sage uns, was wir tun sollen.“ Die deutschen Stände wollen ein freies Konzil. Daraus machen die Römer, daß sie frei sein sollen, daß nichts wider sie geredet werden darf. Verlange man ein christliches Konzil, so machen sie daraus ein päpstliches, „so daß der Heilige Geist ins Konzil nicht kommen kann.“ „Darum



Luthers Sterbehaus zu Eisleben.

*) Vgl. Kolde, Martin Luther. II. Bd. S. 539.

wäre das beste, Kaiser und Stände des Reichs ließen die lästerlichen, schändlichsten Spitzbuben und die verfluchte Grundsuppe des Teufels zu Rom immer fahren



Lutherkanzel in der Andreaskirche zu Eisleben.

zum Teufel zu. Da ist doch keine Hoffnung, einiges Gutes zu erlangen. Man muß anders hinzutun, mit Konzilien ist nichts ausgerichtet." Aber der Papst verbietet es, er fordert die Zurücknahme der Speierer Beschlüsse. Aus der Zurechtweisung, in welcher Papst Paul III. den Kaiser seinen „Sohn" genannt und mit frommer Miene an den Hohenpriester Eli erinnert hatte, der gestraft worden sei, weil er seine Söhne nicht vermahnt habe über ihre Sünden, nahm Luther Veranlassung, des Papstes und seiner Kinder schändliches Treiben in Rom in maßlos derber Weise zu geißeln. Er verweist den Papst auf dessen wirklichen natürlichen Sohn, den Paul III. mit Gütern zu bereichern beflissen war, und fragt: ob denn der Vater Paulus an diesem nichts zu strafen hätte? Weiter hält er dem Papst seine Kardinäle und sein Gesinde vor, die ja wohl keiner Vermahnung bedürften, während sie in abscheulichen sodomitischen Lastern leben. Aber freilich, der liebe Sohn Carolus habe dem deutschen Vaterland guten Frieden und Einigkeit in der Religion verschaffen, ein christlich Konzil haben und, weil er hiermit vom Papst vierundzwanzig Jahr lang wie ein Narr geäfft worden sei, endlich ein Nationalkonzil ansetzen wollen. Das sei seine Sünde vor dem Papst, der ganz Deutschland im eigenen Blut ersoffen sehen möchte; das könne ihm der Papst nicht vergeben, daß er solch greulichen Willen hindere. Endlich bricht er mit den Worten ab: „Ich muß hier aufhören, denn mein Kopf ist schwach, und bin doch noch nicht an das gekommen, das ich mir vorgenommen habe, in diesem Büchlein zu schreiben." Dennoch verbreitete er sich in eingehender Begründung noch einmal über drei Stücke: ob es wahr sei, daß der Papst das Haupt der Christenheit sei, daß ihn niemand richten und absetzen könne, und daß er das römische Reich an die Deutschen gebracht habe, wie er über alle Maßen hiervon stolziere und prahle. Bei dem letzten Punkt hören wir aus ihm auch noch einmal recht den Deutschen reden: Er wünschte, daß die Kaiser dem Papst seine Schmiere und Krönung gelassen hätten; denn nicht durch diese, sondern durch die Wahl der Fürsten werde einer Kaiser. Zum Reich habe der Papst nicht ein Haarbreit gegeben, wohl aber mit Lug und Trug und Abgötterei unmäßig viel davon gestohlen. Das Buch



Stadtkirche zu Eisleben.

schließt: „Die teuflische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden und das Näheste, so alle Teufel tun können mit aller ihrer Macht. Gott helfe uns! Amen."

Je mehr Luther gerade jetzt von heiligem Zorn gegen das römische Unwesen erfüllt war, um so mehr gereichte es ihm zur Erheiterung, durch den Landgrafen Philipp von Hessen eine in Italien erschienene Schmähschrift zu erhalten, die von Luthers gottlosem Tode berichtete. Dieser sei, so wurde berichtet, nachdem er auf dem Totenbett das Abendmahl empfangen, alsbald gestorben. Vor seinem Ende habe er verlangt, Nacht erhob sich jedoch ein so großes Ungestüm, daß sich jedermann entsetzte und man Luthers Grab öffnete. Dasselbe war aber leer und strömte einen solchen Schwefelgeruch aus, daß die Leute darüber krank wurden und viele ihr Leben besserten und sich zur heiligen römischen Kirche bekehrten. . . Man sieht, es war schon bei Luthers Lebzeiten für die Lügen gesorgt worden, die dann nach seinem Tode von römischer Seite über



Luther verhandelt zu Eisleben mit den Grafen von Mansfeld.

man möge seinen Leichnam auf den Altar setzen und wie Gott verehren. Aber die göttliche Vorsehung habe die dringend notwendigen Wunder nicht versagt, um einem so großen Irrtum ein Ziel zu setzen. Bei der Beerdigung, so wird weiter erzählt, wurde alle Welt durch furchtbaren „Rumor" und Getümmel erschreckt, und man sah die allerheiligste Hostie, die ein so Unwürdiger empfangen hatte, in der Luft hängen und tat sie dann mit großer Ehrerbietung „zu den Heiligtümern", worauf es ruhig ward. In der folgenden sein gottloses Ende und sein Begräbnis verbreitet worden sind und noch bis heute verbreitet werden. Luther nahm diese „welsche Freude" über seinen Tod mit köstlichem Humor auf. Er gab sie selbst mit dem Titel: „Welsche Lügenschrift von Doktoris Martini Luthers Tode, zu Rom ausgegangen," in italienischer und deutscher Sprache heraus. Am Schlusse bezeugte er, solch' zornig Gedicht fast gerne und fröhlich gelesen zu haben, ausgenommen die Gotteslästerung, da solche Lügen der hohen, göttlichen Majestät wird zugeschrie-



Luthers Tod.

Nach dem Gemälde von William Pape.

ben. „Sonst tut mir's sanft auf der rechten Kniescheiben und an der linken Fersen, daß mir der Teufel und seine Schuppen, Papst und Papisten, so herzlich feind sind. Gott bekehre sie vom Teufel.“

Wirklich aber neigte sich nun sein kampf- und arbeitsreiches Leben dem Ende zu: „Ich bin die Welt satt und die Welt mein, wir sind also leicht zu scheiden, ohngefähr wie ein Gast, der die Herberge quittiert,“ so und ähnlich hörte man ihn sich wiederholt äußern. Nach der erwähnten Erholungsreise, die er im Sommer 1545 unternahm, begann er wieder seine Vorlesungen, in denen er das erste Buch Mose, die Genesis, behandelte. Am 17. November brachte er sie zu Ende und schloß mit den Worten: „Das ist nun die liebe Genesis. Unser Herrgott geb', daß es nach mir andere besser machen. Ich kann nicht mehr, ich bin schwach, betet für mich, daß er mir ein gutes, seliges Stündlein verleihe.“ Er hat seitdem keine Vorlesung mehr gehalten. Schon vorher war er in seine Mansfeldische Heimat gerufen worden, um einen Streit zu schlichten, der zwischen den Grafen von Mansfeld wegen gewisser Rechte und Einkünfte, namentlich in betreff des Kirchenpatronates, ausgebrochen war. Wie ungern er sich auch sonst in weltliche Händel mischte, so mochte er doch hier seinen Dienst nicht versagen, weil es sich um seine engere Heimat handelte, der er zeitlebens ein warmes und dankbares Herz bewahrt hat. Schon im Oktober 1545 unternahm er von Melanchthon und Jonas begleitet, eine Reise dorthin, aber ohne etwas auszurichten. Auch eine zweite zu Weihnachten, bei grimmiger Winterkälte unternommene Fahrt blieb erfolglos. Am 23. Januar 1546, nach einem feierlichen Abschied von seiner Familie und den treuesten Freunden, machte er sich zum dritten Male wieder auf den Weg, diesmal von seinen drei Söhnen Hans, Paul und Martin und seinem Famulus Rutfeld begleitet, nachdem er kurz vorher, den 17., zum letzten Male in Wittenberg gepredigt hatte. In Halle kehrte er bei seinem Freunde D. Jonas ein. Ein Eisgang mit großer Überschwemmung hinderte seinen Übergang über die Saale und hielt ihn drei Tage in Halle fest. Am 28. endlich gelang es ihm, bei Giebichenstein über die immer noch zum reißenden Strom angeschwollene Saale zu setzen und Eisleben zu erreichen. Aber noch unterwegs wurde er von einer heftigen Ohnmacht befallen. Er hatte ein Stück Wegs zu Fuß zurückgelegt und als er, dadurch erhitzt, den Wagen wieder bestieg, fuhr ihm von hinten ein so kalter Wind durchs Barett auf den Kopf, daß es ihm war, als sollte das Hirn zu Eis werden. Unmittelbar nach seiner Ankunft be-



Überführung der Leiche Luthers von Eisleben nach Wittenberg.

gannen die Ausgleichsverhandlungen, zwischen denen er noch predigte. In mehreren Briefen, die er von Eisleben an seine Frau richtete, den letzten vom 14. Februar, suchte er sie über ihre Sorgen, die sie sich um ihn machte, zu beruhigen. — Endlich waren nach mehreren Schwierigkeiten die Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß gediehen. Am 17. Februar sollte der Vergleich unterschrieben werden und Luther



Porträt Luthers im Tode.
(Nach Lukas Cranach.)

konnte bereits an die Heimreise denken. Am 16. äußerte er über Tisch: „Ich will nun nicht länger verziehen, ich will mich nach Wittenberg machen und da mich in einen Sarg legen und den Würmern einen feisten Doktor zu essen geben.“ Aber schon der Schlußverhandlung am 17. konnte er nicht mehr beiwohnen, weil sich sein Befinden wieder verschlimmert hatte, und wiederholt äußerte er gegen seine Freunde, daß er in Eisleben, wo er geboren sei, wohl auch bleiben solle. Dennoch aß er mit diesen noch fröhlich zu Abend unter scherzenden und heiteren, wie ernsten und frommen Reden. Nach seiner Gewohnheit ging er früh zu Bett und legte sich unter den Worten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott,“ zur Ruhe. Gegen 1 Uhr wachte er unter Schmerzen und Beklemmungen auf und sagte zu D. Jonas: „O Herr Gott, Doktor Jonas, mir wird so weh und bange, ich werde nun wohl in Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben.“ In seiner Angst stand er auf und ging noch einige Male im Zimmer auf und ab und legte sich dann mit neuer Klage über Brustbeklemmung wieder aufs Ruhebett. Vergeblich wurde Arznei angewandt, auch das Auflegen warmer Tücher brachte keine Erleichterung mehr. Inzwischen hatten sich seine Söhne, Martin und Paul, der gräfliche Hofprediger Cölius, der Stadtschreiber und seine Frau und später auch Graf Albrecht und seine Gemahlin, sowie ein zum Besuch anwesender Graf Schwarzenburg an seinem Lager eingefunden. Als diese den eingetretenen Schweiß als ein günstiges Zeichen zu deuten versuchten, erwiderte er abwehrend: „Ich fahre dahin, meinen Geist werde ich aufgeben.“ Mit lauter Stimme dankte er Gott, der ihm seinen Sohn geoffenbaret habe und sprach dann lateinisch schnell nacheinander dreimal die Worte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott.“ Dann wurde er still und lag ruhig mit geschlossenen Augen. Auf die ihm von Jonas ins Ohr gerufene Frage: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt, beständig bleiben?“ antwortete er noch ein vernehmliches: „Ja.“ Dann wandte er sich auf die rechte Seite, und nachdem er noch einmal tief Atem geholt hatte, entschlief er zwischen 2 und 3 Uhr morgens am 18. Februar.

Schon am 19., Freitags, wurde die Leiche, die, mit einem weißen Gewand bekleidet, in einen zinnernen Sarg gelegt worden war, in der Andreaskirche zu Eisleben ausgestellt, wo Jonas eine herrliche Gedächtnispredigt hielt. Viele Hunderte, Hohe und Niedrige, strömten herbei, um den teuern Gottesmann noch einmal zu sehen. Auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich sollte die sterbliche Hülle Luthers nach Wittenberg gebracht werden, und so setzte sich am 20. Fe-

bruar, Sonntag mittag, der feierliche Leichenzug in Bewegung. Voran ritt eine Schar von 50 leicht gewappneten Reitern mit zwei Söhnen des Grafen von Mansfeld, um die Leiche bis an ihren Bestimmungsort zu geleiten. In Halle wurde der Sarg in der Nacht vom 20. auf den 21. in der städtischen Hauptkirche niedergestellt; am 21. gelangte sie bis Kemberg und am 22. frühmorgens nach Wittenberg, wo sie in einem langen feierlichen Zuge nach der Schloßkirche geleitet wurde. Vorn gingen mit den Mansfelder Reitern die vom Kurfürsten verordneten Herren, hinter dem Sarg



Luthers Grab in der Schloßkirche zu Wittenberg.

fuhren Luthers Witwe und Kinder und andere Verwandte, dann folgten Universität, Rat und Bürgerschaft von Wittenberg.*)

---

*) Über Luthers Grabstätte in Wittenberg lag bisher insofern ein Dunkel, als ein in weiten Kreisen verbreitetes und in der jüngsten Zeit noch verstärktes Gerücht behauptete, Luthers Leichnam ruhe nicht in der Schloßkirche zu Wittenberg, sondern sei während des Schmalkaldischen Krieges von einigen Freunden des Reformators, vor allen Bugenhagen, heimlich weggebracht und innerhalb der nahen Feldmark Teuchel bestattet worden. Dieses Gerücht wurde in verstärktem Maße laut, als 1886 gelegentlich der Wiederherstellung des Denkmals der Reformation vergeblich nach Luthers Überresten geforscht worden war.

Man hatte den bisherigen Fußboden hinweggeschafft und Kenntnis von den zahlreichen, darunterliegenden Grabstätten genommen. An der Stelle, wo nach der geschichtlichen Überlieferung sich die Grabstätten Luthers und Melanchthons befinden mußten, fing man mit großer Vorsicht an zu graben und stieß nach kurzer Zeit auf das Grab Melanchthons. Dieses, ein Ziegelgrab, wurde von dem lokalen Bauführer vorsichtig geöffnet. Darin stand der Sarg, eine schmucklose, hölzerne Truhe, innen mit Metallblech ausgekleidet. An einer Ecke der Umkleidung machte man eine Lücke und sah bei Kerzenschein die Überreste Melanchthons: das Skelett, den Schädel seitwärts geneigt, den rechten Arm an den Körper angeschlossen. Mit gespannter Erwartung durchwühlte man das ganze umliegende Erdreich, mußte jedoch, als die Kunde von den Nachforschungen zu Ohren des greisen Kaisers kam, auf dessen Befehl das weitere Graben einstellen. Daß das negative Ergebnis nicht geeignet war, das Gerücht zu entkräften, läßt sich denken. So entschwanden denn Jahre, und niemand schien berufen, in jenes Dunkel Klarheit zu bringen. Die Restauration war glänzend vollendet worden; auf den Gräbern der beiden Reformatoren fehlten nur noch die Gedenktafeln. Da konnten zwei beim Bau beteiligte, von regem Interesse beseelte Männer dem Drange nicht widerstehen, die bestehenden Zweifel zu lösen. An derselben Stelle, wo man vor Jahren vergeblich gesucht hatte, gruben sie am 14. Februar 1892 von neuem, diesmal aber 2 Meter tief. So stießen sie auf die Trümmer eines vermoderten Sarges, der aber nicht, wie bei Melanchthon, in einer Ummauerung, sondern auf freier Erde stand und deshalb auch weniger gut als jener erhalten war. Ohne Zweifel war der Sarg von gleicher Arbeit wie der Melanchthons: eine Holzkiste, innen mit Metallblech ausgeschlagen, um den Leichnam besser zu konservieren. In der Masse von Zinn und Holz befanden sich denn auch die gesuchten Gebeine, regelrecht gelegt, in noch ziemlich gutem Zustand. Von einem Gewand zeigte sich nichts mehr, auch sonst nichts, was der Leiche beigegeben gewesen wäre. Die beiden Entdecker schlossen in aller Stille die Öffnung wieder, sodaß niemand eine Spur davon wahrnahm. Quer über die Grabstätte wurde dann wieder die beim Graben gefundene alte Metallplatte gelegt, und zwar jetzt auf steinerner Unterlage.

Bei dieser Gelegenheit wurde auch die genaue Lage des Grabes festgestellt. Das Kopfende des von Westen nach Osten stehenden Sarges ist von der Mitte des Pfeilers, an dem die Kanzel angebracht ist, $2{,}_{40}$ Meter, das Fußende von demselben Punkte $0{,}_{75}$ Meter entfernt. Der Sarg steht parallel der südlichen Umfassungsmauer der Kirche in einer Entfernung von etwa $2{,}_{90}$ Meter.

Volle vier Jahre ist von diesem Funde nichts verlautet worden, bis der eine jener beiden Männer, als sich ihm gegenüber ein Fremder über das auf Luthers Grabstätte ruhende Dunkel beklagte, sich nicht enthalten konnte, ihn darüber aufzuklären. Dem geschätzten Luther-Biographen Prof. Dr. Köstlin, der die Nachricht von der Entdeckung der beiden Gräber zuerst in den „Theologischen Studien und Kritiken" brachte, hat er mündlich und schriftlich bestimmte und eingehende Angaben gemacht und die Veröffentlichung derselben gestattet. Auch der andere der beiden Entdecker hat ihm nicht widersprochen. Hiernach dürfte nunmehr das Gerücht von der Entfernung des Leichnams Luthers aus Wittenberg völlig widerlegt sein.

(Leipz. Ill. Ztg. Nr. 2835.)

39*

In der Kirche hielt Bugenhagen eine Predigt und Melanchthon als Vertreter der Universität, eine lateinische Rede. Hierauf wurde die Leiche in der Kirche, an der Luther einst seine Sätze angeschlagen und nahe der Kanzel, auf welcher er so oft gepredigt hatte, in die Gruft gesenkt.

Durch ganz Deutschland hallte die Klage wieder um den Verlust, den die Kirche und das deutsche Volk durch seinen Tod erlitten hatte. Am schmerzlichsten wohl trauerte, nächst den Seinen, Melanchthon um ihn. Wie Elisa dem Elias, rief er ihm nach: „Ach dahin ist der Lenker und Wagen Israels."

Wie im Leben, so hat Luther auch im Tode noch, gleich seinem großen Lehrer und Vorgänger, dem Apostel Paulus, durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte hindurchgehen müssen. Aber ob auch altgewohnte Schmähungen seiner Person und der durch ihn erneuerten Kirche in unsern Tagen mit neuer Keckheit wiederholt werden, keiner noch so boshaften Entstellung seines Bildes wird es gelingen, unserem deutsch-evangelischen Volke seinen Luther zu verleiden.

Über Luthers Ruhestätte wurde dann eine eherne Tafel mit folgender Inschrift angebracht:

MARTINI LVTERI-S-THEOLO,,
GIÆ-D-CORPVS-H-L-S-E-QVI
AN-CHRISTI-M-D-XLVI-XII-
CAL-MARTII.EYSLEBII IN PA,,
TRIA-S-M-O-C-V-ANN-LXIII-
M-II-D-X-

In deutscher Übersetzung:

„An dieser Stätte liegt der Leib Martin Luthers, Doktors der heiligen Theologie, welcher am 18. Februar des Jahres 1546 in seiner Geburtsstadt Eisleben verstorben ist, im Alter von 63 Jahren*) 2 Monaten 10 Tagen."

*) Die Zahl 63 beruht auf einem Irrtum, sofern das Jahr 1483, worüber kein Zweifel mehr sein kann, Luthers Geburtsjahr gewesen ist.



Luthers Wappen.

Von Luthers Tod bis zum Religionsfrieden von Augsburg.

1. Der Schmalkaldische Krieg.

Von Gott hatte es sich Luther erbeten, den Ausbruch eines Religionskrieges in Deutschland nicht mehr erleben zu müssen. Noch an seinem letzten Geburtstag, am 10. November 1545, hatte er zu den Freunden, die er zu einem Mahle geladen, geäußert: „So lange ich lebe, wird's, ob Gott will, keine Gefahr haben und guter Friede in Deutschland bleiben. Wenn ich aber sterbe, so betet. Es wird wahrlich Betens brauchen, und unsere Kinder werden müssen nach den Spießen greifen und wird's in Deutschland übel stehen. Darum sage ich, betet fleißig nach meinem Tode." Nur allzubald sollte Luthers Befürchtung sich erfüllen. Kaiser Karl V. hatte nur den Zeitpunkt abgewartet, wo ihm die auswärtigen Angelegenheiten freie Hand lassen würden, um gegen die Evangelischen, die in seinen Augen Rebellen wider Kaiser und Reich waren, einen vernichtenden Schlag zu führen. Und dieser Zeitpunkt war jetzt für ihn gekommen. Zuvor aber hatte er aufs sorgfältigste alle Vorbereitungen dahin getroffen, um einerseits die im Schmalkaldischen Bunde vereinigten evangelischen Stände in sorglose Sicherheit einzuwiegen, und andererseits diesen Bund selbst in sich zu schwächen und seine Kräfte zu zersplittern. In der ersteren Hinsicht kam es dem Kaiser bei dem Kurfürsten von Sachsen und den übrigen Ständen sehr zustatten, daß er mit dem Papste entzweit war. Um so mehr glaubten die letzteren den friedfertigen Gesinnungen des Kaisers trauen zu dürfen. Sie fühlten sich gewissermaßen im Verhältnis zum Papst als seine Verbündeten und schenkten daher gern der Versicherung Glauben, daß es dem Kaiser nicht in den Sinn komme, jemanden der Religion halber zu beleidigen. In dieser Vertrauensseligkeit ließen sie sich selbst dann nicht irre machen, als der Kaiser im Sommer 1543 gegen den Herzog von Cleve ins Feld zog, der in seinen Landen die Reformation eingeführt hatte und ihn in dem schmählichen Vertrage von Venlo zur Herstellung des Katholizismus nötigte. Durch die Haltung des Landgrafen Philipp von Hessen, der sich, wie wir früher gesehen haben, dem Kaiser gegenüber die Hände gebunden hatte, gelähmt, rührte der Schmalkaldische Bund keine Hand, um für den bedrängten Glaubensgenossen einzutreten. Blindlings trauten die Häupter des Schmalkaldischen Bundes den Zusicherungen, die ihnen der Kaiser auf dem Reichstag zu Speier im Jahre 1544 machte, zu dem er nach langer Zeit wieder einmal persönlich erschien. In dem Reichstagsabschied wurde den Protestanten das Zugeständnis gemacht, die von ihnen eingezogenen geistlichen Güter

für die Bedürfnisse ihrer Kirchen und Schulen verwenden zu dürfen. Die Einstellung aller beim Reichskammergericht gegen Konfessionsverwandte des Schmalkaldischen Bundes anhängigen Prozesse wurde ihnen zugesichert. Eine ganz neue Einrichtung des Kammergerichts ward in Aussicht gestellt. Obwohl es an jeder Bürgschaft für die Erfüllung dieser an sich wertvollen Zugeständnisse fehlte, ließen sich die Protestanten in ihrem guten Vertrauen nicht irremachen und es gelang dem Kaiser ohne Mühe, sie zur Hilfeleistung in einem Kriege gegen Frankreich zu bestimmen, zu welchem der Kaiser in diesem Augenblicke von neuem rüstete. König Franz I. von Frankreich stand mit den Türken im Bunde und so wurde dem Reichstag der Krieg gegen ihn nur als der erste Teil eines Türkenkrieges dargestellt. Für das ehrliche deutsche Gemüt schien es keine befriedigendere Beilegung der langen inneren Wirren geben zu können, als wenn sich der Kaiser bereit zeigte, der evangelischen Kirche wirklich Duldung zu gewähren, und dafür dann alle deutschen Kräfte unter kaiserlicher Fahne gegen den Verbündeten des Türken ins Feld zogen. Konnte man sich Erfeulicheres denken, als daß endlich die religiösen und die nationalen Interessen Hand in Hand gingen? Es war trotzdem ein verhängnisvoller Irrtum, als sich die Schmalkaldener durch diese verlockende Aussicht bestimmen ließen, dem Kaiser ihren Beistand gegen diejenige Macht zu leihen, ohne deren Gegensatz gegen den Kaiser sie diesem längst erlegen sein würden.*) Der Kaiser forderte von den Ständen Hilfsgelder für die Aufstellung einer Truppenmacht von 24000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferde und verpfändete sein Wort, nach beendigtem französischen Kriege die Türken anzugreifen. Dem Landgrafen Philipp wurde die Aussicht auf den Oberbefehl im nächsten Türkenkriege eröffnet. Als der Landgraf bescheidentlich einwandte, daß er einer so großen Unternehmung nicht gewachsen sein werde, versetzte der Kaiser: „Du hast bisher für dich und andere glückliche Kriege geführt: so denke ich, wirst du auch mir dienen können.“ Insgeheim vertraute der Landgraf mit ersichtlicher Freude seinen Freunden an, welch einen gnädigen Herrn er am Kaiser habe.

Noch niemals hatte zwischen den Oberhäuptern der Protestanten und dem kaiserlichen Hause ein so gutes Verhältnis obgewaltet, als auf diesem Reichstage zu Speier. Es war sogar von einer Vermählung zwischen einem Sohne Johann Friedrichs und einer Tochter König Ferdinands die Rede, jedoch nur unter der Bedingung, daß eine Vergleichung der Dinge in der Religion zustande gekommen wäre. Johann Friedrich war voller Genugtuung; man sah ihn sein Erzamt mit aller Befriedigung ausüben. Noch eine glänzendere Stellung hatte diesmal der Landgraf Philipp von Hessen. In der Beratung über die Türkenhilfe hatte er ein Feuer, eine Beredsamkeit entwickelt, zu der ihn sonst nur die Angelegenheiten seines Glaubens, seiner Partei entflammten. Der Bischof von Augsburg sagte, er scheine vom Heiligen Geist erfüllt zu sein. Seine Glaubensgenossen dagegen priesen ihn, daß er ungehindert durch die Nähe des Kaisers in der Kirche des Franziskanerklosters die evangelische Predigt erschallen ließ, an der immer mehrere Tausende teilnahmen. Er hielt den glänzendsten, gastfreiesten Hof; wenn er zur Tafel ging, bliesen die Trompeten, damit reich und arm kämen und sich an seinem Tische satt essen könnten.

Im Juni 1544 brach der Kaiser mit einem Heere, das diesmal fast durchweg aus deutschen Truppen bestand, nach Frankreich auf, nachdem er auch den König von England, mit dem er lange in unversöhnlicher Feindschaft gestanden, auf seine Seite gebracht und den König von Dänemark aus dem französischen Bündnis gelöst hatte. Nach Einnahme der festen Plätze Commercy, Ligny u. a. m., näherten sich seine siegreichen Scharen schon den Toren von Paris, als er plötzlich inne hielt und mit dem Könige von Frankreich Unterhandlungen über den Frieden anknüpfte. Er vermied es, dem französischen Könige Bedingungen aufzuerlegen, welche seine Großmachtstellung vernichtet haben würden. Es kam ihm vielmehr jetzt darauf an, eine Aussöhnung mit dem Könige von Frankreich herbeizuführen, und den Ketzern ein für allemal

*) H. Baumgarten, Karl V. und die deutsche Reformation. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 27. Heft S. 70.

die ihnen früher wiederholt angebotene Stütze Frankreichs zu entziehen. Das wurde durch den am 14. September 1544 zu Crespy abgeschlossenen Frieden erreicht. König Franz mußte sich verpflichten, niemals den deutschen Protestanten Beistand zu gewähren.

Hatte es in Speier geheißen, der Krieg gegen den Franzosenkönig gelte dem Verbündeten der Türken, und durfte man daher mit Recht erwarten, daß der Kaiser nunmehr gegen sie seine Waffen kehren werde, so trat er statt dessen nun auch mit diesen in freundschaftliche Verhandlungen, um sich von Osten her ebenso zu decken, wie es ihm nach Westen hin gelungen war. Alle seine Gedanken waren fortan auf das eine Ziel gerichtet, dem nach allen Seiten unaufhaltsam vordringenden Evangelium mit den Waffen Halt zu gebieten. Vorläufig aber wußte er auch jetzt noch diese Gedanken aufs sorgfältigste zu verbergen, denn er verhehlte sich nicht die Schwierigkeiten eines Kampfes mit der Gesamtheit der deutschen Protestanten. Mit unermüdlicher Vorsicht wurde alles zu diesem Kampfe vorbereitet, ehe die letzte Entscheidung getroffen ward. Die Protestanten mußten so lange als möglich im guten Glauben erhalten werden. Die Machtstellung, die Kaiser Karl V. durch den Frieden von Crespy gewonnen hatte, begann auch den Papst in Rom zu beunruhigen, und er hielt es für geraten, mit der so lange hinausgeschobenen Einberufung eines Konzils nicht länger zu zögern. Durch ein päpstliches Breve wurde es auf den 15. März 1545 nach Trient ausgeschrieben, aber erst am 13. Dezember dieses Jahres wurde es wirklich eröffnet. So wenig auch der Kaiser gegen die ernstlichen Anstalten zur Einberufung des Konzils etwas einwenden konnte, nachdem er sie seit Jahren immer wieder von neuem gefordert hatte, so war er doch nicht gesonnen, die Versammlung der Leitung des Papstes zu überlassen, ohne seinerseits auf den Verlauf der Verhandlungen einzuwirken. Auch das Konzil wollte er seine kaiserliche Macht fühlen lassen. Auch jetzt wollte er noch nicht die Hoffnung aufgeben, die Protestanten zur Anerkennung der Beschlüsse des Konzils zu bewegen, sofern von diesem vor allen Dingen selbst an eine Reformation der Kirche Hand angelegt wurde, und daher war des Kaisers Absehen vor allem dahin gerichtet, daß auf dem Konzil vor allen Dingen über die auch von katholischer Seite als notwendig erkannte Besserung der Kirche beraten werde. Für den Fall, daß eine solche dort nicht zu erreichen war, hielt der Kaiser noch immer an dem Gedanken fest, die kirchliche Frage in Deutschland selbständig zu ordnen. Schon auf dem Reichstage zu Speier hatte er die Absicht angekündigt, auf dem nächsten Reichstage den Ständen den Entwurf einer christlichen Reformation vorzulegen. Die evangelischen Stände, die sich nicht dazu verstehen konnten, einen solchen Entwurf ihrerseits ohne weiteres im voraus anzunehmen, waren aufgefordert worden, auf den bevorstehenden Reichstag einen von ihnen verfaßten Reformationsentwurf mitzubringen, während der Kaiser ein Gleiches tun wollte. Diesem Auftrag verdankt die von Melanchthon verfaßte sog. „Wittenberger Reformation" ihren Ursprung. Der Kurfürst erteilte den Wittenberger Theologen den Auftrag, ohne Verzug eine Schrift aufzusetzen, in welcher die Punkte zusammengestellt wären, an denen die Evangelischen unbedingt festhalten müßten, sowie diejenigen, in denen sie zu einem Vergleich bereit wären. Das Gutachten wurde von Melanchthon verfaßt und dem Kurfürsten am 14. Januar 1545 eingereicht. An der Spitze der Wittenberger Theologen unterzeichnete es Luther. Es war eine letzte friedliche Urkunde von seiner Hand. Der Entwurf trug klar und bestimmt die evangelischen Grundsätze vor; er erklärte sich für Beibehaltung der Leitung der Kirche durch Bischöfe, unter der Voraussetzung, daß sie das reine Evangelium zuließen und förderten. Dem Kurfürsten war der Entwurf zu gemäßigt, aber auf Zureden des Kanzlers Brück erteilte er ihm seine Zustimmung und gestattete die Zustellung an den Kaiser mit der Erklärung, daß die Protestanten auf Grund dieser Schrift sich der Einigung nicht weigerten, daß sie aber das neuerdings nach Trient einberufene Konzil nicht als ein freies anzuerkennen vermöchten.

Auf dem Reichstag zu Worms, der sich im Jahre 1545 versammelte, kam der Wittenberger Reformationsentwurf gar nicht erst zur Verhandlung. Der Kaiser ließ an die Protestanten einfach die Zu-

mutung ergehen, sich dem Konzile zu unterwerfen. Aber um nochmals für seine Vorbereitungen Zeit zu gewinnen, verkündigte er im Reichstagsabschied, daß auf dem nächsten im folgenden Jahre zu Regensburg zu haltenden Reichstag ein neuer Versuch gemacht werden sollte, durch ein Religionsgespräch beide Teile zu gewinnen. Jetzt begannen die protestantischen Stände endlich mißtrauisch zu werden, und sie beschlossen daher noch auf dem Reichstage zu Worms, vor Eröffnung des Regensburger Reichstages eine Zusammenkunft zu halten, um über die immer bedenklicher werdende Lage zu beraten. Man versammelte sich im Dezember zu Frankfurt und beschloß hier von neuem eine Verlängerung des Schmalkaldischen Bundes. Leider war dieser bereits kraftlos geworden; mehrere der mächtigsten Fürsten hielten sich fern, den anderen fehlte es an rechter Eintracht und fester Entschlossenheit.

Das Religionsgespräch zu Regensburg verlief ebenso erfolglos wie alle früheren. In der Voraussicht, daß bei ihm doch nichts herauskommen würde, bat Melanchthon den Kurfürsten, der ihm schon Befehl erteilt hatte, sich nach Regensburg zu begeben, ihn diesmal daheim zu lassen, denn er fühlte sich gerade jetzt schwach und krank. Der Kurfürst entband ihn seines Auftrages und statt seiner wurde ein jüngerer Theologe aus Wittenberg, Georg Maier, nach Regensburg entsandt. Den Vorsitz beim Gespräch führte diesmal ein Spanier Pedro Malvenda, ein katholischer Eiferer, der selbst von dem früher von katholischer Seite in betreff der Rechtfertigungslehre gemachten Zugeständnisse nichts mehr wissen wollte. Zugleich wurden wunderlich ängstliche Maßregeln getroffen, um das Geheimnis der Verhandlungen zu bewahren. Die Protokolle wurden alle Nachmittag in einem eisernen, mit drei Schlössern versehenen Kasten niedergelegt, aus welchem sie ohne Bewilligung des Vorsitzenden nicht wieder hervorgezogen werden konnten. Und selbst das schien noch nicht genug. Die Teilnehmer des Gesprächs sollten sich eidlich verpflichten, den Verlauf ihrer Verhandlungen völlig geheim zu halten. Die ganze Veranstaltung des Gespräches war ein listiges Gaukelspiel des Kaisers, der es selbst auf den Abbruch der Friedensverhandlungen abgesehen hatte; die Schuld davon sollte aber auf die Protestanten zurückfallen. Der Kaiser erreichte seine Absicht. Die evangelischen Mitglieder des Gespräches überreichten eine Verwahrung gegen den Befehl des Schweigens und verließen Regensburg. Noch vor ihrer Abreise ereignete sich in der Nähe von Regensburg ein Vorgang, der den Evangelischen zeigte, wessen sie sich zu versehen hatten. Ein junger Spanier, Johann Diaz, dem in Paris, wo er studierte, einige Schriften der Reformatoren zu Händen gekommen, deren Meinung er in den Paulinischen Briefen bestätigt fand, war nach Deutschland gegangen, und hatte sich hier von der Wahrheit der evangelischen Lehren überzeugt; mit Butzer, der ihm wie anderen Flüchtlingen gastfreie Aufnahme in seinem Hause zuteil werden ließ, war er zum Gespräch nach Regensburg gekommen. Von allen widerwärtigen Dingen, die Malvenda in Deutschland wahrgenommen, war ihm das widerwärtigste, unter den Gegnern einen Landsmann zu sehen von der vorzugsweise rechtgläubigen Nation, und er versäumte nichts, um denselben zu bekehren. Aber weder ihm wollte das gelingen, noch auch einem Bruder Johanns, Alfonso, der von Rom, wo er eine ansehnliche Stelle in der Rota bekleidete, auf die erste Nachricht herbeigeeilt war. Johann Diaz war von seiner einmal gewonnenen Überzeugung nicht mehr zurückzubringen; er begab sich nach Neuburg an der Donau, um unter den bittersten Entbehrungen den Druck eines Buches von Butzer zu besorgen. Fast mit Gewalt mußte ihm Alfonso, als er Abschied nahm, ein paar Krontaler zum Geschenk aufdringen. Wehe ihm aber, daß er diese Wiederkehr brüderlicher Freundschaft für echt nahm. Alfonso sah in dem Abfall des Bruders einen seinem Volk und seiner Familie angetanen Schimpf und faßte den Entschluß, den Bruder lieber zu ermorden, als ihn hier unter den Ketzern zurückzulassen. An einem der nächsten Morgen, in erster Tagesfrühe, erschien der Diener Alfonsos mit einem Briefe desselben in der wohlbekannten Wohnung zu Neuburg; indem Johann, noch halb angekleidet, in dem Halbdunkel sich über das Blatt beugte, um es zu lesen, versetzte ihm jener mit einem Beil

von hinten her einen Hieb in den Nacken, so daß das Schlachtopfer niederstürzte und sich sterbend in seinem Blute wälzte. Der Bruder selber, Alfonso, hatte indes die Tür gehütet; sie eilten zu ihren Pferden und hatten ihre Maßregeln so gut getroffen, daß sie erst in Innsbruck ergriffen wurden. Im ersten Augenblick dachte man sie zu bestrafen; allein der Papst machte geltend, daß beide, der Herr und der Diener, Kleriker seien und entzog sie den weltlichen Gerichten. Viele Jahre später hat Alfonso seine Tat selbst dem spanischen Geschichtsschreiber Sepulveda erzählt und sich noch voll Genugtuung gerühmt, daß sie ihm gelungen wäre.

Während der Kaiser noch den Protestanten gegenüber seine aussichtslosen Einigungsversuche zum Scheine fortsetzte, war er bereits mit dem Papste in Unterhandlungen über einen Vertrag getreten, der ihm die Mittel zu dem längst im stillen geplanten Kriege gegen den Schmalkaldischen Bund verschaffen sollte. Er erlangte von dem Papste die Zusicherung einer beträchtlichen Streitmacht und sehr reicher kirchlicher Mittel für die Kriegskosten, wogegen der Kaiser versprach, den Protestanten ohne die ausdrückliche Einwilligung des Papstes oder seiner Legaten keine Zugeständnisse in den Angelegenheiten der Religion zu machen. Dennoch wäre der Kaiser vielleicht auch jetzt noch nicht zum Kriege geschritten, wenn er nicht unter den protestantischen Fürsten Deutschlands selbst einen Verbündeten gefunden hätte.

Wir haben in einem früheren Abschnitt gesehen, daß Herzog Moritz von Sachsen sich geweigert hatte, dem Schmalkaldischen Bunde beizutreten. Nicht wenig mochte zu diesem Entschlusse die Verstimmung beitragen, die von der Wurzener Fehde her gegen den Kurfürsten Johann Friedrich in ihm zurückgeblieben war. Neue kleine Händel und Zwistigkeiten dienten dazu, diese Verstimmung noch zu steigern. Dazu kam noch, daß er sich durch die Engherzigkeit und kleinliche Beschränktheit abgestoßen fühlte, die sein kurfürstlicher Vetter in den Fragen der Glaubenslehre bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Um so mehr war der Kaiser bemüht, den jungen Fürsten, dessen ehrgeiziges Streben ihm nicht verborgen geblieben war, auf seine Seite zu ziehen. Der kaiserliche Staatssekretär Granvella suchte ihn mit glänzenden Versprechungen zu locken. Gleichwohl vermied Herzog Moritz, der an dem Minister Carlowitz einen gewandten Berater hatte, noch längere Zeit den offenen Bruch mit den Schmalkaldischen Bundesfürsten. Er nahm, wenn auch in ziemlich lauer Weise, an ihrem Kriegszuge gegen den leidenschaftlichen und gewalttätigen Herzog von Braunschweig teil und half ihnen, diesen zu besiegen. Auch verkannte er keineswegs die Gefahr, die der protestantischen Sache von seiten des Kaisers drohten, und er war auch nicht gesonnen, dieser Sache untreu zu werden. Aber den Schmalkaldischen Bund hielt er bei seiner schwerfälligen Unbeholfenheit zu einer tatkräftigen Abwehr dieser Gefahren nicht für geeignet. Dagegen legte er seinem Schwiegervater, Philipp von Hessen, den Gedanken eines Dreifürstenbündnisses zwischen Kursachsen, Hessen und dem herzoglichen Sachsen nahe. Er wollte eine Führung der Protestanten schaffen, bei der ihm eine mit Kursachsen und Hessen gleichberechtigte Stellung eingeräumt würde. Aber Kurfürst Johann Friedrich war nicht hoch- und weitherzig genug, um seine unbedeutenden und kleinlichen persönlichen Streitigkeiten mit Moritz zu vergessen und sie dem hintanzustellen, was bei der augenblicklichen Lage das allgemeine Wohl des Protestantismus erforderte. Er wies die in letzter Stunde nochmals dargebotene Hand zurück.

Granvella, der mit dem herzoglichen Rate Carlowitz in ununterbrochenem Verkehre stand, wußte sehr wohl, daß die von Moritz erstrebte Schutzherrlichkeit über die Stifte Magdeburg und Halberstadt, die Kurfürst Johann Friedrich für sich in Anspruch nahm, eine Hauptursache der Eifersucht zwischen diesen beiden Fürsten war, und diese Schutzherrlichkeit wurde der Köder, mit dem der gewandte kaiserliche Staatssekretär den ehrgeizigen Fürsten zu locken wußte. Nach langen Verhandlungen kam endlich im Juni 1546 zu Regensburg zwischen Kaiser Karl und dem Herzog Moritz ein Vertrag zustande, in welchem dem letzteren die Erfüllung seines Wunsches in betreff der Stifte Magdeburg und Halberstadt zugesichert wurde, wogegen er sich dem Kaiser gegenüber zur Hilfe im Reiche

wie in den Türkenkriegen verbindlich machte. Auch versprach Herzog Moritz, das Konzil zu beschicken, lehnte aber das Ansinnen der unbedingten Unterwerfung unter die Beschlüsse des Konzils ab. Er berief sich darauf, daß er seinen Untertanen bei der Erbhuldigung die Erhaltung ihres Glaubens feierlich und eidlich zugesagt hatte. Moritz versprach zwar die Beschlüsse des Konzils in seinem Lande nicht verbieten oder verfolgen zu lassen, sprach aber zugleich die Erwartung aus, daß auch ihm und seinen Untertanen die Duldung ihres Glaubens gewährt werden würde. Außer der Schutzherrlichkeit über Magdeburg und Halberstadt wurde ihm auch der Übergang der sächsischen Kurwürde auf ihn und sein Haus in Aussicht gestellt, nachdem der Kaiser über den sächsischen Kurfürsten die Acht verhängt haben würde. Um das Verhalten des Herzogs, das ja an sich traurig und schmählich genug ist, richtig und billig zu beurteilen, darf man nicht übersehen, daß die Entsetzung des Kurfürsten Johann Friedrich bei dem Abschluß dieser Verhandlungen bereits bei dem Kaiser beschlossene Sache war. Es handelte sich daher für Herzog Moritz um die Frage, wie Kurwürde und =Land dem sächsischen Hause überhaupt erhalten werden könne. Wenn Herzog Moritz sich weigerte, die Acht an seinem kurfürstlichen Vetter zu vollziehen, so wußte er, daß sich leicht ein anderer finden würde, der zur Vollstreckung derselben bereit war. Insbesondere hätte wohl König Ferdinand nur auf die Gelegenheit gewartet, um sich Sachsens zu bemächtigen. Ja, es wurden ihm in dieser Hinsicht im Laufe der Verhandlungen bestimmte Andeutungen gemacht, und in diesem Falle stand nicht nur der Verlust Kursachsens, sondern auch der seiner herzoglichen Lande auf dem Spiele. Der Kaiser ließ im Laufe der Verhandlungen die Worte fallen: „Wer etwas besitze, der habe es dann," und diese Warnung gab den Ausschlag für den Abschluß seines Bündnisses mit dem Kaiser. Freilich erscheint dasselbe zunächst als ein Verrat an der evangelischen Sache, aber in der Folge hat es sich doch als den einzig möglichen Weg erwiesen, um den Protestantismus in Sachsen und in Deutschland überhaupt zu retten.

Endlich Anfang Juni 1546, nachdem das Bündnis mit dem Papste unterzeichnet war, und der Kaiser sich des Herzogs Moritz versichert hatte, ließ er die Maske fallen. Bis zu diesem Augenblicke hatte er die Meinung zu unterhalten gewußt, daß er an Krieg nicht denke. Jetzt verkündigte er von Regensburg aus, daß er genötigt sei, zu den Waffen zu greifen, um die rebellische Halsstarrigkeit einiger Fürsten, des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, der beiden Hauptleute des Schmalkaldischen Bundes, zu züchtigen. In einem kaiserlichen Erlaß vom 20. Juli wurde über diese beiden Fürsten die Reichsacht verhängt. Zugleich ergingen an die übrigen protestantischen Stände freundliche Schreiben, in denen der Kaiser sich dagegen zu verwahren suchte, daß es ihm um die Unterdrückung des evangelischen Glaubens zu tun sei. Er wollte den Krieg nicht als einen Religionskrieg angesehen wissen. Anders dachte der Papst. Ihm lag es gerade daran, den Krieg als einen Religionskrieg darzustellen. Er kündigte ihn in der Sprache des alten Stiles der päpstlichen Kurie, als einen Kreuzzeug wider die Ketzer an, wobei selbstverständlich allen denen ein reicher Ablaß versprochen wurde, die sich bei demselben beteiligen würden. Die Protestanten nannten diese Bulle in der Sprache Luthers „des römischen Antichrists Drachengift". Nikolaus Amsdorf gab sie mit einer Vorrede heraus. Um dieselbe Zeit erließ der Papst auch ein Breve an die Schweizer, worin er sie zur Teilnahme an diesem verdienstlichen Kriege aufmunterte. Unter allen vortrefflichen Taten der Eidgenossen, meinte er, würde diese doch die allervortrefflichste sein.

Trotz der gleißnerischen Schreiben, mit denen der Kaiser gehofft hatte, die Reichsstädte, die Grafen und Herren von dem bedrohten Fürsten zu trennen, scharten sich die Genossen des Schmalkaldischen Bundes mit überraschender Einmütigkeit und Entschlossenheit um ihre Häupter. In kurzem stand ein gar mächtiges, protestantisches Heer im Felde. Die oberländischen Städte stellten den tapferen und bewährten Feldobersten Sebastian Schärtlin an die Spitze der von ihnen aufgebotenen Scharen. Die protestantischen Streitkräfte waren zunächst denen, über welche der Kaiser zu verfügen hatte, bei weitem überlegen. Seine Hilfs=

truppen mußten erst aus weiter Ferne, aus Italien, Ungarn und den Niederlanden herangezogen werden; bis sie sich an der Donau sammeln konnten, besaßen die Gegner eine erdrückende Übermacht, die sie nur rasch und entschlossen zu benutzen brauchten, um den Kaiser in die schlimmste Not zu versetzen. Sebastian Schärtlin, der Befehlshaber der oberländischen Truppen, ließ es auch an solchem Entschlusse nicht fehlen. Sein erster Plan war, geraden Wegs auf Regensburg loszugehen, wo der Kaiser nur ganz geringe Mannschaften um sich hatte, mitten unter einer gärenden protestantischen Bevölkerung. Aber von den Bundesoberhäuptern wurde ihm die Ausführung dieses Planes untersagt, um den Herzog von Bayern zu schonen, mit dem man sich nicht verfeinden wollte. Nun wandte sich Schärtlin, von dieser Seite gehemmt, nach dem Engpaß in Tirol, durch welche dem Kaiser die Hilfstruppen aus Italien zukommen sollten. Schon hatte er ihn besetzt und gedachte bereits, den Herren in Trient einen Besuch zu machen, aber wieder wurde er auch hier durch den Kriegsrat in Ulm in seinem Siegeslaufe aufgehalten. Diese Unschlüssigkeit und Zwiespaltigkeit in der Leitung lähmten alle Unternehmungen des Schmalkaldischen Bundes und ließen dem Kaiser Zeit, die erwartete Verstärkung an sich zu ziehen, und alle seine Streitkräfte an der Donau zu vereinigen. Trotzdem zog sich der Krieg in Süddeutschland noch lange unentschieden hin. Waren die Schmalkaldener nie dazu gekommen, die günstigsten Gelegenheiten zum Angriffe zu benutzen, so führten sie ihre Verteidigung mit großem Geschick und zäher Ausdauer. Nicht ein einziges Mal gelang es dem Kaiser, ihnen im offenen Felde eine Schlappe beizubringen. Aber er schob sie mit klug ersonnenen Manövern immer weiter zurück, von Ingolstadt, wo sie zuerst ihre Kräfte miteinander gemessen hatten, bis in die Gegend von Ulm. Hier lagen sich dann die beiden Heere lange gegenüber. Alle Kriegslist des Kaisers scheiterte aber an der Wachsamkeit der Gegner und der Stärke ihrer Stellung. Während sich so der Kampf aussichtslos hinschleppte, kam das böse Wetter des Herbstes und versetzte das kaiserliche Lager in äußerste Verlegenheit. Die Spanier und Italiener, welche des Kaisers Hauptmacht bildeten, litten von dem nordischen Klima furchtbar. Von allen Seiten wurde Karl bestürmt, Winterquartiere zu beziehen, er aber hielt unerschütterlich aus.

Nunmehr wurde Herzog Moritz, der bis dahin noch eine scheinbare Neutralität bewahrt hatte, vom Kaiser gedrängt, zur Vollziehung der über den sächsischen Kurfürsten verhängten Acht zu schreiten, und er durfte um so weniger damit zögern, als sich von der anderen Seite König Ferdinand anschickte, von Böhmen aus in Sachsen einzurücken. Vor dem Beginn der Feindseligkeiten und dem Einfall in die Lande des kurfürstlichen Vetters hatte Herzog Moritz seine Landstände

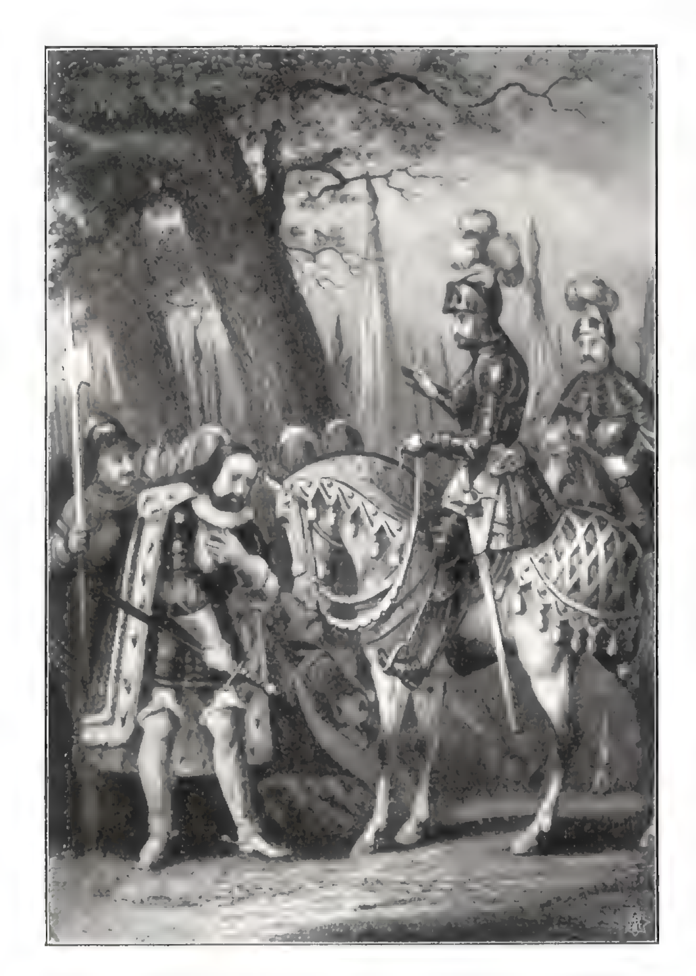


Sebastian Schärtlin von Burtenbach.

versammelt und ihnen über die Lage der Dinge Mitteilung gemacht. Aufs nachdrücklichste gab er ihnen die Versicherung, daß sich in seiner protestantischen Gesinnung nichts geändert habe; zugleich suchte er sie durch die kaiserliche Zusage zu beruhigen, daß dem Lande Sachsen seine Religion ungestört erhalten bleiben solle. Die Besetzung der kurfürstlichen Lande begründete er damit, daß es nur auf diese Weise dem sächsischen Fürstenhause erhalten werden könne; denn, „die Sache sei dahin gediehen, daß ohne solches Einschreiten nicht allein der Kurfürst, sondern auch er selbst vergewaltigt werden würde.“ Ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, brachte er in kurzer Zeit die kurfürstlichen Lande in seinen Besitz. Nur Gotha, Eisenach und Wittenberg blieben vorläufig in der Hand der ernestinischen Befehlshaber. Schon im

40*

Oktober erfolgte die Belehnung des Herzogs Moritz mit der sächsischen Kurwürde durch den Kaiser. Auf die Kunde von der Besitzergreifung seines Landes durch den treulosen Vetter brach Kurfürst Johann Friedrich mit seinen Truppen aus Süddeutschland nach Sachsen auf. Auch der Landgraf Philipp zog die seinigen zum Schutze seines eigenen Gebietes zurück. Das feste Lager, das die Protestanten bei Giengen



Johann Friedrichs Gefangennahme in der Schlacht bei Mühlberg.

bezogen hatten, löste sich auf, und so war Süddeutschland dem Kaiser schutzlos preisgegeben. Eine oberdeutsche Stadt nach der andern wurde von den kaiserlichen Truppen besetzt und gegen die beruhigende, aber an sich wertlose Zusicherung, daß sie bei ihrer Religion erhalten werden sollten, mußten sie die kaiserliche Kriegskasse mit den ihnen auferlegten Geldsummen füllen. Auch Herzog Ulrich von Württemberg mußte sich dem Kaiser unterwerfen. Der Schmalkaldische Bund war gesprengt, seine beiden Oberhäupter standen allein, von allen anderen Bundesgenossen verlassen, und auch sie selbst voneinander getrennt.

Dennoch gelang es dem Kurfürsten Johann Friedrich mit seinen 20000 Mann, mit denen er im Dezember 1546 in Thüringen erschien, nicht bloß seine Erblande zurück zu erobern, sondern auch fast das ganze Land des Herzogs Moritz einzunehmen. Nur Leipzig leistete erfolgreichen Widerstand. Die Bewohner Kursachsens scharten sich mit sächsischer Treue um ihren rechtmäßigen Landesherrn. Auch die Stifte Magdeburg und Halberstadt mußten dem Kurfürsten Johann Friedrich huldigen. Herzog Moritz war in der größten Bedrängnis. Aber Johann Friedrich vermochte das Glück, das ihm nochmals eine Zeitlang gelächelt hatte, nicht festzuhalten. Im Frühjahr 1547 brach Kaiser Karl, dem nun in Süddeutschland kein Feind mehr gegenüberstand, durch Böhmen nach Sachsen auf, wo er infolge der Unentschlossenheit und Planlosigkeit des Kurfürsten Johann Friedrich, der vergeblich auf böhmische Hilfe hoffte, leichtes Spiel hatte. Nur durch die Elbe von dem Heere des Kurfürsten getrennt, zog das kaiserliche Heer auf dem rechten Ufer stromabwärts, während der Kurfürst das linke Ufer inne hatte. Auf diesem hatte er bei Mühlberg eine feste Stellung eingenommen, die zur Verteidigung vortrefflich geeignet schien. Während der Kurfürst am 24. April dem Gottesdienste in Mühlberg beiwohnte, bewirkte der Kaiser, von einem dichten Nebel begünstigt, auf einer Furt, die ihm von einem Bauer verraten worden war, den Übergang seines Heeres über die Elbe. Zu spät versuchte der Kurfürst mit seinem Heere Wittenberg zu erreichen. Auf der Lochauer Heide wurde sein schon auf dem Rückzug begriffenes Heer von dem nachdrängenden Feinde erreicht und zu wilder Flucht auseinander gesprengt. „Es war keine Schlacht," sagt Leopold von Ranke, „sondern ein Ansprengen auf der einen, ein Auseinanderstäuben auf der andern Seite." In einem Augenblick war alles vollendet. Johann Friedrich, der sich nicht durch die Flucht hatte retten wollen, um sein Fußvolk nicht im Stiche zu lassen, sah sich plötzlich an einem Waldsaume von feindlichen Husaren umringt. Er wehrte sich männlich und tapfer, aber schon holte

ein Husar zum wuchtigen Schlage aus, um ihn zu töten, als ein Ritter aus dem Gefolge des Herzogs Moritz, Thilo von Trotha, herbeieilte und ihn nötigte, sich ihm zu ergeben. Während das Fußvolk ohne Erbarmen niedergemetzelt wurde, ward der gefangene Kurfürst in das kaiserliche Heerlager abgeführt. Da brach er in die Worte aus: „Herr Gott, erbarme dich mein, nun bin ich hier.“ Der Kaiser empfing ihn höchst Der Bischof von Hildesheim bezeichnete ihn als den gefangenen Eber und sagte, er wolle nicht ein paar hundert Dukaten dafür nehmen, nicht dabei gewesen zu sein. Johann Friedrich wurde vor seine Festung Wittenberg gebracht und angesichts derselben wurde ihm das vom Kaiser über ihn verhängte Todesurteil verkündet, dessen sofortige Vollstreckung der Beichtvater des Kaisers forderte. Auch jetzt bewahrte der



Kaiser Karl V. und Herzog Alba am Grabe Luthers.

ungnädig. „Erkennt Ihr mich nun,“ rief er ihm entgegen, „für einen römischen Kaiser?“ „Ich bin,“ antwortete der Kurfürst mit ruhiger Würde, „auf diesen Tag ein armer Gefangener. Kaiserliche Majestät wolle sich gegen mich als einen geborenen Fürsten halten.“ „Ich will mich gegen Euch,“ erwiderte der Kaiser, „so verhalten, wie Ihr Euch gegen mich gehalten.“ Auch Karls Bruder, König Ferdinand, überschüttete den blutbespritzten, gedemütigten Fürsten mit harten Worten. Den geistlichen Herren aber in Karls Umgebung war das Unglück des Ketzers eine wahre Augenweide. Kurfürst seine würdige Haltung. Kaiser Karl trug aber doch Bedenken, das Todesurteil vollstrecken zu lassen. Er mußte befürchten, daß ein solcher Mißbrauch seines Sieges den Widerstand gegen ihn von neuem wachrufen könne. Auch seine Räte, selbst Herzog Alba, meinten, es sei besser, die Todesstrafe in ewige Gefangenschaft umzuwandeln, unter der Bedingung, daß Wittenberg, das noch stark befestigt war, sich dem Kaiser ergebe. So wurden denn mit dem Gefangenen Verhandlungen eingeleitet, in denen Johann Friedrich für sich und seine Nachkommen auf die Kur-

würde und auf alle seine Lande verzichtete und sie an Moritz abtrat. Jedoch wurde dieser verpflichtet, den Söhnen des Kurfürsten eine Jahresrente von 50000 Gulden zuzusichern und ihnen dafür gewisse sächsische Ämter zu verschreiben. Aus diesen Besitzungen sind dann später die sächsisch-thüringischen Herzogtümer entstanden. Die Zumutung, die an den Gefangenen zugleich gestellt wurde, seinem evangelischen Glauben zu entsagen, und sich in betreff der Religion den Anordnungen des Kaisers unbedingt zu unterwerfen, wies dieser standhaft und mutig zurück. Wittenberg ergab sich auf Anordnung seines bisherigen Landesherrn; der Kaiser hielt am Himmelfahrtstage 1547 dort seinen Einzug und besuchte u. a. auch Luthers Grab. Den Rat seiner von fanatischem Hasse gegen die Ketzerstadt erfüllten Umgebung, die Gebeine des Erzketzers Luther ausgraben und verbrennen zu lassen, wies der Kaiser zurück. „Ich führe," sagte er, „mit den Lebenden Krieg, nicht mit den Toten."

Nachdem der Kaiser auf so leichte und glückliche Weise das eine Oberhaupt des Schmalkaldischen Bundes in seine Hände bekommen hatte, blieb ihm nur noch übrig, sich auch des zweiten Feindes, des Landgrafen Philipp zu bemächtigen. Dieser selbst befand sich in ebenso verzweifelter Lage wie in gedrückter Stimmung. Seiner Bundesgenossen beraubt, von allen Geldmitteln entblößt, war er nicht einmal seiner eigenen Untertanen, insbesondere des Landadels, mehr sicher. Dennoch galt er in den Augen des Kaisers bei der tatkräftigen Entschlossenheit, die er früher gezeigt hatte, noch immer für ein nicht ungefährlicher Gegner, vor dem er sich erst sicher fühlen konnte, wenn er ihn gleich dem gefangenen Kurfürsten persönlich in seiner Gewalt hatte. Als sich Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und der nunmehrige Kurfürst von Sachsen, Herzog Moritz, der eigene Schwiegersohn des Landgrafen, zu vermittelnden Verhandlungen mit diesem erboten, forderte der Kaiser, daß sich ihm der Landgraf auf Gnade und Ungnade ergebe. Nach langem Hin- und Herverhandeln begnügten sich die vermittelnden Fürsten mit der Zusicherung, daß sich die Ungnade, der sich der Landgraf unterwerfe, nicht auf Leibesstrafe noch auf ewiges Gefängnis erstrecken solle. Daraufhin bestimmten die beiden genannten Kurfürsten den Landgrafen zur freiwilligen Unterwerfung unter den Kaiser, indem sie sich im Vertrauen auf das Wort des Kaisers ihm gegenüber dafür verbürgten, daß er weder an Leib noch Gut, auch nicht mit Schmälerung seines Landes oder mit Gefängnis beschwert werden solle. Dagegen sollte der Landgraf sich auf Gnade und Ungnade ergeben und versprechen, allen Bündnissen abzusagen, die Feinde des Kaisers weder dieser noch künftiger Zeit zu dulden, seine Truppen zu entlassen, alle seine Festungen bis auf eine zu schleifen, all seine Geschütze herauszugeben, sowie alle Gefangenen, auch den Herzog Heinrich von Braunschweig, den der Landgraf seit der Eroberung des Herzogtums Wolfenbüttel noch in seiner Gewalt hatte, aus der Haft zu entlassen. Dem letzteren sollte sein Land zurückgegeben werden. Trotz der Härte dieser Bedingungen erklärte sich der Landgraf auf Zureden des Kurfürsten Moritz zu deren Annahme bereit, um seinem Lande die Schrecken eines aussichtslosen Verzweiflungskampfes zu ersparen. Nachdem ihm die vermittelnden Kurfürsten sicheres Geleit zugesagt und sich verpflichtet hatten, persönlich für ihn einzutreten, falls ihm irgend eine über die vereinbarten Artikel hinausgehende Beschwerde zugefügt werden sollte, begab sich der Landgraf in gutem Vertrauen nach Halle, um sich persönlich dem Kaiser zu stellen. Bevor die beiden genannten Fürsten den Landgrafen nach Naumburg entgegenritten, um ihn von dort nach Halle abzuholen, fragten sie noch einmal bei dem Kaiser an, ob es sein Ernst sei, den Landgrafen nicht über die vereinbarten Bedingungen hinaus zu beschweren. Der Kaiser erwiderte fast ungehalten, es sei seine Sitte nicht, jemanden gegen die Abrede zu beschweren. Gleichwohl hat der Kaiser noch an demselben Tage seinem Bruder gemeldet, daß er den Landgrafen gefangen zu halten gedenke, wenn auch nur auf eine kleine Zeit. Er fügte hinzu, die Kurfürsten würden ihm das nicht übel nehmen können, da es der Versicherung, die in den vereinbarten Bedingungen enthalten sei, nicht entgegen sei. Er wußte demnach sehr gut, daß die Kurfürsten, welche die Unterwerfung des Landgrafen vermittelt hatten, diesen gegen eine Ge-

fangennehmung gesichert hielten; wie hätte er sonst fürchten können, sie könnten es übelnehmen, wenn er ihn dennoch gefangen nehme?*) Man ersieht daraus klar, daß Kaiser Karl von vornherein gesonnen war, dem Kurfürsten und dem Landgrafen nicht sein Wort zu halten; er wollte eben seine Beute nicht fahren lassen. Mit dem Gefühle eines glücklichen Jägers sah er den Landgrafen in das Netz gehen. Man hat ihn nie vergnügter gesehen, als an dem Tage, da dieser gefürchtete und gehaßte Gegner zum Fußfall vor ihm erschien.

Es war am 19. Juni 1547, nachmittags 4 Uhr, als Landgraf Philipp, von den Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg begleitet, in der sog. Residenz zu Halle vor dem Kaiser erschien. In einem prächtig ausgeschmückten Saale unter einem vergoldeten Thronhimmel saß des Kaisers Majestät, umgeben von den Höchsten des Adels und der Geistlichkeit. Der Landgraf mußte sich auf die Kniee niederlassen; neben ihm stand sein Kanzler Günterrode, der die demütige Abbitte verlas. Nachdem diese in aller Form geleistet worden, erteilte der kaiserliche Kanzler Held im Namen des Kaisers dem Landgrafen die erbetene Vergebung mit der Erklärung, der Kaiser wolle den Landgrafen der getroffenen Abrede gemäß nicht mit ewigem Gefängnis und Einziehung seiner Güter bestrafen. Günterrode erwiderte mit einer Danksagung. Damit glaubte der Landgraf seiner Pflicht Genüge getan zu haben und er erhob sich ungeheißen, obwohl der Kaiser nicht einmal eine Handbewegung machte, um ihn zum Aufstehen aufzufordern. Auch unterließ es dieser, ihm, wie es sonst in solchen Fällen üblich war, zum Zeichen der Versöhnung die Hand zu reichen. Trotzdem folgte der Landgraf ohne Arg mit den beiden Kurfürsten einer Einladung des Herzogs Alba zum Abendessen aufs Schloß. Dort wurde er plötzlich und hinterlistig überfallen und in die Gefangenschaft abgeführt. Die dringendsten Vorstellungen der Kurfürsten, welche ihm unter völliger Zusicherung freien Geleites zugeredet hatten, sich dem Kaiser zu ergeben, blieben vergeblich. Zur Rechtfertigung seiner treulosen Handlungsweise berief sich der Kaiser darauf, daß er sich nur verpflichtet habe, den Landgrafen nicht mit ewigem Gefängnis zu strafen: eine zeitweilige Haft sei dadurch nicht ausgeschlossen.*) Über fünf Jahre mußte nun der edle Fürst in der Gefangenschaft eines unversöhnlichen Gegners schmachten, der ihn nur durch die schnödeste Hinterlist und durch schmachvollen Betrug in seine Gewalt bekommen hatte. Schutz- und wehrlos war er der Willkür übermütiger spanischer Offiziere und den Mißhandlungen ihrer rohen Mannschaften preisgegeben. Vier Soldaten hatten ihn fortwährend in seinem Gewahrsam zu bewachen, aber statt vier saßen oft zehn bis zwölf um ihn und störten selbst seine Nachtruhe. Von einem Ort zum andern wurde er geschleppt, in den schlechtesten Quartieren untergebracht und höchst unfürstlich gehalten. Endlich wurde er nach Mecheln in das Hintergebäude eines kaiserlichen Palastes gebracht. Nur selten wurde dem Gefangenen frische Luft gegönnt, indem er zur Belustigung und Spott des Pöbels spazieren gefahren wurde. Auch mit religiösen Gesprächen und Spöttereien über den evangelischen Glauben, setzten ihm seine spanischen Peiniger zu. Ein verunglückter Versuch zu seiner Befreiung, der im Jahre 1550 gemacht wurde, sollte seine Lage noch verschlimmern. Alle seine Diener wurden ihm weggenommen, und er wurde in eine nur zehn Fuß lange Kammer eingezwängt, deren einziges Fenster vernagelt wurde. Anfangs wurde es dem Gefangenen unendlich schwer, sich in seine trostlose Lage zu finden. Erst allmählich gelang es dem leidenschaftlichen Fürsten, sich zu innerer Ruhe und stiller Ergebung hindurchzuringen. Von da an erbaute er sich in der Einsamkeit seines Gefängnisses an den Schriften der Kirchenväter, eines Augustin, Hieronymus und Ambrosius, die er sich bringen ließ. Vor allem war die Heilige Schrift sein

*) L. v. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 4. Bd. S. 385.

*) Die Erzählung mag eine unbeglaubigte sein, daß in der von dem Kurfürsten aufgestellten Urkunde dem Landgrafen versprochen worden sei, er solle nicht mit „einigem" Gefängnis bestraft werden und, daß dieses Wort beim Abschreiben hinterher in mit „ewigem" abgeändert worden sei, und daß man daher den Landgrafen durch diese von ihn übersehene Fälschung hintergangen habe. Der Sache nach bleibt das Verfahren ein gleich nichtswürdiges und treuloses.

Trost. Er unterstrich die Stellen, die ihm besonders auf seine Lage zu passen schienen, wie: „Hoffnung läßt nicht zuschanden werden“ und setzte auch verschiedene Randglossen hinzu. Zwei solcher Bibeln finden sich noch auf der Bibliothek zu Kassel. Auch im Kerker beschäftigte ihn das Wohl seines Landes.

Auch der Kurfürst Johann Friedrich hatte in seiner Gefangenschaft viele Unbilden zu erleiden, wenn auch die Behandlung, die der Kaiser diesem angedeihen ließ, etwas glimpflicher war. Abgesehen von der Bewachung durch spanische Soldaten, die seine Flucht zu verhindern hatten, durfte er sich zunächst ziemlich frei bewegen, auch in seinen Quartieren ungehindert Besuche empfangen. Je nachdem der Kaiser seinen Aufenthaltsort wechselte, hatte er ihn von einem Orte zum andern zu begleiten. Von Halle, wohin sich der Kaiser nach der Kapitulation von Wittenberg begeben hatte, ging die Reise zunächst durch Thüringen. Auf einer kurzen Rast in Jena durfte Johann Friedrich noch einmal seine treue Gemahlin sehen und von ihr Abschied nehmen. Von da ging es durch das Saaletal über Koburg nach Bamberg. Von dort wurde er nach Augsburg mitgenommen, wo der Kaiser während des im September 1547 eröffneten Reichstages längeren Aufenthalt nahm. Auch hier war seine Lage anfangs eine erträgliche. In em ihm befreundeten Welserschen Hause schlug er sein Hoflager auf, umgeben von einem Gefolge, das aus mehr als 20 Personen bestand, so daß sich seine Hofhaltung wenig von der unterschied, wie wir sie sonst bei deutschen Fürsten auf Reichstagen finden. Der Regierung der ihm verbliebenen Lande wandte er von Augsburg aus die ungeteilteste Aufmerksamkeit zu und erließ Anordnungen, um den infolge des Krieges darniederliegenden Acker- und Bergbau sowie Handel und Gewerbe neu zu heben. Mit seiner Gemahlin unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, durch den er sie immer von neuem zu trösten und aufzurichten suchte, ihr aber auch von den kleinsten täglichen Erlebnissen treulich berichtete. Daneben empfing er seine Freunde. Die Fürsten des Reichstages sprachen bei ihm vor und er scherzte mit ihnen bei Bier und Wein, wohl auch oft beim Spiel, dem er leidenschaftlich ergeben war. Auch an auswärtigen Besuchen und an Beweisen innigster Teilnahme und Anhänglichkeit aus allen Gegenden des protestantischen Deutschlands fehlte es ihm nicht.

In ruhigeren Stunden suchte er Trost im eifrigen Lesen der Bibel. Man erzählt ihm nach, daß er ruhig zu ihr zurückgekehrt sei, als er die Freudenbezeigungen über Moritzens Belehnung von der Straße her vernommen und gesagt habe: „Wie sich Herzog Moritzens Gesindel freut über die mir abgenommene Würde. Der Allmächtige gebe, daß sie derselben hinfort so ruhig genießen, daß sie meiner und der Meinigen nicht mehr bedürfen.“ Ganz anders aber und viel unerfreulicher gestaltete sich die Lage des Kurfürsten, als dieser dem erneuten Versuche, ihn zur Unterwerfung unter die Beschlüsse des Konzils zu bestimmen, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. In allem, was seinen Glauben betraf, zeigte er sich unerschütterlich, und es wurde schon daran gedacht, ihn nach Spanien zu schicken, um sein Beispiel in Deutschland unwirksam zu machen. Man hörte den kaiserlichen Kanzler Granvella äußern, man würde den Kurfürsten auf ein Schloß bringen, aus dem er lebendig nicht mehr kommen solle. Auch der Beichtvater des Kaisers war für die Entfernung Johann Friedrichs. „So lange er hier ist,“ meinte er, „wird Seine Majestät in der Religion nichts mit ihm ausrichten, jedermann sperrt das Maul auf und sieht auf ihn, er tut mehr Schaden als Luther und Melanchthon.“

Ebenso entschieden lehnte der Kurfürst die Anerkennung des Augsburger Interims ab, durch welches, wie wir sehen werden, der Kaiser die kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland auf eigene Hand zu ordnen suchte. An den Kurfürsten wurde die Forderung gestellt, seinen Söhnen und den in seinem Besitz verbliebenen thüringischen Landesteilen die Annahme des Interims anzuempfehlen. Johann Friedrich erwiderte: „Ich bin alt und schwach und habe nichts mehr zu bedenken als meine Seele, denn das Gut habe ich verloren und mein Leib steht in des Kaisers Hand; aber wir heißen unsern Söhnen nicht gern, was wir selbst des Gewissens halber nicht tun können.“ Seitdem wurde er in strengerer Haft gehalten und eine

Beschränkung in der Verpflegung des Gefangenen angeordnet. An bestimmten Tagen wurden ihm alle Fleischspeisen entzogen. Alle Bücher wurden ihm genommen und jeder Verkehr ihm untersagt, auch der briefliche mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen.

Als der Kaiser nach Beendigung des Reichstages von Augsburg fortzog, mußte ihm Johann Friedrich in die Niederlande folgen. Die Reise ging über Speier, Worms und Oppenheim nach Mainz und von dort zu Schiff den Rhein hinunter nach Köln. Von hier gelangte er nach anstrengender Fahrt, auf der sein Reisewagen oft im Morast versank und von Bauern ausgegraben werden mußte, über Mastricht und Löwen am 17. September 1548 nach Brüssel, wo er in einem Privathause Unterkommen erhielt. Fast ausschließlich blieb er auf sich und seine nächste Umgebung angewiesen und sein Leben ging daher in trüber Einsamkeit und fast völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt einförmig dahin. Nur gerüchtweise dringt die Nachricht zu ihm, daß er seinen Aufenthalt bald verändern werde. In der Tat vertauschte er den Aufenthalt in Brüssel im Jahre 1549 für einige Monate mit dem zu Mecheln und zu Antwerpen, bis ihn die wechselnde Laune des Kaisers wieder nach Brüssel zurückkehren ließ. Zu seiner Freude durfte er, wenn auch immer noch als Gefangener, im folgenden Jahre die deutsche Heimat wiedersehen. Der Kaiser nahm ihn im Jahre 1550 abermals zu einem Reichstag nach Augsburg mit. Hier befand er sich wieder in frischer, fröhlicher Stimmung. Eine zahlreiche Ritterschaft seines Landes war in seiner Umgebung, die ihm die Zeit mit all den Freuden, wie sie das Hofleben jener Zeit kannte, vertreiben halfen. Spazierritte in die Umgegend und auch Jagdausflüge wurden unternommen, wenn auch niemals ohne die unvermeidliche spanische Begleitung. Selbst Seiltänzer und Hofnarren, Lautenschläger und herumziehende Spielleute brachten Abwechslung in das altgewohnte Leben. Der Kurfürst war froh, daß die Niederlande, in denen er sich so unglücklich gefühlt hatte, weit hinter ihm lagen. Zur besonderen Freude gereichte es ihm, daß er während dieses zweiten Aufenthaltes in Augsburg den Maler Lukas Cranach in seiner Nähe haben durfte, der auf besonderen Wunsch des Kurfürsten nach Augsburg kam und hier mit einem ihm von diesem ausgesetzten kleinen Jahrgehalt in stiller Zurückgezogenheit seiner Kunst lebte. Mit schmerzlichem Unwillen empfand aber Johann Friedrich das übermütige und anmaßende Betragen der Spanier, die sich als Herren in Deutschland gebärdeten. Man konnte in jenen Tagen aus ihrem Treiben in Augsburg einen Vorgeschmack davon bekommen, was aus Deutschland geworden wäre, wenn das spanische Regiment hier dauernd Fuß gefaßt hätte, wie es damals in Kaiser Karls Absicht lag.

Eine Verschärfung seiner Bewachung mußte der gefangene Kurfürst noch einmal über sich ergehen lassen, als Landgraf Philipp von Hessen einen verunglückten Fluchtversuch gemacht hatte. Auch in Johann Friedrichs Wohnung lagerte sich die spanische Wache nun auch des Nachts auf seinen Polstern und Bänken, und Johann Friedrich mußte in der nahen Kammer bei der offenen Tür ihr wüstes Tun mit anhören. „Was hilft mein Klagen,“ schrieb er, „alles ist umsonst, es geschieht doch nur der Religion wegen, daß ich in etwas willigen soll, was ich aber, es treffe Leib oder Gut, nie und nimmer tun werde.“

Nach Beendigung des Reichstages folgte der Kurfürst dem Kaiser nach Innsbruck, nachdem er unter Tränen von seinem Gastgeber Ulrich Welser Abschied genommen hatte. Wir werden später sehen, wie hier seine Gefangenschaft durch den Eintritt unerwarteter Ereignisse ihr Ende erreicht hat.

Durch das über den sächsischen Landesherrn hereingebrochene Unglück war auch die Wittenberger Hochschule mit in Mitleidenschaft gezogen worden. Schon als sich im November 1546 das Heer des Herzogs Moritz der Stadt näherte, deren Belagerung in Aussicht stand, waren die Bürger in hellen Scharen geflohen. Greise, Frauen, Kinder zogen unter Schneegestöber in langen Wagenzügen fort. Die Vorlesungen mußten eingestellt werden, und den Studenten wurde der Rat erteilt, die Universität zu verlassen. Einige der Professoren begaben sich in die Stadt Magdeburg, wo sie es versuchen wollten, während des Winters vielleicht noch eine kleine Anzahl von Studenten zusammenzuhalten. Am längsten hielten Me-

lanchthon, Bugenhagen und Cruziger aus. Der Erstgenannte zog erst, als das herzogliche Heer vor den Mauern der Stadt angelangt war, und diese zur Übergabe aufforderte, mit seiner Familie nach Zerbst im Anhaltischen, wohin er schon seinen Famulus vorausgeschickt hatte, um für Herberge zu sorgen. Auf Fürsprache des Bischofs von Merseburg, Fürst Georg von Anhalt, gab Herzog Moritz die Zusage, die Stadt Wittenberg vor Plünderung zu wahren und die Universität erhalten zu wollen. Dennoch war bei der Unruhe der Zeit und den drohenden Gefahren an eine Wiederaufnahme der Vorlesungen vorläufig nicht zu denken. Die Mehrzahl der Professoren war nach allen Himmelsrichtungen hin zerstreut. An Melanchthon ergingen in diesen Tagen heimatlosen Umherirrens wiederholte Berufungen; so von Joachim von Brandenburg nach Frankfurt a. O., von Christoph von Württemberg nach Tübingen, von Herzog Albrecht von Preußen nach Königsberg. Schon dachte er ernstlich daran, dem Rufe nach Schwaben zu folgen, und die Nachricht, daß er kommen würde, verbreitete in ganz Süddeutschland große Freude. Aber von Tag zu Tag verschob er seine Reise dorthin, weil er immer hoffte, „in sein geliebtes Nest an der Elbe" zurückzukehren und die Trümmer der Universität, von der das Licht des Evangeliums ausgegangen war, aus dem Schiffbruch zu retten. Auch nachdem der neue Kurfürst von Wittenberg Besitz genommen und sich von Rat und Einwohnerschaft hatte huldigen lassen, blieb die Zukunft der Universität noch lange im ungewissen. Kurfürst Moritz war vorläufig von zu vielen anderen Geschäften in Anspruch genommen, um an die Wiederherstellung der Hochschule denken zu können. Die wenigen Besitzungen der Universität waren von den kaiserlichen Truppen verwüstet worden. Die Einkünfte der Universität waren dadurch erheblich geschmälert; ob aber der neue Landesherr gewillt wäre, die Besoldungen, die sein Vorgänger den Lehrern der Hochschule ausgesetzt hatte, fortzuzahlen, war ungewiß. Trotzdem unternahmen es die zu Wittenberg anwesenden oder wieder dorthin zurückgekehrten Professoren, im Herbst 1547 die Vorlesungen wieder zu eröffnen, wie gering auch die Zahl der noch übriggebliebenen Studenten war. Endlich wurden nach langwierigen Verhandlungen im Januar 1548 die Verhältnisse der Universität wieder neu geordnet und die nötigen Einkünfte angewiesen.

Noch bevor es dahin gekommen war, drohte der Wittenberger Universität eine andere Gefahr. Der Sohn des gefangenen Kurfürsten, Herzog Johann Friedrich, der Mittlere genannt, versuchte Melanchthon für eine neue Hochschule zu gewinnen, die er in dem Gebiete des sächsischen Landes, das den Söhnen des abgesetzten Kurfürsten verblieben war, und zwar in Jena, zu errichten gedachte. Es war bei diesem Plan darauf abgesehen, die Universität Wittenberg, deren Fortbestand zweifelhaft schien, durch eine neue Hochschule zu ersetzen. Melanchthon konnte sich aber nicht entschließen, zu diesem Unternehmen, das ihm kein glückliches schien, seine Hand zu bieten. Er befürchtete, daß die Gefahren seines gefangenen Kurfürsten dadurch nur vergrößert würden. Als ihn der junge Herzog Johann Friedrich zu einer Entscheidung drängte, lehnte er das ihm gemachte Anerbieten ab. In seinen Augen war die Erhaltung Wittenbergs, der Pflanzstätte der Reformation, von höherer Wichtigkeit als die Teilnahme an der bloß aus Eifersucht beschlossenen und noch sehr zweifelhaften Gründung einer neuen Universität. Er wurde deshalb bitter getadelt; man klagte ihn der Undankbarkeit und Untreue an; man warf ihm vor, nach Fürstengunst und Reichtum zu streben, man behauptete, er habe sich mit dem verhaßten Moritz auf die Seite des Kaisers gestellt und gehe damit um, die Lehre zu ändern. So wurde das von den Söhnen des gefangenen Kurfürsten geplante Unternehmen für Melanchthon eine Quelle neuer Verdrießlichkeiten und für seine Gegner ein Anlaß zu neuen Verdächtigungen. Auch den Groll der jungen sächsischen Fürsten zog sich Melanchthon dadurch zu. Alles das aber ließ er getrost über sich ergehen, ohne von Wittenberg zu lassen, denn der Untergang der dortigen Hochschule wäre der größte Sieg der Gegner gewesen. Der Entschluß Melanchthons, sich nicht von Wittenberg zu trennen, ist ihm um so höher anzurechnen, als er ihn zu einer Zeit faßte, in welcher der Fortbestand der dortigen Universität

noch völlig unsicher war. Bald zeigte es sich, wie recht er getan hatte. Die wiedereröffnete Universität Wittenberg gelangte durch Melanchthon bald zu neuer Blüte, wenn auch die frühere niemals wieder erreicht worden ist. Die jungen sächsischen Herzöge errichteten nun zu Jena im Jahre 1548 ein Gymnasium, das sie zehn Jahre später zur Universität erhoben. Die theologische Fakultät der neuen Hochschule wurde ausschließlich mit erklärten Gegnern Melanchthons besetzt und sie wurde dadurch die Pflanz- und Pflegestätte eines unduldsamen neuen Luthertums, das zu der milden und vermittelnden Richtung Melanchthons in einen immer schrofferen und unversöhnlicheren Gegensatz trat.

2. Das Augsburger Interim.

Durch die Vernichtung des Schmalkaldischen Bundes war Kaiser Karl jetzt Herr des Reiches in einem Umfange, wie man es seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Auf einem neuen Reichstag, den der Kaiser auf den 1. September 1547 nach Augsburg einberief, setzte er durch, was ihm beliebte. Ohne Widerspruch vergab der Kaiser zwei Kurfürstentümer. Am 24. Februar 1548 erhielt Herzog Moritz durch die nochmalige Bestätigung der schon vorher auf ihn übertragenen Kurwürde von Sachsen den Lohn seines Verrates; am 8. April wurde an Stelle des seines Amtes und seiner Kurwürde entsetzten Hermann von Wied als dessen Nachfolger Graf von Schauenburg zum Kurfürsten von Köln ernannt. Auch in Europa lag alles so günstig als möglich. Einen Augenblick hatte es geschienen, als ob König Franz I. von Frankreich sich trotz des Friedens von Crespy anschicken wollte, den gar so bedrohlichen Siegeslauf des Kaisers aufzuhalten. Da war der Tod dazwischen getreten. Gerade in dem Augenblick, als Karl V. über den von ihm im Stiche gelassenen Protestantismus triumphierte, war Franz I. am 31. März 1548 gestorben. Der neue König Heinrich II. konnte nicht daran denken, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen. Auch der Türke verhielt sich ruhig. Von keiner weltlichen Macht hatte der deutsche Kaiser in der nächsten Zeit etwas zu fürchten. Da geschah es, daß ihm abermals der Papst in den Weg trat. Dieser war nicht gesonnen, dem Kaiser einen Einfluß auf das seit dem 13. Dezember 1545 zu Trient versammelte Konzil zu gestatten, während der Kaiser die Verhandlungen so zu leiten wünschte, daß den deutschen Protestanten die Teilnahme an dem Konzil und die Unterwerfung unter die Beschlüsse desselben nicht geradezu unmöglich gemacht würde. Wider den ausgesprochenen Willen des Kaisers hatte der Papst das Konzil von Trient im März 1547 nach Bologna, in eine Stadt seines eigenen Gebietes, verlegt. Hier hatte nun die streng päpstlich gesinnte Richtung völlig die Oberhand. Das Konzil, auf dem sich bereits der Einfluß des inzwischen begründeten Jesuitenordens geltend machte, suchte seine Aufgabe vielmehr in der Stärkung der päpstlichen Macht als in der Verbesserung der Kirche und in der Abstellung von Mißbräuchen, die man auch katholischerseits von ihm erwartete. Der Kaiser geriet über die Verlegung des Konzils in die größte Aufregung. Man hörte von ihm die stärksten Äußerungen über den Papst, den er beschuldigte, daß er ihn in diesen deutschen Krieg verwickelt habe, um ihn darin stecken zu lassen. Er ließ in der Versammlung zu Bologna einen Protest gegen das päpstliche Regiment und die Beschlüsse des Konzils verlesen.

Bei diesem Zerwürfnisse mit dem Papste beschloß der Kaiser, die kirchlichen Angelegenheiten zunächst auf eigene Hand zu ordnen. Er ließ von zwei mild gesinnten katholischen Bischöfen, Julius von Pflug, der an Stelle des seines Amtes entsetzten Nikolaus von Amsdorf Bischof von Naumburg geworden war, und Michael Helding, Weihbischof von Mainz, unter Teil-

41*

nahme des ebenso eitlen als nachgiebigen Agricola, des Hofpredigers des Kurfürsten Johann von Brandenburg, eine einstweilige Lehr- und Kirchenordnung aufstellen, die unter dem Namen des Augsburger Interim bekannt geworden ist. Diesen Namen hat sie davon erhalten, daß sie den in Augsburg versammelten Reichsständen zur Annahme und Einführung vorgelegt wurde. Das Interim machte den Protestanten in der Lehre von der Rechtfertigung, in der Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, in der Beseitigung des Meßopfers und in der einstweiligen Zulassung der Priesterehe einige, überdies noch zweideutige Zugeständnisse, wogegen die Verdienstlichkeit der guten Werke, die sieben Sakramente, die Heiligenverehrung, die Geltung der kirchlichen Tradition und die ganze päpstlich-bischöfliche Kirchengewalt wiederhergestellt werden sollte. Ebenso wurden die meisten bisherigen äußeren kirchlichen Gebräuche, die Fastengebote und Prozessionen, sogar die am Fronleichnamsfest, beibehalten. Von den protestantischen Fürsten zeigte sich namentlich Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, den wir schon als einen Liebhaber kirchlicher Zeremonieen kennen gelernt haben, der Einführung des Interims geneigt. Die katholischen Stände lehnten es für sich selbst sofort ab, billigten es dagegen für die Protestanten. Die Mehrzahl dieser verwarf das Interim gleichfalls, aber den oberdeutschen Städten, deren Widerstand nach der Auflösung des Schmalkaldischen Bundes völlig gebrochen war, wurde es mit Gewalt aufgezwungen. In Ulm wurden die widersprechenden Ketzer in Ketten gelegt; Konstanz wurde mit Waffen überfallen und der evangelischen Predigt für immer beraubt. Von Stadt zu Stadt mußten die Geistlichen flüchten, die sich der Unterwerfung unter das Interim widersetzten, allein aus Schwaben und Rheinland an vierhundert.

Von besonders schweren Verfolgungen wurden die evangelischen Geistlichen in Württemberg betroffen, die sich dem Augsburger Interim nicht fügen wollten. Hier wurde der um die Durchführung der Reformation in den württembergischen Landen hochverdiente Prediger und Professor Schnepff zu Tübingen mit vielen andern gleichgesinnten Geistlichen seiner Ämter entsetzt. Auch Blaurer, der, wie wir gesehen haben, neben Schnepff bei der Durchführung der Reformation besonders tätig gewesen war, mußte seine Vaterstadt Konstanz, in die er aus Württemberg zurückgekehrt war, wieder verlassen. Er begab sich nach der Schweiz, wo er an verschiedenen Orten als Prediger gewirkt hat. In Winterthur hat er am 6. September 1564 seine wechselvolle irdische Laufbahn beschlossen.

Auch in Sachsen, dem Mutterlande und der Wiege der Reformation, regte sich allenthalben der heftigste Widerspruch gegen das Interim, in welchem man nur den Versuch sah, die Protestanten unter das Joch der katholischen Kirche zurückzubringen. Melanchthon, dem der Kurfürst Moritz das Interim zur Begutachtung übersandt hatte, sprach sich bei aller seiner Neigung zur Friedensliebe und Verständigung doch durchaus ablehnend gegen die vom Kaiser inzwischen als Gesetz verkündigte Kirchenordnung aus. Er beklagte die „in dem Interim aufgeführten Lügen und Mißbräuche“, lehnte die Verdunklung der Rechtfertigungslehre und die zweideutigen Bestimmungen über das Meßopfer ab und verwarf die Herstellung der Heiligenanbetung und der Seelenmessen. In der Lehre wollte er keinesfalls, sondern nur etwa in den Mitteldingen, wie bischöfliche Verfassung, Feiertagen und Zeremonieen, zum Nachgeben raten. Schließlich faßte er sein Gutachten in die Worte zusammen: „Ich will überhaupt mein Gewissen nicht beladen mit diesem Buche.“ Auch andern gegenüber machte Melanchthon aus dieser seiner Stellung zum Interim kein Hehl, und er wurde daher, wie es scheint von dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg, bei dem Kaiser als der Hauptgegner des Interims verdächtigt, so daß dieser von dem Kurfürsten dessen Auslieferung verlangte. Es gereicht diesem zum Ruhme, daß er den Lehrer, der die Hauptzierde seiner Hochschule war, nicht preisgab, sondern ihn viel mehr dem Kaiser gegenüber mit warmen Worten in Schutz nahm. Der Kaiser stand für diesmal von seinem Begehren ab; allein der Haß gegen Melanchthon blieb.

Bei der Stimmung seines Landes, die dem Kurfürsten Moritz nicht verborgen blieb, war er nicht gewillt, seinen Untertanen das Interim mit Gewalt auf-

zudrängen. Er berief sich dem Kaiser gegenüber auf die im Regensburger Vertrag ihm gegebene Zusage, daß seine Lande bis zu einem durch ein freies und allgemeines Konzil herbeigeführten Vergleich bei ihrer Religion erhalten werden sollten und erklärte, ohne seine Theologen und Landstände nichts in betreff des Interims beschließen zu können. Doch erbot er sich, sofort mit seinen Ständen über die Annahme des Interims in Beratung zu treten und versprach, allen Fleiß anzuwenden, „daß seine Untertanen in allem, was mit Gott geschehen könne, keine Trennung machen würden.“ Diesem Versprechen gemäß, verließ er den Augsburger Reichstag, um seinen Landtag nach Meißen einzuberufen. Vor dessen Zusammentritt forderte Kurfürst Moritz die Gutachten seiner Theologen über das Interim ein, die zu diesem Zwecke mit einer Anzahl von kurfürstlichen Räten im Kloster Zelle zu Beratungen zusammentraten. Die Räte suchten die Theologen zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, indem sie auf neue Kriegsgefahren hinwiesen, die aus einer hartnäckigen Verwerfung des Interims entstehen könnten. Leider zeigte sich Melanchthon, der vorher das Interim mit großer Entschiedenheit verworfen hatte, diesen Vorstellungen nicht unzugänglich; namentlich versetzte ihn das Zureden, mit dem der sächsische Minister von Carlowitz auf ihn eindrang, in eine entmutigte Stimmung. Dieser richtete im Auftrage des Kurfürsten und vielleicht nicht ohne Einverständnis mit dem Kaiser einen Brief an Melanchthon, den wir leider nicht mehr besitzen, in welchem er aber eindringlich ermahnte, das angefangene Friedenswerk zu unterstützen, und wenn er auch nicht alles darin billigte, seinem Fürsten wenigstens nicht offen zu widerstehen. Die Antwort, mit der Melanchthon dieses Schreiben erwiderte, ist von Freunden und Feinden zu seinen Ungunsten ausgebeutet worden, und in der Tat zeugte es von einer Nachgiebigkeit und Entmutigung, die man beklagen muß. Er erklärte dem ihn bedrängenden Staatsmann:*) „Der Kurfürst möge doch, was ihm in der Interimssache heilsam erscheine, auf eigene Hand tun; er, Melanchthon, werde sich nicht aufrührerisch zeigen, sondern entweder schweigen oder weggehen oder ertragen, was geschehe; habe er doch auch ehedem, wenn Luther seinem Temperament allzuviel nachgegeben, hier eine fast unziemliche Knechtschaft ertragen. Nun aber solle er nicht bloß schweigen, sondern auch das Interim empfehlen. Er wollte nicht, daß die Lehre verändert oder rechtschaffene Männer vertrieben würden. Er sei einverstanden, daß die alte Kirchenverfassung, wie das Interim bestimme, bestehen bleibe, denn es sei nicht zu erwarten, daß die Höfe ungelehrter Fürsten auf die Dauer eine bessere Lehraufsicht führen würden. Auch die im Interim vorgeschriebenen Gebräuche nehme er an; er habe sie von Kind auf lieb und sei überhaupt ein Freund von Zucht und Ordnung. Aber hinsichtlich des Glaubens müsse das Interim verbessert werden, und die Anrufung der Heiligen werde er durch seine Zustimmung nicht bekräftigen. Auch die Nachgiebigkeit um des Friedens willen müsse ihre Grenzen haben; wenn die Machthaber ihn unerachtet seiner Mäßigung für einen Ruhestörer halten wollten, so werde er mit Gottes Hilfe tragen, was ihm begegnen werde; es hätten schon viele um geringerer guter Sachen willen die Wahrheit dem Leben vorgezogen.

Im Grunde genommen, sagt D. Beyschlag mit Recht, ist in diesem Briefe nichts zu finden, was Melanchthons unwürdig wäre oder seiner seither bewährten Denkart widerspräche. Es ist gewiß die Sprache eines unkriegerischen und bis an die äußerste Grenze des Gewissens zurückweichenden Mannes, aber Melanchthon war in der Tat bis an diese Grenze gedrängt. Ohne Zweifel hatte ihm Carlowitz nicht nur seine persönliche Bedrohung seitens des Kaisers mitgeteilt, die doch so ernst war, daß Melanchthon sich im Einverständnis mit dem Kurfürsten damals eine Zeitlang von Wittenberg zurückzog, sondern er wird ihm auch die unheilvollen Folgen eines offenen Widerstandes gegen das Interim mit den lebhaftesten Farben geschildert haben: die Vertreibung der evangelischen Prediger, die Verödung der Gemeinden, kurz die Anwendung der süddeutschen Gewaltmaßregeln auch auf Kursachsen. Sollte Melanchthon nicht durch

*) Vgl. Willibald Beyschlag, Philipp Melanchthon. Verlag von Paul Wätzel, Freiburg i. B. S. 62 ff.

eine halbe Nachgiebigkeit die volle Wucht des Schlages abwenden helfen? Und nun trafen die ihm zugemuteten Zugeständnisse eine weite Strecke Weges mit seinen immer schon gehegten Neigungen und Anschauungen zusammen. Für die reine evangelische Lehre konnte er sich mit voller Überzeugung einsetzen, nicht so für die in Kursachsen aufgekommene Gottesdienstordnung und Konsistorialverfassung. In diesen Stücken hatte er aus seinen auf die Erhaltung der alten kirchlichen Ordnung gerichteten Wünschen niemals ein Hehl gemacht. Sollte er auf jene Gefahr hin widerstehen, wenn nun eine mächtigere Nötigung ihn auf die Bahn seiner eigenen alten Wünsche zurücktrieb? Der größte Fehler, den Melanchthon mit jenem Briefe an Carlowitz beging, war nur der, daß der arglose, nicht genügend weltkluge Mann seine innersten Empfindungen und Gedanken einem Staatsmanne anvertraute, der dieses Vertrauen sofort mißbrauchte. Carlowitz sorgte sofort dafür, daß Abschriften dieses Privatbriefes an Freund und Feind, bis in die Hände des Kaisers gelangten. Die Evangelischen trauerten, die Papisten triumphierten. Der Kaiser soll gesagt haben: „Den habt ihr, — sehet zu, daß ihr ihn festhaltet.“

Der sächsische Landtag, der am 1. Juli 1548 zu Meißen zusammentrat, sprach sich stark und heftig gegen das Interim aus und verlangte mit fester Entschiedenheit, daß Sachsen bei seinem evangelischen Glauben unbehelligt erhalten bliebe. Mit einer bloßen Ablehnung des Interims wagte aber Kurfürst Moritz nicht, wie die Dinge damals lagen, vor den Kaiser zu treten, und er versuchte daher, durch weitere Verhandlungen mit den Theologen einerseits, mit den Ständen andrerseits zu einem vermittelnden Vorschlage zu gelangen. Das Ergebnis dieser Verhandlungen, die im weiteren Verlaufe des Jahres 1548 in Torgau, in Pegau und zuletzt in Leipzig geführt wurden, war das sog. Leipziger Interim. Es stellte die Glaubenspunkte der evangelischen Lehre, namentlich in betreff der Rechtfertigung durch den Glauben, unzweideutig fest, sicherte der Taufe, der Abendmahlsfeier, der Konfirmation, der Beichte ihre evangelische Handhabung, räumte dagegen die Herstellung des bischöflich-päpstlichen Kirchenregiments und verschiedener katholischer, kirchlicher Gebräuche, auch der letzten Ölung und des Fronleichnamsfestes ein. Bevor Kurfürst Moritz das veränderte Interim seinen Ständen vorlegte, die er Ende Dezember 1548 nach Leipzig einberief, hatte er mit Kurfürst Joachim II. von Brandenburg eine Zusammenkunft in Jüterbog, in welcher die beiden Fürsten übereinkamen, die aus den sächsischen Beratungen hervorgegangene Ordnung anzunehmen und in ihren Landen einzuführen. Die sächsischen Stände zeigten sich anfangs auch zur Annahme des veränderten Interims wenig geneigt. Namentlich wollten sie nichts von der Ölung und von dem Fronleichnamsfest wissen. Wenn es in dem neuen Interim hieß, daß man die Gewalt der Bischöfe beibehalten wolle, sofern diese ihr Amt nach göttlichem Befehl ausrichteten, so fragten die Stände mit Recht, wie man zu solchen Bischöfen gelangen wolle, unter deren Oberhoheit die Pfarrer ungehindert die reine rechtschaffene Lehre predigen könnten. Die Theologen gerieten durch diese und ähnliche Einwände, welche gegen ihre Nachgiebigkeit erhoben wurden, in nicht geringe Verlegenheit. Doch ging endlich das Leipziger Interim bei dem Landtage durch und ward bald darauf als Beschluß desselben veröffentlicht, „aus Gehorsam gegen Kaiserliche Majestät und Liebe zum Frieden“.

Man ist gewohnt, das Verhalten von Kursachsen, sowohl des Kurfürsten Moritz als der Theologen von Wittenberg, in den Verhandlungen über das Interim als ein schwächliches, laues, verräterisches zu verdammen, und wenn man Luthers unerschütterliche Glaubensgewißheit damit vergleicht, mag dies Urteil als zutreffend erscheinen. Aber man sollte nicht übersehen, daß die Zeitverhältnisse sich wesentlich geändert hatten und in diesem Augenblick für die Protestanten so ungünstig als möglich lagen. Hätte man jeden Vergleich abgelehnt, so würde die einfache Rückkehr zum Katholizismus Deutschland aufgezwungen und alle evangelische Lehre und Predigt mit Gewalt ausgerottet worden sein. Indem man aber äußerlich auf das Interim einging, blieb man unbelästigt, hatte man die Möglichkeit gewonnen, unter dem Schutze und der Hülle des kaiserlichen Ediktes das Feuer des Prote-

stantismus zu hüten und zu pflegen. Und das ist die Art und Weise, in der Moritz damals verfahren ist.*) Aber auch in der abgeschwächten Gestalt der Leipziger Fassung rief das Augsburger Interim in den weitesten Kreisen der evangelischen Kirche eine große Aufregung hervor, unter der namentlich Melanchthon schwer zu leiden hatte. Nicht bloß seine Gegner, sondern auch wohlmeinende Freunde nahmen an den Zugeständnissen, die den katholischen Anschauungen in betreff der Gebräuche in dem Leipziger Interim gemacht worden waren, den allerschwersten Anstoß. Diese letzteren riefen einen heftigen Streit über die sog. „Mitteldinge" (Adiaphora) hervor, in welchem Melanchthon der Gegenstand der heftigsten Angriffe geworden ist. Der hauptsächlichste Wortführer in diesem Streit war der Magister Matthias Flacius. Dieser aus Illyrien stammende Theolog war nach Wittenberg gekommen und dort von Melanchthon aufs freundlichste aufgenommen und vielfach unterstützt worden. Später aber, und zwar gerade als die Interimswirren ausbrachen, hegte er gegen Melanchthon einen persönlichen Groll. Er hatte diesen in Verdacht, daß er die von ihm erhoffte Berufung auf einen Lehrstuhl an der Wittenberger Universität hintertrieben habe. Er verließ deshalb Wittenberg, um sich nach Magdeburg zu begeben, der Zufluchtsstätte vieler um des Augsburger Interims willen vertriebener Geistlichen. Hier traf er mit Amsdorf und anderen gegen Melanchthon feindselig gesinnten, strengeren Lutheranern zusammen. Von hier, sowie von Hamburg aus, wohin er sich später begab, veröffentlichte er eine Reihe von Flugschriften, in denen nicht bloß das Augsburger und Leipziger Interim in leidenschaftlichstem Tone bekämpft, sondern auch Melanchthon persönlich in boshafter Weise verdächtigt wurde. Der erwähnte Brief an Carlowitz wurde maßlos ausgebeutet. Flacius ließ vertraute Briefe an Melanchthon aus der Zeit des Augsburger Reichstages, die ihm der letztere arglos geliehen hatte, hinterlistig abdrucken, um auf Grund dieser Briefe den hochverdienten Präceptor Germaniae öffentlich als einen charakterlosen Feigling zu verdächtigen. Die Wittenberger wurden als „Baalsdiener", „Buben", „Epikuräer", „Samaritaner" bezeichnet und des „Buhlens mit dem babylonischen Weibe" geziehen. Melanchthon setzte diesen Angriffen längere Zeit nur ein würdevolles Schweigen entgegen, wenn er auch gegen nähere Freunde über die Undankbarkeit des Flacius bittere Klage führte. „Dieser slawische Flüchtling," schreibt er einmal, „hat von unserer Universität und von mir zahlreiche Wohltaten genossen; wir haben aber eine Schlange an unserm Busen genährt." Als Melanchthon sich endlich, von den Freunden gedrängt, dazu entschloß, dem gehässigen Widersacher zu antworten, tat er es mit einer Ruhe und Mäßigung, die man nach solchen Kränkungen um so mehr bewundern muß. Die Lehre, sagte er, werde in Wittenberg und in der sächsischen Kirche unverfälscht verkündigt; in den Gebräuchen sei allerdings einiges verändert worden, und er hätte gewünscht, es wäre nicht geschehen; aber mit gutem Gewissen habe er geraten, es zu tragen, auf daß die Gemeinden nicht gestört würden. „Du sagst, man soll lieber die Kirchen verlassen und den Fürsten mit Aufruhr drohen, als sich in die Adiaphora schicken; mit einem solchen Rate will ich mich nie belasten. Wahrlich, wir tragen viel Schwereres als den Chorrock! Man kann über ihn verschiedener Ansicht sein, ohne darüber das Gebot der Liebe zu vergessen." Auf dieses maßvolle im friedfertigsten Tone gehaltene Schreiben antwortete Flacius mit verdoppelter Heftigkeit durch eine neue Schrift, die er unter dem Titel „Von den wahren und falschen Adiaphora" erscheinen ließ. Er gab zwar zu, daß es solche Mitteldinge geben könne, bei denen es, wenn man sie an und für sich betrachtet, nicht darauf ankomme, ob man sie halte oder nicht, Gebräuche, die Gott weder geboten noch verboten hat. Aber von den Papisten als Gesetz vorgeschrieben, dienten sie zur Verfälschung der Wahrheit. Er beschuldigte den Melanchthon, „die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein" verfälscht und die guten Werke als „notwendig zum Heil" bezeichnet zu haben. Er warf ihm vor, die Gewalt der Bischöfe zugelassen zu haben, verschwieg aber, daß Melanchthon den Gehorsam gegen die Bischöfe nur

*) W. Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. Seite 172.

unter der Bedingung gelten lassen wollte, daß sie die freie Predigt des Evangeliums gestatteten. Auch als infolge der späteren Ereignisse das Interim aufgehoben wurde und der ganze Streit daher gegenstandslos geworden war, war der fanatische Flacius unablässlich bemüht, Melanchthon durch neue Anklagen und Beschwerden, die er über dessen angebliche Irrlehren erhob, seine letzten Lebensjahre zu verbittern.



Magdeburg im Mittelalter.

3. Der Kriegszug des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser, der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede.

Gerade als Kaiser Karl V. auf dem Höhepunkte seiner Macht stand und die Sache des Protestantismus dem Untergange nahe schien, bereitete sich, zunächst in aller Stille, ein Umschwung der Dinge vor, durch den der Kaiser mit einem Schlage von der Höhe seiner Macht gestürzt werden sollte. Die Veranlassung zu dieser für den Fortbestand der evangelischen Kirche entscheidenden Wendung gab derselbe Fürst, der im Schmalkaldischen Kriege der tatkräftigste Verbündete des Kaisers gewesen war, der neue Kurfürst Moritz von Sachsen. Dieser hatte sich schon durch den Wittenberger Vertrag, welcher den Schmalkaldischen Krieg beendete, wenig befriedigt gefühlt. Zwar die sächsische Kurwürde hatte er erlangt und damit ein ersehntes Ziel seines ehrgeizigen Strebens erreicht, aber das ihm schon einmal verliehene Schutzrecht über das Erzbistum Magdeburg und das Bistum Halberstadt war ihm wieder entzogen worden. Den ernestinischen Vettern, den Söhnen des entthronten Kurfürsten Johann Friedrich, hatte er ein viel umfangreicheres Gebiet der ehemals kursächsischen Lande zu selbständigem Besitze überlassen müssen, als es für ihn wünschenswert war. Sie waren dadurch noch immer mächtig genug, um seinen neuen Besitz zu gefährden, und von Kaiser Karl gelegentlich gegen ihn benutzt zu werden. Dazu kam, daß Kurfürst Moritz die andauernde Gefangenhaltung des Landgrafen Philipp als eine ihm persönlich angetane Beleidigung empfand. Die Freilassung des Landgrafen war für Kurfürst Moritz zu einer Ehrensache, man kann fast sagen, zu einer Lebensfrage geworden. In der öffentlichen Meinung des evangelischen Deutschlands wurde er allein ebenso wie für das Unglück des Kurfürsten Johann Friedrich, so auch für das des Landgrafen Philipp verantwortlich gemacht. Er hatte dadurch an Ehre und Ansehen mehr verloren als er an Rang und Land gewonnen hatte. Aber auch abgesehen von dieser persönlichen Verstimmung gegen den Kaiser, gaben ihm die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches je länger je mehr Anlaß,

sich von den Wegen des Kaisers zu scheiden. Er sah diesen in Deutschland rücksichtslos gegen Fürsten und Städte walten und schalten, ohne auf den Widerspruch einzelner zu achten. Selbst der eigene Bruder des Kaisers, König Ferdinand, bekam es zu erfahren, daß der letztere zum Schaden der deutschen Fürsten nur auf die Vermehrung seiner eigenen Hausmacht bedacht war. Während Erzherzog Ferdinand durch seine Wahl zum römischen König auch die Anwartschaft auf die Kaiserwürde erlangt hatte, wußte es Kaiser Karl auf einem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1550 durchzusetzen, daß König Ferdinand zwar sein nächster Nachfolger bleiben, aber nach dessen Tode die Nachfolge in der Kaiserwürde auf Karls Sohn, Philipp, den zukünftigen König von Spanien, übergehen sollte. In einem erzwungenen Vertrage mußte sich Ferdinand verpflichten, nach seiner dereinstigen Erhebung zum Kaiser für Philipps Wahl zum Könige nach Kräften einzutreten.

Alle diese Vorgänge erfüllten Kurfürst Moritz mit dem größten Unwillen und er wurde bald der Mittelpunkt eines Widerstandes gegen den Kaiser, zu dem sich auch andere deutsche Fürsten mit ihm verbündeten. In sorgfältigster Geheimhaltung der Pläne, die ihn beschäftigten, trat Kurfürst Moritz zunächst mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in Unterhandlung, einem kecken, unternehmungslustigen Abenteurer, der früher ebenfalls für den Kaiser gefochten und jetzt die mißmutige Verstimmung des Kurfürsten gegen diesen teilte. Markgraf Albrecht war gerade in Werbungen und Rüstungen begriffen, um England in einem Kriege gegen Frankreich Hilfe zu leisten. Da zwischen diesen Mächten ein Friedensschluß in naher Aussicht stand, so sicherte sich Moritz die von Albrecht geworbenen Truppen und verpflichtete diesen, keinen anderen Dienst ohne sein Wissen anzunehmen. Auch mit seinem jüngeren Bruder August, mit dem er lange entzweit gewesen war, führte Moritz eine Versöhnung herbei, und weihte ihn in seine Pläne ein. Gleichzeitig trat er mit den Söhnen und Räten des gefangenen Landgrafen Philipp in Verhandlung, nachdem er diese von dem Ernst und der Redlichkeit seiner Bemühungen um die Befreiung des Landgrafen überzeugt hatte. Ja, selbst mit den Söhnen des entthronten Kurfürsten Johann Friedrich wußte er sich durch geschickte Unterhandlungen ins Einvernehmen zu setzen, um sie zu bestimmen, ihr Mißtrauen gegen ihn fallen zu lassen. Die Vermittlung der Versöhnung mit ihnen übernahm Markgraf Johann von Küstrin. So kam im geheimen ein Bündnis deutscher protestantischer Fürsten zustande, an dessen Spitze Kurfürst Moritz stand. „Die Erhaltung der Religion und Freiheit der Deutschen“ wurde in den getroffenen Verabredungen als der Zweck des Bündnisses bezeichnet.

Nachdem die zum Widerstand gegen die Übermacht des Kaisers verbündeten Fürsten sich untereinander verständigt hatten, trat Kurfürst Moritz auch mit König Heinrich II. von Frankreich in Verhandlung, um sich dessen Beistand zu sichern. Auch dieser hatte nicht ohne Besorgnis die Macht des Kaisers immer mehr überhandnehmen sehen. Da er sie als eine ihm selbst drohende Gefahr empfand, so war er nicht abgeneigt, im gegebenen Augenblick den Kampf gegen das Haus Habsburg wieder aufzunehmen. Insbesondere war Frankreich nicht gesonnen, die von Karl V. erstrebte Wahl seines Sohnes Philipp zum künftigen Kaiser von Deutschland ohne Widerspruch geschehen zu lassen. Für Kurfürst Moritz aber kam es besonders darauf an, sich durch ein Bündnis mit Frankreich die Geldmittel für den geplanten Kriegszug zu verschaffen. Freilich war König Heinrich nicht gesonnen, seine Hilfe anders als gegen einen hohen Preis zuzusichern. Er forderte als solchen die Abtretung der vier französisch redenden Reichsstädte: Metz, Toul, Verdun und Cambrai und des dazu gehörigen Gebietes. Hier erst trat der Fluch, welcher sich auf das deutsche Volk gelegt hatte, in seinem ganzen Umfange hervor. Vor zehn Jahren hätte der Schmalkaldische Bund, indem er sich geschickt und entschlossen auf Frankreich stützte, den Kaiser hindern können, seine Absichten gegen ihre Kirche auszuführen, ohne daß dem Deutschen Reich daraus ein Nachteil erwachsen wäre. Der Schmalkaldische Bund hätte damals mit jedem König als gleichstehende Macht verhandeln können. Jetzt war die starke Gemeinschaft, welche sechzehn Jahre lang die Sache des Evangeliums geschützt hatte, vom Kaiser zerrissen

worden, die deutschen Protestanten lagen ohnmächtig am Boden und die Hilfe des Auslandes war nur mit schweren Opfern zu erkaufen. Es bleibt für unsere heutige Empfindung eine unauslöschliche Schmach, daß Kurfürst Moritz und seine Genossen wichtige Grenzgebiete des Deutschen Reiches an Frankreich preisgaben, um das Reich von der Willkürherrschaft eines Kaisers zu befreien, der selbst kein deutscher, sondern ein ausländischer Herrscher war, und es gereicht dem Markgrafen Johann von Küstrin noch heute zur Ehre, daß sein echt hohenzollernscher deutscher Sinn sich dagegen sträubte, an den Unterhandlungen mit Frankreich teilzunehmen, und daß er seine Hände von diesem verwerflichen Handel frei erhalten wollte. Aber auch hier darf man, um Kurfürst Moritz nicht zu hart zu beurteilen, die damaligen Verhältnisse nicht außer acht lassen. Damals kannte der Deutsche keinen Patriotismus, wie ihn der Franzose, der Spanier, der Engländer bereits besaß. Seit einem halben Jahrhundert fochten die deutschen Landsknechte für jeden, der sie zahlte. Das Reich hatte alle nationale Lebenskraft in den letzten dreißig Jahren vollends eingebüßt. Nicht deutsche Kräfte hatten den Kaiser auf die Höhe gehoben, von der aus er jetzt so furchtbar auf alles deutsche Wesen drückte; was wäre im Schmalkaldischen Kriege aus ihm geworden ohne die Spanier und Italiener? Kurfürst Moritz rief deshalb nicht Fremde gegen einen deutschen Kaiser zu Hilfe; er rief Fremde gegen Fremde. Trotz alledem war es höchst schmachvoll, daß deutsche Fürsten deutsches Land an Frankreich verrieten; aber es war höchst segensvoll, daß dieser Verrat die Macht brach, welche dem deutschen Volke nicht einige Bistümer, sondern sein eigenstes Wesen zu rauben drohte. Weder jetzt noch je zuvor hatte doch dieser Karl V. sich von der Rücksicht auf das Wohl des Deutschen Reiches, von deutscher Gefühls- und Denkart bestimmen lassen; seine ganze Regierung war vielmehr ein ununterbrochener Kampf gegen das gewesen, was die deutsche Nation im Innersten bewegte. Indem er jetzt seinen spanischen Sohn dem Reiche zum Nachfolger bestimmte, tat er das letzte, um in Deutschland die Herrschaft einer fremden Macht für lange zu befestigen. Wer sich die Zukunft des Reiches unter diesem Philipp vorstellt, wird schwerlich geneigt sein, den Verlust von Metz, Toul und Verdun für das Schlimmste zu halten, was unser Volk damals treffen konnte.*)

Im Januar 1552 wurde der Vertrag mit Heinrich II. abgeschlossen. Man gab dem Franzosen die Lothringer Bistümer preis, wenn auch unter ausdrücklicher Vorbehaltung der Rechte des Reiches. Sie sollten nach der Meinung des Kurfürsten und nach dem Wortlaut des Vertrages nicht Frankreich einverleibt, sondern von König Heinrich II. als Reichsvikar verwaltet werden. Ein französischer Angriff und ein Ausfall des Kurfürsten auf den Kaiser sollten sich gegenseitig in die Hand arbeiten. Von beiden Seiten wurden nun in rühriger Weise die Rüstungen betrieben. Dem Kurfürsten Moritz wurde es dadurch erleichtert, sie ins Werk zu setzen, ohne das Mißtrauen des Kaisers wachzurufen, daß er von diesem selbst mit der Vollstreckung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg beauftragt war, die allein noch dem kaiserlichen Interim den hartnäckigsten Widerstand entgegenstellte, und daß er zur Belagerung dieser Stadt bereits ein starkes Heer unter den Fahnen hatte. Wir müssen einen Augenblick bei dieser Belagerung verweilen. Die Stadt Magdeburg, von jeher ein besonders festes Bollwerk der Reformation wagte auch nach der Niederlage des Schmalkaldischen Bundes im Jahre 1547 der Macht des Kaisers zu trotzen und die von ihr geforderte Unterwerfung zu verweigern. Auch durch die Drohung mit Verlust aller ihrer Freiheiten und ihres Stapelrechts, die Kurfürst Joachim II. von Brandenburg im Namen des Kaisers der Stadt überbrachte, ließ sich die standhafte Bürgerschaft nicht zur Übergabe bestimmen. Infolge dieser Weigerung, die auch bei späteren Aufforderungen zur Übergabe noch mehrmals wiederholt wurde, hatte der Kaiser schon am 26. Juli 1546 die Acht über Magdeburg verhängt. Zugleich mit der Achtserklärung machte der Kaiser seine früher ausgesprochene Drohung wahr.**) Er

*) Karl V. und die deutsche Reformation von H. Baumgarten, Schrift d. Verlag für Reformationsgeschichte. S. 86.

**) Wir folgen hier der Schrift von Friedrich Hülße: „Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus."

verlieh dem Kurfürsten von Brandenburg das Magdeburgische Stapelrecht mit allen dazu gehörigen Gerechtigkeiten zu Wasser und zu Lande. Der Kurfürst übertrug es dann seinerseits der Stadt Tangermünde. Mit vielen der Stadt Magdeburg oder ihren Bürgern gehörigen auswärtigen Gütern wurden Diener des Kaisers belehnt. Aber auch alle diese äußeren Nachteile, von denen die Stadt betroffen wurde, vermochte sie nicht zu bestimmen, sich zur Übergabe auf Gnade und Ungnade zu verstehen, die der Kaiser von ihr forderte. In ihrem Widerstande wurde die Stadt noch bestärkt, als ihr die Annahme des auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1548 verkündigten Interims zugemutet wurde. Bremen und Magdeburg standen an der Spitze der norddeutschen Städte, die dem Interim die Anerkennung versagten. Magdeburg wurde die Zufluchtsstätte für zahlreiche Geistliche, die wegen ihrer Weigerung, sich dem Interim zu unterwerfen, aus ihrer Heimat und von ihren Stellen vertrieben worden waren. Zahllose Schriften gegen beide Formen des Interims wurden trotz des kaiserlichen Verbotes in Magdeburg gedruckt und von da aus weithin verbreitet. Die Stadt erhielt davon den Namen „unseres Herr Gotts Kanzlei“ oder „Schreibstube“, den sie bis auf den heutigen Tag sich als Ehrennamen anrechnet. Eine Menge von Reimen und Versen wurden verbreitet, deren Verfasser zum großen Teil auch einer der Flüchtlinge, der Magister Erasmus Alberus war, und zu den herabsetzenden Worten wurden alle möglichen Spottbilder hinzugefügt und manche derselben zierten auch die Titelblätter jener Streitschriften.

Vergeblich versuchten die Stände des Erzstiftes die Stadt zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiser zu bewegen, um dagegen bei diesem die Aufhebung der Acht zu erwirken. Der Rat der Stadt erklärte sich gern bereit, in allem nachzugeben, was nicht gegen die Religion und die Freiheit der Stadt sei, aber ebenso entschieden wies er die Zumutung zurück, in der Glaubensfrage Zugeständnisse machen zu sollen. Würde die Stadt um ihres Glaubens willen angegriffen, dann vertraue sie auf Gottes Schutz und Hilfe. Daher ließ der Kaiser an die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen den Befehl zur Vollstreckung der Acht ergehen, die aber beide keine Neigung zeigten, sich damit allzusehr zu beeilen. Wir kennen bereits die Gründe des Kurfürsten Moritz für seine Zurückhaltung. Er wollte erst die Verhandlungen wegen eines Bundes gegen den Kaiser zum Abschluß bringen, ehe er mit der Vollstreckung der Acht vorging. Als ihm dies nahezu gelungen war, nahm er unter Berufung auf das ihm zugesicherte Schutzrecht über Magdeburg die Vollziehung der Acht für sich allein in Anspruch. Den nächsten Anlaß dazu gab ihm ein Angriff, den Herzog Georg von Mecklenburg mit 3000 Landsknechten zu Fuß und 200 zu Pferde auf Magdeburg unternahm. In einem Ausfall, den die Magdeburger unter Anführung ihres Bürgermeisters Georg Gericke und des tapferen Hans Alemann gegen die Truppen des Herzogs Georg machten, erlitten sie eine empfindliche Niederlage. 1200 Tote, darunter 165 Bürger und Landsknechte, im übrigen aus der Umgegend von Magdeburg aufgebotene Bauern, bedeckten das in der Nähe von Neuhaldensleben gelegene Schlachtfeld. Alle Geschütze, Munition und Wagenburg fielen in die Hände des Siegers. Wer sich nicht durch eilige Flucht rettete, wurde gefangen genommen und mußte sich nachher durch schweres Lösegeld loskaufen. Großes Wehklagen und lautes Jammern erfüllte die Stadt, als die Flüchtigen die Kunde von der verlorenen Schlacht brachten. So manches Haus wurde zum Trauerhaus. Die Nachricht von dieser Niederlage der Magdeburger verbreitete sich schnell durch das deutsche Land. Die Evangelischen wurden von Schrecken und Trauer ergriffen. Welcher Ausgang stand zu erwarten, wenn die Kraft dieser Bürger gebrochen ward? Bei den Katholischen aber herrschte lauter Jubel, als man von der Niederlage der ketzerischen Stadt hörte. Schon am 28. September gelangte die Nachricht nach Augsburg, wo der Reichstag versammelt war, und Herzog Georg schickte auch bald die erbeuteten Fahnen als Siegeszeichen an den Kaiser dorthin. Jetzt hielt Kurfürst Moritz den Augenblick für gekommen, um die Vollstreckung der Acht seinerseits in die Hand zu nehmen. Er war nicht gesonnen, die Stadt und das Erzstift Magdeburg in fremde Gewalt fallen zu lassen. Im Oktober 1550 vom Kaiser nochmals mit der Vollstreckung der Acht

42*

beauftragt und von diesem selbst zur Eile gedrängt, erschien er mit einem Heere vor Magdeburg, um die Belagerung der Stadt zu beginnen. Die Truppen des Herzogs Georg von Mecklenburg wurden von ihm in Sold genommen. Durch einen in die Stadt gesandten Trompeter ließ er sie zur Übergabe auffordern. Aber trotz der erlittenen Niederlage fühlten sich die Magdeburger noch immer stark genug, den Kampf für ihre städtische Freiheit und das reine Evangelium auch weiterhin fortzuführen. Die in der Schlacht erlittenen Verluste hatte man durch neue Werbungen von Landsknechten zu ersetzen gesucht. Es war ein gefährliches Spiel, das Kurfürst Moritz durch die Vollstreckung der Achtserklärung gegen die treueste evangelische Stadt unternahm. Moritz mußte sich dadurch bei seinen Glaubensgenossen in hohem Maße verdächtig machen; ja er kam in Gefahr, mit protestantischen Fürsten, auf deren Bundesgenossenschaft er angewiesen, und mit denen er in den eigentlichsten Zielen eins war, in Feindseligkeiten verwickelt zu werden. Die Protestanten sahen in ihm nun erst recht den Abtrünnigen und den Verräter der evangelischen Sache. Eine ganze Anzahl von Spott- und Scheltversen wurde von Magdeburg aus gegen ihn verbreitet. Das Mißtrauen der protestantischen Fürsten, mit denen er wegen eines Bündnisses in Verhandlung stand, wußte er durch die bündigsten Versicherungen, die er gab, daß er am protestantischen Glauben festzuhalten entschlossen sei, zu überwinden. Aber mit der Belagerung Magdeburgs mußte er Ernst machen, um beim Kaiser kein Mißtrauen gegen sich aufkommen zu lassen und seine wahre Absicht zu verhüllen. Nachdem er am 24. November 1550 die Führung des Belagerungsheeres selbst übernommen hatte, setzte er mit einer starken Abteilung seines Heeres bei Schönebeck über die Elbe und rückte bis zum Dorfe Krakau vor. Dann griff er sofort das am rechten Ufer der alten Elbe belegene Zollhaus an, das die Magdeburger befestigt hatten und besetzt hielten. Sie mußten der Überzahl ihrer Gegner weichen und den Posten aufgeben. Moritz legte sofort eine starke Schanze an, von der aus er die ganze Elbseite beherrschen und mit seinen Geschützen das Innere der Stadt erreichen konnte. Wenige Tage darauf wurde auch die Neustadt, die im Norden unmittelbar an der Altstadt gelegen war, von den Feinden überrumpelt und eingenommen. Sie gingen sofort daran, sich dort festzusetzen und den Platz in eine Festung umzuwandeln, von der aus sie nun die Altstadt von der Nordseite aus nächster Nähe angreifen und sie einnehmen konnten. Kurfürst Moritz nahm selbst hier sein Hauptquartier. Um nicht auch die im Süden der Stadt gelegene Sudenburg zu einem Stützpunkt der Feinde werden zu lassen, wurde diese niedergebrannt und dem Erdboden gleich gemacht. Die Einwohner mußten vorher mit Hab und Gut in die Altstadt ziehen.

Bei alledem dachte man in Magdeburg noch lange nicht daran, sich zu ergeben. Es gelang den Belagerten auch, einige kühne und mit Erfolg gekrönte Ausfälle zu unternehmen, die den Mut der Bürgerschaft von neuem belebten. Auch der Kurfürst Moritz selbst kam wiederholt in Lebensgefahr, so am 29. Januar 1551, als er persönlich an einem Treffen gegen die Magdeburger teilnahm. Sein Stallmeister und ein Reiter wurden neben ihm erschossen und er selbst nur dadurch vor der Gefangenschaft gerettet, daß das Pferd des ihn verfolgenden Magdeburgers, Georg Myke war sein Name, strauchelte. Durch solche glückliche Erfolge wurde der Mut der Bürgerschaft immer wieder gestärkt und gehoben, obwohl sie, auf sich selbst angewiesen, kaum einen glücklichen Ausgang des Krieges erhoffen konnten. Sie wankten nicht und setzten ihre ganze Hoffnung auf Gottes Hilfe und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auch als alle Aussicht auf auswärtigen Beistand schwand. Dennoch wäre es dem Kurfürsten Moritz, nachdem er ein Hilfskorps, das unter Führung des Freiherrn von Heideck aus Mecklenburg aufgebrochen war, um der Stadt Beistand zu leisten, bei Verden an der Aller eingeschlossen und in seinen Dienst genommen hatte, ein Leichtes gewesen, sich Magdeburgs durch einen kühnen Angriff zu bemächtigen. Doch zog er es auch jetzt vor, die Belagerung fortzusetzen, um für den endgültigen Abschluß der oben erwähnten Verhandlungen mit seinen Bundesgenossen und mit Frankreich Zeit zu gewinnen. Sie waren ihm ein willkommener Vorwand, um sein um Magdeburg

versammeltes Heer zusammen zu behalten. Allerdings wurden auf den Wunsch des Markgrafen Johann von Küstrin mit der Stadt Magdeburg Verhandlungen wegen deren Übergabe eingeleitet, aber sie blieben vorläufig vergeblich. Am 6. Mai 1551 fand auf einer der Inseln in Nähe des Dorfes Krakau eine Zusammenkunft statt. Der Kurfürst erschien, von seinem Kanzler Christoph von Carlowitz und noch einem anderen Rate begleitet, in eigener Person, von seiten der Stadt der Bürgermeister Gericke und mehrere Mitglieder des Rates. Obwohl Moritz den Abgesandten der Stadt versicherte, daß es keineswegs seine Absicht sei, die Stadt zu verderben, er viel mehr entschlossen sei, sie bei der Augsburgischen Konfession zu schützen, so war man doch nicht gewillt, sich den Bedingungen zu unterwerfen, an welche die Verzeihung des Kaisers geknüpft sein sollte. Insbesondere vermochten die Magdeburger sich nicht der Forderung zu unterwerfen, dem Kaiser fußfällig Abbitte zu leisten. Lieber wollten sie ihre Stadt mit Weib und Kind verlassen und sich anderwärts eine Heimat suchen. Auch traute man noch immer nicht den Zusicherungen des Kurfürsten. Dennoch wurden die Verhandlungen den ganzen Sommer hindurch fortgesetzt, ohne daß die Kämpfe ganz aufhörten. Noch mehrmals wurde die Stadt bestürmt und auch wiederholt mit Brandkugeln beschossen, um die Bürgerschaft zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Aber die Bürger ließen sich nicht einschrecken. Die entstandenen Brände wurden schnell gelöscht, und um die Belagerer von der Wiederholung ihrer Beschießung abzuhalten, ließ man ihnen hinaussagen, daß man andernfalls die gefangenen Edelleute und den Herzog Georg von Mecklenburg in das erste durch eine Brandkugel entstandene Feuer werfen würde. Diese Drohung bewirkte, daß die Belagerer die Stadt nicht weiter mit Brandgeschossen bewarfen.

Nach längerer Abwesenheit erschien Kurfürst Moritz am 30. August 1551 wieder beim Belagerungsheere, und er ließ nun eine allgemeine Waffenruhe verkünden. Er hatte inzwischen die Nachricht erhalten, daß die Verhandlungen mit Frankreich zum Abschluß gediehen waren und er von dort auf sichere Hilfe rechnen durfte. So konnte dem unnützen Kampfe vor Magdeburg ein Ende gemacht werden. Am 4. September schickte der Kurfürst den Freiherrn von Heideck in die Stadt, um dem Rate etwas mildere Bedingungen vorzulegen. Die Geistlichen, an ihrer Spitze Nikolaus von Amsdorf, suchten zwar auch jetzt noch die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten zu hintertreiben und warnten davor, ihm zu trauen. Dennoch erlangte jetzt der besonnene Teil der Bürgerschaft das Übergewicht, und der Rat wurde ermächtigt, die Verhandlungen zu erneuern. Am 9. September begab sich eine Abordnung des Rates, der Bürgerschaft und der Landsknechte zum Kurfürsten Moritz hinaus, der sie in einer der Schanzen erwartete. Er empfing sie sehr freundlich und unterhielt sich leutselig mit ihnen über die gestellten Bedingungen, über deren scheinbare Härte er sie zu beruhigen suchte. Beim Abschiede reichte er einem jeden der Abgeordneten die Hand. Noch einmal zogen sich die Verhandlungen volle vier Wochen hin, ehe die Stadt von den Fesseln der Belagerung befreit wurde. In der Stadt selbst wurden wieder Bedenken gegen die Annahme des vom Kurfürsten vorgeschlagenen Geleites laut. Die Geistlichen und der ihnen anhängende Teil der Bürgerschaft konnten sich noch immer nicht entschließen, dem Kurfürsten Vertrauen entgegenzubringen.

Endlich erschien am 3. November der Freiherr von Heideck abermals in der Stadt und diesmal kam es zum wirklichen Abschluß der Verhandlungen. Am 5. November wurde er in der bei den sog. Steinkuhlen belegenen Schanze von beiden Seiten unterschrieben und besiegelt. Die wichtigsten Bestimmungen des Vertrages, der aus 13 Artikeln bestand, waren folgende: Die Stadt ergibt sich auf Gnade und Ungnade, leistet dem Kaiser fußfällig Abbitte. Sie befolgt ferner die letzten Reichstagsabschiede und die sonstigen Anordnungen des Kaisers für das Beste des Reiches. Eine harte Bedingung war das Verlangen, die Festungswerke zu schleifen, von dem aber der Kaiser durchaus nicht hatte abgehen wollen. Endlich sollte die Stadt eine Strafsumme von 50000 Gulden zahlen und dem Kurfürsten von Brandenburg 12 Geschütze ausliefern. Der letzte Artikel gestattete den Magdeburgern, sich nach eigenem Ermessen mit denjenigen abzufinden,

denen der Kaiser die eingezogenen Güter der Stadt und der einzelnen Bürger geschenkt hatte. Diese Bedingungen müssen freilich nach dem tapferen und ungebrochenen Widerstande, mit dem die Stadt Magdeburg eine dreizehnmonatliche Belagerung ausgehalten hatte, immer noch sehr hart erscheinen, und sicherlich hätten Bürgerschaft und Geistlichkeit sie nicht angenommen, wenn nicht Kurfürst Moritz ihnen insgeheim besondere Erklärungen über einzelne Punkte abgegeben hätte. Die Artikel sollten wohl ihrem Wortlaute nach dem Kaiser vorgelegt, aber nach der mündlichen Erläuterung des Kurfürsten ausgeführt werden. So wurde die Forderung der Ergebung „auf Gnade und Ungnade" dahin erläutert, daß mit Annahme des Vertrags alle Ungnade fallen und die Stadt bei allen ihren Freiheiten und Gerechtsamen belassen werden, ebenso auch eine volle Straflosigkeit für alle Bürger, Geistliche und Landsknechte darin enthalten sein sollte. Nur wegen der fußfälligen Abbitte konnte der Kurfürst nichts versprechen. Die Magdeburger haben sie aber trotzdem niemals getan. Der Artikel wegen der Befolgung der Reichstagsabschiede und kaiserlichen Verordnungen wurde dahin erklärt, daß sich dies nur auf weltliche Angelegenheiten beziehen sollte. Damit war also von einer Annahme des Interims keine Rede, und selbst die fremden Geistlichen wurden ihrer Zufluchtsstätte in Magdeburg nicht beraubt. Sogar dies sagte Kurfürst Moritz den Magdeburgern zu, daß sie ihre Festungswerke unberührt behalten könnten, obwohl gerade auf der Schleifung derselben der Kaiser hartnäckig bestanden hatte. Dagegen mußten sie alle Gefangenen ohne Lösegeld freilassen. Auf diese Erklärungen des Kurfürsten hin hatte sich schließlich auch die Bürgerschaft entschlossen, von ihrem Widerstande abzulassen und in den Vertrag zu willigen. Jetzt konnten sie ja das als gesichert ansehen, um dessentwillen sie zu den Waffen gegriffen und alle Not und alle Leiden einer langen Belagerung ertragen hatten. Nur einer drückenden Bedingung hatten sie nicht entgehen können. Sie mußten nicht nur eine sächsische Besatzung in ihre Mauern aufnehmen, sondern auch neben dem Erzbischof die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg als Schutzherren der Stadt anerkennen. Am 7. November verließen die Landsknechtsscharen die Stadt, nachdem sie von dem Stadtobersten Ebeling Alemann ihres Eides gegen die Stadt entbunden waren. Nachdem Kurfürst Moritz unter dem Deckmantel der Belagerung Magdeburgs alle Vorbereitungen zu dem Kriegszuge gegen den Kaiser getroffen hatte, schickte er sich zu dem vernichtenden Schlage an, den er längst im stillen geplant hatte.

Trotz mannigfacher Warnungen hatte der Kaiser die Gefahr, die ihm von seiten des Kurfürsten Moritz drohte, unterschätzt. Der Schüler war diesmal klüger als der Meister. Solange als möglich hatte Moritz das klug angelegte Gewebe von Täuschungen fortgesetzt, hatte zuletzt sogar seine Bereitwilligkeit erklärt, das Tridentiner Konzilium zu beschicken, und der Kaiser hielt es nicht für möglich, von einem „tollen und vollen Deutschen", wie er sich ausdrückte, überlistet zu werden. Um so größer war daher seine Überraschung, als Moritz plötzlich die Maske abwarf, und während der König von Frankreich von Lothringen aus einfiel, nach einem raschen Zuge durch Franken und Schwaben mit einem wohlgerüsteten Heere von mehr als 30000 Mann vor Augsburg erschien. Schon am 3. April öffnete ihm Augsburg seine Tore. Im raschen Siegeszug eilte Moritz nach Tirol und drang nach der Erstürmung der Ehrenburger Klause bis Innsbruck vor. Nur mit Mühe entging der Kaiser durch eilige Flucht der persönlichen Gefangennahme. Er befand sich in einer Lage, in der von keiner Seite Hilfe und Rettung zu erwarten war. Für den Augenblick blieb ihm nichts übrig, als durch seinen Bruder, den König Ferdinand, mit Kurfürst Moritz in Verhandlungen zu treten, durch die entweder ein billiger Vergleich erzielt, oder doch jedenfalls Zeit gewonnen würde, um zum Kriege zu rüsten. Die erste Besprechung zwischen beiden über die Friedensverhandlung fand am 23. April 1552 zu Linz statt, wo Passau zum Ort ihrer weiteren Fortsetzung bestimmt wurde. Vor ihrem Beginn wurde dem protestantischen Heer freie Hand gelassen, so viel im Felde zu vollführen, als es konnte. Das Tridentiner Konzil, welchem sich der deutsche Protestantismus hatte unterwerfen sollen, stob bei dem Herannahen des protestantischen Heeres auseinander. Die

zu Passau gepflogenen Verhandlungen führten am 2. August 1552 zu einem Waffenstillstand, der unter dem Namen des Passauer Vertrages bekannt geworden ist. Die Befreiung der gefangenen Fürsten, die Wiedereinsetzung des Landgrafen von Hessen, die Aufhebung des Augsburger Interims, die Zusicherung der Religionsfreiheit für die Protestanten waren die Hauptbedingungen des Vertrages. Das Schutzrecht über Magdeburg und Halberstadt hatte sich der Kurfürst Moritz schon vorher von seinen Bundesgenossen zusichern lassen. Eine Gefahr drohte ihm nur noch von der in Kursachsen entthronten ernestinischen Linie seines Hauses. Kaiser Karl wäre jeden Augenblick bereit gewesen, sich mit den Ernestinern gegen Moritz zu verbünden, der jetzt sein Todfeind geworden war. Der Vermittlung König Ferdinands war es zu danken, daß ein neuer Zusammenstoß vermieden wurde. Die Entlassung des entthronten Kurfürsten Johann Friedrich erfolgte, nachdem er die Abtretung Kursachsens an Kurfürst Moritz ausdrücklich anerkannt und allen Rachegedanken entsagt hatte. Nun kehrte er mit seinem Sohne und dem befreundeten Lucas Cranach in die ihm und seinem Hause zum bleibenden Besitz überwiesenen thüringischen Lande zurück. Am 24. September wurde er mit stürmischem Jubel in Jena empfangen. Zwei Tage später zog er in Weimar ein. Das jetzt im Gebiet von Altenburg gelegene Jagdschloß „Fröhliche Wiederkunft" trägt seinen Namen von seiner Rückkehr aus der harten Gefangenschaft.

Kurz vorher war auch der schwergeprüfte Landgraf Philipp aus seiner fünfjährigen Haft entlassen worden. Er war leiblich und geistig völlig gebrochen, sein Haar ergraut. Das Wiedersehen mit den Seinigen war ein schmerzlich-wehmütiges. Am folgenden Sonntag, den 12. September, hielt er einen feierlichen Einzug in Kassel. Die Bürger strömten zum Empfange vor die Stadt hinaus und geleiteten den Heimgekehrten in den Dom. Vor dem Grabmal seiner Gemahlin, die inzwischen aus Gram an der Auszehrung gestorben war, nachdem sie wiederholt die flehentlichsten Schreiben zugunsten ihres Gemahls an den Kaiser gerichtet hatte, kniete Philipp nieder und verharrte in dieser Stellung bis zum Ende der Predigt. Am 17. September feierte das ganze Land die Rückkehr des geliebten Fürsten. Durch die lange Prüfungszeit milder und demütiger geworden, widmete sich Landgraf Philipp nun mit verdoppelter Sorgfalt und Hingabe der Verwaltung seines Landes, in welchem viele und schwere Aufgaben seiner warteten. Die Kriegszeiten hatten demselben Wunden geschlagen, deren Heilung er mit gewohnter Tatkraft in Angriff nahm. Vor allem waren die kirchlichen Angelegenheiten der Gegenstand seiner unablässigen Fürsorge. Eine neue verbesserte Kirchenordnung wurde im Jahre 1566 der Generalsynode vorgelegt und nach deren Genehmigung mit einer Vorrede des Landgrafen veröffentlicht. Auf dem weiteren Gebiete der evangelischen Kirche blieb das Streben des Landgrafen unablässig dahin gerichtet, bei den inneren Spaltungen und Zwistigkeiten unter den Protestanten versöhnend und vermittelnd zu wirken. Er blieb bis zuletzt der treueste Vertreter und Anhänger der milden melanchthonischen Richtung, und die fanatische Heftigkeit, mit welcher übereifrige Lutheraner dieselbe bekämpften, gereichte ihm zum tiefsten Schmerze. Wie in den Lehrstreitigkeiten der Theologen, so war er auch in den politischen Fragen allezeit bemüht, unter den evangelischen Fürsten im Sinne des Friedens zu wirken.

In seinen letzten Jahren hatte Landgraf Philipp viel mit körperlichen Leiden, namentlich mit Steinschmerzen und Gicht zu kämpfen; doch blieb sein Geist bis ans Ende kräftig und tätig. Im Gefühle seines herannahenden Todes feierte er am Gründonnerstag 1567 mit seinen Söhnen das heilige Abendmahl. Am folgenden Tage verteilte er seine Kleinodien und Waffen unter seine Kinder und nach feierlichem Abschied von den Seinen ist er dann am Ostermontag, den 31. März 1567 im neunundvierzigsten Jahre seiner vielbewegten Regierung sanft verschieden. Außer fünf Töchtern, die alle vermählt waren, hinterließ er vier Söhne, unter welche sein Land verteilt wurde. Der älteste, Landgraf Wilhelm, folgte dem Vater in der Regierung von Hessen-Kassel, der jüngste, Georg, ist der Stammhalter der noch heute in Hessen-Darmstadt regierenden Linie des hessischen Hauses geworden.

Landgraf Philipp hat unter allen deutschen Fürsten vielleicht am meisten dazu beigetragen, dem evangelischen Bekenntnis das Recht öffentlicher Anerkennung zu erringen, wenn er auch selbst darüber zum Märtyrer geworden ist. Bei allen Fehlern und Schwächen, die ihm anhafteten, war er doch ein Fürst von edler, hochherziger Gesinnung, begeistert für Wahrheit und Recht, furchtlos und treu, und dabei doch in einem für seine Zeit ungewöhnlichen Maße duldsam gegen Andersdenkende, und darum der kräftigste Vertreter des evangelischen Einheitsgedankens. Mit Recht gebührt ihm der Name des „Großmütigen", den ihm die Geschichte beigelegt hat.

Kaum irgendwo in Deutschland ist die Aufhebung des Interims durch den Passauer Vertrag mit größerer Freude begrüßt worden als in Württemberg. Hier war das mit gutem Erfolg durch Herzog Ulrich begonnene Reformationswerk mit der gewaltsamen Einführung des Interims nahezu vernichtet worden. Nun wurde es sofort durch Herzog Christoph, der im November 1550 seinem Vater in der Regierung gefolgt war, von neuem aufgenommen und durch diesen unter dem Beirat von Johann Brenz zum völligen Abschluß gebracht. Dieser, den man mit Recht als den zweiten Reformator Württembergs bezeichnen darf, war schon früh, wie wir in einem früheren Abschnitt (S. 134) gesehen haben, in Schwäbisch-Hall an die Spitze der reformatorischen Bewegung getreten. Er gehörte bald zu den angesehensten Theologen Süddeutschlands und als solchem sind wir ihm bereits auf dem Religionsgespräch zu Marburg begegnet. Es ist besonders auf seinen Einfluß zurückzuführen, daß die lutherische Abendmahlslehre, wenn auch in gemilderter Fassung, im Gegensatze zu der Zwinglischen, in Schwaben und in Franken zur herrschenden Geltung gelangte. Schon Herzog Ulrich von Württemberg hatte ihn bei der Einführung der Reformation in seinen Landen zu Rate gezogen. Der Herzog berief ihn nach Stuttgart, teils zu Verhandlungen in der Abendmahlslehre, teils um die von Schnepff entworfene erste württembergische Kirchenordnung zu begutachten und durchzusehen. Bei allen diesen umfangreichen Arbeiten, zu denen noch die Teilnahme an verschiedenen Religionsgesprächen und Verhandlungen mit der katholischen Gegenpartei kamen, behielt er aber seinen bisherigen Wirkungskreis in Hall in vollem Umfange bei, bis ihn der Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges nötigte, von dort zu fliehen. Als der siegreiche Kaiser auf seinem Zuge durch Süddeutschland am 16. Dezember 1546 nach Hall kam, fielen Brenzens Papiere, Briefe und Predigten in die Hände der Kaiserlichen. Er selbst mußte, da die Bürger von Hall ihn nicht zu schützen wagten, mit Hinterlassung von Gattin und sechs Kindern, bei strenger Kälte heimlich und in Verkleidung die Flucht ergreifen. Bitter beklagte er sich über die Haller, daß sie ihm, der ihnen 24 Jahre lang unter Ablehnungen vieler ehrenvoller Berufungen treu gedient und so viele Gebete für sie zu Gott empor gesandt, auf solche Weise verjagen ließen. Auf Verlangen des Rates kehrte er noch einmal zurück, doch nicht lange sollte dort seines Bleibens sein. Als das Interim erschien, das die Wiedereinführung der Messe und anderer katholischer Gebräuche anordnete, weigerte er sich, die angesonnenen Änderungen im Gottesdienste gegen sein Gewissen sich aufdrängen zu lassen. Nun wurde seine Auslieferung verlangt. Vom Ratszimmer, in welchem der Kaiserliche Kommissar diese Forderung aussprach, schickte ihm ein Ratsherr einen Zettel mit den Worten: „Fuge Brenti! cito, citius citissime!" Am Abend seines neunundvierzigsten Geburtstages verließ er zum zweiten Male als heimatloser Flüchtling die Stadt. Gleich nachher rückten die spanischen Soldaten vor sein Haus, um ihn festzunehmen. Seine todkranke Frau mußte mit den Kindern gleichfalls fliehen. Auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt. Trotzdem war er auch diesmal zur Rückkehr bereit, wenn der Rat ihn schützen wollte, und erst als dieser das für unmöglich erklärte, richtete er an den Rat ein Abschiedsschreiben, in welchem er diesem für alle Guttaten dankte und Weib und Kinder seinem Schutze empfahl. In diesen Tagen hat er seine Frau, Margarethe geborene Gräter, mit der er seit dem Jahre 1530 in glücklicher Ehe gelebt hatte, zum letzten Male gesehen. Verschiedene Berufungen, die er in dieser schweren Zeit von Herzog Albrecht von Preußen und von anderen Seiten erhielt, schlug er aus, weil

er seiner württembergischen Heimat seine Dienste nicht entziehen wollte. Herzog Ulrich wies ihm auf der Burg Hohenwittlingen bei Urach ein sicheres Versteck an. Als es sich aber zeigte, daß er auch dort vor den Nachstellungen der Feinde nicht sicher war, verhalf ihm der Herzog zur Flucht nach Basel, wo er, mit theologischen Arbeiten beschäftigt, eine Zeitlang in stiller Verborgenheit lebte. Von Bedeutung für sein späteres Wirken wurde es, daß er hier mit dem Sohne und Nachfolger Herzogs Ulrich, dem nachmaligen Herzog Christoph von Württemberg zusammentraf. In Basel erreichte ihn die Trauerkunde von dem Tode seiner Gattin und nun ließ ihm die Sorge um seine verwaisten Kinder keine Ruhe. Er ließ sie nach Stuttgart bringen, wohin er, keine Gefahr scheuend, eilte. Neue Nachstellungen der Feinde nötigten ihn auch hier, sich zu verstecken, bis er nach dem Abzug der spanischen Truppen auf die Burg Hornberg im Schwarzwald flüchten konnte, wo er unter dem angenommenen Namen eines Voigts Engster ein volles Jahr zubrachte. Von hier berief ihn Herzog Christoph zu seinem Ratgeber in kirchlichen Angelegenheiten. Als solcher wurde er von dem Herzog zu dem Konzil von Trient entsandt, als der Kaiser auf dessen Beschickung durch die evangelischen Stände drang. Der Herzog ließ dem Konzil ein von Brenz und anderen Theologen ausgearbeitetes evangelisches Bekenntnis, die sog. „württembergische Konfession", vorlegen, doch weigerte sich das Konzil, in eine Verhandlung darüber einzutreten, da „man von denen keinen Unterricht annehmen könne, die den Vätern Gehorsam schuldig seien". Auch eine zweite Abordnung an das Konzil hatte keinen besseren Erfolg. Nach der mit dem Passauer Vertrag eingetretenen Wendung wurde Brenz, der bis dahin noch kein festes Amt in Württemberg bekleidet hatte, sondern an verschiedenen Orten, in Stuttgart, Tübingen, Sindelfingen, Ehningen als Ratgeber des Herzogs sich aufgehalten und wiederholte Berufungen nach Preußen, Dänemark, Magdeburg, Augsburg ausgeschlagen hatte, zum Propst und ersten Prediger an der Stiftskirche zu Stuttgart und zugleich zum lebenslänglichen herzoglichen Rat ernannt. Fortan blieb er der treue mit dem höchsten Vertrauen beehrte Diener und Berater seines Fürsten in allen Kirchen- und Schulangelegenheiten. Auf dem schon von Herzog Ulrich unter dem Beirat von Schnepff gelegten Grunde wurde weiter gebaut und durch die von Brenz verfaßte, im Jahre 1559 zum Abschluß gekommene große Kirchenordnung das gesamte Kirchen- und Schulwesen des Landes neu geregelt. Den Anfang machte der von Brenz beratene Herzog Christoph mit der Umgestaltung der Klöster, die in Pflanzschulen künftiger Lehrer und Prediger des Evangeliums umgewandelt wurden. Der Widerstand einzelner Prälaten verstummte bald; die katholischen Äbte starben nach wenigen Jahren aus und an ihre Stelle traten evangelische Prälaten; wo man zuvor nur das eintönige Singen der Horen und Messen gehört oder üppiges Schwelgen und Prassen gesehen hatte, da tummelten sich nun Scharen junger, fröhlicher Knaben, ganz in klösterlichen Formen, klösterlichem Gewand, unter strenger Klosterzucht gehalten und mit ernster Arbeit beschäftigt, aber doch erzogen in evangelischer Wahrheit und Freiheit. Vierzehn solcher Klosterschulen waren es anfangs, bis das schwindende Bedürfnis gebot, ihre Zahl herunterzusetzen; aber noch heute sind die vier „Seminarien" in Schönthal, Maulbronn, Urach und Blaubeuren die Zeugen von der unter Mitwirkung von Brenz durch Herzog Christoph ins Werk gesetzten Umgestaltung der württembergischen Klöster. Die Nonnenklöster wurden mit schonender Hand überhaupt aufgehoben.

Der Überschuß der Klostereinkünfte wurde zur Erweiterung einer ähnlichen Anstalt verwendet, nämlich des schon von Herzog Ulrich gegründeten Stipendiums oder Stifts in Tübingen. In ihm sollten die in den Klosterschulen herangebildeten Jünglinge ihre Studien an der Hochschule vollenden. Das Gebäude des alten Augustinerklosters wurde bedeutend erweitert, die Zahl der Stipendiaten auf hundertfünfzig, und dann durch Stiftungen des Grafen Georg und des Michael Tiffern auf hundertvierundsechzig erhöht. Für die Studien wurden neue Vorschriften gegeben und zur wissenschaftlichen und sittlichen Leitung der Zöglinge ältere Kandidaten verordnet, welche davon, daß sie den Stoff der Vorlesungen mit den Zöglingen zu

repetieren (wiederholen) hatten, den Namen „Repetenten“ erhielten. Noch jetzt blüht diese Anstalt, durch welche die große Mehrzahl württembergischer Geistlichen hindurch- und aus welcher eine lange Reihe auf allen Gebieten der Wissenschaft und des praktischen Lebens hervorragender Männer hervorgegangen ist; ja sie ist so eng mit württembergischem Wesen verwachsen, daß eine alte Inschrift über ihrem Tor meldete: Dies Kloster stehe und falle mit dem Vaterlande.

Die Fürsorge für das Schulwesen beschränkte sich aber nicht auf die Gründung von Bildungsanstalten für die sog. besseren Stände, sondern Brenz gebührt auch der Ruhm, zur Einrichtung von Volksschulen in Württemberg die erste Anregung gegeben zu haben. Es bleibt ein unvergängliches Verdienst des Herzogs Christoph und seines treuen Ratgebers Brenz, daß in Württemberg zuerst ein eigentliches Volksschulwesen geschaffen worden ist. Auf den Rat des letzteren wurde die Anordnung getroffen, daß mit den Meßnereien, wo solche bisher in den Flecken und Ortschaften bestanden hätten, deutsche Schulen verbunden wurden, und daß nur solche Personen als Meßner angestellt werden sollten, die imstande wären, die Jugend im Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen und Kirchengesang zu unterrichten; und wurde auch der Schulbesuch der Mädchen noch nicht zur allgemeinen Pflicht gemacht, so wurde doch nach Möglichkeit darauf Bedacht genommen, „daß in etlichen Orten auch die Töchterlein zur Schule geschickt wurden.“ Die in Württemberg getroffenen Einrichtungen sind dann auch für andere evangelische Gebiete vorbildlich geworden und die segensreiche Verbindung zwischen Kirche und Volksschule, die noch bis heute besteht, ist daher in erster Stelle auf die weisen Maßregeln Herzogs Christoph und seines Ratgebers zurückzuführen.

Als das ausschließliche Werk des Reformators Brenz ist die für die württembergische Landeskirche erlassene Kirchenordnung anzusehen, die dann ebenfalls in ihren wesentlichen Grundzügen auf andere Landeskirchen Anwendung gefunden hat. Brenz ging in Übereinstimmung mit dem Herzog Christoph bei der Abfassung dieser Kirchenordnung von der Anschauung aus, daß der weltlichen Obrigkeit keineswegs bloß das Recht zustehe, in weltlichen und zeitlichen Dingen Anordnungen zu treffen, sondern daß sie vor allem die Pflicht habe, die Untertanen mit der reinen Lehre des heiligen Evangeliums zu versorgen, und demgemäß auch geeignete Prediger zu berufen und anzustellen, wenn auch den Gemeinden das Recht verbleiben sollte, die vom Kirchenregiment ernannten Geistlichen aus billigen und begründeten Ursachen abzulehnen. Es wurden daher in der Kirchenordnung über die Vorbedingungen für die Übernahme eines geistlichen Amtes sowie über dessen Verpflichtungen, über Lehre und Predigt, über die Verwaltung der Sakramente, über den Katechismusunterricht, über Kirchengesang, die Ordnung der Feiertage und selbst über die Kleidung der Geistlichen genaue Bestimmungen getroffen. Die innere Aufsicht der Kirche wurde vier Generalsuperintendenten (Prälaten) und 28 Superintendenten (Dekanen) übertragen. Die Mittel für alle diese Einrichtungen wurden den bisherigen Einkünften der Klöster und klösterlichen Stiftungen entnommen, deren Verwaltung freilich nicht der Kirche übertragen wurde, sondern der weltlichen Obrigkeit verblieb. Aber sie sollten doch als unantastbares Eigentum der Kirche angesehen und nur zum besten der Kirche verwendet werden. Nur wenn ein Überschuß bliebe, sollte es gestattet sein, diesen zum Besten des Staates zu verwenden. Wenn im Laufe der Zeit diese Bestimmung nicht immer aufrechterhalten geblieben und das Kirchengut mit dem Staatsvermögen verschmolzen worden ist, so kann weder Herzog Christoph noch sein Ratgeber Brenz dafür verantwortlich gemacht werden. Diese beiden haben es sich bei der Neuordnung des württembergischen Kirchenwesens ernstlich angelegen sein lassen, das Kirchengut auch der evangelischen Kirche ungeschmälert zu erhalten.

Bis zum Jahre 1570 und zu seinem eigenen einundsiebenzigsten Lebensjahr hat Brenz in unermüdlicher Tätigkeit als Stiftspropst an der Spitze der württembergischen Landeskirche gestanden, bis ihn am 17. August des genannten Jahres ein heftiges Fieber befiel, das am 16. September seinem tatenreichen Leben ein Ziel setzte. Auf seinen Wunsch wurde er in der Stiftskirche zu Stuttgart in der Nähe seiner Kanzel

beigesetzt, damit er, wie er selbst sagte: „Wenn etwa nach der Zeit jemand von dieser eine Lehre verkündigen sollte, entgegengesetzt der, welche er gepredigt, sein Haupt vom Grabe erheben und ihm zurufen könne: Du lügst.“ Obwohl er an allen kirchlichen Kämpfen der Zeit und auch an vielen unerquicklichen theologischen Streitigkeiten, die in der evangelischen Kirche nur allzufrüh zum Ausbruch kamen, den lebhaftesten Anteil genommen hat, und in den letzteren mit großem Eifer für die Reinheit der evangelischen Lehre eingetreten ist, so hat er dabei doch niemals die ihm eigene im festen Glauben gegründete Milde und besonnene Ruhe verleugnet. Das der evangelischen Kirche Württembergs noch heute eigentümliche Gepräge einer innigen, friedlichen und doch mit dem vollen Verständnis für freie wissenschaftliche Bewegung verbundenen Frömmigkeit ist vor allem auf seinen Einfluß zurückzuführen. Doch wir kehren zu den in Passau gepflogenen Verhandlungen zurück!

Nur mit Widerstreben hatte sich Kaiser Karl die Zustimmung zu dem dort abgeschlossenen Vertrage abdringen lassen. Sein ganzes Lebenswerk war mit einem Schlage vernichtet. An Körper und Geist gebrochen, vermochte er sich nicht mehr von dem jähen Sturze aus machtvoller Höhe, den er erlitten hatte, zu erholen. In seinem innersten Lebenskeime getroffen, verließ er Deutschland, um niemals wieder dorthin zurückzukehren, nachdem er die deutschen Angelegenheiten völlig seinem Bruder Ferdinand übergeben hatte. So hat er an dem weiteren Verlaufe der Verhandlungen, die auf den Waffenstillstand zu Passau folgten, keinen Anteil mehr gehabt. Er zog sich nach Spanien zurück, um hier in der Nähe des Hieronymitenklosters St. Juste sein Leben zu beschließen, nachdem er im Oktober 1555 die Herrschaft der Niederlande und im Januar 1556 auch die spanische Krone seinem Sohne Philipp abgetreten hatte.

Wenige Wochen vor seinem Tode hat er es noch einmal ausgesprochen, wie tief er es bereue, daß er im Jahre 1521 Luthern das Geleit gehalten, daß er sich damals nicht entschlossen, jenen Erzketzer kurzweg verbrennen zu lassen, — ein Wort, das, fast am Rande des Grabes gesprochen, die ganze Gesinnung seines Lebens noch einmal zusammenfaßt. Mitte August 1558 überfiel ihn wieder sein Gichtleiden, von dem er schon seit Jahren wiederholt geplagt gewesen war; das Fieber steigerte sich, Ende des Monats war alle Hoffnung vorbei. Die Krankheit Karls nahm im September noch zu und er erhielt die letzte Ölung. Auf den Tod war er vorbereitet. „Herr, in deine Hände habe ich deine Kirche empfohlen“ — hörte man ihn sagen. Am 21. September umstanden geistliche und weltliche Freunde sein Bett. Der Erzbischof von Toledo intonierte den Psalm de profundis. Mit der rechten Hand griff der Sterbende nach der brennenden Kerze, mit der linken führte er das Kruzifix an die Lippen, dasselbe, das einst auch den Todeskampf seiner Gattin begleitet. Die Gebete der Umgebung dauerten fort. „Jesus“ war das letzte Wort, das über seine Lippen gekommen. In dem Grabgewölbe des Escurial ist nachher seine Leiche beigesetzt worden.*)

Die endgültige und förmliche Bestätigung des Passauer Vertrages war in diesem einem späteren Reichstag vorbehalten worden. Aber noch ehe es dazu kam, fand das bewegte Leben des noch jugendlichen Kurfürsten Moritz ein jähes Ende. In dem Passauer Vertrag hatte er sich für die Einstellung aller Feindseligkeiten verbürgt, die den inneren Frieden Deutschlands störten. Wegen dieser Zusage zerfiel er mit seinem bisherigen Freunde, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der sich dieser Bestimmung des Passauer Vertrages nicht fügen wollte und den Krieg auf eigene Faust fortsetzte. Er fiel verwüstend in die Rheingegenden, in Westfalen und Franken ein. Kurfürst Moritz sah sich genötigt, diesem Gebaren Einhalt zu tun. Er rückte dem Markgrafen an der Spitze eines Heeres entgegen und schlug ihn in dem blutigen Treffen unfern Peine bei dem Dorfe Sievershausen im Lüneburgischen am 9. Juni 1553. Als Moritz den Sieg schon in Händen hatte, ward er im Kampfe tödlich verwundet und starb am 12. Juli im blühenden Alter von 32 Jahren, nachdem er sich von seinem Hofprediger Weiß das heilige Abendmahl hatte reichen lassen. Er verschied mit dem Gebete auf

*) W. Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte aus der Reformationszeit. S. 131 ff.

43*

den Lippen: „Allmächtiger Gott, ich bitte dich, du wollest mir um Christi willen alle Sünden, die ich wider dich oder die Menschen getan, vergeben und verzeihen. Ich vergebe allen meinen Feinden und mir Widerwärtigen von Grund meines Herzens gänzlich.“ Sein letztes Wort soll gewesen sein: „Gott wird kommen.“ Sehr verschieden lautet die Beurteilung, die dieser Fürst, der zweifellos zu den bedeutendsten Staatsmännern seiner Zeit gehört hat, in der Geschichte gefunden hat. Von einer oft sehr weitgehenden Schlauheit, die bis zur Zweideutigkeit des Benehmens sich steigerte, ist er wohl kaum freizusprechen. Der Kurfürst Johann Friedrich ließ es sich nicht nehmen, daß das Sprichwort: „Ein Meißner, ein Gleißner“ auf ihn seine Anwendung finde. Dennoch wird das Urteil zutreffend sein, das der Altvater deutscher Geschichtsschreibung, Leopold von Ranke, über ihn und sein Eingreifen in die Geschichte der deutschen Reformation gefällt hat. „Er war,“ so schreibt dieser, „eine Natur, derengleichen wir in Deutschland nicht finden. So bedächtig und geheimnisvoll, so unternehmend und tatkräftig, mit so vorschauendem Blicke in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache, und dabei so ohne alle Anwandlung von Treue und persönlicher Rücksicht; ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch Ideen, sondern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend. Sein Tun und Lassen ist für das Schicksal des Protestantismus entscheidend gewesen!“ Wie man aber auch über ihn urteilen und auf welche Beweggründe man seine oftmals scheinbar so zweideutige Haltung zurückführen mag, eins ist gewiß: Er ist in Gottes Hand das Werkzeug zur Rettung des deutschen Protestantismus geworden und gleich dem achtzig Jahre später in ähnlicher Weise wie Moritz auf dem Schlachtfelde gefallenen Gustav Adolf hat er sich dadurch für alle Zeiten in den Herzen aller evangelischen Deutschen ein dankbares Andenken gesichert. Der Nachfolger des Kurfürsten Moritz in der Regierung Kursachsens wurde dessen Bruder, Herzog August, ein wohlgesinnter Herr, aber von beschränktem Geist. Kaum ein Jahr nach Moritz sank auch der vielgeprüfte Kurfürst Johann Friedrich ins Grab. Er starb den 3. März 1554, nachdem ihm wenige Tage zuvor seine treue Gattin, die Kurfürstin Sibylle, im Tode vorangegangen war, eine heldenhafte Frau, die mit festem Sinn und freudigem Gottvertrauen die Prüfungen der letzten Jahre getragen hatte.

Ein wie großer Verlust der frühe Tod des Kurfürsten Moritz für die evangelische Sache war, das zeigte sich schon bei den bald darauf beginnenden Verhandlungen über die förmliche und endgültige Bestätigung des Passauer Vertrages und die Herbeiführung eines dauernden Religionsfriedens. Die Eröffnung des Reichstages, der darüber beschließen sollte, hatte der andauernden Kriegsunruhen wegen in den nächstfolgenden Jahren verschoben werden müssen und konnte erst am 5. Februar 1555 stattfinden. Zur Vorbereitung auf die Reichstagsverhandlungen hatten die protestantischen Fürsten einen Konvent nach Naumburg ausgeschrieben. Nur mit Widerwillen begab sich Melanchthon dorthin. Er war des ewigen Verhandelns, bei dem doch nichts heraus kam, herzlichst müde. Erst in Naumburg erfuhr er, daß es sich darum handelte, über einige Irrlehren ein öffentliches Urteil zu fällen, die man den Bekennern der Augsburgischen Konfession zur Last legte. Melanchthon hielt auch das für überflüssig. Ihm erschien es ausreichend, daß die Evangelischen sich einfach auf das öffentliche und allgemein bekannte Bekenntnis beriefen, das im Jahre 1530 zu Augsburg der kaiserlichen Majestät überantwortet worden wäre. In ihm seien die von den Evangelischen verworfenen Irrtümer der Wiedertäufer, der Lehre Schwenkfelds und anderer Ketzer klar und deutlich aufgeführt und widerlegt. Auf den Rat Melanchthons wurde eine dahingehende Erklärung aufgesetzt und vereinbart, die im Namen der Evangelischen dem Reichstag übergeben werden sollte. Von den Bischöfen hieß es, wie ebenfalls schon früher wiederholt gesagt worden war, man könne ihnen die Ordination nicht überlassen, solange sie die evangelische Lehre verfolgen. Es sei viel besser, daß die Fürsten in ihren eigenen Kirchen christliche Einigkeit erhielten, denn daß sie um der Bischöfe willen die Spaltung größer machten. Nachdem der Reichstag zu Augsburg bereits eröffnet war, kamen



Lutherdenkmal in Worms.

die Fürsten von Sachsen, Hessen und Brandenburg ohne ihre Theologen zu Naumburg zusammen, erneuerten ihr Erbbündnis, beschlossen, nicht von der Augsburger Konfession zu weichen und meldeten es dem Kaiser und König Ferdinand. Bei den nun in Augsburg selbst folgenden Verhandlungen über den Religionsfrieden erwies es sich bald als verhängnisvoll, daß der protestantischen Sache jetzt ein entschlossener und einflußreicher Führer fehlte. Zwar vermochten es die katholischen Stände nicht zu hindern, daß den Fürsten und deutschen Städten, die sich zur Augsburger Konfession bekannten, das Recht der freien Religionsübung in ihren Landen zugestanden wurde. Man vereinbarte sich über den Grundsatz, daß die Religion des Landesherrn auch für dessen Untertanen entscheidend sein sollte. Doch sollte kein Stand die Untertanen eines andern von ihrer Religion abwendig machen, noch sie gegen ihre Obrigkeit schützen. Dagegen wollten die katholischen Stände diesen Grundsatz nicht in betreff der geistlichen Herrschaften, der Bistümer und Klöster zur Anwendung kommen lassen. Sie verlangten, daß, wenn ein geistlicher Fürst zur Reformation überginge, er seiner Herrschaft verlustig gehen solle. Die Verhandlungen über diesen sog. geistlichen Vorbehalt zogen sich noch monatelang hin. War es doch durch ihn darauf abgesehen, in den Gebieten der geistlichen Fürsten die Einführung der Reformation ein für allemal unmöglich zu machen. Ja, es lag in diesem Vorbehalt die Gefahr, daß die bereits der Reformation beigetretenen Gebiete ehemals geistlicher Herrschaften für die katholische Kirche zurückgefordert würden. In der letzteren Beziehung verständigte man sich dahin, daß den Protestanten diejenigen Kirchengüter, die sie vor dem Passauer Vertrag besessen hatten, auch ferner verbleiben sollten. Aber in betreff derjenigen geistlichen Herrschaften, die bis dahin bei der alten Kirche verblieben waren, gelang es der katholischen Partei, die Aufnahme des geistlichen Vorbehaltes in den Religionsfrieden durchzusetzen. Am 25. September 1555 wurde der Friedensvertrag endlich verkündigt. Aber wenn auch in ihm die evangelische Kirche nunmehr eine rechtliche Anerkennung in Deutschland erlangt hatte, und die Protestanten von der Zumutung, sich einem Konzil zu unterwerfen, für immer befreit waren, so trug doch dieser Friede durch den geistlichen Vorbehalt den Keim zu künftigen Verwicklungen schon in sich. Das Recht der weiteren Ausbreitung war durch diesen verhängnisvollen Vorbehalt der Reformation benommen. In den drei geistlichen Kurfürsten war nun eine katholische Kernmacht gegeben, die sich wie eine chinesische Mauer gegen das Vordringen des Protestantismus erhob. Auch die den Fürsten in kirchlichen Dingen eingeräumte Gewalt mußte für die fernere Entwicklung der evangelischen Kirche verhängnisvoll werden. Der Kaiser konnte freilich in Zukunft sich nicht mehr herausnehmen, über evangelische Fürsten und ihre Untertanen Ketzergerichte zu halten, aber jedem katholischen Fürsten war damit das Recht und die Möglichkeit eingeräumt, in seinen Landen die Reformation auszurotten und sehr bald ist von diesem Rechte der weitgehendste und ausgiebigste Gebrauch gemacht worden. Die Auswanderungsfreiheit der Evangelischen aus katholischen Landen war der einzige Schutz, der ihnen gegen die katholischen Landesherren gewährt wurde. Eine völlige Gewissens- und Glaubensfreiheit, wie sie den Grundsätzen der Reformation entsprochen hätte, ist durch den Augsburger Religionsfrieden noch nicht erreicht worden. Auch erstreckten sich die mäßigen Wohltaten dieses Vertrages ausdrücklich nur auf die „Anverwandten der Augsburger Konfession“. Die Reformierten blieben von ihnen ausgeschlossen.

Bei allen diesen Mängeln aber, die dem Religionsfrieden von Augsburg anhaften, bedeutet er doch einen Sieg und Erfolg der Reformation, wie er noch vor wenigen Jahren kaum für möglich gehalten werden konnte. Wo sie Eingang gefunden hatte, da konnte die evangelische Kirche sich nun in Frieden weiter bauen. Um die Verdammung ihrer Lehre durch Päpste und Konzilien brauchte sie sich nicht mehr zu kümmern. Es war mit diesem Religionsfrieden, wenn er auch von katholischer Seite nur als ein vorübergehendes Abkommen angesehen wurde, doch immerhin der Anfang zu einer gegenseitigen Duldung der beiden in Deutschland fortan nebeneinander bestehenden Konfessionen gemacht, und die Vernichtung des Protestan-

tismus, auf die es Karl V. nach seinem Siege über den Schmalkaldischen Bund abgesehen hatte, war für immer unmöglich geworden. Die Weltmacht Karls V. hatte das Werk Luthers nicht zu zerstören vermocht; die deutsche Nation sollte sich, wenn auch noch lange unter ferneren schweren Kämpfen, doch unter dem überwiegenden Einfluß des reformatorischen Geistes weiter entwickeln. Dies der Grund, weshalb der Religionsfriede von Augsburg einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte der Reformation bildet, einen Denkstein, auf den wir mit Samuel das Wort setzen dürfen: „Bis hierher hat der Herr geholfen!“

Nach dem Augsburger Religionsfrieden.

1. Zwistigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche.

Durch den Augsburger Religionsfrieden war für die evangelische Kirche, wenigstens für die nächsten Jahrzehnte eine Zeit der äußeren Ruhe gekommen. Von einer gänzlichen Unterdrückung und Ausrottung der lutherischen „Ketzerei“, wie sie Karl V. sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, konnte hinfort nicht mehr die Rede sein, wenn es auch in den Gebieten einzelner katholisch gebliebener Fürsten an den Versuchen dazu nicht fehlte. Aber leider folgte nun innerhalb der evangelischen Kirche nicht eine Zeit friedlicher und gesegneter Arbeit an ihrem inneren Ausbau, wie es so dringend nötig gewesen wäre, sondern dieser wurde viel mehr durch die heftigsten theologischen Streitigkeiten gehindert und gestört. Ja vielfach arteten diese zu den unerquicklichsten und kleinlichsten Zänkereien aus. Einer strengeren lutherischen Richtung, die sich als die eigentliche Erbin und Vertreterin der von Luther ins Werk gesetzten Reformation ansah, stand eine mildere und weitherzigere Auffassung der evangelischen Lehre gegenüber, die in Melanchthon ihren Hauptvertreter hatte. Die hauptsächlichen Wortführer der ersteren Richtung, die den Ruhm der Rechtgläubigkeit für sich allein in Anspruch nahm, waren der schon in früheren Abschnitten wiederholt genannte Flacius und Nikolaus von Amsdorf, die ihrerseits unabläßlich bemüht waren, Melanchthon und seine Anhänger als Irrlehrer und Abtrünnige zu verdächtigen und für die letzteren den Spottnamen der „Philippisten“ aufbrachten. Zur Verschärfung der Gegensätze zwischen diesen beiden Richtungen trug nicht wenig die noch immer andauernde Eifersucht zwischen der albertinischen und ernestinischen Linie des sächsischen Fürstenhauses bei. Auf die erstere Linie war mit der sächsischen Kurwürde und dem größten Teile der Kurlande, auch Wittenberg, die Wiege der Reformation, übergegangen. Die Universität blühte im gleichen Glanze fort, ja sie hob sich dergestalt, daß sie im Jahre 1561 gegen dritthalbtausend Studierende zählte. Zur Entschädigung für den Verlust Wittenbergs gründete Herzog Johann Friedrich, der Sohn des entthronten Kurfürsten, in den thüringischen Landen, welche dem ernestinischen Hause zum Besitz geblieben waren, zu Jena an der Saale im Jahr 1558 eine neue Universität. Der Grund zu der neuen Hochschule war schon zehn Jahre vorher durch die Stiftung eines Gymnasiums gelegt worden. Die neue Universität betrachtete sich als die eigentliche Nachfolgerin Wittenbergs. Die von den ernestinischen Herzögen dorthin berufenen Theologen waren fast aus-

schließlich streng eifernde Lutheraner und sahen sich als die berufenen Verteidiger der unverfälschten lutherischen Rechtgläubigkeit an. Auf die letztere wurde jetzt fast derselbe, ja vielfach noch mehr Wert gelegt, als auf die von Luther und der Reformation bekämpfte Werkgerechtigkeit der römischen Kirche. Der lebendige Glaube an Christum und das in ihm uns dargebotene Heil wurde von seiten der lutherischen Eiferer mit dem Fürwahrhalten gewisser Glaubenslehren und mit dem Eifern für den Buchstaben des Bekenntnisses verwechselt. Es war ebensogut eine tote Werkheiligkeit als die, welche man früher mit der Messe, dem Fasten und dem Wallfahrten getrieben hatte, wenn sich nun viele überredeten, schon die bloße verständige, äußerliche Aneignung der reinen Lehre und die Verteidigung derselben mit dem Munde und der Feder mache das wahre Christentum aus. An die Stelle des pharisäischen Tugendstolzes trat damit ein pharisäischer Glaubens- und Wissensstolz, der in unduldsamer Verdammung aller Andersgläubigen sich ein Verdienst vor Gott zu erwerben meinte.*)

Der übertriebene Wert, den man in dieser Weise auf die Rechtgläubigkeit legte, hat eine Reihe von Streitigkeiten zur Folge gehabt, die in einer Zeit, wo die Einmütigkeit der Evangelischen mehr denn je nötig gewesen wäre, besonders verhängnisvoll wirkten. In ihren Anfängen reichen sie bereits in eine frühere Zeit zurück und betreffen Fragen des Glaubens und der Lehre, über die schon zu Luthers Lebzeiten Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten waren. Aber Luthers gesunder und auf die praktischen Bedürfnisse gerichteter Sinn hatte es zu verhindern gewußt, daß sie, wie es jetzt geschah, in sophistische Haarspaltereien ausarteten. Zum Teil standen die jetzt mit Heftigkeit erörterten Streitfragen mit den Anklagen im Zusammenhange, die aus Anlaß des „Interims" wider Melanchthon erhoben worden waren.

Eine solche Frage, die schon in Luthers Tagen die Gemüter vielfach beschäftigt hatte, betraf die Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit der guten Werke und die fernere Geltung des Gesetzes für den evangelischen Christen, der durch den Glauben allein vor Gott gerecht geworden sei.

Johann Agricola von Eisleben hatte behauptet, daß das Gesetz überhaupt keine Bedeutung mehr für den Christen habe, und daß diesen auch die Sittengebote des Gesetzes nichts mehr angingen, denn das Gesetz „gehöre aufs Rathaus, nicht in die Kirche". Auf Luther konnte er sich für diese Behauptung nicht berufen, denn dieser, mit wie großem Nachdruck er auch die Verdienstlichkeit aller sog. guten Werke bekämpft hatte, war doch jederzeit ebenso entschieden dem



Johann Agricola von Eisleben.

Mißverständnis entgegengetreten, als ob ein rechtfertigender Glaube möglich sei, ohne daß er sich auch in Werken als in den Früchten des Glaubens bewähre. Nikolaus Amsdorf ließ sich sogar zu der Behauptung hinreißen, daß die guten Werke schädlich seien zur Seligkeit, weil durch sie das Vertrauen auf die Gnade Gottes allein beeinträchtigt und gehindert werde. Dem gegenüber behauptete Georg Major, früher Professor in Wittenberg, später Superintendent in Eisleben, mit Recht, daß die guten Werke, wenn auch nicht an sich verdienstlich, doch immerhin nützlich seien zur Seligkeit, indem doch gewiß niemand durch böse Werke selig werde. Daraus entspann sich ein mit großer Heftigkeit geführter Streit, der unter dem Namen des

*) Vgl. Hagenbach, Kirchengeschichte. IV. Bd. S. 266.

„majoristischen“ bekannt geworden ist, und der die Gemüter in den weitesten Kreisen erregt hat. Georg Major wurde aus Eisleben verbannt und kehrte nach Wittenberg zurück. Von seinen Gegnern wurde es Melanchthon zum schweren Vorwurf gemacht, daß er den in ihren Augen ketzerischen Theologen an der Universität duldete. Amsdorf und Flacius scheuten sich nicht, den Wittenbergern vorzuwerfen, daß sie durch die Behauptung der Notwendigkeit der guten Werke im geheimen Einverständnis mit den Papisten ständen.

Im engen Zusammenhange mit diesem majoristischen Streit steht ein anderer, der darüber entbrannte, ob der Mensch auch seinerseits zu seiner Bekehrung und zur Erlangung des Heiles und der Seligkeit mitwirken könne und müsse. Ein Schüler Melanchthons, Johann Pfeffinger in Leipzig, hatte in einer Schrift diese Mitwirkung für nötig erklärt. Da war wieder gleich Feuer im Dache. Flacius, Amsdorf und die ihnen Gleichgesinnten fielen über Pfeffinger her, und, weil dieser ein Schüler Melanchthons war, auch über den letzteren. Herzog Johann Friedrich von Weimar ließ gegen diese Lehre von der Mitwirkung des Menschen zu seiner Seligkeit eine Widerlegungsschrift verfassen. Er beauftragte aber mit dieser Arbeit nicht, wie sie erwartet hatten, die orthodoxen Heißsporne Flacius und Amsdorf, sondern den gemäßigteren Viktorin Strigel in Weimar, der auch das Unglück hatte, ein Schüler Melanchthons zu sein. Die Widerlegung des letzteren genügte den Eiferern nicht. Strigel hatte nach ihrer Meinung dem in Erbsünde geborenen Menschen noch immer der Gnade Gottes gegenüber ein zu großes Maß von freiem Willen zuerkannt. Sie bestanden darauf, daß der natürliche Mensch der Gnade gegenüber „wie ein Stein und Block“ sei. Wenn jemand selig werde, so sei es das reine Werk der Gnade, ohne irgend welche Mitwirkung des menschlichen Willens. Die Eiferer wußten den Herzog Johann Friedrich auf ihre Seite zu ziehen. Es kam so weit, daß ein Verhaftbefehl gegen Strigel und den Pfarrer Hugel in Jena erlassen wurde. Der letztere hatte die von dem Herzog aufgetragene Widerlegungsschrift mit Strigel gemeinsam verfaßt. Beide wurden nachts überfallen, aus ihren Betten geholt und unter Bedekkung von 100 Hakenschützen und 60 Reitern erst nach Leuchtenburg, dann nach dem Grimmenstein geführt. Nach vergeblichen Versuchen, die Gefangenen durch Drohungen und freundlichen Zuspruch anderen Sinnes zu machen, wurden sie endlich auf Fürsprache der Universität, vieler evangelischer Fürsten, ja selbst des Kaisers, aus der Haft wieder entlassen, doch nur unter der Bedingung, sich in Jena still zu verhalten. Auf eigenes Drängen Strigels wurde dann zwischen ihm und Flacius ein Religionsgespräch anberaumt, das am 2. August 1560 im Saale des alten Schlosses zu Weimar in Gegenwart des Herzoges, des ganzen Hofes und einer großen Zuhörerschaft aus allen Ständen eröffnet wurde, aber auch zu keiner Verständigung führte. Trotzdem wurde Strigel von dem Herzog Johann Friedrich, der inzwischen des langen Haderns überdrüssig geworden war, wieder in sein Amt eingesetzt. Aber ihm selbst war nun der Aufenthalt in Jena verleidet. Er begab sich nach Leipzig und hielt hier theologische und philosophische Vorlesungen, bis er auch von hier wieder wegen angeblicher Neigung zum Calvinismus vertrieben wurde, und in Heidelberg eine Zufluchtsstätte fand, an der er ungehindert lehren durfte. Hier ist er, erst 45 Jahre alt, am 26. Juni 1569 in Frieden verstorben.

Ein anderer Streit, der mit nicht minderer Heftigkeit geführt wurde, betraf die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Den Anlaß zu ihm gab der wegen des Interims aus Nürnberg vertriebene Theologe Andreas Osiander, der nach seiner Vertreibung von dort nach Preußen geflohen und durch Herzog Albrecht an die Universität Königsberg berufen worden war. Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, so lehrte er, sei nicht bloßes Lossprechen des Sünders von der Schuld und Strafe, d. h. nicht nur eine Gerechterklärung von seiten Gottes, sondern zugleich eine Gerechtmachung. Er sah in ihr nicht nur einen gerichtlichen Vorgang, sondern eine heilende Tat Gottes am Sünder vollzogen. Damit aber widersprach er der Lehre Luthers, welcher die Rechtfertigung des Sünders als einen gerichtlichen Vorgang vorangehen und die Heiligung erst als ein

zweites nachfolgen ließ. Gegen Osiander trat in Königsberg der streng lutherische Pfarrer Andreas Mörlin auf. Es kam zu den ärgsten Auftritten. Von den Kanzeln wurde der Streit auch in die Kreise des Volkes hineingetragen. Zu seinem großen Verdruß wurde auch Melanchthon in diesen Streit verwickelt. Herzog Albrecht forderte ihn zu einem Gutachten über die Lehre Osianders auf, das aber nicht zu dessen Gunsten ausfiel. Melanchthon sah in Osianders Lehre eine Verdunklung des Verdienstes Christi, und stellte die evangelische Grundwahrheit von der Rechtfertigung allein durch den Glauben in einer Weise klar, der auch die erbittertsten Gegner nichts anzuhaben vermochten. Osiander antwortete darauf mit den allergröbsten Beleidigungen. Trotzdem wurden die Anhänger Osianders von Flacius und seinen Genossen nachmals als „Philippisten" verdächtigt und verfolgt, und Melanchthon selbst auch bei diesem Anlaß von neuem verunglimpft.

Auch der Streit über das Abendmahl wurde von den Gegnern Melanchthons von neuem angefacht. Da es sich bei diesem erneuten Abendmahlstreit weniger um den Gegensatz gegen die Zwinglische Abendmahlslehre handelte, mit der es Luther so viele Jahre hindurch zu tun gehabt hatte, als vielmehr um einen solchen gegen Calvin, so mag hier der Ort sein, auf das Leben, Wirken und Lehren dieses Reformators einen flüchtigen Rückblick zu werfen. Calvin gehört zwar nicht im engeren Sinne zu den deutschen Reformatoren, aber seine Lehre ist doch im weiteren Verlaufe der Geschichte von so erheblichem Einfluß auf die Entwicklung der evangelischen Kirche in Deutschland gewesen, daß sein Name in einer Geschichte der deutschen Reformation nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Johannes Calvin ist am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Pikardie geboren. Er stammte aus einer angesehenen, wenn auch nicht reichen, doch bemittelten Familie. Sein Vater war Sekretär des Bischofs von Noyon, seine Mutter, Johanne Franke, stammte aus Cambray in Flandern. Nach einer guten Erziehung, die er gemeinsam mit den Kindern einer adeligen Familie erhielt, bestimmte ihn sein Vater zum geistlichen Stande, und es gelang ihm, dem Knaben, der sich durch Fleiß, Frömmigkeit und sittlichen Ernst auszeichnete, schon in seinem zwölften Lebensjahre eine geistliche Pfründe zu verschaffen. Erst 14 Jahre alt, bezog er die Universität Paris, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Später aber wandte er sich mit Zustimmung seines Vaters auch dem der Rechte zu, ohne darum der Theologie entsagen zu wollen, und er begab sich deshalb nach der damals berühmten Rechtsschule von Orleans. Im Jahre 1521 vertauschte er Orleans mit Bourges, wo ein besonders berühmter Lehrer die Rechtswissenschaft lehrte. Hier wurde er mit einem Deutschen, dem Schwaben Melchior aus Rottweil, bekannt und durch diesen mit der durch Luther in Deutschland hervorgerufenen religiösen Bewegung. Das Lesen der Heiligen Schrift und der Schriften deutscher und schweizerischer Reformatoren erschütterte seine bis dahin noch ganz in dem Glauben der alten Kirche befangenen Anschauungen. Nach dem Tode seines Vaters, der ihn für kurze Zeit in die Heimat rief, begab er sich im Jahre 1532 wieder nach Paris, um sich hier von neuem ganz dem theologischen Studium zuzuwenden. Hier hatte sich schon damals eine kleine, aber glaubensstarke evangelische Gemeinde gesammelt, die unter dem damaligen König Franz I. mancherlei Verfolgungen zu erleiden hatte. Calvin schloß sich ihr an, besuchte ihre Versammlungen und hielt wohl auch selbst Vorträge in ihnen.

Um König Franz I. für die Reformation zu gewinnen oder doch für deren blutig verfolgte Anhänger milder zu stimmen, gab Calvin das Werk des alten Philosophen Seneca „von der Milde" heraus. Auch arbeitete er für den Rektor der Universität Nikolaus Cop aus Basel eine Rede aus, welche dieser, wie üblich, am Fest Allerheiligen 1533 vor dem Könige zu halten hatte.

Es war eine meisterhafte Verteidigung der evangelischen Grundsätze, ein kühner und freier Angriff wider die Irrtümer der alten Kirche. Die Rede machte großes Aufsehen. Der König nahm sie so übel auf, daß Cop aus Paris fliehen mußte. Bald aber wurde bekannt, daß nicht Cop, sondern Calvin der Verfasser sei, und auch Calvin mußte die Flucht ergreifen. Man

suchte ihn in seiner Wohnung auf, und als man ihn nicht fand, belegte man seine Papiere mit Beschlag. Calvin begab sich zunächst nach Ferrara an den Hof der Herzogin Renata, der großmütigen Beschützerin der Protestanten. Eine Zeitlang lebte er bei einem ihm befreundeten Pfarrer zu Claix bei Angoulême in stiller Zurückgezogenheit unter dem Namen eines Herrn von Espeville. In einer Grotte bei Poitiérs, die noch heute den Namen „Grotte Calvins" trägt, hielt er Gebetsversammlungen mit seinen Freunden. Zwar wagte er noch einmal nach Paris zurückzukehren; aber da die Verfolgungen aufs neue ausbrachen, suchte er in Basel eine Zufluchtsstätte, wo er im Jahre 1534 eintraf. Hier hat er, in seinen evangelischen Grundsätzen inzwischen ausgereift und befestigt, sein berühmtes Meisterwerk „Unterricht in der christlichen Religion" (Institutio religionis christianae) verfaßt, das unzählige Male neu aufgelegt und fast in alle Sprachen der gebildeten Völker übersetzt worden ist. Ähnlich wie die früher erwähnten Loci Melanchthonis enthält dieses Werk eine vollständige wohlgeordnete Darstellung des christlichen Glaubens, begründet auf dem Satze, daß die Heilige Schrift die alleinige Quelle der christlichen Wahrheit sei. Dem Buche ging eine Widmung an König Franz I. voraus, in der er die Protestanten gegen die ihnen gemachten Vorwürfe verteidigte, insbesondere gegen die Lüge, daß sie den Umsturz des Staates und der Religion beabsichtigten. Die Widmung schließt mit der Bitte an den König, der sein Herz von den Evangelischen abgewendet, nicht länger den falschen Zuflüsterungen derer Gehör zu geben, die ihn umgarnen, und mit den Worten: „Wir wollen mitten unter allen Verfolgungen, in Kerker und in Banden, auf der Folter und auf dem Scheiterhaufen, das äußerste ertragen, gleich Schafen, die zur Schlachtbank geführt werden; wir wollen unsere Seelen in Geduld fassen und auf den Herrn hoffen und auf seine starke Hand. Der Herr, der König der Könige, möge, großmächtigster und erlauchtester König, deinen Thron durch Gerechtigkeit und deinen Stuhl durch maßvolles Walten schützen." Noch bevor der Druck des bedeutsamen Werkes vollendet war, verließ Calvin Basel wieder und begab sich für kurze Zeit nach Italien, von wo er noch einmal nach Frankreich zurückkehrte. Aber auch jetzt war dort seines Bleibens nicht. Er beabsichtigte, sich nach Basel und Straßburg zu wenden, aber der um diese Zeit zwischen Karl V. und Franz I. ausgebrochene Krieg nötigte ihn, den Umweg über Savoyen zu nehmen, und so gelangte er nach Genf. Hier wurde er, wie er selbst bekennt, von der Hand Gottes festgehalten. In Genf war kurz zuvor durch Wilhelm Farel und Peter Viret unter dem Schutze Berns eine reformatorische Bewegung begonnen worden, die trotz des Widerstandes von seiten des Bischofs, zu dessen Sprengel Bern gehörte, und des mit ihm verbündeten Herzogs von Savoyen zum Siege der Reformation und des Evangeliums geführt hatte. Aber noch standen Farel und Viret in hartem Kampfe und sie beschworen Calvin in Genf zu bleiben, um ihnen bei der Durchführung und Befestigung des Reformationswerkes zur Seite zu stehen. Calvin wollte erst ausweichen, er schützte seine Studien vor, denen er in Ruhe obzuliegen gedenke. Aber da fuhr ihn Farel an im Tone eines Propheten: „Ich erkläre dir von Gottes wegen, daß, wenn du nicht hier mit uns arbeiten willst am Werke Gottes, er dich verfluchen wird; denn du suchst, indem du deine Studien vorschützest, mehr dich selbst, als Gott." Das wirkte. Calvin entschloß sich zu bleiben und nahm die ihm vom Rate angetragene Stelle als Lehrer der Theologie und als Prediger am Dom zu St. Peter an. In Gemeinschaft mit Farel und von der Obrigkeit unterstützt, schritt Calvin mit der größten Strenge nicht bloß gegen jede Art der Unsittlichkeit, sondern auch gegen alles weltliche Wesen, wie Tanz, Spiel, Kleiderpracht und ähnliche Dinge ein. Dadurch geriet er in erbitterten Kampf mit einer in Genf immer mächtigeren Partei, die sich der Strenge seiner Zucht nicht fügen wollte. Als Calvin und Farel ihren Gegnern das Abendmahl verweigerten, stieg die Erbitterung gegen sie so weit, daß beide im Jahre 1538 aus Genf verbannt wurden. Calvin begab sich zuerst nach Basel, und von da nach Straßburg, wohin er durch Butzers Vermittlung einen Ruf erhielt und wo er eine französisch-reformierte Gemeinde gründete. Hier fand er auch in der Witwe



Calvin (von Holbein).



Jdeletta von Büren eine Lebensgefährtin, mit der er in zehnjähriger glücklicher, wenn auch durch andauernde Kränklichkeit der Gattin getrübten Ehe gelebt hat. Von Straßburg aus wohnte Calvin den Religionsgesprächen von Frankfurt und Hagenau, von Worms und Regensburg bei und trat dadurch zuerst mit Melanchthon in Verbindung, mit dem ihn bald eine innige Freundschaft verband. Aber über seiner Teilnahme an den Religionsangelegenheiten in Deutschland verlor er keinen Augenblick Genf aus den Augen. Bald erlangten auch hier die ernster Gesinnten wieder die Oberhand im Rat, und diese kamen mehr und mehr zur Einsicht, daß sie gerade jetzt des Mannes bedurften, den Genf so schmählich verbannt hatte. Ein Schreiben des Rates, das ihn beim Religionsgespräch zu Worms traf, rief ihn nach Genf zurück. Calvin weigerte sich anfangs, dem Rufe zu folgen und erst als im Mai 1541 eine feierliche Gesandtschaft des Rates und der Bürgerschaft von Genf bei ihm erschien, ließ er sich zur Rückkehr bewegen. Aber er machte strenge Bedingungen. „Wollt ihr mich in eure Stadt haben,“ erklärte er, „so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihrs redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannt die Laster, mit denen ich nicht zusammen in euren Mauern wohnen kann. Mit verfallener Kirchenzucht und ungestrafter Frechheit im Bösen kann ich nicht haushalten. Nicht der Papst, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wüten, nein, Wollust und Schwelgerei, Meineide und dergleichen Verbrechen sind die Erzfeinde des Evangeliums. Was hilft es, von außen die Wölfe abhalten, wenn die Herde durch ansteckende Seuchen von innen verzehrt und zugrunde gerichtet wird.“

Unter dem Jubel des Volkes zog Calvin am 13. September 1541 wieder in Genf ein. Der Rat unterhandelte mit ihm sofort, um ihn zu beständigem Bleiben zu bewegen, denn er hatte sich zunächst, ohne seine Straßburger Stellung aufzugeben, nur für zwei Jahre verpflichtet. Auch die Straßburger wollten den Mann nicht für immer ziehen lassen, den sie als den Ihrigen achten und lieben gelernt hatten. So bedurfte es noch verschiedener Unterhandlungen, die damit endeten, daß die Straßburger unter Verleihung des Ehrenbürgerrechtes auf seine Rückkehr verzichteten, und er aufs neue die Stelle eines Pfarrers und Professors der Theologie in Genf antrat.

Mit der Rückkehr Calvins nach Genf beginnt für ihn eine Zeit großartigen Wirkens, das für die reformierte Kirche von einer tief eingreifenden Bedeutung geworden ist. Genf,*) wo er von nun an bis zu seinem Ende wirkte, wurde fortan und blieb auch noch lange nach seinem Tode der geistige Mittelpunkt dieser



IOANNES CALVINVS
DE VITVLO FINGIT FRVSTRA ADVERSARIA NOMEN
SECTA MIHI: SVNT QVI DEDVCANT NOMINIS ORTVM
EX INDEFESSO DICTANDI SCRIPTA CALORE:
IN MEDIVM REVOCANT ALII DIRO OMINE CAVSSAM
CALVCTII: AT LVDANT DVM INNOXIA SPICVLA SPARGVNT;
DVM FAVET ET FRVITVR NOSTRIS MEA GALLIA CHARTIS.

Johann Calvin.

Kirche, wie man es genannt hat: das protestantische Rom. Sogleich legte Calvin dem Rat einen Plan zur Verbesserung der Kirchenzucht vor, welcher sofort angenommen ward. Die Gemeinde wählte Vorsteher (Presbyter), welche die kirchlichen Angelegenheiten leiten sollten. Von da aus hat in der reformierten Kirche die Presbyterialverfassung allgemeine Geltung erlangt. — Das Konsistorium, welches aus sechs Geist-

*) Vgl. Nr. 54 der Hefte: „Für die Feste und Freunde des Gustav Adolf-Vereins.“ S. 9 ff.

44*

lichen und zwölf Ältesten bestand, hatte das Recht, Gesetze zu geben und Verächter des Gottesdienstes, ernster Sitte oder der herrschenden Lehre ohne jede Rücksicht auf ihren Stand zur Rechenschaft zu ziehen und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung zu übergeben. Die Genfer Reformation gewann damit einen theokratischen Charakter. Calvin mit seinem überlegenen Geist, seinem unbeugsamen Willen erscheint selbst wie ein alter Gesetzgeber. Es war ein strenges, in vielen Fällen sogar furchtbar und unheimlich strenges Regiment, wie es heute schlechtweg unerträglich dünken würde. Es war noch das geringste, daß ein Spieler, mit dem Kartenspiel um den Hals, an den Pranger gestellt wurde. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Strenge bei vielen auf Widerstand stieß. Calvin hatte ihretwegen mit der oben schon genannten Partei der „Libertiner“, wie er selbst diejenigen nannte, die sich der Zucht der neuen Ordnung nicht fügen wollten, noch lange die schwersten Kämpfe zu bestehen. Aber nicht bloß Übertretungen der göttlichen Gebote, sondern auch jede Abweichung von der reinen Lehre wurde mit der härtesten Strenge bestraft. Das berüchtigtste Beispiel dafür ist die Verbrennung eines gelehrten Arztes, des Spaniers Michael Servet 1553, welcher allerdings sich über die Dreieinigkeitslehre sehr übel ausgelassen hatte. Dieser traurige Vorfall ist freilich nicht Calvin allein, sondern den Vorurteilen des ganzen Zeitalters zur Last zu legen; auch die andern Schweizer, auch die Lutheraner, selbst der milde Melanchthon haben die Hinrichtung Servets eine Tat der Gerechtigkeit genannt; namentlich aber hatten auch die Katholiken Servet schon in Buch und Bild verbrannt und ihn selbst nur darum nicht, weil sie ihn nicht hatten! Man hat also kein Recht, von dorther diesen bösen Handel wider Calvin geltend zu machen.

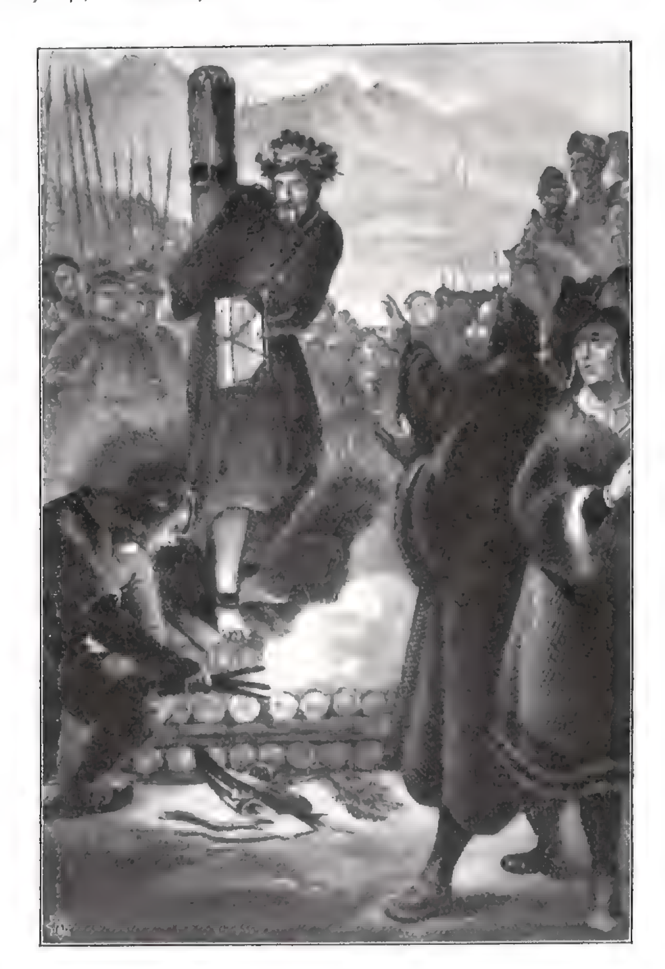
Im Jahre 1558 ward durch Calvin in Genf mit der theologischen Akademie die erste reformierte Universität gestiftet und seine unermeßliche Tätigkeit ward dadurch aufs neue vermehrt; das Rektorat aber überließ er seinem geistlichen Sohne und Erben Theodor Beza, er selbst wollte nur Professor der Theologie sein. Von dieser Pflanzschule gingen nun die unerschrockenen und bedeutenden Männer aus, welche die reformierte Lehre den kommenden Geschlechtern bewahrten und in die Ferne trugen. Calvin, streng und und unerbittlich wie gegen andere so gegen sich selbst, predigte fast täglich, — noch bewahrt man in Genf in 44 Bänden 2023 handschriftliche Predigten von ihm — hielt Kollegien, wohnte jeder Sitzung des Konsistoriums bei, war wie Prediger so auch Staatsmann und führte die wichtigsten politischen Verhandlungen, verfaßte seine gediegenen Werke, darunter seine heute noch höchst geschätzten Bibelerklärungen und führte einen ungeheuren Briefwechsel. Besonders den bedrängten französischen Protestanten blieb er lebenslang Lehrer, Rat, Trost, alles. „Schicket uns Holz, so wollen wir Pfeile daraus schnitzen,“ schrieb er, und fünftausend Prediger soll Frankreich von Genf aus empfangen haben. Aber auch nach Italien, England, Schottland reichte sein mächtiger Einfluß. Calvin schrieb, so lange er die Feder halten konnte; als Krankheit sie ihm aus der Hand nahm, diktierte er noch von seinem Lager aus. Zu denen, die ihm Schonung anrieten, sprach er: „Soll der Herr mich müßig finden?“ So hatte er schon 1538 zu Farel gesprochen: „Wir wollen bis zu unserm Hinscheiden auf unserer Warte verbleiben, bis uns das Reich des Herrn wird offenbar werden.“ Endlich erlag sein schwächlicher Körper, der von allen möglichen peinigenden Übeln heimgesucht war, der ununterbrochenen Anstrengung und zunehmenden Kränklichkeit, die ihn schon in den letzten Jahren genötigt hatte, täglich nur einmal etwas zu genießen. Seine letzte Vorlesung war dem Propheten Ezechiel gewidmet. Auf den Arm seines Geheimschreibers gestützt, den er auf dessen Bitten, nicht ohne Scheu, daß ihm dies für Anmaßung ausgelegt werde, angenommen hatte, schleppte er sich in den Hörsaal. — Gott sollte ihn wachend an seinem Werke finden. Das 20. Kapitel zu vollenden, war er — nur mühsam noch sprechend — nicht mehr imstande. Feierlich nahm er Abschied von den Amtsgenossen und dem Rat, indem er bat, seine Schwachheiten zu vergeben.

Ohne Prunk, wie er gelebt hatte, wollte der Reformator auch begraben sein. In dem Register des Genfer Konsistoriums ist sein Tod mit den drei Worten bezeichnet: „Heimgegangen zu Gott am 27. Mai 1564.“

Nicht einmal ein Stein zeigt den Ort, wo man ihn bestattete.

In der Abendmahlslehre, um die es sich bei dem hier in Rede stehenden calvinistischen Streit hauptsächlich handelte, unterscheidet sich Calvin darin vor allem von Luther, daß er die Gegenwart Christi nicht in dem äußeren Genuß des Brotes und Weines suchte, sondern in der durch den Heiligen Geist vermittelnden Vereinigung mit dem verklärten und erhöhten Christus. Zwar sah Calvin, wie in den Sakramenten überhaupt, so im heiligen Abendmahl insbesondere, keineswegs bloß ein Sinnbild und Zeichen, wodurch wir unsere Zugehörigkeit zu Christo zu erkennen geben, sondern es ist ihm zugleich ein sichtbares Unterpfand und Siegel der Gnade Gottes gegen uns zur Stärkung unseres schwachen Glaubens. Ein Siegel, das einer Schrift angehängt wird, ist, an und für sich, losgetrennt von der Schrift, von keiner Bedeutung, wohl aber dient es dazu, die Schrift, der es angehängt wird, zu bestätigen und zu bekräftigen. Danach ist für Calvin das Abendmahl mehr als ein bloßes Gedächtnismahl. Die Zwinglische Auffassung erschien ihm sogar als eine sehr oberflächliche und als eine Entwertung des Sakramentes. Er sieht im Abendmahl eine wirkliche Verbindung Christi mit der Seele des Gläubigen, ein Band der Liebe zwischen dem Herrn und denen, die das Abendmahl genießen. Christus kommt aber nicht vom Himmel herab in das Brot, so wenig als die Sonne vom Himmel kommt, uns zu erwärmen und zu erleuchten. Beides geschieht unmittelbar vom Himmel her. Auch von einem Genuß des Leibes Christi von seiten der Ungläubigen will Calvin so wenig etwas wissen als Zwingli.

Bei dieser Auffassung vom Abendmahl fehlte es zwischen Calvin und Melanchthon nicht an so manchen Berührungspunkten. Wir wissen aus der früheren Darstellung des schon in Luthers Tagen über das Abendmahl entbrannten Streites, wie sehr Melanchthon gerade diesen beklagte und wie sehr er im Gegensatz zu Luther zu einer vermittelnden Auffassung geneigt war. Niemals hat zwar Melanchthon an der persönlichen Gegenwart Christi beim Abendmahl gezweifelt. Aber auch ihm war diese Gegenwart und die geheimnisvolle Vereinigung Christi mit uns im Abendmahl nicht an den äußeren Genuß des Brotes und Weines geknüpft. Die ganze Handlung mit der damit verbundenen Gnadenverheißung vermittelst des Wortes war für ihn Sakrament, nicht bloß Brot und Wein; Christus wird mit Brot und Wein empfangen. Da aber dieses Empfangen bloß dem Glauben möglich ist, vermochte er einen Genuß des Leibes und



Servets Verbrennung.

Blutes Christi durch die Ungläubigen nicht anzuerkennen. Als die Lehre Calvins über das Abendmahl, die sich mit der von Melanchthon vertretenen Anschauung sehr nahe berührte, in Deutschland bekannt wurde, fand sie auch unter lutherischen Theologen viele Anhänger. Nur um so mehr hielten sich die Eiferer für das reine Luthertum verpflichtet, den alten Streit wieder aufzunehmen. Ein Hamburger Geistlicher, namens Westphal, eröffnete den Kampf mit einem heftigen Angriff auf Calvin, der aber zugleich gegen Melanchthon und seine Schüler gerichtet war. Calvin

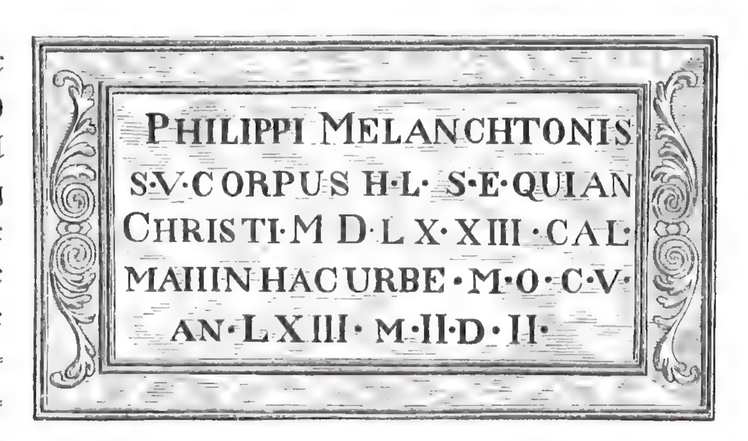
durfte sich mit Recht darauf berufen, daß seine Abendmahlslehre durchaus der Wittenberger Konkordie entspreche und auch nichts enthalte, was der Augsburger Konfession widerstreite. Er forderte Melanchthon, als den Verfasser der letzteren, auf, diese Übereinstimmung durch eine öffentliche Erklärung zu bestätigen. Melanchthon hatte keine Neigung, den Abendmahlstreit zu erneuern. Er hatte des Zankens schon genug und wollte sich nicht noch größere Feindschaft bereiten. Auch wußte er wohl, daß jedes öffentliche Eintreten für Calvin ihm die größten Widerwärtigkeiten bereiten würde. Während ihm nun Calvin sein wohlbegründetes Schweigen als Schwäche und Feigheit auslegte, gab es seinen Flacianischen Widersachern neuen Anlaß, ihn als einen Anhänger Calvins zu verdächtigen. Man forderte von dieser Seite wiederum eine öffentliche Absage an Calvin. Wer nur irgend eine Hinneigung zum Calvinismus zeigte, galt den lutherischen Eiferern als ein Abtrünniger und Ketzer. „Lieber päpstlich, als calvinisch," konnte man sie oft sagen hören. Der unerbittliche Haß gegen die „Calvinisten", wie man die Reformierten jetzt nannte, zeigte sich an der Behandlung, die man den aus Frankreich und den Niederlanden vertriebenen Glaubensgenossen selbst von seiten protestantischer Regierungen angedeihen ließ. Nirgendwo wollte man den heimatlosen Flüchtlingen Aufnahme gewähren. Als der Senat von Frankfurt a. M. reformierten Flüchtlingen das Gastrecht gewährt und ihnen die Gründung einer kleinen Gemeinde gestattet hatte, wußten die streng lutherischen Geistlichen daselbst ein Verbot des reformierten Gottesdienstes und die Vertreibung der Fremdlinge durchzusetzen. Melanchthon wurde kurz vor seinem Ende noch einmal dadurch in den Abendmahlstreit verwickelt, daß Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz seinen Rat und seine Vermittlung begehrte, nachdem auch in der Pfalz der leidenschaftliche Gegensatz zwischen der strengen lutherischen und der calvinischen Abendmahlslehre zum heftigsten Ausbruch gekommen war. Zwischen zwei gleich herrschsüchtigen Parteimännern kam es hier angesichts der versammelten Gemeinde beinahe zum Handgemenge um den Kelch des Herrn, so daß sich der Kurfürst genötigt sah, beide aus seinen Diensten zu entlassen und aus seinen Landen zu entfernen. Melanchthon billigte die Entfernung der beiderseitigen Ruhestörer und riet in betreff des Abendmahls sich an die Worte des Apostel Paulus zu halten: „Das Brot, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi." „Die Gemeinschaft," so führte er in einem von ihm abgegebenen Gutachten aus, „bedeutet nicht, wie die Papisten sagen, daß die Natur des Brotes verwandelt wird, auch nicht, das Brot ist der wahre und wesentliche Leib, sondern es heißt, daß dadurch eine Vereinigung mit dem Leibe Christi geschieht, nämlich durch den Gebrauch, und zwar den nicht-gedankenlosen, wie wenn Mäuse am Brote nagen. Denn Christus ist zugegen nicht um des Brotes willen, sondern um der Menschen willen, wie er spricht, „bleibet in mir und ich in euch" und „ich im Vater und ihr in mir und ich in euch". In solchen wahren Trostesworten macht er uns zu seinen Gliedern und bezeugt uns, er werde auch unsere Leiber lebendig machen. So legen die Alten das Mahl des Herrn aus."

Nicht lange nach diesem letzten Versuch Melanchthons, den Abendmahlsstreit zu einem friedlichen Austrag zu bringen, sollte sein längst gehegter Wunsch, „von der Wut der Theologen erlöst zu werden," endlich in Erfüllung gehen. Die Sehnsucht nach Heimkehr und Frieden, die er längst empfand, erfüllte ihn noch mehr, seitdem er im Jahre 1545 den Schmerz hatte erleben müssen, seine geliebte Gattin zu verlieren. Er selbst war bei ihrem Tode nicht einmal in Wittenberg zugegen. Die Nachricht von ihrem Heimgang ereilte ihn, als er gerade in Heidelberg weilte, um dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz mit seinem Rat in kirchlichen Fragen, insbesondere bei der Neugestaltung der dortigen Universität, zur Seite zu stehen. Sein treuer Freund Camerarius überbrachte ihm dorthin die Botschaft von dem Tode der seit lange kränkelnden Lebensgefährtin. Melanchthon sah still zum Himmel auf und sprach nur: „Lebewohl, ich werde dir bald folgen," dann fing er an vom Jammer der zerrissenen Kirche zu reden. Auch in dem eigenen Schmerze vermochte er den Gedanken daran nicht loszuwerden. Seit dieser Zeit war seine Kraft

gebrochen, wiewohl er auch jetzt nicht aufhörte, in unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit zu wirken, solange es Tag war, und seine letzten Kräfte im Dienste der Kirche und der theologischen Wissenschaft aufzuzehren. „Ich denke täglich an die letzte Reise," schreibt er an einen Freund, „und erwarte begierig jenes Licht, in welchem Gott sein wird alles in allem, und ferne sein werden die Sophistereien und die Verleumdungen. In jener himmlischen Gemeinschaft werde ich dich wieder umarmen, und erfreut werden wir dann über die Quellen der himmlischen Weisheit miteinander reden." Aus den letzten Tagen seines Lebens rührt ein Zettel her, den er mit zitternder Hand geschrieben hatte, und den man nach seinem Tode auf seinem Tische vorfand. Er trug die Überschrift: „Ursachen, dich vor dem Tode weniger zu scheuen." Links stand: „Du wirst aufhören, weniger zu sündigen; du wirst befreit werden von allen Kümmernissen und von der Wut (rabies) der Theologen." Rechts: „Du wirst zum Lichte kommen; du wirst Gott schauen; du wirst den Sohn Gottes erblicken; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse erfahren, die du in diesem Leben nicht hast begreifen können."

Die unmittelbare Veranlassung seines Todes war eine starke Erkältung, die er sich auf einer Reise nach Leipzig zugezogen hatte, von der er am 4. April 1560 unter heftigen Fieberschauern nach Wittenberg zurückgekehrt war. Gleichwohl nahm er, so oft nur einige Erleichterung eintrat, seine Arbeiten wieder auf. So besorgte er noch die Korrektur mehrerer Leichenreden auf den soeben verstorbenen Herzog Philipp von Pommern und sagte dabei: „Diesem Philippus wird bald ein anderer Philippus folgen." Seine letzte Freude war der Besuch seines vertrautesten Freundes Camerarius, der an sein Krankenlager geeilt war. Mit großer Innigkeit sagte er am zweiten Osterfeiertag, den 16. April, zu diesem: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Jesus zu sein." Als Camerarius noch an demselben Tage nach Leipzig zurückkehren mußte, nahm er einen tiefergreifenden Abschied von ihm, mit den Worten: „Mein lieber Joachim, wir sind nun bei vierzig Jahre gute Freunde miteinander gewesen und hat einer den anderen lieb gehabt nicht um Genusses willen, sondern aus freiem Herzen und sind beide Schulmeister und freie Gesellen gewesen, ein jeder an seinem Ort und hoffe zu Gott, unsre Arbeit soll nicht vergeblich gewesen sein; ist es Gottes Wille, daß ich sterbe, so wollen wir unsre Freundschaft im zukünftigen Leben weiter miteinander halten." Bald darauf wurde er immer schwächer. Als ihn sein Schwiegersohn und Arzt Dr. Peucer fragte, ob er noch etwas begehre, antwortete er: „Nichts als den Himmel, darum laßt mich zufrieden, stört meine süße Ruhe nicht." So lange er noch atmete, bewegten sich seine Lippen wie im stillen Gebete und so fuhr er ohne merklichen Kampf „fein still und gelind über seinen Gebeten dahin zu seinem lieben Herrn Jesu Christo, den er stets mit Herz und Mund gelobet und gepreiset hat," am 19. April 1560, 63 Jahre und 63 Tage alt. Am 21. April wurde seine irdische Hülle in der Schloßkirche zu Wittenberg neben Luthers Ruhestätte eingesenkt, wobei D. Eber die Leichenpredigt aus 1. Theß. 4 hielt.

Auf dem Stein, der sie deckt, wurde später die Inschrift angebracht:



(Melanchthons Grabschrift.)

Die leidenschaftliche Heftigkeit, mit welcher der Abendmahlsstreit geführt wurde, und mit der jede Hinneigung zu der calvinischen Anschauung als Ketzerei verdächtigt und verurteilt wurde, ist der Hauptanlaß gewesen für die Trennung der deutsch-evangelischen Kirche in eine lutherische und in eine reformierte. Die letztere gewann besonders in Süddeutschland festen Boden, seitdem das reformierte Bekenntnis in der von Calvin gebildeten Form in der Kur-

pfalz zur Einführung gelangt war. Hier, in dem Geburtslande Melanchthons, hatte die Reformation schon früh Eingang gefunden. Zwar blieb Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz, der beim Beginn der reformatorischen Bewegung regierte, bis zu seinem im Jahre 1544 erfolgten Tode ein Anhänger der alten Kirche. Aber schon sein Bruder Friedrich II. schaffte die Messe ab und führte in der Heiligengeistkirche zu Heidelberg an ihrer Stelle den lutherischen Gottesdienst ein. Weitere Fortschritte machte die Reformation unter dessen Nachfolger Otto Heinrich, gewöhnlich Ott-Heinrich genannt, nach welchem der schönste Teil des Heidelberger Schloßbaues benannt ist. Im März 1552 erließ dieser eine Verordnung, wonach in seinen Landen nur die reine Lehre des Evangeliums gepredigt und aller papistische Aberglaube abgetan werden sollte. Im Jahre 1556 wurde für die kurpfälzischen Lande eine Kirchenordnung erlassen, in welcher der Lehre die Augsburger Konfession zugrunde gelegt wurde. Im Gottesdienst wurde der deutsche Kirchengesang eingeführt, die Bilder und mit ihnen auch die Kruzifixe wurden aus den Kirchen entfernt, die Nebenaltäre in den Gotteshäusern beseitigt und in jeder Kirche zur Feier des heiligen Abendmahls nur ein Altar geduldet. Ein aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehender Kirchenrat wurde zur Leitung der kirchlichen Dinge eingesetzt, an dessen Spitze ein Generalsuperintendent gestellt wurde. Mit diesem Amte betraute Kurfürst Ott-Heinrich den ihm von Melanchthon empfohlenen Tielemann Heßhusius, der in Wittenberg die theologische Doktorwürde erlangt hatte, und von dem Kurfürsten zugleich als Professor der Theologie an die im reformatorischen Geiste neugeordnete Universität berufen wurde. Heßhusius erwies sich zu Melanchthons Enttäuschung sehr bald als ein eifriger Bekämpfer der calvinischen Richtung, die, wie in Oberdeutschland überhaupt, so auch in der Kurpfalz viele Anhänger gefunden hatte. Nach dem Tode Ott-Heinrichs, der am 12. Februar 1559 unerwartet früh starb, kam es in der Kurpfalz zu dem heftigsten Streit in betreff des Abendmahls. Die Hartnäckigkeit, mit welcher die lutherischen Eiferer die calvinische Lehre bekämpften, bewog den nunmehrigen Kurfürsten Friedrich III. um so mehr, sich der calvinischen und der reformierten Auffassung vom Abendmahl zuzuneigen. Unter dem Beirat seines calvinischen Hofpredigers Olevianus und dem als Professor nach Heidelberg berufenen Zacharias Ursinus (deutsch Bär) führte er mit aller Entschiedenheit und nicht ohne Anwendung ungerechter Gewalt und Härte das reformierte Bekenntnis und infolgedessen den einfacheren reformierten Gottesdienst ein. Doch suchte er durch Beibehaltung der Augsburgischen Konfession in der veränderten Gestalt, die der Artikel vom Abendmahl durch Melanchthon erhalten hatte, den Zusammenhang mit der lutherischen Kirche zu bewahren. Auch die deutschen lutherischen Kirchenlieder wurden im Gottesdienst beibehalten. Dagegen wurde dieser im übrigen ganz in der einfacheren reformierten Weise gestaltet, alles, was noch irgendwie an katholische Gebräuche erinnerte, wurde beseitigt. An die Stelle des Altars trat für die Abendmahlsfeier ein einfacher schmuckloser Tisch ohne Kruzifix und ohne Leuchter; die geweihten Taufsteine wurden beseitigt. Anstatt der Hostie wurde beim Abendmahl Brot ausgeteilt, selbst die Orgeln wurden aus der Kirche entfernt oder mußten doch in der pfälzischen Kirche beim Gottesdienst verstummen. Zur Begründung dieser Neuerungen, die beim größten Teile des pfälzischen Adels und des Volkes auf den größten Widerstand stießen, ließ Kurfürst Friedrich von den beiden Heidelberger Professoren einen Katechismus verfassen, der bis auf den heutigen Tag unter dem Namen des „Heidelberger“ bekannt ist, und die Hauptbekenntnisschrift der reformierten Kirche in Deutschland geworden ist.

Doch wollte sich Kurfürst Friedrich damit weder von Luthers Reformation lossagen noch für einen Calvinisten gelten. Er ging, ohne dem Rate seiner Theologen blindlings zu folgen, selbständig seinen eigenen Weg und berief sich darauf, daß er weder auf Luther noch auf Calvin getauft sei, sondern sich des Verdienstes Jesu Christi getröste. Dennoch wurde er von seinen nächsten Verwandten als ein Abtrünniger betrachtet und selbst seine Gemahlin suchte man gegen ihn aufzubringen. Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1566 war allen Ernstes davon die Rede,

ihn von dem Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 auszuschließen und ihn der Kurwürde und seiner Lande für verlustig zu erklären. Sein eigener Bruder, Pfalzgraf Richard von Simmern, riet ihm, vom Reichstage fortzubleiben. Aber er ließ sich nicht abschrecken und antwortete seinem Bruder: „Ich stehe zu meinem lieben und getreuen Vater im Himmel in tröstlicher Hoffnung, seine Allmacht werde mich zu einem Werkzeuge gebrauchen, seinen Namen im heiligen Reich deutscher Nation in diesen letzten Zeiten öffentlich nicht allein mit dem Mund, sondern auch mit der Tat zu bekennen, wie weiland mein lieber Schwager, Herzog Johann Friedrich zu Sachsen, der selige Kurfürst, auch getan; und ob ich wohl so vermessentlich nicht bin, daß ich meinen Verstand mit dem des seligen Kurfürsten vergleichen wollte, so weiß ich aber hingegen, daß der Gott, welcher ihn in rechter und wahrer Erkenntnis seines heiligen Evangeliums damals erhalten hat, noch lebt und so mächtig ist, daß er mich armes einfältiges Männlein wohl erhalten kann und gewißlich durch seinen heiligen Geist erhalten werde, ob es auch dahin gelangen sollte, daß es Blut kosten müßte, welches, wenn es meinem Gott und Vater im Himmel gefiele, mich zu solchen Ehren zu gebrauchen, ich seiner Allmacht nimmer genugsam verdanken könnte, weder hier zeitlich, noch dort in Ewigkeit." Das Ende der weitläufigen Verhandlungen war, daß die Stände dem Kaiser erklärten, es sei kein Grund vorhanden, Friedrich aus dem Reichsfrieden auszuschließen. Er wurde als Augsburger Religionsverwandter, wenn auch nicht förmlich anerkannt, so doch fortan unangefochten gelassen und geduldet. Die Geschichte hat dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz mit Recht den Beinamen des „Frommen" beigelegt. Am 26. Oktober 1576 ist Kurfürst Friedrich III. in dem Bekenntnis des Glaubens, den er in seinem Leben und Wandel als ein ganzer und entschiedener Christ bewährt hat, selig gestorben. Kurz vor seinem Ende hatte er noch eigenhändig ein sehr ausführliches und demütiges christliches Bekenntnis aufgesetzt, mit welchem er gedenke selig zu werden und mit fröhlichem Angesicht vor dem Richterstuhl Christi zu erscheinen. Auf seinem Sterbebette sprach er zu den Umstehenden: „Ich habe euch und der Kirche lange genug gelebet; jetztund aber werde ich zu einem besseren Leben berufen. Ich habe der Kirche zum Besten getan, was ich gekonnt, aber nicht viel vermocht. Gott, der alles vermag und für seine Knechte gesorgt hat, ehe ich noch in die Welt gekommen, lebet und herrschet im Himmel; der wird uns nicht Waisen und mein Gebet und Tränen nicht fruchtlos sein lassen, welches ich in diesem Gemach für meine Nachfolger und für die Kirche zu Gott knieend getan." Dann setzte er, zu seinem Hofprediger gewendet, hinzu: „Es berufe mich der liebe Gott, wenn er wolle, so habe ich ein völlig freies Gewissen in dem Herrn Christo, dem ich von Herzen gedienet und das erlebt habe, daß in meinen Kirchen und Schulen die Leute von den Menschen auf ihn allein gewiesen werden. Ich bin genug durch der frommen Christen Gebet aufgehalten worden; es ist Zeit, daß ich mein Leben endige und zu meinem Heiland in die rechte Ruhe gesammelt werde." So starb er freudig und sanft, nachdem er sich den 31. Psalm und das hohepriesterliche Gebet des Herrn hatte vorlesen lassen und laut gebetet hatte.

Die Vorgänge in Kurpfalz blieben auch für Norddeutschland nicht ohne Nachwirkung. So gewann in Bremen das reformierte Bekenntnis die Oberhand, und auch der spätere Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg zur reformierten Kirche stand mit deren Einführung in der Kurpfalz im Zusammenhang. Es liegt aber schon außerhalb unserer Aufgabe, auf die Vorgänge, die zu diesem Übertritt führten, hier näher einzugehen.

Um alle Streitfragen innerhalb der evangelischen Kirche in Deutschland ins Reine zu bringen und die rechtgläubige lutherische Lehre dem Calvinismus gegenüber festzustellen, wurde im Jahre 1580 nach mehreren vorangegangenen Zusammenkünften von Theologen solcher deutschen Stände, die sich zum reinen und unverfälschten Luthertum bekannten, im Kloster Bergen bei Magdeburg ein gemeinsames Bekenntnis vereinbart, das unter dem Namen der „Eintrachts- oder Concordienformel" bekannt geworden ist. Um das Zustandekommen derselben hat sich vor allem der württembergische streng lutherisch gesinnte Theo-

loge Jakob Andreä bemüht. Er bereiste fast sämtliche evangelische Höfe, Universitäten und Städte von Nord- und Süddeutschland, um überall mündlich und schriftlich für die von ihm aufgestellten Friedensartikel zu werben, bei denen es darauf abgesehen war, die in der evangelischen Kirche seit Luthers Tod entstandenen Streitigkeiten beizulegen, die eingeschlichenen Irrtümer zurückzuweisen und künftigem Streite vorzubeugen. Aber es handelte sich dabei nicht etwa um einen friedlichen Ausgleich zwischen der lutherischen und reformierten Auffassung, sondern vielmehr um die Ausschließung und Verdammung nicht bloß der calvinischen Irrtümer, sondern auch der gemäßigten Richtung Melanchthons, die von den eifrigen Lutheranern als „Philippismus" verdächtigt und verketzert wurde. Es kam dem Urheber der Konkordienformel vor allem darauf an, den Philippismus zu vernichten und die lutherische Rechtgläubigkeit als allein geltendes Lehrgesetz für alle Zukunft festzustellen. Nach endlosen vorangegangenen Verhandlungen wurde das neu aufgestellte Lehrgesetz am 25. Juni 1580 zu Kloster Bergen unterzeichnet, wovon es auch den Namen „des Bergischen Buches" erhalten hat. Die in diesem Buche aufgestellten Lehrformeln waren keineswegs geeignet, die Eintracht wirklich zu befördern, weshalb sie auch die Gegner die „zwieträchtige Eintracht" nannten.

Alle Prediger und Schullehrer in Sachsen mußten die Konkordienformel unterschreiben, und wer sich etwa weigerte, wurde abgesetzt, weshalb die Pfarrfrauen ihren Eheherren, wenn sie mit der Unterschrift zaudern wollten, zugerufen haben sollen: „Schreibt, lieber Herr, schreibt — auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!" Und wirklich ließen sich manche, aus Rücksicht für Weib und Kinder, bewegen, ihre Unterschrift zu einer Formel zu geben, die sie im Herzen mißbilligten. Ein einziger Pfarrer und zwei Schullehrer hatten den Mut, die Unterschrift zu verweigern.

Gleicherweise wie in Sachsen wurde diese Formel, die man mit Recht einem papiernen Papst verglichen hat, im Brandenburgischen, im Braunschweigischen, in Lüneburg, Mecklenburg, Oldenburg, Württemberg, der Markgrafschaft Baden und mehreren Reichsstädten durchgesetzt, und die Heuchelei sogar dadurch befördert, daß im Brandenburgischen zur Beschwichtigung der Gewissen hinzugesetzt wurde, die Geistlichen sollten nur unterschreiben, es stehe ihnen darum noch frei, zu denken und zu lehren, was sie wollten.*)

*) Hagenbach, Kirchengeschichte. IV. Bd. S. 284.

2. Die römisch-katholische Kirche und die Anfänge der Gegenreformation.

Die Einigkeit unter den Protestanten wäre gerade jetzt um so notwendiger gewesen, zu je größerer Machtentfaltung sich die römisch-katholische Kirche unmittelbar nach dem Augsburger Religionsfrieden aufraffte. Durch den bisherigen Verlauf der Reformation in Deutschland war man auf seiten der katholischen Kirche zu der Erkenntnis gekommen, daß es jetzt weniger darauf ankomme, nach allen Seiten hin die Arme auszustrecken, um mit allen Mitteln das Verlorene heranzuziehen, sondern daß zunächst die Kirche ihre inneren Kräfte sammeln und sich in Lehre und Verfassung zu einer unerschütterlich festen, scharf umgrenzten Einheit zusammenschließen müsse. Und dies geschah auf dem Konzil zu Trient. Noch auf Kaiser Karl V. Betreiben im Jahre 1545 zustande gekommen, sollte es nach dessen Sinne zunächst die Aufgabe haben, die auch innerhalb der katholischen Kirche als notwendig erkannte Verbesserung an Haupt und Gliedern, die auf den großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts zu Pisa, Kostnitz und Basel vergeblich erstrebt worden war, in die Hand zu

nehmen und herbeizuführen. Indessen dem widerstrebte die päpstliche Kurie mit zäher Ausdauer. Durch wiederholte Vertagung des Konzils wurden die Verhandlungen verschleppt und alle Versuche durch Zugeständnisse an die reformatorischen Gedanken eine Wiedervereinigung der beiden getrennten Kirchen möglich zu machen, wurde von Rom aus vereitelt und grundsätzlich abgelehnt, bis endlich das vertagte Konzil am 18. Januar 1562 zu seiner abschließenden Arbeit von neuem zusammentrat. In den vom Trienter Konzil nunmehr gefaßten Beschlüssen umschanzte die römisch-katholische Kirche ihre Glaubensstadt mit unverrückbaren Mauern. Die Vorstädte, welche an den in das offene Land freier Glaubensauffassungen hinausführenden Straßen lagen, wurden abgebrannt, und scharf schieden sich die Menschen: was innerhalb der streng umschließenden Ringmauer sich barg, war Katholik, was außerhalb lebte, war Gegner.*)

Indem bestätigt wurde, daß die Traditionen oder kirchlichen Überlieferungen das gleiche Ansehen wie die Heilige Schrift besitzen, daß die von Fehlern wimmelnde lateinische Übersetzung der Bibel, die sog. Vulgata, deren einzig gültige Auslegung sein sollte, wurde der altkatholische Boden von neuem gesichert; indem man die Siebenzahl der Sakramente beibehielt, stellte man das ganze menschliche Leben von der Wiege bis zum Grabe wieder unter den beherrschenden Einfluß der Kirche; indem man nicht „den Glauben allein“, sondern auch den guten Werken die rechtfertigende Kraft beilegte, stellte man den schroffsten Gegensatz zu der gereinigten Lehre fest. Kurz, man behielt die alten Anschauungen und Lehren der Kirche, um derentwillen sich die Evangelischen von ihr getrennt hatten, mit nur noch schärferer Betonung bei.

Ebenso verfuhr man inbetreff der gottesdienstlichen Einrichtungen und der religiösen Gebräuche. Die Ehelosigkeit der Geistlichen und die Messe in lateinischer Sprache samt der Verwandlungslehre im Heiligen Abendmahl, die Anrufung der Heiligen und die Anbetung der Bilder und Reliquien wurden beibehalten, ebenso der Ablaß, wenn auch der Ablaßhandel in der Schamlosigkeit, wie er vor der Reformation betrieben worden war, verboten wurde. Auch die Laienkommunion unter einerlei Gestalt blieb im Grundsatz bestehen; die Gewährung des Laienkelches wurde von dem Belieben des jedesmaligen Papstes abhängig gemacht. Daneben wurden wohl einzelne Anordnungen getroffen zu einer besseren Vorbildung der Geistlichkeit und zur Handhabung einer strengeren Zucht, welcher diese und die Klöster unterstellt wurden. Bei dem Gottesdienst wurde der Predigt ein weiterer Raum als bisher gesichert; auch wurde die Abhaltung regelmäßiger Provinzial- und Diözesansynoden angeordnet.

Den hauptsächlichsten Fortschritt aber vom Katholizismus zum Ultramontanismus bezeichnen diejenigen Beschlüsse des Tridentiner Konzils, durch welche der länger als ein Jahrhundert zwischen dem Papsttum und dem bischöflichen Amt entbrannte Kampf über die Obergewalt zugunsten des ersteren für immer entschieden wurde. Gegenüber den Versuchen der bischöflichen Partei, die Papstgewalt einzuschränken und den Bischöfen ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu wahren, gelangte die unumschränkte Herrschaft des Papstes zum Siege. Dieser wurde für die alleinige Quelle aller geistlichen Macht, für den allgemeinen Bischof, für den „Statthalter Gottes auf Erden“ erklärt, der nicht den Gesetzen unterworfen sei, sondern über ihnen stehe. Die Einsetzung der Bischöfe wurde als ein ausschließlich päpstliches Recht anerkannt; nicht durch Christus sollten sie nach göttlichem Recht fortan ihr Amt haben und führen, sondern nur Bischöfe von Papstes Gnaden sein. Die Allgewalt des Papstes wurde als eine über dem Konzil stehende anerkannt; in seine Hand ward die Bestätigung und Auslegung der Konzilsbeschlüsse gelegt. Damit wurde die Herrschaft des Papstes in der Kirche zu einer absoluten und unumschränkten Monarchie erhoben, der jede Möglichkeit freier innerer Fortentwicklung genommen, vielmehr der Stempel strengster Unbeweglichkeit aufgedrückt war.

Es ist lediglich die Vollendung und der Abschluß

*) Weltgeschichte in Umrissen. Berlin 1897. S. 395.

45*

der von dem tridentinischen Konzil dem Papste eingeräumten Alleinherrschaft gewesen, wenn im vorigen Jahrhundert das damals aufgerichtete Gebäude durch die **Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes** gekrönt worden ist.

Alle diese Bestimmungen und Festsetzungen des tridentinischen Konzils sind zum nicht geringen Teil bereits auf den Einfluß des gerade um diese Zeit ins Leben gerufenen **Jesuitenordens** zurückzuführen. Zwar ist es zu viel behauptet, wenn die Gründung dieses Ordens vielfach auf die bewußte Absicht zurückgeführt wird, an ihm ein geeignetes Rüstzeug für die Bekämpfung und Vernichtung der Reformation zu gewinnen; vielmehr hatte es der Stifter des Ordens zunächst auf die Ausbreitung des Christentums in der Heidenwelt, insbesondere auf die Bekehrung der Türken abgesehen. Aber auch katholische Schriftsteller bezeichnen es von ihrem Standpunkt aus als eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung, daß, um mit ihren eigenen Worten zu reden, „zu eben der Zeit, als der Giftbaum der Ketzerei in Deutschland gepflanzt ward, in Spanien das Gewächs aufging, aus welchem das Gegengift bereitet werden sollte.“ Tatsächlich, wenn es auch nicht der nächste und unmittelbarste Zweck war, der dem Gründer des Ordens vorgeschwebt hatte, ist dieser Orden der eigentliche Doppelgänger der Reformation geworden. Er hat sich von Anfang an wie ein Schatten an deren Fersen gehängt, und je länger je mehr in der Bekämpfung der Ketzerei und darum vor allem der von Deutschland ausgegangenen reformatorischen Bewegung seine Hauptaufgabe gefunden. Darum darf auch eine „Geschichte der Reformation in Deutschland“ nicht schließen, ohne auf die Entstehung, Verfassung und Wirksamkeit dieses Ordens einen Rückblick zu werfen.

Der Gründer des Jesuitenordens, **Ignatius von Loyola**, stammte aus einem altadeligen Geschlecht Spaniens und wurde als der jüngste Sohn des Ritters Beltran von Loyola am 31. Juli 1491 auf dem gleichnamigen Schlosse in der baskischen Provinz Guipuzcoa geboren. Seine Jugend verbrachte er als Edelknabe an dem Hofe Ferdinands des Katholischen. Ritterlicher Sinn und Tatendrang, wie andächtige Verehrung der Heiligen waren früh hervorragende Züge seines Charakters; dabei beseelte ihn eine unauslöschliche Ruhmbegier, die schon früh an dem Lesen von Ritterromanen und Heiligenlegenden reichliche Nahrung fand. Das Gefühl kriegerischer Ehre war bei ihm von früh auf mit der religiösen Hingebung verschmolzen. Bei der Verteidigung der Festung Pampelona gegen die Franzosen im Jahre 1521 zerschmetterte ihm eine französische Kugel das Bein und warf ihn auf ein langes, schmerzhaftes Krankenlager. Er wurde auf das Schloß seines Bruders nach Loyola gebracht. In den einsamen Stunden des Krankenlagers erstand vor seiner Seele das Bild eines geistlichen Rittertums, reich an Entsagungen und Opfern, an Siegen und Ruhm, dem er sich zu widmen gedachte. In der Bekehrung der Ungläubigen sah er den Wirkungskreis seiner Zukunft. Nach seiner Genesung begab er sich in das Kloster Montserrat in Aragonien, wo er am Altar der Maria seine Waffen aufhing, um sich ganz dem Dienste der Himmelskönigin zu widmen. Stehend oder knieend hielt er die ganze Nacht nach alter Rittersitte vor dem Bilde seiner neuen Herrin Fahnenwacht. In dürftiger Eremitentracht, mit der er seine ritterliche Kleidung vertauschte, suchte er hierauf das Dominikanerkloster zu Manresa auf, um hier das strenge Leben eines Asketen in Büßungen, täglich wiederholten Geißlungen und strengen Fasten zu beginnen. Er hatte hier Seelenkämpfe wider Zweifel, von denen er angefochten wurde, zu bestehen, um derentwillen man ihn oft mit Luther verglichen hat. Aber seine Kämpfe waren von denen Luthers himmelweit verschieden! Luthers Seelenkampf ging von dem tiefen Gefühl der Sünde und der Verdammnis aus, das sich ihm mit vernichtender Gewalt aufdrängte, der des Ignatius von dem eitlen Drange, in glänzender Nacheiferung die berühmtesten Heiligen zu überbieten; selbst sein Sündenschmerz hatte keinen tieferen Grund. Luther rang sich durch seine Anfechtungen mit der Waffe des göttlichen Wortes hindurch, Ignatius schwelgte in Visionen und Phantasien. Luther gelangte durch seine Kämpfe zur

Gewißheit der Gerechtigkeit vor Gott und des Friedens mit Gott, in einem Glauben, der unerschütterlich auf Gottes Wort und dem Verdienst Christi stand; des Ignatius Bestrebungen liefen in die unbedingte Unterwerfung unter die Autorität des römischen Stuhles aus, und seinen Frieden fand er in der Selbstgerechtigkeit seines eigenen Gewissens. Nach einer Pilgerfahrt, die er nach Palästina unternahm, und nachdem er sich in Barcelona und Alcala die ihm noch mangelnde wissenschaftliche Bildung anzueignen gesucht hatte, finden wir ihn zu dem gleichen Zwecke in Paris, wo er in das Kollegium Montaigu eintrat. Hier gelang es ihm, einen Kreis von Jünglingen um sich zu sammeln, die sich ihm bedingungslos hingaben und die nachmals die ersten Genossen des von ihm begründeten Jesuitenordens geworden sind. Es waren dies Peter Faber (le Fevre), Franz Xaver, Alphons Salmeron, Jakob Laynez, Nikolaus Bobadilla, mit Ausnahme des erstgenannten sämtlich Spanier. Zu diesen kam noch der Portugiese Simon Rodriguez. Diese weihte er in die von ihm ersonnenen geistlichen Übungen (exercitia spiritualia) ein, welche die eigentliche Seele des Jesuitenordens geworden sind. In ihnen übertrug Ignatius die Grundsätze der militärischen Übungen auf das geistige und religiöse Leben. Diese Übungen sollen den Menschen zum Bruche mit seinem sündigen Leben und zum Beginn eines neuen hinleiten, freilich nicht durch die tägliche sittliche Arbeit der Buße, sondern durch eine methodische gewaltsame Dressur, durch lebendige Erregung der Phantasie, die sogar bis zur sinnlichen Wahrnehmung der Höllenqual sich steigern muß.

Am 15. August 1534, dem Tage Mariä Himmelfahrt, versammelte sich die kleine um Ignatius versammelte Schar auf dem Montmartre bei Paris, der damals noch still und einsam außerhalb der Stadt lag. Hier legten sie in der Marienkirche gemeinsam das Gelübde ab, in Palästina zum Wohl der Mitmenschen zu wirken. Wenn sich ihnen aber dort etwa Schwierigkeiten in den Weg stellen sollten, oder überhaupt nach ihrer Rückkehr, wollten sie sich dem Papste zur Verfügung stellen, um sich von ihm überallhin senden zu lassen, wo es immer das Seelenheil des Nächsten erfordere. So ist dieser Tag als der eigentliche Stiftungstag des Jesuitenordens anzusehen, wenn dieser auch vorläufig nur in der Gestalt eines Studentenvereins bestand. Zunächst setzten sie ihre Studien noch weiter fort. Im Jahre 1537 suchten sie bereits die Bestätigung ihrer Verbindung unter dem Namen der „Gesellschaft Jesu" bei dem päpstlichen Stuhle nach. Erst nach langen Verhandlungen wurde sie ihnen am 27. September 1540 vom Papst Paul III. gewährt. Dabei wurde ihnen nächst Armut und Keuschheit vor allen Dingen unbedingter Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl zur Bedingung gemacht. Sie mußten versprechen, jedem Befehle des



Ignaz von Loyola.

Papstes unbedingt zu gehorchen und sich überall hinsenden zu lassen, wohin dieser es für gut hielte, sie zu senden. Aus dem von ihnen gewählten Namen „Gesellschaft Jesu" ist sehr zu ihrem Verdruß die Bezeichnung „Jesuiten" geworden. Der Volkswitz der Protestanten aber nannte sie sehr bald „Jesuwider".

Anfangs wurde die Zahl der Mitglieder auf sechzig beschränkt, aber schon am 15. März 1543 wurde diese Beschränkung durch eine neue Bulle aufgehoben, und die „Gesellschaft Jesu" mit einer Fülle zum Teil unerhörter Vorrechte und Vorteile förmlich überschüttet, und, rasch wachsend, stand sie wie ein völlig unabhängiger Staat im Staate der römischen Kirche da. Sie erhielten die Erlaubnis, in allen Kirchen und auf öffentlichen Plätzen zu predigen, Beichte zu hören, Leuten von allen Ständen Absolution zu er-

teilen und selbst solche Sünden zu vergeben, von deren Schuld sonst nur der päpstliche Stuhl entbinden konnte. Im Jahre 1540 erhielten ihre Güter Befreiung vom Zehnten und noch weitere Vorrechte. Sehr bald gelang es dem Orden, in allen Ländern die weiteste Ausbreitung zu finden. Als Ignatius, der zum General des neuen Ordens gewählt worden war, am 31. Juli 1556 starb, zählte der Orden bereits tausend Mitglieder und hundert Kollegien. Von den dreizehn Provinzen, in die er eingeteilt war, fallen sieben auf Spanien und Portugal, drei auf Italien, eine auf Frankreich und zwei auf Deutschland. Zu den Grundsätzen, in denen der Jesuitenorden seine Mitglieder erzieht, gehört vor allem der blinde Gehorsam, mit dem sich jeder dem Befehle seines Vorgesetzten unterwerfen muß. Als wäre er ein Leichnam — so blindlings hat der Jesuit dem Obern zu gehorchen. Wenn er mitten im Schreiben von ihm einen Befehl erhält, so hat er die Feder, ohne den begonnenen Buchstaben zu vollenden, niederzulegen, um den Auftrag auszuführen. Aber nicht nur sein Handeln, sondern auch seinen Willen, und nicht nur seinen Willen, sondern auch seine Einsicht hat er unter den Vorgesetzten und unter die Kirche zu beugen. Und gerade dieser Verzicht auf die eigene Meinung, dieses schwerste Opfer ist es, was das Wesen des Jesuiten ausmacht. „Wenn die Kirche bestimmt, daß etwas, was unsern Augen weiß erscheint, schwarz ist, so müssen wir sofort erklären, es sei schwarz," so heißt die Forderung der 13. Regel der exercitia spiritualia. Den Befehlen der Vorgesetzten gegenüber gibt es keine Rücksicht auf die Gebote der Vernunft und Sittlichkeit, gibt es keine Stimme des Gewissens, selbst da nicht, wo etwas Sündhaftes befohlen wird. Sünde ist nicht mehr der Verstoß gegen das Gesetz der Moral, sondern der Verstoß gegen die Befehle des Oberen. Durch solche Grundsätze, welche den militärischen Gehorsam weit übersteigen, wird die Grundlage aller Moral aufgelöst. Aber erreicht wird damit, daß jedes einzelne Ordensmitglied ein selbstloses, willenloses, höchst geschmeidiges, höchst tatkräftiges Werkzeug in der Hand des Vorgesetzten wird. Das wirksamste Mittel zu dieser Erziehung sind die sogenannten „geistlichen Exerzitien", in denen das Wesen des Jesuitismus zur schärfsten Ausprägung gelangt ist, und die im eigentlichsten Sinne eine Erfindung des Stifters gewesen sind. Sie gleichen der Drillung und Abrichtung der Rekruten durch den Korporal. Zu dem Gehorsam, der von den Jesuiten gefordert wird, gehört es auch, daß er sich ganz von der Welt loslöst, um desto unwiderstehlicher in ihr zu wirken. Jeder, der in den Orden eintritt, muß die Bande, die ihn an Eltern, Familie und Freunde, an Heimat und Vaterland knüpfen, zerreißen, mit allen gewohnten Verhältnissen brechen, aller edlen, von Gott dem Menschen eingepflanzten Triebe der Anhänglichkeit, der Liebe, der Dankbarkeit, der Treue sich entäußern, um ganz in dem Orden aufzugehen, in dem Orden Vaterland und Vaterhaus zu sehen. Die Persönlichkeit wird in den Staub getreten, der Wille gebrochen, alle gesunde Eigenart vernichtet und ein willenloser und gedankenloser Sklavenwille erzeugt.

Zu den weiteren Grundsätzen, in denen der Jesuitenorden seine Mitglieder schult, gehört es vor allem, daß sie angeleitet werden, ihr Verhalten den Kreisen anzupassen, in denen sie zu wirken bestimmt sind. Es gibt Vorschriften darüber, wie der Jesuit sich in diplomatischen Sendungen und den Großen gegenüber zu verhalten hat, wie bei Privatgesprächen und öffentlichen Reden, wie bei Bekehrungsversuchen und wie beim Abnehmen der Beichte. Ignatius erklärt, daß bei der Bekehrungsarbeit die Klugheit wichtiger sei als die Heiligkeit. Er empfiehlt den Mitgliedern, sich ganz allmählich in das Vertrauen des zu Bekehrenden einzuschleichen und einzuschmeicheln und ihm zuerst vieles stillschweigend hingehen zu lassen. Nur langsam soll er anfangen, von geistlichen Dingen mit ihm zu reden.

Eine ganz besondere Fürsorge wandte der Jesuitenorden von Anfang an der Erziehung der heranwachsenden Jugend aus den höheren und gebildeten Ständen zu. Daher ließ er es sich angelegen sein, wohin er kam, Kollegien zu bilden, bei denen Gymnasien eingerichtet und womöglich die Universitätsstudien gepflegt wurden. Aber auch hier war alles

darauf angelegt, den Geist zu knechten und zu knebeln und die Zöglinge zu blindem Gehorsam anzuleiten. Auch diese religiöse Erziehung beschränkte sich auf das gedankenlose und äußerliche Einexerzieren des Gebarens.

Auf die niedrigen Klassen des Volkes suchte der Jesuitenorden durch die von ihm auf die Spitze getriebene Ausbildung des Heiligendienstes und der Marienanbetung einzuwirken. Immer neue Andachten wurden erfunden, die wundertätigen Bilder in unerschöpflichem Maße vermehrt, falsche Reliquien und zauberkräftige Talismane dargeboten und empfohlen, kurz alle Mittel eines „frommen Betruges" angewandt. Die sittlichen Grundlagen des Christentums wurden dadurch gänzlich zerstört und zugleich an die Stelle des Glaubens an den Erlöser ein völlig heidnischer Götzen- und Fetischdienst gesetzt, der höchst klug auf die Gedankenlosigkeit, Glaubensmattigkeit und Gewissensbequemlichkeit der rohen Massen — und freilich nicht nur ihrer — berechnet war.

Das wirksamste, aber auch das unsittlichste Mittel, dessen sich der Jesuitenorden bediente, um die Gemüter zu beherrschen, war die Ausnutzung des Beichtstuhls, durch den sie besonders in vornehmen Kreisen Eingang zu gewinnen wußten. Die Absolution war bei ihnen mit einer Leichtigkeit zu erlangen, die den Ernst des Gewissens abstumpfte und ertötete. „Da es nun doch einmal schlechte Menschen gab, war es besser, daß sie schlechte Katholiken als schlechte Protestanten seien" — das war der Grundsatz, nach welchem die Jesuiten bei der Beichte verfuhren. Man sah nicht auf das Ganze und Innerliche des Lebens und der Gesinnung, sondern auf die Einzelheiten und Äußerlichkeiten und auf die einzelnen Vergehen und Sünden. Es galt nicht die sittliche Erhebung des reumütigen Herzens, sondern die Bestrafung des einzelnen Falles. Römische Schriftsteller pflegen es mit großer Entrüstung zurückzuweisen und für eine Verleumdung zu erklären, wenn dem Ignatius und seinen Jüngern nachgesagt wird, sie hätten den Satz aufgestellt: „Der Zweck heiligt die Mittel". In der Tat hat er dieses berüchtigte Wort nicht ausgesprochen, aber dennoch ergibt es sich mit Folgerichtigkeit aus der Sittenlehre und Beichtübung der Jesuiten. Denn was anders bedeutet es, wenn er den blinden unbedingten Gehorsam, der sich dem Befehle der Oberen unterordnet, an die Stelle des eigenen Willens setzt, und damit für das sittliche Urteil über die Mittel keinen Raum läßt, oder wenn er sich zu dem Satze versteigt: „Bei Zweifeln und Bedenken, ob eine Handlung sündhaft oder erlaubt sei, solle der Mensch seinen Geist auf Gott richten, wenn er dann vor ihm zum Urteil komme, daß dieses Wort oder diese Tat Gottes Ruhm zum Zweck habe, oder wenigstens ihm nicht entgegen sei, dann solle er, ohne dem Bedenken im geringsten nachzuhängen, handeln."

Es ist begreiflich, daß Loyola, nachdem der Kampf gegen die Ketzer neben der Bekehrung der Ungläubigen die Hauptaufgabe des von ihm gestifteten Ordens geworden war, sein Augenmerk insbesondere auf Deutschland richtete. Hier fand er den wichtigsten Schauplatz für den Kampf gegen den Protestantismus. Der Orden war daher kaum bestätigt, als auch schon seine ersten Sendboden auf deutschem Boden erschienen, zuerst noch ganz zurückhaltend, nur still beobachtend, gleich einer zur Erforschung des Geländes ausgesandten Patrouille. Auf dem Konzil zu Trident, wohin Pierre le Fèvre (Favre) und Claude Jay (latinisiert Gajus) den päpstlichen Legaten begleiteten, knüpften sie die ersten Beziehungen zu deutschen Bischöfen an und durch sie zu einflußreichen fürstlichen Personen, dem König Ferdinand von Österreich und dem Herzog von Bayern. Immerhin verging fast noch ein ganzes Jahrzehnt, bevor es den Jesuiten gelang, sich in Deutschland dauernd einzunisten. Sie kamen und gingen, aber sie ließen überall die Spuren ihres Einwirkens zurück. Gleich Bazillen, die ihre Krankheitskeime in einen Körper hineintragen, wußten sie das Jesuitengift in Deutschland einzuimpfen. Mit der Zeit erreichten sie das Ziel. Es gelang Ignatius, an Peter Canisius einen tätigen und einflußreichen Genossen zu gewinnen, der zum Bahnbrecher für den Jesuitenorden in Deutschland geworden ist.

Der Raum gestattet uns nicht, auf das Leben und Wirken dieses ersten deutschen Jesuiten näher einzu-

gehen. Es sei hier nur bemerkt, daß es durch diesen dem Jesuitenorden gelang, zuerst in Wien und dann nach der Überwindung mancher Schwierigkeiten in Ingolstadt festen Fuß zu fassen. Von dem ersteren Orte aus wurden die österreichischen Lande, insbesondere Böhmen, Mähren, Schlesien, von dem letzteren aus wurde Bayern mit einem Netze von Jesuitenniederlassungen überspannt; auch Köln wurde ein Hauptstützpunkt des Ordens, von dem aus er am Rhein und in Westdeutschland Schritt für Schritt vordrang. Schon in den Jahren 1560 und 1561 entstanden zu Trier und Mainz Jesuitenkollegien. Canisius wurde als erster „Provinzial" für Deutschland über alle diese Niederlassungen gesetzt.

Um die nötigen Kräfte für die Wirksamkeit des Jesuitenordens in Deutschland zu gewinnen, hatte der Ordensstifter Ignatius schon im Jahre 1542 in Rom das Collegium germanicum gegründet, in welchem deutsche Jünglinge zu Weltpriestern, Missionaren, Professoren herangebildet wurden, um dann nach der dort erhaltenen Ausbildung in Deutschland im Dienste des Ordens verwendet zu werden. Die Stiftungsurkunde dieses Kollegiums bezeichnet es offen als dessen Zweck, unerschrockene Glaubenshelden in allen Gauen Deutschlands zu gewinnen, welche zur Entdeckung des verborgenen Giftes der Ketzerei, zur Besiegung und Vernichtung der offenen Irrtümer mit Wort und Tat verwandt werden könnten.

Nachdem der Jesuitenorden in Deutschland einmal festen Fuß gefaßt hatte, war es mit dem mühsam hergestellten Religionsfrieden vorbei. Wohin dieser Orden seinen Fuß setzte, da wußte er auch das Feuer der Zwietracht zu schüren, und kein Mittel wurde verschmäht, um die Ausrottung der Ketzer ins Werk zu setzen. Hatten sich die Jesuiten in Österreich unter dem mildgesinnten Kaiser Maximilian II. keiner besonderen Gunst zu erfreuen gehabt, so kamen unter Kaiser Rudolf II., der ganz unter ihrem Einfluß stand, um so glänzendere Zeiten. Schon bald nach seinem Regierungsantritt hob er im Jahre 1578 die freie Religionsübung in allen österreichischen Städten auf. In Bayern wurde nach dem Einzug der Jesuiten in Ingolstadt unter Herzog Albrecht die vollständige Ausrottung des Protestantismus als Ziel ins Auge gefaßt. Alle Beamten mußten sich durch einen Eid zum römischen Glauben verpflichten. Dann wurde er von allen Untertanen gefordert. Wer ihn verweigerte, mußte die Heimat verlassen. Jesuiten wurden durch das Land geschickt, um für die Durchführung des Befehls Sorge zu tragen, wobei es vielfach nicht ohne Gewalttätigkeiten abging. In großer Zahl wurden von den Magistraten protestantische Bürger aus der Stadt gewiesen, Bauern in Scharen von den Gütern gejagt, andere ins Gefängnis geworfen, um dort von den Jesuiten bearbeitet zu werden; selbst Frauen mit Säuglingen an der Brust wurden nicht verschont. Erbarmen durften die Beamten nicht üben; die Lässigen wurden ihres Amtes enthoben. Die peinlichsten Untersuchungen wurden auf Veranlassung der Jesuiten gegen jeden der Ketzerei Verdächtigen angestellt, und kein Mittel unbenutzt gelassen, um die Bewohner gegen alle ketzerischen Einflüsse abzusperren. Aufs strengste wurde namentlich den Grenzbewohnern der Besuch auswärtiger Schulen, überhaupt der Aufenthalt an ketzerischen Orten verboten. Handwerksburschen und Dienstboten wurde die Erlaubnis, in die Fremde zu gehen, überhaupt nur dann erteilt, wenn ausreichende Bürgschaften für ihre Glaubensfestigkeit vorlagen. Wer sich gleichwohl draußen verführen ließ, blieb für immer aus der Heimat ausgestoßen. Entvölkerung und Verarmung des Landes, Verengung des Geistes seiner Bewohner, das waren die traurigen Folgen dieser in Bayern durchgeführten Gegenreformation, zu welcher der Landesherr und die Jesuiten sich die Hände reichten. Aber mit solchen Opfern wurde es erkauft, daß Bayern bald die Hochburg des Papsttums in Deutschland wurde. München wurde der Mittelpunkt einer im Dienste der ultramontanen Richtung stehenden Presse, während alle reformatorischen Schriften, die auch in Bayern in Bürger- wie in Bauernhäusern mit Eifer gelesen wurden, heimlich aufgespürt, und ihr Lesen durch strenge Verbote untersagt wurde.

Auch außerhalb seines Landes suchte Herzog Albrecht, soweit seine Macht und sein Einfluß reichte, der Alleinherrschaft des katholischen Glaubens Gel-



Der protestantische Friedhof mit der Cestiuspyramide zu Rom.

tung zu verschaffen. Den jungen Markgrafen Philipp von Baden-Baden, dessen Vormund er war, ließ er nach München kommen und von Jesuiten erziehen. Zugleich sandte er den Grafen Schwarzenberg, seinen Landhofmeister, und den Jesuiten Georg Schorig, die sich beide schon in der Bekehrung Niederbayerns bewährt hatten, in die Markgrafschaft, um dort die Herrschaft des Papismus durchzuführen. Alle Proteste der evangelischen Einwohner waren umsonst. Sie mußten es ansehen, wie ihre Prediger vertrieben, ihre Schulen mit Papisten besetzt wurden. Bald folgte die Ausweisung aller Evangelischen aus dem Lande. In zwei Jahren (1571) war die ganze Markgrafschaft Oberbaden dem Papismus zurückgewonnen.

Eine willkommene Handhabe, um die dem Katholizismus schon verlorenen Gebiete für die römische Kirche zurückzuerobern, bot den Jesuiten der in den Religionsfrieden von Augsburg aufgenommene, obenerwähnte geistliche Vorbehalt, nach welchem jeder geistliche Fürst, der von der alten Religion abtreten würde, sein Besitztum sofort verlieren sollte, worauf dann dem Kapitel und den sonst Wahlberechtigten überlassen sein sollte, eine der alten Religion verwandte Person zu wählen. Von katholischer Seite wurde jede Erledigung eines erzbischöflichen oder bischöflichen Stuhles, sowie einer reichsunmittelbaren Abtei wahrgenommen, um auf Grund des geistlichen Vorbehaltes diese Gebiete für immer an die römische Kirche zu ketten. Zwar vermochten sie nicht immer damit durchzudringen. Kurfürst August von Sachsen ließ sich nicht abhalten, die vom kursächsischen Gebiete umschlossenen Lande der Bischöfe von Merseburg und Meißen nach dem Tode ihrer bisherigen Inhaber seinen Landen einzuverleiben und seiner Landeshoheit zu unterstellen. Das gleiche geschah in Naumburg, als drei Jahre später der dortige Bischof Julius Pflug mit Tode abgegangen war. Der Einspruch, den Kaiser Ferdinand gegen dieses Verfahren erhob, blieb ohne Erfolg. Die Stifter blieben mit den kursächsischen Landen verbunden, indem ihre Verwaltung bald dem jeweiligen Kurfürsten, bald einem jüngeren Prinzen seines Hauses übertragen ward. Noch leichter als die sächsischen Stifter wurden um dieselbe Zeit die Bistümer Havelberg, Brandenburg und Lebus in die gleiche Verbindung mit dem Kurhause von Brandenburg gebracht. Demselben Hause war auch das Erzbistum Magdeburg und das schon früher mit diesem verbunden gewesene Bistum Halberstadt zugefallen, indem Sigismund, der Sohn Kurfürst Joachims II. von Brandenburg, zum Erzbischof von Magdeburg gewählt und dann vom Papst bestätigt und vom Kaiser belehnt worden war. Nach dessen Tode ist Magdeburg bis zum dreißigjährigen Kriege ununterbrochen mit kurbrandenburgischen Prinzen besetzt worden, während Halberstadt nach Sigismunds Tode im Jahre 1566 an das ebenfalls evangelische Haus Braunschweig-Wolfenbüttel überging. Auch das Erzbistum Bremen sowie die Bistümer Verden und Lübeck gelangten in protestantische Hände. In dem ersteren wurde der noch sehr junge Herzog Heinrich von Lauenburg von dem Domkapitel gewählt. Um so begieriger richtete die nunmehr ganz unter jesuitischen Einflüssen stehende katholische Partei ihr Augenmerk auf die im nordwestlichen Deutschland gelegenen Bistümer Münster, Osnabrück, Paderborn, Hildesheim und vor allem auf das mit der Kurwürde verbundene Erzbistum Köln. In den vier erstgenannten Bistümern hatte die Reformation unter der Bevölkerung große Fortschritte gemacht, und auch im Erzbistum Köln hatte die evangelische Lehre noch immer zahlreiche Anhänger. Um so mehr mußte der katholischen Partei daran gelegen sein, an die Spitze dieser geistlichen Herrschaften Männer zu stellen, die sich verpflichteten, sich nicht nur selbst zum Katholizismus zu halten, sondern auch den katholischen Glauben in den Stiften zu befördern und alle verbotenen Sekten auszurotten. Zuerst wurde Hildesheim von diesem Geschick ereilt. Auch in ihm war, wie in den geistlichen Gebieten Westfalens, die Reformation durchgedrungen. Schon im Jahre 1542 bekannte sich die gesamte Bürgerschaft der Stiftshauptstadt zum Evangelium. Doch blieben dem altkirchlichen Gottesdienste einige Kirchen eingeräumt. Man lebte hier friedlich nebeneinander, bis der katholische Bischof Burkhardt den bayrischen Herzog Ernst zu seinem Koadjutor und dereinstigen Nachfolger berief. Dieser

wurde nach dem im Jahre 1573 erfolgten Tode Burkhardts auch wirklich zum Bischof gewählt und vom Papste schleunigst bestätigt. So drängte sich das streng katholische bayrische Fürstenhaus in diese längst evangelische Landschaft ein, um hier wie auf einem vorgeschobenen Posten Stellung zu nehmen. Mit dem kirchlichen Frieden in Hildesheim war es von diesem Augenblicke an vorbei. Der bayrische Sieg in Hildesheim hatte bald darauf auch den Sieg des Ultramontanismus in dem Gebiete von Fulda zur Folge. Auf den evangelisch-gesinnten Abt Philipp von Schenk zu Schweinsberg folgte im Jahre 1570 ein ultramontan-katholischer Abt, der mit Hilfe der Jesuiten alle reformatorischen Einrichtungen rückgängig machte und all die von den Jesuiten betriebenen Bekehrungsmittel zur Anwendung brachte.

Im Jahre 1582 trat im Erzbistum Köln der in dem geistlichen Vorbehalt des Augsburger Religionsfriedens vorgesehene Fall ein, daß ein sich im Besitze einer geistlichen Herrschaft befindlicher Fürst die evangelische Lehre annahm. Der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, vermählte sich mit der Gräfin Agnes von Mansfeld und trat zum protestantischen Glauben, und zwar zum reformierten Bekenntnis über, gedachte aber sein Erzbistum als Kurfürst zu behalten. Kaiser Rudolf II. legte dagegen den heftigsten Widerspruch ein. Da schon die drei weltlichen Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Kurpfalz Protestanten waren, würden diese durch die Belassung Gebhards im Besitze des Kurfürstentums Köln im kurfürstlichen Rate die Mehrheit erhalten haben. Der Papst tat den Erzbischof in den Bann und setzte ihn ab. Spanische Truppen rückten zu seiner Vertreibung in Köln ein; die Protestanten aber ließen ihn im Stich, weil er Calvinist war. Das Domkapitel erwählte den Herzog Ernst von Bayern zum Erzbischof, der sich im Jahre 1584 in den Besitz des Landes setzte. Da dieser nach langen schweren Kämpfen, deren Schilderung hier zu weit führen würde, auch seine Wahl zum Bischof von Münster durchzusetzen wußte, so waren nun die drei geistlichen Gebiete des nordwestlichen Deutschlands Köln, Münster und Hildesheim in der Hand des erzkatholischen Wittelsbacher Prinzen vereinigt, der außerdem noch Bischof von Freising und Lüttich war. Obwohl eine solche Häufung von geistlichen Würden vom Papst wiederholt verboten worden war, glaubte man doch um der Verdienste willen, die sich das Haus Wittelsbach um die Wiederherstellung des Katholizismus in Deutschland erworben hatte, eine Ausnahme machen zu müssen. Auch nach dem Bistum Paderborn versuchte Herzog Ernst von Bayern seine Hand auszustrecken. Hier gelang es ihm zwar nicht so wie in Münster, aber auch hier wurde in der Person Dietrichs von Fürstenberg ein streng katholisch gesinnter Bischof gewählt, der, unbekümmert um den heftigen Widerstand seines fast ganz evangelischen Sprengels, von den Jesuiten aufs beste unterstützt, die Wiederherstellung des Papismus energisch in die Hand nahm. Noch im Jahre 1590 hielt die Bevölkerung der „fünf Bauernschaften" von Paderborn standhaft an dem evangelischen Glauben fest, so daß die Jesuiten über den „dürren Paderborner Acker" klagten, der ungemeine Mühe mache und doch keine Früchte trage: aber anderthalb Jahrzehnte weiter, und der Protestantismus war so gut wie völlig ausgerottet.

Auch in Aachen, wo sich eine große Zahl der Bürgerschaft dem Protestantismus zugewandt hatte, so, daß sogar der Stadtrat zu einem großen Teil aus Protestanten bestand, wußte der Bischof von Lüttich, zu dessen Sprengel Aachen gehörte, die Vertreibung der Evangelischen durchzusetzen.

Leider fehlte es auch an deutschen Fürsten nicht, die aus politischen Rücksichten ihren Glauben verleugneten und nicht bloß für ihre Person zum Katholizismus übertraten, sondern ihn auch in ihren Ländern wieder mit Gewalt einführten. So geschah dies von seiten des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der wegen der Streitigkeiten über die jülich-clevische Erbfolge seinen evangelischen Glauben verleugnete, um sich dadurch des Beistandes der katholischen Mächte zu versichern. Dabei diente leider die Uneinigkeit der Protestanten unter sich nur allzusehr dazu, die Gegner zu ermutigen und den auf die Vernichtung des Protestantismus gerichteten Be-

strebungen Vorschub zu leisten. Mit wie weitgehenden Plänen und großen Hoffnungen man sich auf dieser Seite trug, davon zeugte eine im Jahre 1586 erschienene Schrift, die unter dem Titel: „Feststellung mancherlei Religion und Glauben" erschien, ein Machwerk der Jesuiten, das mit unvergleichlichem Hohne auseinandersetzte, daß der „Religionsfriede" vom Jahre 1555 keine Geltung habe, und die Vernichtung der Ketzer nur eine Frage der Zeit sei.

So deuteten schon am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts alle Anzeichen darauf hin, daß der zu Augsburg geschlossene Friede von der katholischen Partei nur als ein Waffenstillstand angesehen wurde, an den man sich nur so lange gebunden hielt, als die Verhältnisse es noch nicht gestatteten, ihn völlig zu beseitigen. Es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um das Feuer des Krieges, der im folgenden Jahrhundert Deutschland dreißig Jahre hindurch verwüsten sollte, in hellen Flammen auflodern zu lassen.



46*

Zeittafel der Reformationsgeschichte.

1170. Petrus Waldus geb.
1360. Johann Wiklef geb. († 1387.)
1415 und 1516. Hus und Hieronymus zu Kostnitz verbrannt.
1418. Husiten, Taboriten, Kalixtiner. Husitenkrieg.
1433. Konzil zu Basel.
1436. Ende des Husitenkrieges.
1482. Ökolampadius geb.
1483. 10. November, Luther zu Eisleben geboren.
1484. Zwingli geb.
1497. Melanchthon geb.
1497—1501. Luther in Eisenach.
1498. Savonarola wird verbrannt.
1501. Luther bezieht die Universität Erfurt.
1505. Luther wird Doktor der Philosophie. — Eintritt ins Augustinerkloster zu Erfurt.
1508. Luther kommt als Lehrer (Professor) an die Universität Wittenberg.
1510 und 1511. Luther reist nach Rom. — Luther wird Doktor der Theologie.
1517. Tetzels Ablaßhandel. — Luther schlägt am 31. Oktober die 95 Thesen an.
1518. Reichstag zu Augsburg. — Luther vor Cajetan.
1519. Luthers zweite Verantwortung vor Miltitz. — Karl V. wird deutscher Kaiser. — Disputation Luthers zu Leipzig mit Dr. Eck. — Melanchthon tritt an Luthers Seite.
1520. Schriften Luthers: „An den christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", „Von der Freiheit eines Christenmenschen". — 10. Dezember. Verbrennung der Bannbulle.
1521. Luther auf dem Reichstage zu Worms (17. und 18. April.) — Das Wormser Edikt. — Luther auf der Wartburg. — Reichsacht über Luther. — Übersetzung des Neuen Testamentes auf der Wartburg.
1522. Erste gedruckte Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments. — Luther verläßt die Wartburg und eilt nach Wittenberg (Bilderstürmer). — Abschaffung der Messe und Gottesdienst in deutscher Sprache. — Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. — Das erste deutsche Gesangbuch erscheint (bezw. 1524).
1523. Abermalige, vergebliche Bannbulle gegen Luther. — Vergebliche Reichstage zu Regensburg, Augsburg und Speier.
1524. Luther entsagt dem Mönchsstande. — Erstes evangelisches Gesangbuch mit 18 Luther-Liedern. — Schreiben Luthers an die Bürgermeister und Ratsherren. — Philipp der Großmütige erklärt sich für die Reformation. — Bauernkrieg.
1525. Schlacht bei Frankenhausen. — Ende des Bauernkrieges. — Tod Friedrich des Weisen. — Johann der Beständige (bis 1532). — Einführung der Reformation in Preußen. — Luthers Verheiratung mit Katharina von Bora. — Luthers Schrift: „Wider die räuberischen, mörderischen Bauern". — Luther gegen Erasmus: „Vom unfreien Willen."
1526. Einführung der Reformation in Hessen. — Schutz- und Trutzbündnis zu Torgau.

1527. Beginn der Kirchen- und Schulvisitationen Luthers in Sachsen.

1528. Luthers weitere Visitationen. — Entwurf der Katechismen.

1529. Reichstag zu Speier. — Aufkommen des Namens „Protestanten". — Erneuerung des Wormser Ediktes. — Ausarbeitung von 17 Glaubensartikeln durch Luther und andere zu Schwabach. — Religionsgespräch zu Marburg.

1530. Reichstag zu Augsburg. — Luther durchsieht nochmals die Schwabacher Artikel und übergibt sie zu Torgau. — Luther auf Koburg. — Übergabe des evangelischen Glaubensbekenntnisses (25. Juni). — Augsburgische Konfession. — Apologie der Evangelischen.

1531. Ulrich Zwingli †. — Ökolampadius †. — Abschluß des Schmalkaldischen Bündnisses; von Luther widerraten.

1532. Reichstag zu Nürnberg. — Erster Religionsfriede. — Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen.

1534. Luthers vollständige Bibelübersetzung erscheint.

1534—1536. Münstersche Unruhen. — (Münster erobert. Ende des Reichs der Wiedertäufer. Johann von Leyden. Knipperdolling.)

1536—1537. Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes und Abfassung der Hauptartikel (Schmalkaldische Artikel) der christlichen Religion durch Luther.

1537. Menno Simonis reformiert die Wiedertäufer.

1539. Herzog Heinrich von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg bekennen sich zur evangelischen Lehre. — Ignaz Loyola stiftet den Jesuitenorden.

1545. Kirchenversammlung zu Trient. — Verdammung aller Andersgläubigen.

1546. (18. Februar.) Luthers Tod zu Eisleben (begraben in Wittenberg).

1547. Schmalkaldischer Religionskrieg. — Schlacht bei Mühlberg.

1552. Moritz bewirkt den Passauer Vertrag.

1555. Religionsfriede zu Augsburg.



Ausgewählte Predigten D. Martin Luthers.*)

1. Am ersten Weihnachtsfeiertag.

Luk. 2, 1—14: Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde. Und diese Schatzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war, und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land, zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum, daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe. Die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen und die Klarheit des Herr leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

*) Zusammengestellt von D. Georg Buchwald.

Dieses Fest von der Geburt unsers lieben Herrn Jesu Christi ist vornehmlich um der Ursache willen unter den Christen eingesetzt, daß man die Geschichte predigen und wohl lernen soll, daß sie bei dem jungen Volk und gemeinem Mann im Gedächtnis bleibe, daß sie es wohl in das Herz bilden und ihren Erlöser recht lernen erkennen. Denn ob man es jährlich sagt, so läßt es sich doch nicht gar auspredigen noch auslernen. Wir wollen deshalb das Evangelium in zwei Stücke teilen: erstlich die Geschichte aufs einfältigste erzählen, wie sie zugegangen, darnach hören, was die lieben Engel davon predigen und singen.

Das erste Stück in der Geschichte ist dies, daß Christus geboren ist eben zu der Zeit, da unter dem Kaiser Augustus zum ersten Male die Juden und ihr Vermögen geschätzt worden sind. Da hat unser lieber Herr Christus zu regieren, wiewohl heimlich, in der Welt angefangen und muß ihm der große Kaiser Augustus samt seinem Reich dienen, wiewohl unwissend, und Ursach mit seinem Gebot dazu geben, daß die Jungfrau Maria samt ihrem vertrauten Mann Joseph gen Bethlehem reiste und, wie die Propheten zuvor geweissagt hatten, den Heiland der Welt daselbst an das Licht bringt.

Als sie nun, dem Kaiser Gehorsam zu leisten, aus Galiläa nach Judäa gen Bethlehem gekommen sind,

sagt der Evangelist, sei die Zeit vorhanden gewesen, daß die Jungfrau Maria gebären sollte. Da ist doch gar all Ding ungerüstet und ungeschickt. Siehe, die zwei Eheleutlein sind in einem fremden Land, in einer fremden Stadt, da sie weder Haus noch Hof haben, und ob sie schon, wie es kaum gefehlt hat, Freunde da haben, so haben doch dieselben ihrer nichts geachtet. Über das alles war die Stadt dazumal so voll, daß, wie der Evangelist sagt, sie keinen Raum hätten in der Herberge, müssen derhalben in den Kuhstall und sich da wie die armen Leutlein behelfen. Da wird weder Spind, Leinlaken, Polster, Kissen noch Federbett gewesen sein. Ein Bund Stroh hat da müssen das Beste tun, daß sie bei dem lieben Vieh ihnen ein Ruhestättlein gemacht haben. Daselbst im harten Winter bei Nacht wird die edle gebenedeiete Frucht, das Kindlein Jesus, geboren.

Das ist kurz die Geschichte, welche ohne Zweifel der Evangelist so eigentlich uns hat wollen vormalen, die wir sonst so kalt sind, ob er doch ein wenig unsere Herzen erwärmen könnte, weil unser Heiland so elendiglich auf diese Welt geboren ist. Bethlehem wäre wohl wert gewesen, daß sie dazumal in den Abgrund der Hölle versunken wäre, die nicht so viel Ehre ihrem Heiland beweist, daß sie ihm irgend eine Mulde zur Wiege oder ein Bankpfühl als ein Kissen leiht. Seine Wiege ist erstlich der Mutter Schoß, darnach die Krippe. Also wiegt man dies Kindlein ein. Die arme Kindbetterin, will sie nicht erkalten, so mag sie sich mit ihrem Mäntlein und andern geringen Gerätlein, das sie mitgehabt, decken; denn hier ist niemand, der Kind oder Mutter etwas leihen, ihnen dienen oder mit dem Geringsten helfen wollte.

Warum malt doch der Evangelist diese Geburt so arm und elend? Darumb, daß du daran gedenken und nimmermehr vergessen sollst und dir's auch läßt zu Herzen gehen und sonderlich, weil du hier hörst, es sei dir zugut geschehen, daß du drüber fröhlich und Gott auch dankbar seist. Es ist eben eine weite Reise von Nazareth aus Galiläa gen Bethlehem, ja so weit als aus Sachsen nach Franken, wo nicht weiter. Da ist wohl zu gedenken, daß sie nicht viel Hausrat mitgeführt oder getragen haben. So werden die Windeln oder was sonst zu solchem Handel gehört, auch nicht sehr köstlich gewesen sein, daß sie das Kindlein vielleicht in ihren Schurz oder Hemd eingewickelt und in die Krippe gelegt hat. Denn sie hat es nicht immer im Schoß haben können, hat ihm die Tüchlein wärmen, damit ein Bettlein machen und anderes tun müssen. Indeß hat sich das liebe Kindlein in der Krippe im Stroh und Heu behelfen müssen. Joseph hat auch müssen das Beste tun und kann wohl sein, daß irgend eine Magd im Hause mit Wasserholen und anderm ihnen gedient habe als in einer Not, da jedermann zu helfen willig sein soll. Aber solches ist nicht geschrieben.

Und ist wohl zu vermuten, ob man schon gesagt hat, es sei ein jung Weib im Kuhstall gelegen, daß sich doch seiner niemand angenommen habe. Pfui dich an, du schändlich Bethlehem, die du dich so hart und unbarmherzig gegen deinen Heiland stellst, daß du ihm auch den geringsten Dienst nicht erzeigst!

Das ist das erste Stück von der Geschichte, welche uns darum so vorgeschrieben ist, daß wir lernen sollen, das Bild ins Herz fassen, wie unser lieber Herr Jesus so elendiglich in dieser Welt geboren sei, auf daß wir lernen, Gott für solche treffliche Wohltat danken und loben, daß wir armen, elenden, ja auch verdammten Menschen heute zu so großen Ehren kommen, daß wir Ein Fleisch und Blut mit dem Sohn Gottes geworden sind. Denn eben der ewige Sohn des ewigen Vaters, durch welchen Himmel und Erde aus nichts erschaffen ist, der ist, wie wir hören, ein Mensch worden und auf die Welt geboren, wie wir, nur daß es mit ihm ohne alle Sünde zugegangen ist. Derhalben mögen wir rühmen, daß Gott unser Bruder, ja unser Fleisch und Blut worden sei.

Wenn nun wir Menschen solches recht bedenken und von Herzen glauben könnten, so sollte gewißlich solche unaussprechliche Gnade und Wohltat unsers lieben Herrgotts eine hohe große Freude machen und uns treiben, daß wir Gott von Herzen dafür dankten, ihn liebten und gern uns seines Willens halten würden.

So ist nun die Ursache, daß diese Geschichte jährlich gepredigt wird, auf daß ein jeglich junges Herz solches in sich bilde und Gott dafür danke und spreche: Es hat nicht Not mit mir; denn ich habe einen Bruder, der ist worden, wie ich bin. Warum er nun also worden sei und was er dadurch habe ausrichten wollen, sage ich noch nicht. Denn darum ist's geschehen, daß er uns errettete von der Sünde und ewigem Tod. Aber ich will jetzt allein sagen von der Ehre des ganzen menschlichen Geschlechts, deren wir uns mit der Wahrheit rühmen und fröhlich darüber sein sollen, daß der Sohn Gottes Mensch geworden ist. Solcher Ehre können alle Menschen sich rühmen. Die Christen aber haben darnach ein Höheres, daß sie solcher Ehre

auch in Ewigkeit genießen sollen. Dies Stücklein sollen wir aufs Erste von dieser Geschichte merken.

Zum andern dient dies treffliche Exempel uns auch dazu: Weil Christus, der Sohn Gottes, sich so demütigt und all seine Ehre an das arme Fleisch gewandt und die göttliche Majestät, davor die Engel zittern, sich so heruntergelassen hat, geht daher wie ein armer Bettler; droben im Himmel beten ihn an die Engel, hier unten auf Erden dient er uns und legt sich in unsern Schlamm. Weil nun, sage ich, der Sohn Gottes solches getan hat, so sollen wir auch lernen, ihm zu Lob und Ehren gern demütig sein und seinem Wort nach unser Kreuz auf uns nehmen, allerlei Trübsal leiden und ihm also folgen. Denn was kann's uns schaden oder warum wollten wir uns des Leidens schämen, da unser lieber Herr Frost, Hunger und Kummer gelitten hat? So denn dein Bruder, der König Himmels und der Erden und aller Kreatur darinnen, so elend sich daher legt, pfui dich mal an, warum wolltest du so herrlich sein und so gar nichts leiden? Wer bist du denn? Ist's nicht wahr, du bist ein armer Sünder, der du nicht wert bist, daß du auf einer Hechel sollst liegen? Liegst dennoch da auf einem weichen Bett, da dein Herr auf dem harten Stroh und in einer Krippe liegt!

Solches Heilands lassen sich die großen Herren zu Jerusalem bedünken, sie bedürften seiner nicht. Die armen Hirten aber bedürfen seiner. Darum wird denselben solcher Schatz am ersten vom Engel in einer feinen, kurzen Predigt verkündigt, in welcher er uns dahin weist, wie es alles darum zu tun sei, daß wir uns solches Heilands freuen sollen, der uns von Sünde, Tod, Teufel und Hölle erlösen will. Denn also lautet diese Predigt: „Fürchtet euch nicht! Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr."

Mit diesem Namen „Christus" greifen sie in die Schrift und fassen auf einem Haufen alle Propheten zusammen. Denn alles, was geschrieben ist, lenkt sich dahin, daß man hoffen und warten soll des Mannes, der da Christus heißt. Denn das Gesetz konnte wider Sünde und Tod nicht helfen, eigene Werke und Frömmigkeit konnten auch nicht helfen. Solches war allein auf Christum gespart: der sollte es tun. Da sehen die Engel hin und predigen hier: Dieser ist's, der es tun soll, an dem jedermann alles finden soll, was zur Vergebung der Sünden und ewigem Leben gehört.

Das ist die köstliche Engelspredigt. Zu der kommen viel tausend andere Engel und heben eine schöne Musik an, daß, gleichwie die Predigt eine Meisterpredigt ist, so folgt auch ein schöner Meistergesang darauf, ein Engelsgesang, dergleichen man zuvor nie in der Welt gehört, und lautet also: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Das ist ein Gesang von drei Leisen oder Gesetzen. Das erste Gesetz müssen wir nicht allein so verstehen, daß es lehre, was wir tun sollen, sondern daß es nun hinfort so gehen werde, weil dieser Heiland geboren ist, daß wir Gott sein Lob und Ehre geben werden. Denn durch dies Kindlein allein können wir lernen und gewiß sein, daß Gott ein gnädiger, barmherziger, gütiger Gott ist, sintemal er seines eingebornen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn um unsertwillen hat Mensch werden lassen. Diese unaussprechliche, große Wohltat dringt und treibt darnach die Herzen, daß sie sich in rechter Liebe, Vertrauen und Hoffnung gegen Gott auftun, ihn darum loben und danken.

Solche Frucht, singen die Engel, wird folgen und geht nun an, daß Gott recht geehrt wird in der Höhe. Nicht mit äußerlichen Werken, die können nicht hinauf in den Himmel steigen; sondern mit dem Herzen, das sich von der Erde in die Höhe zu solchem gnädigen Gott und Vater mit Danksagung und herrlicher Zuversicht erhebt und über sich schwingt.

Solches heißt Gott recht ehren und ihn zu seiner Ehre und Majestät kommen lassen, daß man sage: Lieber Herrgott, was wir haben und brauchen, ist alles dein; wir haben es ja nicht gemacht, du hast's uns gegeben. Das aber ist sonderlich dein eigen Werk und Barmherzigkeit, daß wir dem Teufel entlaufen, von Sünden frei und ledig worden sind. Derhalben gebührt dir allein die Ehre davon und nicht mir. Mit solchen Rosen will Gott von uns geschmückt sein, daß wir's ihm ganz und gar geben, alle Ehre von uns werfen und ihm mit Danksagung heimtragen, ebensowohl von den geringsten Gaben als den größten.

Das ist eine Leise oder Gesetz von diesem Lied, in welchem die lieben Engel alles zumal, was wir sind und haben, zusammenfassen, sonderlich aber die geistlichen Gaben und den Gottesdienst, der da heißt Gerechtigkeit, Heiligkeit, Weisheit, gute Werke; und heißen uns, wir sollen's nicht hienieden behalten, sondern hinauf werfen und Gott allein die Ehre geben. Das wird nun geschehen, singen sie, durch dies Kindlein. Folgt das andere Gesetz:

„Friede auf Erden.“ Das muß man verstehen, wie das erste, daß sie es so wünschen und weissagen, es werde nun so fortgehen bei denen, die dies Kindlein kennen und angenommen haben, daß Glück und Heil auf Erden sein werde. Solches, sagen die lieben Engel, wird folgen, wenn Gott seine Ehre hat und erkannt wird als ein Herr, von dem wir alles haben. Da werden die Leutlein untereinander freundlich sein, keiner den andern hassen noch beneiden, keiner über den andern fahren, sondern immer einer den andern für größer halten, denn sich selbst, und sagen: Lieber Bruder, bitte Gott für mich! Da wird alsdann Friede und Fülle sein und alles Glück. Denn Friede heißt in hebräischer Sprache alles Gutes. Ein solch fein und friedlich Leben soll unter den Christen sein, daß ein jeder tue, was dem andern wohlgefällt, und meide, was ihm mißfällt. Die es aber nicht tun, die hören die lieben Engel nicht singen, sondern hören den Wolf, den Teufel heulen, der singt ihnen: Stiehl hier, ehebreche da, würge dort! Das ist des Teufels Gesang aus der Hölle. Das dritte Gesetz lautet:

„Und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Als sollten sie sagen: Wir wollten wohl gern, daß es zuginge, daß alle Welt Gott in der Höhe ehrte und miteinander zufrieden wäre. Aber da werden sich viel finden, die das Evangelium nicht achten und diesen Sohn nicht annehmen, ja auch wohl verfolgen werden. So gebe nun Gott den andern frommen Menschen ein fröhlich, freudenreich Herz, daß sie sagen: Ich habe einen Heiland, das Himmelreich ist mein, Christus, der Sohn Gottes, ist mein. Darum, ob man mir gleich Leid drüber tut, mich verfolgt und um solches Glaubens und Bekenntnisses willen mir alles Unglück anlegt, will ich doch nicht drüber ungeduldig noch zornig werden, sondern ein Wohlgefallen dran haben und soll mir meine Freude und Lust, so ich an dem neugebornen Kinde habe, keine Traurigkeit, Leid noch Verfolgung, sie sei so schwer und groß sie wolle, hindern noch verderben.

Das ist die dritte Leise, daß man einen fröhlichen, freudigen, trotzigen Mut habe wider alles Leiden, das uns widerfahren kann, daß man zum Teufel sagt: Du sollst es nicht so böse machen, daß du mir meine Freude, welche ich durch dieses Kindlein habe, verderbest. Das heißt „Wohlgefallen“, ein lustig, ruhig, fröhlich, mutig Herz, das nicht viel darnach fragt, es gehe, wie es wolle, und zum Teufel und der Welt sagt: Ich kann meine Freude um euretwillen nicht verlassen, will mich auch um eures Zornes willen nicht bekümmern; fahrt immer hin, Christus macht mir mehr Freude denn ihr Leid. Ein solches Herz gönnen und wünschen uns die lieben Engel mit ihrem Gesang.

Also hat eure Liebe der heiligen Engel Gesang gehört, den man sonst in keinen Büchern findet, darin sie uns lehren von dem rechten Gottesdienst, daß wir Gottes Gnade an diesem Kindlein, seinem Sohn, unserm Herrn und Heiland, erkennen, ihm dafür danken und loben, darnach auch untereinander freundlich leben und zuletzt in Geduld alles Unglück überwinden und dieses Kindleins halber fröhlich und guter Dinge sein sollen. Also ist dieser fröhliche, tröstliche Gesang fein kurz von den lieben Engeln gefaßt. Dabei kann man wohl spüren, daß er nicht auf Erden gewachsen noch gemacht, sondern vom Himmel herunter gekommen ist. Unser Herrgott helfe uns mit seinem Heiligen Geist, daß wir's behalten und uns danach richten durch Jesum Christum, seinen Sohn, unsern lieben Herrn! Amen.

2. Am zweiten Weihnachtsfeiertag.

Luk. 2, 15—20: Da nun die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: Lasset uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat. Und sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegen. Da sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kinde gesagt war. Und alle, vor die es kam, wunderten sich der Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten. Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen. Die Hirten aber kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, das sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.

Hier sieht man, daß der Engel Predigen und Singen nicht vergebens gewesen ist. Denn so lieb lassen sich die Hirten ihre Herden nicht sein, sie machen sich auf und wollen das Kindlein sehen, das die Engel selbst einen Herrn heißen. Das ist eine Frucht, die aus der Engel Predigt folgt.

Die andere Frucht ist, daß die Hirten auch zu Predigern werden, sagen jedermann, was sie von diesem Kindlein gehört haben. Daher sagt der Evangelist: „Alle, vor die es kam, wunderten sich der Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten.“ Es wird aber bei dem meisten Teil ein solch Wundern gewesen sein, das nicht lange gewährt hat. Denn das gibt die Erfahrung, daß der mehrere Teil der Menschen so elende, verderbte Leute sind, daß, Gott tue uns wohl oder übel, er stäupe uns oder gebe uns gute Worte, so ist's bald vergessen.

Also ist es ohne Zweifel hier auch zugegangen, daß, wie der Evangelist sagt, alle, vor die es kam, sich dieser Rede wunderten und ein groß Sagen eine Zeitlang davon war, wie ein Kindlein zu Bethlehem geboren sei, davon die Engel in den Lüften gepredigt und die Weisen aus den Morgenländern zugezogen sind und es angebetet haben. Aber ehe zwei, drei oder vier Jahre vergangen sind, hat's jedermann vergessen und hernachmals über dreißig Jahre, da der Herr auftrat, predigte und Wunderzeichen tat, ist's gar geschwiegen gewesen, daß niemand mehr etwas davon gewußt hat.

Solche Unart finden wir heutigestages noch an uns. Denn da ist unter hundert, ja, ich wollte wohl sagen tausend Menschen, kaum einer, der noch gedenkt des Jammers und elenden Wesens, das im Papsttum beides, der Lehre und Lebens oder Gottesdienstes halben, gewesen ist, daß die armen Gewissen an allen Orten gedrängt, nirgends einen gründlichen Trost haben können finden. Aller Mühe, Arbeit, Unkost und Beschwerung der Gewissen ist gar vergessen. Sonst sollte das heilige Evangelium, das von solchem Jammer uns geholfen, wohl werter und lieber bei uns gehalten werden; wir würden auch Gott fleißiger dafür danken und frömmer sein.

„Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Diese Worte sollen wir wohl merken und daraus lernen, wie wir Gottes Wort recht hören sollen. Maria, spricht der Evangelist, behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen, d. i. sie trachtet ihm fleißig nach, eben wie die tun, die Gottes Wort festhalten, ihm nachsuchen und nachtrachten, die finden je länger je mehr größeren Verstand und Trost drin und werden von Tag zu Tag ihres Glaubens gewisser.

Hier müssen wir merken: so Gottes Wort dermaßen auch in unsern Herzen einwurzeln soll, so gehört dazu, daß wir fleißiger damit umgehen. Wir sehen's an den jungen Knaben, wie oft man ihnen ein Ding einkäuen und vorbläuen muß, bis sie es fassen, und wir lassen uns dünken, solche große Sachen lassen sich leichtlich und ohne alle Mühe fassen. Da fehlen wir weit. Der meiste Teil, sobald er aus der Predigt geht, hat andres zu schaffen, so daß gar wenig daran denken, was sie gehört und gelernt haben aus der Predigt.

„Die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, das sie gehört und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.“ Nachdem die Hirten das Kindlein Jesum gesehen und das Geschrei von ihm allenthalben ausgebracht haben, daß die ganze Stadt Bethlehem davon zu sagen weiß, da gehen sie wieder hin zu ihren Herden, preisen und loben Gott, wie sie denn von den Engeln gehört und gelernt hatten, die da sangen: Ehre sei Gott in der Höhe usw.

Dies ist auch eine gute, feine Lehre, daß die Hirten, nachdem sie erleuchtet und zur rechten Erkenntnis Christi gekommen sind, nicht in die Wüste hinlaufen, wie das tolle Mönchs- und Nonnenvolk in die Klöster, sondern bleiben bei ihrem Beruf und dienen also ihrem Nächsten. Denn der rechte Glaube dringt niemand, daß er seinen Beruf fahren lassen und ein neu Wesen anheben soll, wie das tolle Mönchsvolk getan hat, die meinten, sie könnten nicht selig werden, sie stellten sich denn äußerlich anders denn andre Leute; sollten sie sich so kleiden, so essen und trinken, wachen und schlafen wie andere Leute, das wäre ein gemein Ding und hätte kein besonderes Ansehen.

Christus aber ist gekommen, daß ein Mensch inwendig im Herzen anders werde. Ehe das liebe Evangelium an den Tag kam, da meinte ich, Gott nähm sich meiner nichts an; sollte ich in den Himmel kommen und selig werden, so würde an mir das meiste liegen; wußte nicht anders, sollte ich der Sünde und des Todes los werden, so mußte ich's mit meinen Werken ausrichten; ward auch derhalben ein Mönch und ließ mir's blutsauer werden. Aber damit läßt sich die Sünde nicht ablegen und tilgen und der Tod nicht würgen, sondern beide, Sünde und Tod, stecken ebensowohl unter einer grauen oder schwarzen Kappe als unter einem roten Rock. Daran aber liegt's, daß das Herz ein neues Licht kriege, daß ich sagen kann: Ich weiß, daß sich Gott meiner annimmt und mich mit Treue meint. Denn er hat seinen Sohn gesandt, ihn lassen Mensch werden, daß ich durch denselben den Tod überwinden und das ewige Leben haben soll.

Das ist nun die rechte Änderung. Denn solches hat mein Herz zuvor nicht gewußt noch geglaubt. Nun aber weiß es und glaubt, ist derhalben auch ganz und gar anders gesinnt denn zuvor. Solches richtet unser lieber Herr Christus an, daß das Herz und die Seele gar einen neuen und andern Verstand, Willen, Lust und Liebe kriegen, also, daß, wo zuvor der Mensch nach Geld und Gut gestanden hat, er jetzt, nachdem er zur Erkenntnis Christi gekommen ist, nicht allein Geld und Gut, sondern auch Leib und Leben hinansetzt, ehe er Christus und sein Wort lassen wollte. Zuvor hätte sein Herz um des Glaubens willen nicht einen Heller verlieren wollen, jetzt ließ er sich Christum nicht nehmen, wenn es schon tausend Welten kosten sollte.

Den Hirten fiel es nicht ein, daß Christus, der Heiland, geboren sein sollte. Nun sie es aber von den Engeln hören, laufen sie in die Stadt und suchen das Kindlein. Da sie es gefunden und von ihm gepredigt und Gott für solche Gnade und Offenbarung gedankt haben, kommen sie wieder zu ihrer Herde, haben eben einen Rock und Stab, wie zuvor, bleiben Schäfer, ändern an dem äußerlichen Wandel nichts. Das heißt christlich gelehrt und gelebt. Denn Christus ist nicht gekommen, die Kreatur zu ändern, bis an jenen Tag, wenn die Seele zuvor vollkommen und neu geändert ist (was hier durch das Evangelium nur anfängt), da wird auch der Leib geändert werden, daß wir nicht mehr einer warmen Stube, Kleidung oder anderes bedürfen, sondern in den Lüften schweben werden wie die Engel und leuchten wie die schönen Sterne. Da wird das Äußerliche auch anders werden.

Vor diesem Tag soll alle äußerliche Kreatur bleiben, wie sie Gott geordnet hat, und keine Änderung geschehen. Danach soll sich ein jeglicher in seinem Stande und Beruf richten, züchtig, gerecht und gottselig leben und wissen, daß solch äußerlich Wesen den christlichen Glauben nicht hindert. Darum taten die Hirten auch nicht mehr, denn daß sie Gott lobten und priesen. Sie sagen nicht: Ich will fortan Gott also dienen, daß ich in eine Wüste laufe und in der Welt unter den Leuten nichts mehr tun will, sondern allein in einem beschaulichen Leben Gott dienen. Ursache: solches heißt nicht Gott dienen, sondern aus dem Gehorsam treten und dir selbst dienen. Gott aber dienen heißt, wenn man bleibt in dem Stand, da dich Gott eingesetzt hat, daß Mann Mann, Weib Weib, Kaiser Kaiser, Bürger Bürger bleibe und ein jeder in seinem Stand Gott erkennen lerne und ihn preise. So dient er ihm recht.

Darum sollen wir ja wohl lernen und fleißig merken, daß wir den christlichen Glauben nicht vom Wort reißen und, wie der Papst ihn gesetzt und gebunden hat, ihn an sonderliche Kleidung, Speise, Ort usw. setzen. Das ist wider den christlichen Glauben, durch den allein — und nicht durch etwas Äußerliches, es sei und heiße, wie es wolle, Gott das Herz rein macht. Auswendig aber soll ein jeder leben, wie ihn Gott gefordert hat und es gewöhnlich ist. Solches soll bleiben bis in jenes Leben. Da wird das äußerliche Leben geändert und der Leib schöner und heller werden denn die Sonne. Das helfe uns Christus, unser Heiland! Amen.

3. Am Charfreitag.

(Sermon vom Kreuz und Leiden.)

Lieben Freunde, ihr wißt, daß man diese Zeit die Passion zu predigen pflegt. So zweifle ich auch nicht daran, ihr werdet vielmals gehört haben, was es für eine Passion und Leiden gewesen sei, auch, wozu es Gott der Vater verordnet habe, nämlich, daß er dadurch nicht der Person Christi hat helfen wollen; denn Christus bedurfte solches Leidens gar nicht, wir aber und das ganze menschliche Geschlecht bedurften solches Leidens, daß es also ein Geschenk sein soll, das uns hingegeben und aus lauter Gnade und Barmherzigkeit geschenkt ist. Von diesem Stück wollen wir jetzt nicht handeln; denn ich habe sonst oft davon gesagt.

Weil aber viel irrige Rottengeister hin und wieder sind, welche das Evangelium nur schänden und uns die Schuld geben, daß wir nichts mehr zu lehren und zu predigen wissen denn vom Glauben, als ließen wir die Lehre von guten Werken und dem heiligen Kreuz und Leiden außen, sagen auch weiter, sie haben den rechten Geist, der sie solches zu lehren treibe, so wollen wir jetzt allein von dem Exempel dieser Passion sagen, was für ein Kreuz wir tragen und

47*

leiden, auch wie wir dasselbe tragen und leiden sollen.

Darum muß man zum ersten das merken, daß Christus mit seinem Leiden nicht allein uns geholfen hat von dem Teufel, Tod und Sünden, sondern auch, daß sein Leiden ein Exempel sei, dem wir in unserm Leiden nachfolgen sollen. Und wiewohl unser Leiden und Kreuz nicht also aufgeworfen werden soll, daß wir dadurch selig werden oder das Geringste damit verdienen wollten, sollten wir dennoch Christo nachleiden, daß wir ihm gleichförmig werden. Darum muß ein jeglicher ein Stück vom heiligen Kreuz tragen und kann nicht anders sein.

Es soll aber und muß ein solch Kreuz und Leiden sein, daß es einen Namen habe und redlich drücke und wehe tue, als da mag sein große Gefahr für Ehre und Gut, Leib und Leben. Solches Leiden empfindet man wohl und es drückt; denn es wäre sonst kein Leiden, wenn es nicht sehr weh täte.

Über das soll es ein solch Leiden sein, das wir uns nicht selbst erwählt haben, sondern, dessen wir gern, wo es möglich wäre, überhoben sein wollten. Und dann ist es not, daß man festhalte und sich also darein schicke, nämlich, daß man wisse, daß wir leiden müssen, auf daß wir also Christo gleichförmig werden, daß es auch nicht anders sein kann: es muß ein jeglicher sein Kreuz und Leiden haben.

Wenn man das weiß, so ist es desto sanfter und leidlicher, und es kann sich einer also trösten, daß er sage: Wohlan, will ich ein Christ sein, so muß ich die Hoffarbe*) auch tragen. Der liebe Christus gibt kein andres Gewand an seinem Hofe aus: es muß gelitten sein.

Das können die Rottengeister nicht tun, die sich ihr eigen Kreuz erwählen, sondern sie werden unwillig darüber und wehren sich mit der Faust. Das ist denn ein hübsches und löbliches Leiden, und dennoch dürfen sie uns die Schuld geben, als lehrten wir nicht recht vom Leiden, und sie könnten's allein. Wir aber lehren also, daß sich niemand selbst ein Kreuz oder Leiden auflegen oder erwählen soll, sondern wenn es daherkommt, daß wir's geduldiglich tragen und dulden.

Aber sie irren nicht allein in dem Stück, daß sie ein erwähltes Kreuz haben, sondern auch in dem, daß sie ihr Leiden so hoch aufwerfen und ihm großes Verdienst geben. Also lästern sie Gott, weil es nicht ein rechtes, sondern ein stinkendes und selbsterwähltes Leiden ist. Wir aber sagen also, daß wir mit unserm Leiden nichts verdienen. Es ist an dem genug, daß wir wissen, daß es Gott wohlgefällt, daß wir leiden, auf daß wir also Christo gleichförmig werden, wie ich denn gesagt habe. Also sehen wir, daß eben dieselbigen, die so viel vom Leiden und Kreuz rühmen und lehren, das Wenigste vom Kreuz und von Christus wissen, weil sie ihr eigen Leiden verdienstlich machen. Lieber, es ist nicht ein solch Ding darum, es wird auch niemand dazu gedrungen noch gezwungen. Willst du nicht also vergebens, ohne Verdienst leiden, so magst du es lassen und Christum also verleugnen. Der Weg geht vor der Tür hin. Allein das mußt du wissen: wenn du nicht leiden willst, wirst du auch nicht Christi Hofgesinde sein. So magst du nun tun, was du willst, unter den zwein: leiden oder Christum verleugnen.

Willst du leiden, wohlan, so ist der Schatz und Trost, der dir verheißen und geschenkt wird, so groß, daß du billig gern und mit Freuden solltest leiden, nämlich, daß Christus also gar, samt seinem Leiden dir geschenkt und zu eigen gegeben wird. Wenn du nun das also glauben kannst, so magst du frei, auch in der größten Angst und Bekümmernis also sagen: Wenn ich gleich lange leide, wohlan, was ist es denn gegen solchen Schatz, welchen mir mein Gott zu eigen gegeben hat, daß ich also ewiglich mit ihm lebe?

Weiter soll sich ein jeglicher Christ also schicken, daß er gewiß sei, daß solches Leiden ihm zum Besten kommen soll, daß auch Christus um seines Wortes willen nicht allein solches Leiden uns tragen helfen, sondern auch zum Besten kehren und wenden will. Dadurch soll uns nun abermals solches Kreuz lieblicher und leidlicher werden, daß unser lieber Gott uns so viel Gewürz und Labewasser will in unsere Herzen geben, daß wir alle unsere Anfechtung und Bekümmernis tragen mögen. Wie der heilige Paulus 1. Kor. 10, 13 sagt: „Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnt ertragen.“ Das ist aber wahr: wenn das Leiden und die Anfechtung am heftigsten ist, so dringt und drückt es also, daß sich einer dünken läßt, er könne nicht mehr, er müsse untergehen. Aber kannst du dann an Christus denken, wohlan, so wird der treue Gott kommen und wird dir helfen, wie er denn den Seinen geholfen hat von Anbeginn der Welt. Denn es ist ja eben derselbige Gott, der allweg gewesen ist.

*) Die an dem Hofe eines Fürsten (hier Christi) übliche Farbe — wir würden heute sagen: Hofuniform.

So ist auch eben das die Ursache, darum wir leiden, darum alle Heiligen von Anbeginn gelitten haben. Die ganze Welt muß uns ja des Zeugnis geben, daß wir nicht leiden um öffentlicher Schande oder Laster willen, sondern darum müssen wir leiden, daß wir bei dem Wort Gottes bleiben, dasselbige predigen, hören, lernen und treiben. Weil dies nun die Ursache unseres Leidens ist, so laß es immer gehen! Wir haben eben dieselbigen Verheißungen und Ursachen zu leiden, welche alle Heiligen je und je gehabt haben. So mögen wir uns nun wohl derselben Verheißungen auch trösten und uns an dieselben in unserm Leiden und Trübsal halten, wie es denn hoch vonnöten ist.

So sollen wir uns nun also in unserm Leiden halten, daß wir das größte und meiste Aufsehen auf die Verheißungen haben, daß unser Kreuz und Anfechtung uns zum Besten gewendet werden soll, dahin, da wir's nimmermehr hätten wünschen noch gedenken können. Und das ist eben das Stück, das einen Unterschied macht zwischen der Christen und aller anderer Menschen Leiden und Anfechtungen. Denn andere Leute haben auch ihr Unglück und Kreuz, wiewohl sie eine Zeitlang im Rosengarten sitzen und das Glück und Gut nach allem ihrem Willen gebrauchen. Wenn dieselbigen nun in Anfechtung und Leiden kommen, so können sie sich mit nichten trösten; denn sie haben die gewaltigen Verheißungen und Zuversicht zu Gott nicht, die die Christen haben, können sich nicht trösten, daß ihnen Gott die Anfechtung wolle tragen helfen; viel weniger können sie sich des zu ihm versehen, daß ihnen solche Anfechtung und Leiden zum Besten geraten solle.

So geht es denn, daß sie, wie wir sehen, auch in geringen Anfechtungen nicht bestehen können. Wo es aber ist in ernstlichen Händeln und Sachen, da verzweifeln sie gar, bringen sich selbst um oder wollen sonst aus der Haut fahren, daß ihnen die ganze Welt zu enge wird. Also können sie kein Maß weder in Glück noch Unglück halten. Geht es ihnen wohl, so sind sie die freventlichsten, trotzigsten und hochmütigsten Leute, die man finden soll. Geht es ihnen übel, so sind sie gar erschlagen und verzagt, mehr denn ein Weib. Es muß also gehen, wenn man die Verheißungen und Gottes Wort nicht hat. Aber die Christen haben ihren Trost auch im höchsten Leiden und Anfechtungen.

Daß man aber solches besser verstehen möge, will ich ein Exempel sagen, darin ihr fein sehen mögt, wie der Christen Leiden abgemalt und entworfen ist. Ihr wisset alle wohl, wie man St. Christophorus hin und wieder malt*); ihr sollt aber nicht gedenken, daß je ein Mann gewesen sei, der also geheißen habe oder leiblich das getan, das man von Christophorus sagt, sondern, der dieselbige Legende oder Fabel gemacht hat, ist ohne Zweifel ein feiner, vernünftiger Mann gewesen, der hat solch Bild dem einfältigen Volke vormalen wollen, daß sie ein Exempel und Ebenbild eines christlichen Lebens hätten, wie dasselbige gerichtet und geschickt sein soll, und hat's also eben fein getroffen und abgemalt. Denn ein Christ ist wie ein großer Riese, hat große, starke Beine und Arme, wie man den Christophorus abmalt. Denn er trägt auch eine solche Last, welche die ganze Welt, kein Kaiser, König noch Fürst ertragen möchte. Daher heißt auch ein jeglicher Christ „Christophorus", d. i. ein Christträger, darum, daß er den Glauben annimmt.

Wie geht es ihm aber darüber? Also: Wenn man den Glauben annimmt, so läßt sich einer nicht dünken, daß es ein schwer, hart Ding darum sei. Es dünkt einem ein kleines Kindlein sein, das hübsch und wohlgestaltet und leicht zu tragen ist, wie dem Christophorus geschah. Denn das Evangelium läßt sich am ersten ansehen, daß es eine feine, liebliche, freundliche und kindliche Lehre sei. Das sahen wir im Anfang. Da es anging, platzte jedermann darauf und wollte auch evangelisch sein. Da ward also ein Verlangen und Durst danach, daß kein Backofen so hitzig ist, als die Leute dazumal waren. Aber wie ging es? Es ging eben zu wie mit dem Christophorus; der erfuhr nicht eher, wie schwer das Kindlein war, bis er in das Wasser kam, da es am tiefsten war.

Also auch mit dem Evangelium. Da es einriß, gingen die Wellen daher, Papst, Bischof, Fürsten und das tolle Gesinde setzten sich dawider. Da fühlte man allererst, wie das Kindlein so schwer zu tragen wäre. Denn es kommt dem guten Christophorus so nahe, daß er schier darob ersäuft. So seht ihr, daß es jetzt auch geht, daß auf jener Seite, die dem Wort ent-

*) Christophorus wird als riesengroßer Einsiedler dargestellt; auf einen Baumstamm als Stock gestützt, das Christkind auf der Schulter tragend, geht er durch einen Fluß. Erst hieß er, als Heide, Offero. Nur dem Mächtigsten wollte er dienen. Nachdem er dem Kaiser und dem Teufel gedient, trat er in den Dienst Christi, indem er um seinetwillen Pilger ohne Lohn durch einen wilden Strom trug. Einst trug er ein Kind hinüber. Die Last wurde schwerer und schwerer: Er trug seinen Heiland auf der Schulter und empfing von ihm in der Taufe den Namen Christophorus.

gegen sind, so viel Praktiken, Fündlein, Trug und List ist, alles dahin gerichtet, daß sie uns im Wasser ersäufen möchten. Da ist ein solch Drohen und Schrecken, daß wir uns möchten zu Tode fürchten, wenn wir nicht einen andern Trost dagegen hätten.

Wohlan, wer den Christus, das liebe Kindlein, auf sich geladen hat, der muß ihn entweder gar hinüber durch das Wasser hindurch tragen oder ersaufen: da ist kein Mittel. Ersaufen ist nicht gut; darum wollen wir mit dem Christus durch das Wasser hindurch, wenn es gleich noch einmal das Ansehen hätte, als müßten wir drin bleiben: Wir haben ja die Verheißung: Wer Christum hat, sich auf ihn verläßt und glaubt, daß derselbe frei mit David sagen kann (Ps. 27, 3): „Wenn sich schon ein Heer wider mich legt, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse ich mich auf ihn." Laß sie scharren und pochen, drohen und schrecken, wie sie wollen; wäre das Wasser noch so tief, so wollen wir mit dem Christus hindurch.

Also geht es in allen andern Stücken. Wenn es angeht, so will es zu schwer werden, es sei Sünde, Teufel, Tod oder Hölle oder auch unser eigen Gewissen. Wohlan, wie soll man ihm tun? Wo sollen wir hinlaufen und uns schützen? Es läßt sich bei uns nicht anders ansehen, denn es wolle ganz und gar zu Boden gehen und zerfallen. Aber auf jenem Teil sind sie stolz und sicher, meinen, sie haben's schon. Ich sehe es auch wohl, daß der liebe Christophorus sinkt; dennoch kommt er heraus; denn er hat einen Baum, daran hält er sich. Dieser Baum ist die Verheißung, daß Christus mit unserm Leiden ein Sonderliches tun will. In der Welt, spricht er (Joh. 16, 33), werdet ihr Angst und Trübsal haben, aber in mir habt ihr Frieden. Desgleichen St. Paulus (1. Kor. 10, 13): Wir haben einen getreuen Gott, der uns aus der Anfechtung hilft, daß wir's ertragen können. Diese Sprüche sind Stecken, ja Bäume, daran sich einer hält und läßt das Wasser brausen und rauschen, wie es will.

Also haben sie mit dem Christophorus uns ein Exempel und Bild vormalen wollen, daß sie uns in unserm Leiden stärkten und lehrten, daß das Zagen und Schrecken nicht so groß sei als der Trost und die Verheißung, daß wir also wissen sollen, daß wir in diesem Leben nicht Ruhe haben werden, wenn wir Christus tragen, sondern daß wir in der Anfechtung unsere Augen von dem gegenwärtigen Leiden zu dem Trost und den Verheißungen wenden sollen. Dann werden wir erfahren, daß es wahr ist, das Christus sagt: In mir werdet ihr Frieden haben.

Denn das ist der Christen Kunst, daran wir alle zu lernen haben, daß wir auf das Wort sehen und alle anliegende und beschwerende Not und Leiden weit aus den Augen tun. Das Fleisch aber kann solche Kunst gar nicht; es sieht nicht weiter, denn auf das gegenwärtige Leiden.

Denn das ist auch des Teufels Arten eine, daß er das Wort weit aus den Augen rückt, daß einer nicht mehr sieht denn die Not, die vorhanden ist. Aber das soll nicht sein. Will einer ein Christ sein und nach dem Fühlen sich richten, so verliert er alsbald Christum. Nur das Leiden und Kreuz, so sehr du immer kannst, aus dem Herzen und Sinn geschlagen; sonst, wenn man ihm lange nachdenkt, wird das Übel immer ärger. Bist du in Anfechtung und Leiden, so sprich also: Wohlan, dies Kreuz habe ich mir ja nicht selbst erwählt und zugerichtet, es ist des lieben Wortes Gottes Schuld, daß ich solches leide und daß ich Christum habe und lehre. So laß es immer gehen im Namen Gottes; ich will's den lassen walten und ausfechten, der mir solches Leiden längst zuvor gesagt und mir seine göttliche, gnädige Hilfe verheißen hat.

Wenn du dich also in die Schrift hineingibst, so wirst du Trost empfinden und alle deine Sache wird besser, der du sonst mit keinem Vornehmen, Mittel noch Weise steuern kannst. Kann sich doch ein Kaufmann also schicken, daß er, um Geld und Gut zu gewinnen, von Haus und Hof, Weib und Kind zieht und um des schändlichen Gewinns willen seinen Leib und Leben wagt; und hat doch keine gewisse Verheißung noch Zusagung, daß er gesund wieder zu Weib und Kind kommen werde. Dennoch ist er so tollkühn und verwegen und wagt sich frei dahin in solche Fährlichkeit ohne alle Verheißung. Kann nun solches ein Kaufmann um Geldes und Gutes willen tun, pfui über dich, daß wir ein geringes Kreuz nicht tragen wollen und wollen dennoch Christen sein und haben dazu den Baum in unsern Fäusten, daran wir uns wider die Wellen halten, nämlich das Wort und die starken, feinen Verheißungen, daß wir ja nicht von den Wasserwogen ersäuft werden sollen.

Das ist nun die rechte Kunst, daß wir also im Leiden und Kreuz auf das Wort und die tröstlichen Zusagungen sehen und denselben Glauben geben. Es sei nun die Anfechtung so groß sie immer wolle, so wird sie dir gering und leicht werden, wenn du dir solche Gedanken aus dem Wort Gottes schöpfen kannst.

Darum soll sich auch ein jeglicher Christ also rüsten, daß er in der Anfechtung sich schütze und verwahre mit den feinen, tröstlichen Zusagungen, die uns Christus, unser lieber Herr, gelassen hat, wenn wir um seines Wortes willen leiden.

Siehe, diese zwei Stücke lehren wir, wenn wir von dem Leiden und Kreuz predigen. Und wer uns die Schuld gibt, als lehrten wir gar nichts vom Kreuz, der tut uns unrecht. Das tun wir aber nicht, daß wir unser Leiden verdienstlich gegen Gott machen. Nein, weit, weit hinweg! Dasselbe hat Christus allein getan und sonst niemand, dem soll auch allein die Ehre gebühren.

Zum dritten wollen wir auch sehen, warum doch unser Herrgott uns solches Leiden zuschickt. So ist nun dies die Ursache, daß er uns also seinem lieben Sohn Christo gleichförmig machen will, daß wir ihn hier im Leiden und dort in jenem Leben in der Ehre und Herrlichkeit gleich werden. Die andre Ursache ist diese, daß, obgleich Gott uns nicht angreifen und plagen wollte, so will es doch der Teufel tun; der kann das Wort nicht leiden. Er ist sonst von Natur so boshaftig und giftig, daß er nichts Gutes leiden kann. Aber keinem Ding ist er so feind als dem lieben Wort. Und das darum: Er kann sich unter allen Kreaturen verbergen, allein das Wort deckt ihn auf, daß er sich nicht verbergen kann, und weiß jedermann, wie schwarz er ist. Da wehrt und sperrt er sich und zieht die Fürsten und Bischöfe aneinander und meint sich also wieder zu decken. Aber es hilft nicht, das Wort zieht ihn dennoch an das Licht. Darum ruht er auch nicht; und weil ihn das Evangelium nicht leiden will, so will er's wiederum nicht leiden; da hebt es sich denn. Und wenn uns unser lieber Gott nicht durch seine Engel schützte und wir des Teufels List, Anschläge und Trug sehen könnten, so müßte einer von dem Anblick allein sterben.

Also kommen die zwei Helden zusammen. Ein jeglicher tut, so viel ihm möglich ist. Der Teufel braut immer ein Unglück über das andre; denn er ist ein mächtiger, boshaftiger und unruhiger Geist. So ist's denn Zeit, daß unserm lieben Gott seine Ehre auch angehe. Denn das Wort, das wir führen, ist ja ein schwaches, elendes Wort, und wir, die es haben und treiben, sind auch schwache und elende Menschen und tragen den Schatz in irdischem Gefäße, wie Paulus sagt (2. Kor. 4, 7), das man leichtlich zerschlagen und zerbrechen kann. Darum läßt sich der böse Geist keine Mühe verdrießen und schlägt getrost danach, ob er den Topf zerschlagen könnte; denn es steht ihm so unter der Nase, daß er's nicht leiden kann. Da geht es allererst recht an, mit Wasser und Feuer das kleine Fünklein zu löschen und zu dämpfen. Da sieht nun unser Herrgott eine Weile zu und steckt uns zwischen Tür und Angel, daß wir also mit unserer Erfahrung lernen, daß das kleine, schwache, elende Wort stärker ist denn der Teufel und die höllischen Pforten. Das Schloß sollen sie stürmen, der Teufel mit seinem Anhang. Aber laß sie nur stürmen, sie sollen etwas da finden, das ihnen den Schweiß austreiben soll, und dennoch nicht gewinnen. Denn es ist ein Feld, wie es Christus nennt, das nicht zu gewinnen ist. So laßt uns leiden, was uns zukommt, so können wir erfahren, daß Gott uns beistehen will, uns zu schützen und zu schirmen wider diesen Feind und allen seinen Anhang.

Zum Dritten ist es auch hoch vonnöten, daß wir leiden, nicht allein darum, daß Gott seine Ehre, Macht und Stärke wider den Teufel beweise, sondern auch darum, daß uns der treffliche Schatz, den wir haben, wenn es außer der Not und Leiden ist, nur schnarchend und sicher macht. Solcher Bosheit kann unser Gott nicht steuern denn durch das Kreuz. Er muß uns also üben und treiben, daß der Glaube zunehme und stärker werde und wir also tiefer in uns den Heiland bringen. Denn so wenig wir Essens und Trinkens entraten können, so wenig können wir der Anfechtung und des Leidens entraten.

Zum letzten ist der Christen Leiden deshalb edler und köstlicher vor aller andern Menschen Leiden, daß, dieweil sich Christus in das Leiden gesteckt hat, hat er auch aller seiner Christen Leiden geheiligt.

Weil wir denn nun wissen, daß es Gott so wohlgefällt, daß wir leiden sollen, und sich Gottes Ehre in unserm Leiden erzeigt und sehen läßt, besser, denn in irgend einem andern Stück, und weil wir solche Leute sind, daß wir ohne Leiden im Wort und Glauben nicht bestehen mögen, und haben dennoch daneben die edle, teure Verheißung, daß unser Kreuz, so uns Gott zuschickt, nicht ein schlecht Ding, sondern eitel köstliches und edles Heiligtum sei, warum wollen wir uns denn zu leiden weigern? Wer nicht leiden will, der fahre hin und sei ein Junker! Wir predigen solches nur den Frommen, die da Christen sein wollen; die andern sollen's doch nicht hinausführen. Haben wir doch so viel Trost und Verheißung, daß er uns nicht im Leiden stecken lassen, sondern heraushelfen will, wenngleich alle Menschen daran verzweifelten.

Darum, ob es gleich wehe tut, wohlan, mußt du doch sonst etwas leiden, es kann nicht allweg gleich zugehen. Es ist ebensogut, ja tausendmal besser um Christi willen gelitten, der uns Trost und Hilfe im Leiden zugesagt hat, denn um des Teufels willen leiden und ohne Trost und Hilfe verzagen und verderben.

Siehe, auf diese Weise lehren wir vom Kreuz, und ihr sollt's auch gewöhnen, daß ihr fleißig das Leiden Christi von allen andern Leiden unterscheidet: daß jenes ein himmlisches, unseres ein weltliches Leiden sei, daß sein Leiden alles, unseres nichts tue, denn daß wir Christo gleichförmig werden; daß also das Leiden Christi ein Herrenleiden, unseres ein Knechtsleiden sei. Und welche anders davon lehren, die wissen weder, was Christi Leiden noch unser Leiden ist. Ursache: Die Vernunft kann nicht anders, sie wollte gern mit ihrem Leiden wie mit allen andern Werken hofieren, daß es etwas verdient; derhalben müssen wir's wohl lernen scheiden. Das sei auf diesmal genug geredet von dem Exempel der Passion und von unserm Leiden. Gott gebe, daß wir es recht fassen und lernen! Amen.

4. Am Osterfest.

Mark. 16, 1—8: Und da der Sabbat vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria Jakobi und Salome Spezerei, auf daß sie kämen und ihn salbten. Und sie kamen zum Grabe an einem Sabbate sehr früh, da die Sonne aufging. Und sie sprachen untereinander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür? Und sie sahen dahin und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war; denn er war sehr groß. Und sie gingen hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein lang weiß Kleid an, und sie entsetzten sich. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzt euch nicht! Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden und ist nicht hier. Siehe da die Stätte, da sie ihn hinlegten. Gehet aber hin und sagt's seinen Jüngern und Petrus, daß er vor euch hingehen wird in Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Und sie gingen schnell heraus und flohen von dem Grabe; denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen, und sagten niemand nichts; denn sie fürchteten sich.

Wiewohl eure Liebe die Geschichte, Verstand und Nutzen dieses Evangeliums von Gottes Gnaden oft gehört hat und nun wohl versteht, doch, dieweil es jährlich wiederkommt, so wollen wir es wiederholen; denn es wäre uns von Not allweg zu predigen, nicht allein um des Fleisches Schwachheit willen, sondern auch derer wegen, die eines langsamen Verstands sind, damit sie es auch begreifen.

Erstlich wollen wir die Historie erzählen und überlaufen, wie es heute ergangen sei, daß es jedermann wisse, zum andern von der Kraft, Nutzen und Frucht der Auferstehung. Denn wo diese Erkenntnis nicht ist, da bringt die Geschichte keinen Nutzen, dieweil es der Teufel und die Gottlosen auch wissen.

Da der Sabbat vergangen war, schreibt Markus, kauften sie Spezerei und richteten Salben dazu, daß sie Jesum in dem Grab salbten. Und das ist geschehen an dem Abend, ehe er auferstand, als gestern auf den Sonnabend bei uns, da der Sabbat, d. i. ihr Feiertag, aus war. Denn den Sabbat, schreibt Lukas, waren sie still, damit sie das Gesetz Mosis hielten, wiewohl es ihnen nicht vonnöten gewesen.

Am andern Tag, am Morgen früh vor Tag, das war der erste der Sabbater, weil es noch finster war, gingen sie aus der Stadt und dieweil sie gehen und auf dem Wege sind, wischt Christus mit dem Tag hervor und das große Erdbeben geschieht, davon Matthäus schreibt. Darum wußten die Weiber nichts. Da stieg der Engel Gottes vom Himmel, trat zu dem Grabe, wälzte den Stein von der Tür und setzte sich oben darauf und sein Angesicht war wie die Sonne und sein Kleid weiß als der Schnee. Das sahen die Hüter. Das Angesicht des Engels konnten sie nicht leiden, darum erschraken sie vor Furcht, meinten, es wollte die Erde einfallen, und fielen nieder, als wären sie tot. Das ist alles bei dem Grab geschehen, ehe die Weiber kamen.

Und als die Hüter lagen, verschwand der Engel bald wieder, sonst wären sie allweg liegen geblieben. Da aber niemand da war, richteten sie sich auf, gingen hinweg in die Stadt und sagten solches ihren Herren. Das sollte billig die harten Köpfe erweckt und bekehrt haben, sollten wohl gedacht haben, es wäre ein Werk Gottes. Die blinden Leute greifen die Wahrheit, dennoch müssen sie sich mit Lügen behelfen, geben den Hütern Geld, daß sie schweigen und sagen, die Jünger haben ihn gestohlen.

Indem ward das Grab verlassen, die Hüter waren hinweg und die Weiber waren noch auf dem Weg,

gehen zu dem Grab, ganz unbedacht und blind vor Leid und Jammer, dachten nicht: Hätten wir doch einen Mann oder zwei genommen, die uns den Stein hinweggewälzt hätten, wir könnten sonst nicht zum Grabe! Sind aber nicht so gesinnt; wie ein Mensch, der in tiefen Begierden steckt, der sieht sich nicht um, sieht nicht mehr denn das er tun will, geht hinan halb blind. Also dachten sie auch nicht, daß die Hüter da wären, die es nicht gelitten hätten, daß sie hineingekommen wären. Das sind zwei große Ursachen, daß es ihnen unmöglich gewesen ist, zu dem Herrn zu kommen: Der Stein war zu groß; zum andern waren ihnen die Hüter zu stark, denen war von den Priestern und Pilatus verboten, daß sie es nicht auftun sollten; dazu hatten sie auch den Stein versiegelt, damit sie der Sache gewiß wären, er sollte ihnen nicht entrinnen. Dennoch gehen die Weiber hin, wissen nicht, was sie tun, nehmen Salben und stecken in so tiefer Begierde, daß sie gedenken, es sei ihnen unmöglich. Das ist ein gut Stück von einem geistlichen Herzen, das geht so tief in Gedanken, daß es sich ein Ding vornimmt und untersteht, das ihm zu tun unmöglich ist. So groß war die Gunst und der Wille zu Christus, daß sie keine Acht darauf hätten.

Erst, als sie nun nahe zum Grabe kamen, dachten sie, wie sie hineinkommen wollten: Wer will uns den Stein hinwegwälzen? Aber was kein Mensch kann, das tut Gott. Der Stein war hinweg, die Hüter waren geflohen, die Weiber meinen, sie haben gewonnen, gehen hinein und sehen niemand. Markus sagt: Sie sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen; aber Lukas sagt, sie haben zwei gefunden. Das muß also zugegangen sein: Zum erstenmal, als sie hineingegangen sind, haben sie gar nichts gefunden, wie Lukas schreibt, weder Engel, Hüter noch Christi Leib; sie werden gemeint haben, er sei gestohlen. Daß er auferstanden sein sollte, daran dachten sie nicht; es war ihnen zu hoch zu glauben. Sie hatten aber solche Liebe zu ihm, daß sie sich sehr um ihn bekümmerten, werden wieder herausgegangen sein, rings um das Grab herum, hin und wieder geschaut, wie denn die Weiber tun. Als sie wieder hineinschleichen, werden sie zum ersten einen Engel gesehen haben zur rechten Seite des Grabes, darnach zwei. Es sei denn einer oder zwei, es ist gleichviel. Die Engel können sich verbergen und erscheinen, wenn sie wollen. Die Evangelisten haben hier keine Ordnung gehalten.

Die Weiber erschraken und schlugen ihre Augen zur Erde nieder. Da sprachen die Engel: Fürchtet euch nicht! Er ist nicht gestohlen noch hinweggetragen, sondern von den Toten auferstanden. Das war ihnen ein seltsam Ding, sie faßten die Worte wohl, aber sie glaubten's nicht. Weiter sagten sie: Geht hin und sagt seinen Jüngern und Petrus, daß er auferstanden sei von den Toten und daß er vor euch in Galiläa gehen wird; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat! Da gingen sie eilends hin in die Stadt zu den Jüngern, sagten ihnen solches an, wie Christus hinweg wäre und wie sie die Engel gesehen hätten. Die Jünger aber hielten's für eine Fabel, Traum und Weibertheiding, auch Maria Magdalena glaubt's selber nicht, obgleich sie es von den Engeln gehört hatte; denn es war närrisch anzusehen und unglaublich, daß er wieder erstanden sein sollte, lief und sagte zu Petrus, wie der Herr aus dem Grab genommen sei.

Da lief Petrus und Johannes hinaus zu dem Grab, aber Johannes lief vorher, guckte hinein in das Grab und sah die Tücher zusammengelegt und das Schweißtuch, das Jesus um das Haupt gebunden war, beiseite an einem besondern Ort eingewickelt. Da gedachte er: Hat man so viel Muße gehabt, daß sie die Tücher zusammengelegt haben, so werden wahrlich die Juden mit Gewalt dagewesen sein und ihn hinhaben. Denn daß er sollte auferstanden sein, das wollte ihnen nicht ein. Die Jünger kamen wieder zusammen, verwunderten sich, wie es zugegangen sei, und da sie dafür hielten, er wäre hinweggetragen, da gingen sie davon.

Aber Maria Magdalena blieb bei dem Grabe. Ob die andern Weiber, die wieder mit hinausgelaufen sind, auch blieben, schreiben die Evangelisten nicht. Matthäus schreibt von zwei, Markus von drei, Lukas von sechs oder mehr, Johannes allein von Maria. Sie stand vor dem Grabe, heulte und weinte, sah in das Grab hinein und lief wieder heraus, zuletzt sah sie zwei Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten, den andern zu Füßen, da sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten; und dieselben sprachen zu ihr: Weib, was weinest du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn hinweggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagt, sieht sie, daß die Engel die Knie beugen und Jesu Ehre erbieten. Da wendet sie sich zurück und sieht Jesum, meint aber, es sei der Gärtner, redet ihn an und spricht: Herr, hast du ihn hingetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt? so will ich ihn holen. Ihre Gedanken stehen, als sei

sie toll und töricht; sie meint, sie wolle es verkünden, und soll jedermann wissen, wie ihr Herz steht. Jesus nennt sie bei dem Namen und spricht zu ihr: Maria! Da kennt sie die Stimme von Stund an und spricht: O Meister! und wollte ihm zu Füßen fallen und ihn anrühren. Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater! Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott! Maria Magdalena ging hin, verkündigte es den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen usw. Aber sie glaubten das nicht. Und so viel ist geschehen auf den Morgen als heute.

Nutz und Frucht der Auferstehung Christi.

Das erste Stück von der Geschichte ist not voraus zu wissen, kurz in einer Summe, damit wir des gewiß seien. Es ist aber nicht genug, daß wir wissen, daß Christus auferstanden ist, daß das Grab unversehrt ist usw. Du mußt weiterkommen und den Nutz und Frucht der Auferstehung in dich fassen und daran hangen lernen, daß es dein sei. Wo wir nicht mitleiden, mitsterben und auferstehen, so ist's nichts und bleibt allein in Worten hangen.

Darum mußt du wohl merken, daß du weißt, was es dir gelte und was er damit meine. Es ist nicht genug, daß du es hörst, siehst und dich verwunderst, wie über ein schönes Gemälde, das der Maler malt. Es geht dich an, es gilt dir, daß du in Christus auferstanden seist und Christus in dir. Sonst ist es verloren, wie Paulus sagt 1. Kor. 15, 12—14: Wie sagen etliche unter euch, die Auferstehung der Toten sei nichts? Ist sie nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden; ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Und bald hernach (V. 17. 18): Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euern Sünden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Da rührt Paulus, daß die Auferstehung darum geschehen sei, daß sie uns nütze sei, daß wir glauben, er sei uns auferstanden, daß er dadurch unsere Sünde hinnehme, sonst ist es mit uns verloren; wie er auch klarer Röm. 4, 25 anzeigt: Christus ist gestorben um unserer Sünde willen und wiederum auferweckt um unserer Gerechtigkeit willen. Er sagt nicht: Christus ist gestorben, das ist ein wunderbarlich Ding, und ist wieder auferstanden, das ist noch wunderbarlicher. Nein, er läßt's nicht im Munde bleiben, malt es nicht auf ein Brett, sondern: Christus ist gestorben um unserer Sünde und wieder auferweckt um unserer Gerechtigkeit willen. Faßt den Spruch tief ins Herz: Um unserer Sünde und um unserer Gerechtigkeit willen; denn es sind treffliche Worte und der Nutzen der Auferstehung ist darin begriffen. Es ist auch darin kurz beschlossen alles, was man von Christo reden kann. Er sagt: um unserer Sünde willen, das ist so viel: er hat alle unsere Sünde auf sich genommen. Als wenn ich für einen andern sterben wollte, es wäre ein Dieb oder Mörder, so müßte ich seine Schuld auf mich nehmen und sprechen: Lieber, laß mir den leben, ich will für ihn sterben; so ist er dann entledigt von Schuld und Strafe; denn ich gehe für ihn hin und er bleibt leben.

Das ist die Kunst und das beste Stück in dem Tod Christi, daß ich weiß, daß der, der keine Sünde hat, für mich hinangetreten ist und solches für mich getan hat. Das sind solche Worte, daß sie in ein menschliches Herz nicht gehen können, es sei denn, daß sie der Geist Gottes erleuchte. Die Worte sind zu groß, die niemand glauben kann, der heilige Geist schreibe sie denn in das Herz hinein.

An diesem Stück haben wir unser Leben lang zu studieren, können's dennoch nicht genug erlernen und wenn wir hundert Jahre daran lernen. Es ist wohl leichtlich geredet; du hältst es für ein schlecht Ding, wenn man's predigt. Ja, wenn du es glaubtest! Heb an und versuch's! Gib mir ein Herz, das diese vier Worte fassen möge! Aller Menschen Herzen sind nicht genug, solche Worte zu fassen. Die Welt ist zu eng diesem Wort. Denn so weit sind die Worte, daß sie das Fleisch nicht begreifen kann. Ich bin fleischlich, voller Sünde, und höre das Wort, daß der Sohn Gottes sich heruntergelassen habe für mich und zu mir sagt: Du hast gesündigt, ich aber will für dich dastehen, du sollst weder Sünde noch Tod fürchten. Das kann ich nicht begreifen; denn die Person ist zu groß. Die Welt kann's nicht begreifen, daß Gott für uns sterben soll; denn dieses Werk ist zu groß. Diese Worte sind voll Feuers, dieweil sie Sünde, Tod und alle Schrecken verzehren dem, der es glauben kann. Es fehlt allein am Glauben.

Zum andern zeigen auch die Worte an, daß kein Mensch auf Erden, er sei, wie heilig er wolle, nicht ein Sünder sei; denn der Spruch sagt: für unsere Sünde. Wer ohne Sünde ist, der ziehe sich heraus, trete auf und sage, er sei nicht unter dem Worte

„unser“ begriffen. Von uns sagt er; ich und du gehören unter das Wort „unser“. Niemand kann sich daraus reißen; denn er redet nicht von den Engeln; uns, uns sagt er. Wo sind nun unsere Junker mit ihren köstlichen Werken, die die Sünde damit ablegen wollen? Die mit Möncherei, Nonnerei wirken und Buße tun wollen, daß ihnen Gott ihre Sünde verzeihe, wie man bisher gepredigt hat? Hast du Sünde und willst sie mit Werken abtun, wo bleibt dann der Spruch: Christus ist für dich gestorben? Ist Christus um der Sünde willen gestorben, ei, warum unterstehst du dich solches zu tun?

Darum treiben mich diese Worte in Verzweiflung, daß ich erkennen muß, wie ich in Gottes Zorn stecke und daß alle Werke zu Scheitern gehen, keine Hilfe auf Erden sei, die mir helfen möge denn allein das Wort, wie Christus, der einige Mann, für mich genug getan habe. Ist das nicht eine treffliche Predigt, daß Paulus sagt: „Um unserer Sünde willen“? Also muß ich und Christus ineinander kriechen, daß ich Christus bin und Christus ich, also, daß er für mich stirbt, auf daß ich nicht sterben muß. Darum wird er schlechthin, der ich bin.

Also haben wir nun das andere Stück, woher wir unsere Gerechtigkeit haben, wie wir fromm werden sollen, wo wir anfangen sollen, was für ein Werk das sei und in welchem Lande wir das finden, nämlich hier: Da steht, daß er um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden sei, auf daß er uns gerecht machte. Dieses „Unser“ sind wir. Wer sich aus diesem „Unser“ ziehen will, der suche eine andere Gerechtigkeit! Wer aber eine andre Weise sucht und nicht aus dem „Unser“ sein will, der wird der Gerechtigkeit fehlen, er tu und wirke, was er wolle, so wird es nicht unsere, sondern des Teufels Gerechtigkeit sein, welche nun ein Schmuck vor der Welt ist; und dieweil sie nicht unser, sondern fremd ist, so fährt sie mit uns zum Teufel, hält keinen Puff, weicht und zieht sich aus wie eine Schlange, die den Balg abzieht. Solche Gerechtigkeit müssen sie hinter sich lassen wie Weib, Kind, Kleider, Acker, Haus und Hof; denn dort hat man weder Haus noch Kleider noch Gut. Also bleibt diese Gerechtigkeit hier, vor Gott gilt sie nicht, wie schön einer immer vor der Welt gelebt hat.

Aber unsere Gerechtigkeit hat keine andre Weise denn wie hier der Text lautet: Christus ist auferstanden usw. Diese ist unser, der Weg aber und Weise, wie wir dazu kommen, ist, daß du glaubst, er hab deine Sünde auf sich genommen und dich vom Tode errettet; dann wirst du gerecht. Diese Gerechtigkeit hält den Puff und bleibt bei dir in der Not. Denn er steht nicht auf, daß er im Tod bleiben wolle; so wäre der Glaube eitel und wir alle verloren.

Also singen wir auch heute, wie der Tod und das Leben miteinander gerungen und sich ineinander geflochten haben. Christus war eine solche Person, die nicht sterben konnte; denn er war Gott; so konnte er auch sterben, denn er war ein Mensch; er konnte auch vor Gott nicht beschuldigt werden als ein Sünder; denn die Kraft der Sünde ist nichts anders, denn wenn die Sünde beißt. Wenn nun das Gewissen beißt, so ist es bald geschehen, daß die Sünde lebt. Das mochte in Christo nicht sein, es konnte ihn keine Sünde beißen, man konnte auch keine Sünde auf ihn bringen; denn er war Gott und Gott konnte ihn auch wohl leiden. Dieweil er aber ein Mensch war, so kann man die Sünde auf ihn legen und ihn verklagen wie einen andern Menschen. Darum ringen sie hier und kommen aufeinander: Der zeitliche Tod greift ihn an, will ihn fressen, verschlingt ihn, findet aber an ihm nicht eine zeitliche, sondern eine ewige Person, die nicht sterben kann; darum versieht er sich der Abenteuer. Denn in Christo ist eine Kraft des Lebens verborgen, die frißt den Tod und wird ihm zu mächtig. Zuvor sperrt der Tod die Augen auf, wollte ihn verschlingen; wenn er nun meint, er hab gewonnen, so kommt Christus heraus. Wo ist nun der Tod, wo nun die Schuld, damit ihn die Juden verklagten und verdammten? Wo nun Pilatus? Hier steht die Auferstehung, der Tod hat's übersehen, ist verschlungen, Sünde und Schuld ist hinweg. Darum singen wir: Der Tod ist verschlungen im Leben, die Unschuld hat die Schuld verschlungen, der Segen alle Maledeiung, das Gut hat alles Übel hin. Diese Dinge alle sind geschehen in dieser Person, wie Paulus sagt 1. Kor. 15, 57: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! Es liegt alles an der einigen Person; der hat uns Triumph erworben über Tod, Sünde, Hölle und was uns nur anficht, es sei, wie groß es wolle.

Also seht ihr nun, daß Christus zu uns kommt, so er unsere Sünde und Tod von uns auf sich nimmt und daß wir zu ihm kommen, so wir hinzutreten und seine Unschuld von ihm auf uns nehmen. Das ist eine unaussprechliche Barmherzigkeit, damit Gott die Welt überschüttet. Das ist der edle köstliche Wechsel: Nimm meine Unschuld, auf daß du den Tod nicht

48*

schmeckest und nicht fühlest! Wo der Geist die Worte faßt, so kannst du nicht sterben, es ist unmöglich. Sündigst du aber und fürchtest dich vor dem Tod, so ist es ein Zeichen, daß Christus noch nicht in dir erstanden ist.

Also haben wir die zwei Stücke: zum ersten die Historie, zum andern den Nutzen, daß du allein denkest, wie du es dir zunutze machst. Was sonst von dem Evangelium zu predigen ist, wird jetzt zu lang werden. Wir wollen den Herrn anrufen. Amen.

5. Am Pfingstfeste.

Joh. 3, 16—21: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes. Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr denn das Licht. Denn ihre Werke waren böse. Wer Arges tut, der haßt das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit tut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott getan.

Dies Evangelium ist der herrlichsten Predigten eine, als man im ganzen Neuen Testament finden kann, daß es wohl billig wäre, wenn es sein könnte, daß man's mit goldenen Buchstaben in das Herz schriebe, und sollte ein jeder Christ diesen tröstlichen Text zum wenigsten auswendig können und alle Tage einmal seinem Herzen vorsprechen, auf daß solche Worte uns geläufig würden und wir sie desto besser lernten. Denn es sind solche Worte, die ein traurig Herz fröhlich und einen toten Menschen wieder lebendig machen können, wenn man nur fest dran glauben könnte. Weil es aber unmöglich ist, daß man solche herrliche Predigt mit Worten ergründen könne, wollen wir sie nichtsdestoweniger mündlich sprechen und Gott mit Ernst bitten, daß er diese Worte durch seinen Geist in unsern Herzen verklären und so licht und heiß machen wolle, daß wir Trost und Freude davon empfinden. Amen.

Die Summe dieser herrlichen, trostreichen und seligen Predigt ist diese, daß Gott die Welt geliebt habe, und so hoch, daß er seinen einigen Sohn gegeben habe dazu, daß wir Menschen nicht des ewigen Todes sterben, sondern das ewige Leben haben sollen. Als sollte Christus, unser lieber Herr, sagen: Höre zu, lieber Mensch, ich will dir ein unerhört, seltsam Gemälde vorbilden, da der Geber, der Nehmer, das Geschenk, die Frucht und der Nutzen des Geschenks so groß ist, daß es nicht allein unsäglich, sondern auch mit Gedanken nicht zu erreichen ist.

Denn siehe hier zum ersten den Geber an! Der ist der größte Geber, so sein mag. Denn hier gibt nicht Kaiser, König, Fürst, welche in der Welt groß geachtet sind, sondern Gott selbst, der unbegreiflich und allmächtig ist, der alles miteinander durch sein Wort erschaffen, alles hat und erhält. Und was bedarf's vieler Worte? Man kann's nicht genugsam sagen. Gott ist über alles und gegen ihn sind alle Kreaturen, Himmel und Erde, und was nur drinnen ist, wie ein Sandkörnlein und wie der Prophet Jesaias Kap. 40 sagt, wie ein Tropfen, so im Eimer bleibt, und wie ein Scherflein, so in der Wage bleibt, ja wie ein Stäublein. Der ist der Geber und mag wohl ein großer Gebhart genannt werden, daß wir billig, wenn man hört, daß Gott gibt, alle Kaiser und Könige mit ihren Gaben und Personen für ein lauter Nichts halten sollten und unsere Herzen um solchen Gebers willen so schwellen und sich aufblasen sollten, daß alles, was nur zu erdenken ist, dagegen klein und nichts geachtet werden soll. Denn was kann man Größeres oder Herrlicheres nennen oder erdenken, denn Gott der Allmächtige selber ist?

Zum andern siehe die Weise an, auf welche Gott gibt, so findest du, daß Gott, der größte und höchste Geber, auf solche Weise gibt, die auch über alle Maß ist. Denn, das er gibt, gibt er nicht als einen verdienten Lohn, aus Pflicht, sondern, wie die Worte lauten, aus Liebe. Ist deshalb ein solcher Geber, der von Herzen und aus grundloser und göttlicher Liebe gibt, wie er sagt: Gott hat die Welt geliebt.

Nun ist ja keine größere Tugend unter allen weder bei Gott noch bei den Menschen denn die Liebe. Wie wir sehen: was einer lieb hat, da setzt er seinen Leib und Leben dran und wagt darum gern und willig alles, was er hat. Geduld, Keuschheit, Mäßigkeit usw.

sind auch wohl feine Tugenden, aber der Liebe nirgend gleich, die es gar ist als die alle andern Tugenden in sich schließt und mit sich bringt. Also auch, wer fromm und gerecht ist, der tut niemand Unrecht oder Schaden, viel weniger nimmt er dem andern das Seine, ja, gibt jedermann das Seine, gibt Lohn und Vergeltung um Verdienst und Wohltat. Wen du aber lieb hast, dem ergibst du dich gar, und er findet dich willig, lustig und bereit in alle dem, darin er deines Rats oder Hilfe bedarf.

Also sagt hier Christus auch, daß unser Herrgott uns gebe, nicht aus Geduld, Recht noch Verdienst, sondern aus der höchsten Tugend, die da heißt Liebe. Da sollte uns das Herz auch wachsen und alle Traurigkeit verschwinden, wenn wir solche grundlose Liebe göttlichen Herzens in die Augen faßten und mit Herzen glaubten, daß Gott der höchste und größte Geber ist und so gibt, daß es aus der höchsten Tugend herfließt.

Solche Weise zu geben, wenn's aus rechter Liebe herkommt, macht das Geschenk auch köstlicher und größer, wie man pflegt zu sagen: Das ist mir lieb, es kommt von lieber Hand; wenn man weiß, daß das Herz da ist. Wiederum wo man am Herzen zweifelt, achtet man des Geschenks auch nicht groß. Denn man sieht das Geschenk nicht so hoch an als das Herz; dasselbe bringt ein groß Gewicht zum Geschenk.

Darum, wenn uns Gott nur ein Auge oder einen Fuß oder eine Hand gegeben hätte, und wir wüßten das gewiß, daß er solches aus göttlicher, väterlicher Liebe getan hätte, sollte uns solch einig Auge, Fuß oder Hand lieber sein denn sonst tausend Augen, Füße oder Hände. Solcher Liebe nach sollten wir alle seine Gaben wert, hoch und herrlich achten, sonderlich aber, was von ihm uns zur Seligkeit und Stärkung unsers Glaubens ist eingesetzt, als die heilige Taufe, das hochwürdige Sakrament des Leibes und Blutes Christi usw. Solches soll uns alle Tage sein wie ein Himmelreich. Denn ob es schon vor der Welt nicht scheint, dennoch spürt man da Gottes große Liebe, die er zu uns hat. Das sind nun zwei Stücke, die da groß sind: Der Geber ist groß, so ist das Herz auch groß, daraus das Geben herfließt.

Zum dritten die Gabe oder das Geschenk ist auch groß und unaussprechlich. Was gibt der große Geber aus seinem großen, göttlichen Herzen? Seinen einigen Sohn. Das heißt ja gegeben nicht einen Groschen noch Gulden, nicht eine Kuh noch Pferd, nicht ein Auge noch Fuß noch Hand, nicht ein Königreich, ja nicht den Himmel mit der Sonne und Sternen noch die ganze Kreatur, sondern er gibt seinen eingebornen Sohn, der so groß ist als er selber.

Solch Geschenk sollte ja eitel Feuer und Licht in unsern Herzen machen, daß wir nimmermehr aufhörten, vor Freuden zu tanzen und springen. Denn gleichwie der Geber, Gott selbst, und die Meinung, d. i. seine herzliche Liebe, unendlich und unaussprechlich ist, also ist die Gabe auch, daß er seinen einigen Sohn gibt. Denn weil er den Sohn gibt, was behält er? Er gibt sich selbst mit allem, das er hat, zugleich mit dem Sohn. Wie St. Paulus Röm. 8, 32 sagt: Welcher seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Es muß alles mit dem Sohn gegeben sein, es heiße Teufel, Sünde, Tod, Hölle, Himmel, Gerechtigkeit, Leben. Alles muß unser sein, weil der Sohn als ein Geschenk uns gegeben und unser ist, in welchem alles miteinander ist Coloss. 2, 21—23.

Darum so wir recht glauben und dieses edle Geschenk durch den Glauben empfangen und annehmen, so muß alle Kreatur, sie sei gut oder böse, Leben oder Tod, Himmel oder Hölle, uns zum Besten dienen, wie St. Paulus sagt 1. Kor. 3, 21—23: Es ist alles euer; es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige: alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes. Denn wo wir solche Gaben recht ansehen und betrachten wollen, so müssen wir bekennen, daß es ein Geschenk sei über alles im Himmel und Erden. Was ist Gold, Silber, Pracht und Herrlichkeit der Welt gegen diesen Schatz? Nicht so viel als ein Mohnkorn gegen einen goldenen Berg.

Aber da ist der leidige Unglaube, wie Christus hernach selbst klagt, und die große greuliche Finsternis, daß wir von solchen edlen Geschenk und Schatz hören und dennoch nicht glauben, und solche herrliche und tröstliche Worte an den Ohren vorüberrauschen und das Herz ihrer dennoch nicht inne wird. Wo ein wohlfeiler Kauf an einem Hause oder Schlosse ist, da läuft man so mit Ernst darnach, als wäre unser Leben gar auf das zeitliche Gut gesetzt. Hier aber, da man so herrlich predigt, daß Gott seinen Sohn aus lauter Liebe geschenkt habe, da sind wir so laß und faul, daß es Sünde und Schande ist. Wer macht's nun, daß wir solche Gabe und Geschenk so gering achten und solche Worte nicht zu Herzen nehmen, stets dran

denken, Gott dafür danken und unsere höchste Freude und Trost sein lassen? Niemand macht es denn der leidige Teufel; der hat unsere Herzen besessen, daß wir so starren und so kalt sind, solche herrliche Predigt vorübergehen lassen und uns dieweil mit andern zeitlichen Sorgen bekümmern. Darum habe ich am Anfang gesagt, man sollte mit diesen Worten alle Tage aufstehen und damit niedergehen, daß wir's doch ein wenig ins Herz bildeten und Gott für solche unaussprechliche Wohltat auch zu Zeiten dankten. Das sind drei Stücke: der Geber, die Liebe und die Gabe, Jesus Christus, mit welchem es alles gar und gar gegeben ist.

Zum vierten ist auch zu merken das Wörtlein „gab". Der höchste Geber gibt aus der höchsten Tugend, aus seiner grundlosen Liebe die höchste Gabe, seinen einigen Sohn. Er rechnet die Gabe nicht für Lohn noch für Verdienst; er gibt also, daß es eine Gabe bleiben soll und weder geborgt, geliehen noch bezahlt heißen; dafür soll man nichts geben und nichts mehr tun, denn daß man die Hand herhalte und solchen Schatz willig und gern annehme. Er will dir den Schatz nicht allein weisen und dich ihn fühlen lassen, sondern der Schatz soll dein eigen sein: nimm nur! Ach, daß es Gott erbarmen müsse, daß nicht Herzen und Hände da sind, welche solch Geschenk annehmen, wie es uns dargeboten wird, daß es unser gar sein und bleiben soll bis in das ewige Leben!

Aber hier rate nun einer, wie die Leute heißen, von denen man sagt, man könne einem wider seinen Dank nichts geben! Wenn ein reicher, milder Fürst einem armen Bettler, der weder um noch an hätte und des Hungers sich nicht erwehren könnte, aus Barmherzigkeit ein Schloß mit zehntausend Gulden jährlichen Einkommens schenkte und ihn als einen Herrn einsetzte und spräche: Das will ich dir alles umsonst schenken, und der Bettler wendete ihm den Rücken und antwortete: Ich will's nicht haben — würde nicht alle Welt über den Bettler schreien und sagen, man hätte nie einen tolleren und unsinnigeren Menschen gesehen, er sollte nicht ein Mensch, sondern ein Vieh sein? Das tut man vor der Welt.

Nun aber wird der Welt hier nicht ein Schloß noch Fürstentum, Königreich noch Kaisertum angeboten, sondern Gottes Sohn selbst, und Gott heißt und spricht: Halt doch die Hand her, nimm doch! und will, daß wir nur Nehmer sein sollen. Aber die es nicht haben wollen und Gott den Rücken wenden, die sind eben wir selber. Da rechne du nun, was für eine große und greuliche Sünde der Unglaube sei. Denn es ist ja nicht menschlich, daß man sich wider ein Geschenk sperren solle und es nicht haben wolle.

Darum sieht man hier wohl, wie die ganze Welt so toll und töricht und mit dem Teufel besessen ist, daß sie sich solcher Gaben nicht freut und es an dem allein mangeln läßt, daß sie nicht zugreift und nimmt, was ihr angeboten wird. Wenn es ein Gulden oder ein neuer Rock wäre, da würde man mit beiden Händen zugreifen und fröhlich sein. Aber weil es Gottes Sohn selber ist, stellt sich jedermann, als bedürfte man seiner nicht. Dies ist das vierte Stück. Es soll schlechthin Gabe heißen: wir sollen nicht drum dienen noch die Gabe bezahlen.

Zum fünften ist der Nehmer hier auch mit Namen abgemalt und heißt die Welt. Das ist ja nicht allein ein undankbarer, sondern auch ein schändlicher, verdrießlicher Nehmer, sonderlich, wenn man die Welt gegen das Geschenk halten und rechnen will. Denn womit verdient die Welt solche Liebe und Geschenk Gottes, welche des Teufels Braut, Gottes Feind und der größte Gotteslästerer ist? Denn nach dem Teufel hat Gott keinen größern Feind denn die Welt. Denn außer Christo sind wir alle des Teufels Kinder. Dennoch steht hier, Gott habe die Welt also geliebt, daß er seinen einigen Sohn gab.

Dies Stück schreibe auch in dein Herz! Und weil du gehört hast, was Gott sei und was das Geschenk sei, das er aus Liebe gibt, so höre auch und lerne, was die Welt sei, nämlich ein großer Haufe Leute, die Gott nicht glauben, die Gott in seinem Wort Lügen strafen, ja die Gottes Namen und Wort lästern, schmähen und verfolgen; darnach, die Vater und Mutter ungehorsam, Mörder, Ehebrecher, Verräter, Diebe und Schälke sind, und so fort an, wie wir leider täglich sehen und erfahren, daß eitel Untreue, Gotteslästerung, Schande und Laster in der Welt regieren. Derselben lieben Braut, der goldenen Tochter, d. i. dem größten Gottesfeind und Lästerer, schenkt Gott seinen Sohn aus lauter Liebe.

Dies Stück macht ja die Gabe auch groß, daß unser Herrgott sich nicht dran kehrt, daß wir so böse Buben sind, sondern verschlingt auf einen Bissen alle Laster und Sünde, dadurch die Welt seinen Namen und Wort schändet und in allem Ungehorsam gegen Gott lebt. Denn weil der Geber so groß ist und das Geschenk so edel, sollte ihn billig die Untugend zurücktreiben; denn der Welt Sünden sind unzählig. Aber Gott überwindet sich und stellt alle Sünden der

ersten und andern Tafel hintenan und will's nicht wissen; ja eben um solcher Sünde und solches Jammers und Elends willen, darin wir armen Sünder stecken, oder, wo es ohne Gottes Hilfe wäre, ewiglich verderben müßten, läßt er uns solche Liebe und Gabe widerfahren.

Sollte man nicht solchen gnädigen Gott auch von Herzen wiederum lieb haben und sich alles Gutes zu ihm versehen, welcher die Sünde vergibt und die arge, undankbare Welt mit allen Sünden, die unzählig sind, nichts entgelten läßt? Denn weil eines jeden Menschen eigene Sünden unzählig sind, wer wollte der ganzen Welt Sünde zählen? Dennoch steht hier, daß Gott der Welt alles schenken und verzeihen wolle. Denn da muß eigentlich Vergebung der Sünden sein, weil Gott die Welt lieb hat, die ihn lästert. Da sollten wir unsere Herzen auftun und solcher Liebe weiter nachdenken, weil Gott der Welt, die sein natürlicher Feind ist, so viel geben kann, daß er sich ihr selbst gibt. Daß ja nichts anderes da zu gewarten noch zu hoffen sei denn lauter Gnade und Freundlichkeit, es gehe gleich in diesem zeitlichen Leben, wie es wolle, wohl oder übel, daß man dennoch sich an diese Liebe halte und sich alles Gutes zu Gott um Christi willen versehe.

Aus solchen Gedanken sollte ein Herz fröhlich und guter Dinge werden, daß Gott zufährt und seinen lieben Sohn solchen bösen Buben schenkt. Denn ich muß selbst bekennen, daß ich im Papsttum fünfzehn Jahre lang Messe gehalten und Christum gekreuzigt und allerlei Greuel und Abgötterei im Klosterleben getrieben habe. Solch abgöttisch Leben hat Gott nicht nach meinem Verdienst gestraft, sondern mir seinen lieben Sohn offenbart und sich selbst: so lieb hat er mich, daß er aller meiner Bosheit vergißt. Also besudelt sich die Welt mit mancherlei Sünde: dennoch hat Gott seine Liebe scheinen lassen und den Sohn, welchen er der Welt zuvor geschenkt, durchs Evangelium wieder offenbart, daß wir diese herrliche Predigt wieder hören und verstehen, daß Gott mit der Welt nicht zürne, sondern sie lieb habe, weil er ihr seinen Sohn schenkt.

Aber, o Herr Gott, daß wir so undankbar sind und solche Freude so gar nicht in uns empfinden! Sollten wir doch so froh werden und ihm nicht allein gern dienen, sondern auch alles gern um seinetwillen leiden und dazu lachen, wenn wir sollten sterben um des willen, der uns einen solchen Schatz gegeben hat. Sollte ich mich nicht gern brennen lassen im Feuer, wenn ich solches glaube? Aber Dank habe unser Unglaube, der solche Freude verhindert und sich nach andrer Freude in der Welt in des Teufels Namen umsieht, die doch alle umsonst und verloren ist. Das sind nun fünf Stücke, die alle groß sind: der Geber, die Liebe, das Geschenk, das Geben und der Nehmer oder die Person, welcher gegeben wird.

Nun folgt das sechste Stück: was Gott mit solchem Geschenk meint. Er gibt's nicht dazu, daß es uns schädlich oder ein Gift sein soll, wie er auch sein Wort, Taufe, Sakrament gibt, nicht zu unserm Schaden, sondern zu unserm Heil und Besten, sondern es soll dazu dienen und geschenkt sein, daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Hier hörst du, daß es nicht darum zu tun ist, daß wir davon groß Geld, Gut, Ehr, Gewalt oder auch die ganze Welt hier eine kleine kurze Zeit haben und Herren darüber seien (denn wenn wir gleich dies alles hätten, wären wir nichtsdestoweniger gleichwohl unter des Teufels Gewalt), sondern daß wir sollen der Sünden, des Todes und der Hölle frei und ewig unverloren sein. Das soll diese Gabe, d. i. Gottes Sohn, uns aus lauter Liebe geschenkt, wirken und ausrichten, daß dem Teufel der Kopf zertreten, die Hölle ausgelöscht sei und wir aus dem ewigen Jammer kommen sollen. Die hohe Gabe soll das wirken, daß die Hölle zugestopft werde und wir für ein schwach Herz ein sicher, fröhlich Herz haben und nicht allein das, sondern daß wir auch das Leben haben, und dazu das ewige Leben. Das lasse eine reiche, herrliche, ja unaussprechliche Gabe sein! Dafür sei dem großen, barmherzigen Gott Lob und Ehre in Ewigkeit! Amen.

Wer nun sein Herz aufblasen könnte, der hätte hier ja Ursach genug dazu, sintemal wir hier aus dem Munde des Herrn Christi selber hören, daß er uns dazu geschenkt sei, daß die Hölle zugeschlossen und der Himmel uns aufgeschlossen sein soll, ja daß das ewige Leben unser sei und bleibe und der Tod nimmermehr gesehen, sondern eitel Freude sein soll durch diese gewisse Zuversicht, daß wir einen gnädigen Gott im Himmel haben, der uns lieb hat und aus lauter Liebe seinen Sohn gibt, auf daß wir nicht verloren, sondern das ewige Leben haben sollen.

Das sind ja Worte, die wir in diesem Leben nicht genugsam lernen oder begreifen können. Darum soll ein Christ täglich bitten, daß Gott diese Worte durch seinen Heiligen Geist ihm ins Herz drücken und darin anzünden wolle, so möchten wir denn rechte Gottes-

gelehrte werden, die von Christo recht reden und alle andere Lehre urteilen und willig alles über solchem Glauben leiden könnten, was Gott uns zuschickt. Weil aber das nicht geschieht und wir solche Predigt schlecht hören mit den Ohren, aber nicht zu Herzen nehmen, daß sie fest haften bliebe und Frucht bringen könnte, bleiben wir heuer wie voriges Jahr, heut wie gestern, daß es wohl Schad und Schande ist, daß wir mit sehenden Augen so starrblind und mit hörenden Ohren taub sind. Und ohne Zweifel werden die Verdammten am jüngsten Tag drüber klagen und schreien, daß sie solche trostreiche Worte so vergebens in die Luft predigen lassen und nicht angenommen haben.

Zum siebenten: Was ist die Weise, damit man solch Geschenk nehmen soll? Welches ist die Tasche oder das Kästlein, darein man diesen teuren und edlen Schatz legt? Denn an solchem ist sehr viel gelegen. Dasselbe zeigt Christus an mit dem Wort, da er sagt: Auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Das ist ein klar, hell Zeugnis, daß allein der Glaube, d. i. die Zuversicht auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, durch Christum der rechte Beutel oder Sack sei, den wir aufhalten und solche Gabe darein empfangen und fassen sollen. Denn gleichwie Gott durch die Liebe Geber ist, also sind wir durch den Glauben Nehmer. Da gilt kein Werk oder Verdienst, daß wir in ein Kloster laufen, dies oder das tun wollten. Unsere Werke gehören zu solchem großen Schatz gar nicht; das allein gehört dazu, daß man durch den Glauben die Hände aufhalte, still halte und sich geben lasse. Also wird dieser Schatz von Gott gegeben durch die Liebe und von uns weggenommen und empfangen durch den Glauben, d. i. wenn wir glauben, wie wir hier hören, Gott sei gnädig und barmherzig und beweise solche Barmherzigkeit und Liebe gegen uns damit, daß er seinen eingebornen Sohn läßt Mensch werden und auf ihn alle unsere Sünde wirft, wie Johannes der Täufer (Joh. 1, 29) aus dem Propheten Jesaias sagt: Das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.

Wer solches glaubt, der ist gewiß selig. Denn das Geschenk ist ja so groß, daß es Tod und alles Unglück verschlingt. Gleich als wenn man ein Tröpflein Wassers in einen großen Feuerofen gösse, also sind aller Welt Sünden gegen diesen Schatz zu rechnen. Sobald sie Christum anrühren und dieser Schatz durch den Glauben gefaßt wird, so sind sie verschlungen und aufgefressen, wie ein Strohhalm vom großen Feuer verzehrt oder ein Sandkörnlein vom weiten Meer verschlungen wird.

Das will der Text: Also hat Gott die Welt geliebt usw. Es sind goldene und lebendige Worte. Gott gebe, daß wir sie recht mit dem Herzen fassen mögen! Denn wer sie gefaßt hat, den wird weder Teufel, Sünde noch Tod schrecken können, sondern wird fröhlich sein und in gewisser Zuversicht sagen: Ich bin unerschrocken; denn ich habe Gottes Sohn, welchen mir Gott aus Liebe geschenkt hat; das kann nicht fehlen; denn da steht Gottes Wort, das heilige Evangelium, welches davon zeugt. Dein Wort aber, o Herr, und dein Sohn Jesus werden mich nicht betrügen, auf denselben traue ich und baue ich. Wo ich aber nicht stark genug bin im Glauben, so gib doch Gnade, daß ich's fester glaube; denn sonst kann ich zu solchem hohen Geschenk und Liebe nichts tun.

Daß also jedermann lerne je länger je mehr sich solches Geschenkes trösten! Denn es muß geglaubt sein, wie du von Christo selber hörst. Je fester aber der Glaube ist, je mehr Freude, Lust und Sicherheit man im Herzen befindet, daß man darnach alles gern tut und leidet, was man nur weiß, das Gott fordert und haben will. Alles aber darum, daß Gott gnädig ist und eitel Liebe gegen uns gehen lassen will.

Ja, sprichst du, wenn ich so fromm und heilig wäre als Petrus, Paulus, die heilige Jungfrau Maria usw., so wollt ich gern glauben und mich solches Geschenks auch trösten. Dieselben sind heilig und denselben ist ohne Zweifel solch Geschenk vermeint. Wie komme aber ich armer Sünder dazu, daß ich gewiß werde, daß ich mich des Geschenkes annehmen sollte, der ich doch Gott so mancherlei Weise erzürnt und so oft beleidigt habe? Solche Gedanken bleiben nicht außen, wenn bei solcher Predigt das Herz sich recht ansieht und an seine bösen Handlungen denkt. Da soll man sich hüten, daß man nicht außer dem Worte Gottes gehe, noch solchen Gedanken zu lange nachhänge, sondern man soll sich bald wieder zum Wort kehren und nach demselben urteilen. Denn solche Gedanken sind nichts denn der rechte Unglaube, welcher uns von solchem Geschenk und tröstlicher Predigt abziehen will.

Nun kann man dem Unglauben mit nichts anders wehren denn mit dem Worte Gottes. Dasselbe predigt uns unser Herr Christus selbst, daß wir ja keine Ursache haben, an solcher Predigt und Wort zu zweifeln, und spricht, sein Vater im Himmel, der rechte, ewige Gott, habe die Welt also geliebt, daß er ihr seinen eingebornen Sohn gegeben habe. Nun mußt du ja

und alle Menschen bekennen, daß die Welt nicht heiße Maria, Petrus, Paulus usw., sondern Welt heißt das ganze menschliche Geschlecht auf einen Haufen durch und durch. Glaubst du nun, daß du kein Mensch bist? Ob du solches nicht glauben noch wissen könntest, so greif dir selbst in den Busen oder nach der Nase, ob du nicht sowohl ein Mensch seist als andre Leute. Warum willst du dich denn aus dem Wörtlein „Welt“ ausschließen, weil Christus mit hellen, klaren Worten heraussagt, Gott habe seinen Sohn nicht allein der Jungfrau Maria, St. Peter noch St. Paul gegeben, sondern der Welt, daß sich alles seiner annehmen soll, was nur Menschenkinder heißt?

Wenn ich mich nun seiner nicht annehmen wollte, als hätte ich kein Teil an ihm und du wolltest dich seiner auch nicht annehmen, so müßte ja folgen, daß diese Worte Christi nicht wahr wären, da er sagt, er sei der Welt gegeben. Darum sollst du aus solchen Worten das Widerspiel schließen, daß du dich dieses Geschenks ebensowohl solltest annehmen und dran nicht zweifeln, er gehöre dir sowohl als St. Peter und St. Paul, weil du sowohl ein Mensch bist als sie und ein Stück der Welt. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gegeben dem Teufel, auch nicht den Hunden oder Gänsen, sondern hat ihn gegeben uns Menschen. Darum soll man Gott nicht Lügen strafen in seinem Wort noch sagen: Wer weiß, ob ich auch unter denen sei, welchen dieser Sohn geschenkt und das ewige Leben durch ihn verheißen ist? Denn das heißt unsern Herrgott zum Lügner gemacht.

Darum, wo dir solche Gedanken einfallen, so schlag das Kreuz vor dich, als wäre der Teufel selbst da, und lasse dich solche Gedanken nicht betrügen, sondern sprich: Was frage ich darnach, daß ich nicht Petrus noch Paulus bin? Wenn Gott diesen Schatz nur ihnen und ihresgleichen hätte geben wollen, die es würdig gewesen wären, würde er ihn den Engeln gegeben haben, welche reine und unbefleckte Geister sind, oder der Sonne und Mond, die stets ihren gewissen Lauf haben nach Gottes Ordnung. Aber hier steht, er habe ihn der Welt gegeben; dieselbe ist würdig, wie wir droben angezeigt haben. Darum ob ich gleich weder Petrus noch Paulus bin, will ich dennoch von diesem Geschenk unausgeschlossen sein, ja ebensoviel dran haben als David und alle Apostel. Und zwar was ist David gewesen? Hat er nicht auch grob und schwer gesündigt? Wer sind die Apostel gewesen? Sind sie nicht alle Sünder und unwürdig gewesen?

Derhalben soll niemand diesem Argument folgen: Ich bin ein Sünder, bin nicht heilig noch fromm wie St. Peter, darum darf ich mich dieses Geschenks nicht annehmen noch trösten. Bei Leibe nicht! sondern sprich also: Ich sei, was ich wolle, so muß ich dennoch meinen Gott nicht Lügen strafen. Denn ich gehöre ja in die Welt. Darum wenn ich mich solches Geschenks nicht annehmen wollte, so täte ich über alle andre Sünde auch diese, daß ich Gott Lügen strafte.

Ja, sprichst du, wenn mir's Gott insonderheit zusagte, so wollte ich's glauben, könnte dann auch gewiß sein, daß es mir gälte. Nein, lieber Freund, er redet's insgemein, daß dieser Sohn und das ewige Leben aller Welt zugesagt und geschenkt sei, auf daß er gar niemand ausschließe. Denn weil er alle Menschen begreift, so kann weder ich noch du noch jemand dran zweifeln. Wer sich aber selber ausschließt, der wird darum Antwort geben müssen. Ich will sie nicht richten, spricht er, sondern ihr eigen Mund wird sie richten, weil solches Geschenk der ganzen Welt verheißen und gegeben ist, das sie aus eigenem Unglauben wider Gottes Wort dennoch nicht haben annehmen wollen. Wiewohl, wenn man es recht bedenken will, so sind die Sakramente der Taufe und des Leibes und Blutes Christi von unserm Herrn Christo eben dieser Ursache halber eingesetzt, daß ein jeder insonderheit solches Geschenk sich zueignen und für das Seine halten und brauchen soll.

Dies sei auf das Einfältigste von diesen Worten gesagt! Es ist eine rechte, schöne Predigt, die man nimmermehr auslernen kann. Denn es ist die Hauptlehre, darauf wir sterben und selig werden sollen, in welcher uns Christus auf das Reinste und Lieblichste vorgebildet ist, daß er unser eigen sei, vom Vater aus lauter Liebe geschenkt, welche Liebe er als ein gnädiger Gott gegen die böse undankbare Welt hat. Das mag nun jedermann lernen, was wir Christen für einen Schatz und Trost haben, was die Welt und Gott sei und wie wir zu solcher Gnade allein durch den Glauben kommen. Denn die Predigt von guten Werken, welche nach solchem Glauben durch den Heiligen Geist folgen sollen, gehört an einen andern Ort. Hier handelt man allein von dem, was wir von Gott empfangen und wie wir's annehmen und fassen sollen.

Wir wollen Gott anrufen, daß wir's also mögen glauben und fröhlich darüber alles leiden und sterben und ewig selig werden. Dazu helfe uns unser lieber Gott durch seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum! Amen.

6. Reformationspredigt.*)

Joh. 14, 23—31: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. Wer aber mich nicht liebt, der hält meine Worte nicht. Und das Wort, das ihr hört, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Solches habe ich zu euch geredet, weil ich bei euch gewesen bin. Aber der Tröster, der Heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird's euch alles lehren und euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe. Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe: Ich gehe zum Vater; denn der Vater ist größer denn ich. Und nun habe ich's euch gesagt, ehe denn es geschieht, auf daß, wenn es nun geschehen wird, daß ihr glaubt. Ich werde hinfort nicht viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst der Welt und hat nichts an mir. Aber auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und ich also tue, wie mir der Vater geboten hat: stehet auf und lasset uns von hinnen gehen.

Diese Worte des Herrn Christi: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten" usw. verursachen sich daher, daß kurz zuvor der Herr Christus auch fast auf diese Weise geredet hatte (Joh. 14, 21): „Wer mein Wort hält, der liebt mich und ich will ihn auch lieben und will mich ihm offenbaren." Deswegen fragt der fromme Judas, aber nicht der Ischarioth (V. 22): „Was willst du dich allein uns offenbaren und nicht der ganzen Welt?" Auf diese Frage antwortet hier der Herr Christus. Und man sieht allhier den fleischlichen und jüdischen Gedanken der Apostel, daß sie auf ein weltliches Reich des Herrn Christi hofften und die Obersten darin sein wollten: wie sie sich denn darum zanken, wer der Größte darin sein soll; und da haben sie sich bereits in die Länder geteilt. Also sind noch heutigentags die Juden gesinnt und hoffen auf einen weltlichen Messias.

Deswegen, weil hier der Herr Christus sagt: „Wer mein Wort hält, den will ich lieben und mich ihm offenbaren", spricht Judas: Sollen wir's denn allein sein? Soll es so eine dünne Offenbarung sein? Soll sie nicht aller Welt offenbar werden, zugleich Juden und Heiden? Was soll das sein? Sollen wir dich allein erben und die Heiden sollen nichts wissen? Dieser falsche jüdische Wahn ist in den Aposteln. Deswegen beschreibt allhier dies Evangelium des Herrn Christi Reich und bildet's viel anders den Jüngern vor; gleich als wollte er sagen: Nein, es hat die Welt ein viel andres Reich, lieber Judas, ich rede also davon: Wer mich liebt, der wird mein Wort halten und ich werde bei ihm sein mit meinem Vater und dem Heiligen Geist und werden Wohnung bei ihm machen. Diese Wohnung heißt Gottes Wohnung, wie Jerusalem Gottes Wohnung genannt ward, das er sich selber erwählt hatte: Hier ist mein Herd, Haus und Wohnung. Wie noch heutigentags die Kirchen Gottes Wohnungen genannt werden um des Wortes und Sakraments willen. Ich meine ja, Christus tut allhier einen scharfen Spruch, weissagt allhier und vergißt der Wohnung Jerusalem, da alle Propheten sagen: Hier will ich wohnen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Diese Wohnung reißt der Herr Christus ein und macht und baut eine neue Wohnung und ein neues Jerusalem, nicht von Steinen und Holz, sondern, wer mich liebt und mein Wort hält, da soll mein Schloß, Kammer und Wohnung sein.

Damit gibt Christus Antwort der Streitsache von der wahren Kirche. Denn ihr hört noch heutigentages, wie sich unsere Papisten rühmen und sprechen: Die Kirche, die Kirche! Und es ist wahr: Christus will seine Wohnung haben, wo der Vater und der Heilige Geist sein und wohnen wollen. Die ganze Dreifaltigkeit wohnt in der wahren Kirche: was die wahrhaftige Kirche tut und ordnet, das tut und ordnet Gott. Da ist nun die neue Kirche eine andere Wohnung denn Jerusalem, reißt alle Prophezeiungen von Jerusalem ein, als wäre Jerusalem vor seinen Augen nichts, und er macht eine andere Wohnung, die christliche Kirche. Darin sind wir mit den Papisten eins, daß eine christliche Kirche sei; Christus aber will auch sonst in dem Lande sein. Es sind treffliche und herzliche Worte, daß Gott zu uns herunterkommen will; er will zu uns kommen und wir brauchen nicht hinaufzuklettern; er will bis an der Welt Ende bei uns sein: Da wohnt der Heilige Geist, wirkt und schafft alles in der christlichen Kirche.

Was ist aber der Zwiespalt zwischen den Papisten und uns? Antwort: über der wahren christlichen

*) Gehalten bei der Einführung der Reformation zu Leipzig am 24. Mai 1539.

Kirche. Soll man denn nicht der christlichen Kirche gehorsam sein? Ja traun, alle Gläubigen sind's schuldig. Denn also gebietet St. Petrus (I, 4, 11): „So jemand redet, daß er's rede als Gottes Wort." Will jemand predigen, so schweige er seiner Worte und lasse sie im weltlichen und Hausregiment gelten; allhier in der Kirche soll er nichts reden denn dieses reichen Hauswirts Wort: sonst ist es nicht die wahre Kirche. Darum soll es heißen: Gott redet. Muß es doch also gehen auf dieser Welt: so ein Fürst regieren will, so muß seine Stimme in seinem Lande und Hause klingen. So nun das in diesem elenden Leben geschieht, vielmehr sollen wir Gottes Wort klingen lassen in der Kirche und im ewigen Leben. Alle Untertanen und Obrigkeiten müssen gehorsam sein ihres Herrn Wort. Es heißt Haushaltung. Darum führt ein Prediger Gottes Haushaltung vermöge und kraft seines Befehls und Amtes, und darf nicht anders sagen, denn was Gott sagt und gebietet. Und ob man gleich auch viel Geschwätzes macht außerhalb Gottes Wort, so ist dennoch die Kirche in dem Plaudern nicht, und sollen sie toll werden; sie schreien nur: Kirche, Kirche! man soll den Papst und die Bischöfe hören!

Wenn sie aber gefragt werden, was die christliche Kirche sei, was sie redet und tut, antworten sie: Die Kirche sieht auf den Papst, Kardinäle und Bischöfe! Das ist nicht wahr. Deswegen müssen wir auf Christus sehen und ihn hören, wie er die wahre christliche Kirche beschreibt wider derselbigen falsches Geschrei. Denn man soll und muß Christo und den Aposteln mehr glauben, daß man rede Gottes Wort, und tun, wie St. Petrus und allhier der Herr Christus spricht: Wer da hält mein Wort, da ist meine Wohnung. Da ist der Bauherr: mein Wort muß darin bleiben oder es soll nicht mein Haus sein. Unsere Papisten wollen's besser machen. Christus spricht: Wir wollen Wohnung bei ihm machen, und wirkt allda der Heilige Geist. Es muß ein Volk sein, das mich liebt und meine Gebote hält. Das will er kurzum haben.

Hier redet Christus nicht, wie der Bau der Kirche geschehe, wie er droben von der Wohnung geredet. Wenn sie aber aufgebaut ist, da sei das Wort gewiß und ein Christ soll nichts hören denn Gottes Wort. Sonst, im weltlichen Regiment, hört er ein andres, wie man die Bösen strafen und die Frommen schützen soll, und von der Haushaltung. Aber allhier in der christlichen Kirche soll es also sein ein Haus, da allein Gottes Wort schalle. Laß sie sich deswegen toll Kirche, Kirche! schreien: ohne Gottes Wort ist es nichts. Meine lieben Christen sind beständige Bekenner im Wort, im Leben und im Tode, sie wollen von dieser Wohnung nicht lassen, so lieb haben sie diesen Fürsten; hier hilft weder Gnade noch Ungnade, sie lassen Land und Leute, Leib und Leben drüber fahren. Also liest man von einem römischen Hauptmann, einem Märtyrer, da ihm alles genommen ward, hat er gesagt: Das weiß ich, daß sie mir meinen Herrn Christum nicht nehmen sollen. Darum spricht ein Christ: Den Christus will ich haben und sollte ich alles darüber fahren lassen; was ich nicht mitnehmen kann, das bleibe! allein Christus ist mir genugsam. Derhalben sollen alle Christen fest und standhaftig sein auf dem bloßen Worte, aus dem Vermögen, so Gott darreicht.

Seht, wie schwach es zugeht! Siehe die Taufe, daß sie Wasser ist, woher ist die Heiligung und Kraft? Vom Papste? Nein, sondern von Gott, der da sagt (Mark. 16, 16): „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden." Denn der Papst setzt das Vertrauen aufs geweihte Wasser. Woher, Papst? wer hat euch die Macht gegeben? Die Kirche! Ja wahrlich, wo ist's geschrieben? Im Rauchloch! Derwegen ist das geweihte Wasser das Bad des Satans, der die Leute lähmt, blendet und weiht außer dem Worte; aber in der Kirche soll man nichts lehren und predigen außer und ohne Gottes Wort. Denn, spricht der Pfarrer, der da tauft: ich taufe dich nicht, sondern ich bin nur das Werkzeug des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes; das ist nicht mein Werk.

Also wird auch das hochwürdige Sakrament gereicht, nicht durch Menschen, sondern nach Gottes Befehl; wir leihen nur die Hände dazu. Meint ihr, daß das eine geringe Speise sei, daß man einem armen, verdammten Sünder zur Vergebung der Sünden nicht allein die Seele, sondern auch den sterblichen Leib speist, daß der Leib auch leben soll? Das ist Gottes Vermögen, dieses Haushalters, nicht Menschen.

Also auch in der Absolution; da wird ein betrübter Sünder losgesprochen. Aus was für Kraft und Befehl? Nicht aus Menschen, sondern aus Gottes Befehl. Siehe, da reiße ich dich durch Gottes Kraft aus des Teufels Reich und setze dich in Gottes Reich. Also unser Gebet, welches alles von Gott erlangt, nicht durch seine Kraft, oder daß es solches vermöchte, sondern dieweil es auf Gottes Verheißung traut. In der Welt zwar sieht man, wie schwer es sei, vor den römischen Kaiser zu kommen und Hilfe zu erlangen:

49*

Hingegen ein frommer Christ kann allezeit mit einem demütigen und gläubigen Gebet vor Gott treten und Erhörung erlangen.

In Summa: es steht in Gottes Kraft das Wort und der Heilige Geist, der uns bereitet zum Gebet; das Wort, das wir glauben, das muß gehen, also daß darnach unser Herz also vermessen werde, daß wir uns Kinder des Vaters nennen. Woher kommt das? Antwort: Von Gott, der uns lehrt beten im Vaterunser und uns das Psalmbüchlein in die Hand gibt.

Das ist's, da Christus und St. Petrus sagen, er, der Herr, wolle in dieser Kirche wohnen, das Wort solle allein darin schallen. In Summa: Die Kirche ist eine Wohnung, daß man Gott lieben und hören soll, nicht Holz oder Steine, nicht das unvernünftige Vieh: es sollen Leute sein, die Gott erkennen, lieben und preisen. Darnach, daß du gewiß Gott in allen Dingen, Kreuz und Leiden vertrauen könnest. Also sollst du wissen, daß es die wahre Kirche sei, ob es auch gleich kaum zwei gläubige Menschen wären. Darum spricht Christus: Wer mich liebt, der hält mein Wort; da will ich wohnen, da habt ihr meine Kirche. Nun, so hüte dich vor des Papstes geschmierter und mit Gold und Perlen geschmückter Kirche! Denn das Gegenteil lehrt hier Christus.

Ach, daß wir's nur auf den Christus wagen könnten und dagegen des Papstes spotten und lachen, weil der Herr Christus hier klärlich sagt, nicht: Wer mein Wort hat, sondern: Wer es hält, der liebt mich und ist auch mein Jünger. Hingegen sind ihrer viele, die zwar das Wort haben, aber dennoch nicht halten und zur Zeit der Not und Anfechtung wohl gar abfallen und Christum verleugnen.

Es wäre auch wohl zu wünschen, daß man allezeit beides behalten könnte, das Wort und das zeitliche Wohlergehen. Aber es ist das liebe Wildbret, der Friede, im Himmelreich gar seltsam. Ist derowegen für eine große Gottesgabe zu erkennen, wenn unter weltlichen Herren Friede ist und gutes Vernehmen. Wo aber nicht, so laß fahren dahin Gut, Ehre, Weib und Kind, damit uns nur dieser Schatz bleibe!

Ich befürchte aber, daß leider unter uns viel Wetterwendische, falsche Brüder und dergleichen Unkraut sein werden. Doch ich will nicht mehr Prophet sein, weil ich nur eitel Böses weissagen muß. Und wer will es auch alles erschöpfen? Es wird sich noch wohl finden. Wir haben's, wir mögen zusehen, daß wir es behalten. Laßt uns aber wacker sein wider den Satan, der uns gedenkt zu sichten wie den Weizen. Denn es kann sein, daß du dein Stücklein Brot habest unter frommer Obrigkeit, so wird dir bald der Teufel nachstellen mit Sicherheit und Vermessenheit, damit du dem Worte Gottes nicht zu viel glaubst oder Raum gibst.

Darum spricht Christus: Meine Schäflein hören mich nicht allein, sondern sie gehorchen und folgen mir auch, sie nehmen täglich zu im Glauben durch das Gehör göttlichen Wortes und rechten, vollkommenen Gebrauch der hochwürdigen Sakramente. Da gibt es Stärke und Trost in dieser Kirche. Hieraus kannst du nun antworten den Schreiern und Speiern, die nichts denn Kirche, Kirche im Munde führen. So sage mir's nun, lieber Papist, was ist denn die Kirche? Antwort: Der Papst und seine Kardinäle. Ei, höre doch, du Ölgötze, wo steht es doch geschrieben in Gottes Wort, daß Vater Papst und Bruder Kardinal die wahre Kirche Christi sei? Vielleicht daher, daß es der schöne Vogel Papagei mit der schwarzen Dohle also geschwatzt haben?

Christus aber sagt dir und mir viel ein anderes, nämlich: Das ist meine Kirche, wo mein Wort lauter und unverfälscht gepredigt und gehalten wird. Daher warnt St. Paulus, daß wir die sollen fliehen und meiden, so uns von Gottes Wort abführen wollen. Denn, wer den Tempel Gottes, der wir sind, entheiligt, den soll Gott wieder schänden (1. Kor. 3, 17). Und also spricht auch St. Petrus (I, 4, 11): Hüte dich! willst du predigen, so sollst du nichts anderes predigen denn Gottes Wort, oder du wirst Gott seine Kirche entweihen.

Wer sonst will Menschensatzungen lehren, der mag es tun in weltlichem und häuslichem Regiment und lasse die Kirche Gottes mit seinen Menschensatzungen zufrieden!

Es will aber Christus mit diesen Worten auch dem Apostel Judas antworten, der sich träumen ließ, Christus würde ein großer, weltlicher Kaiser, und sie, die Apostel, sollten große Herren in den Ländern werden, wenn er sich offenbaren würde. Aber weit gefehlt! Hier sagt's ihnen Christus frei heraus, daß sein Reich nicht sei von dieser Welt, sondern daß sie und alle Gläubigen dasselbe Himmelreich sein sollen, darin Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist selber wohne. Er will nicht Engel, Kaiser, Könige, Fürsten und Herren hineinsetzen; er will selber Haushalter sein, allein reden und tun. Da will ich wohnen, spricht er, und alle Gläubige mit mir, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

7. Kirchweihpredigt.*)

Luk. 14, 1—11: Und es begab sich, daß er kam in ein Haus eines Obersten der Pharisäer auf einen Sabbat, das Brot zu essen; und sie hielten auf ihn. Und siehe, da war ein Mensch vor ihm, der war wassersüchtig. Und Jesus antwortete und sagte zu den Schriftgelehrten und Pharisäern und sprach: Ist's auch recht, auf den Sabbat heilen? Sie aber schwiegen still. Und er griff ihn an und heilte ihn und ließ ihn gehen. Und antwortete und sprach zu ihnen: Welcher ist unter euch, dem sein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt, und er zieht ihn nicht alsbald am Sabbattage heraus? Und sie konnten ihm darauf nicht wieder Antwort geben. Er sagte aber ein Gleichnis zu den Gästen, da er merkte, wie sie erwählten obenan zu sitzen und sprach zu ihnen: Wenn du von jemand geladen wirst zur Hochzeit, so setze dich nicht obenan, daß nicht etwa ein Ehrlicherer denn du von ihm geladen sei, und so dann kommt, der dich und ihn geladen hat, spreche zu dir: Weiche diesem! und du müssest dann mit Scham untenan sitzen. Sondern wenn du geladen wirst, so gehe hin und setze dich untenan, auf daß, wenn da kommt, der dich geladen hat, spreche zu dir: Freund, rücke herauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Dies Evangelium hält uns eine Disputation vor, die hier Christus mit den Juden von dem Sabbat halten muß. Denn sie sind sonderlich wohl geplagt gewesen mit ihrem Sabbat; so plagt sie der Herr hiermit auch und tut es recht gern, tut auch wohl daran. Er, der Herr, hat gemeiniglich auf die Sabbate, daran das Volk zusammenkam wie bei uns am Sonntag, gepredigt und auf die Predigt ein Wunderwerk getan, den armen Leuten zu helfen und sonderlich seine Lehre damit zu bestätigen. Nun konnten die Juden solches Predigen wohl leiden, wo er sie nicht schalt, aber daß er am Sabbat mit den Kranken umging und Wunder tat, des hatten sie keinen Gefallen und hießen es den Sabbat gebrochen.

Nun gehört dies Stück vom Sabbat in die Predigt des Katechismus, da man von dem Gebot sagt: „Du sollst den Sabbat oder Feiertag heiligen.“ Das war sonderlich den Juden ein ernstes Gebot als das dritte in der ersten Tafel und auf den besondern, bestimmten Tag zu halten aufgelegt. Darum war es ihnen kein Scherz um den Sabbat und daher verdrießt sie es, daß Christus eben am Sabbat die Kranken gesund macht, und geben ihm Schuld, als halte er den Sabbat nicht.

Wir aber wissen von Gottes Gnaden, wie der Sabbat zu halten ist. Denn wir haben es von diesem unserm Herrn, dem Sohne Gottes, gelernt. Wahr ist es, es war dem jüdischen Volke zu der Zeit der sonderliche Tag des Sabbats bestimmt, dazu auch eine sonderliche Stätte und sonderliches Geschlecht oder Personen und ein sonderliches Priestertum oder Gottesdienst. Denn das alles mußte allein in ihrem Lande und bei dem Tempel zu Jerusalem geschehen durch die Leviten, so priesterlichen Geschlechts waren, aus welchem und keinem andern mußten allein Kirchendiener sein. Aber wir, so im Reiche Christi, unsers Herrn, sind, sind nicht also an ein Geschlecht oder Stätte gebunden, daß wir allein an einem Orte und aus einerlei Geschlecht oder einerlei ausgesonderte Personen haben müßten, sondern wir sind alle Priester, wie geschrieben steht 1. Petr. 2, 5. 9, daß wir alle zu aller Zeit und an allerlei Orten Gottes Wort und Werk verkündigen sollen und aus allerlei Personen, Geschlecht und Ständen sonderlich zum Predigtamt berufen werden mögen, so die Gnade und Verstand der Schrift haben, andere zu lehren.

Dort mit dem jüdischen Volke hat es müssen also sein, daß sie einen gewissen, sonderlichen, bestimmten Tag, gleichwie auch einen besonderen Stamm, Personen und Ort hielten bis auf Christum, damit sie durch solche äußerliche Weise von Gott ihnen selbst geordnet und befohlen, von den Heiden unterschieden wären und sie auch äußerlich Zeugnis hätten, daß sie Gottes Volk wären, unter welchem Gottes Sohn geboren werden sollte. Aber nun derselbige unser Herr gekommen ist und ein neues, ewiges Reich durch die ganze Welt angefangen, sind wir Christen nicht mehr an solche äußerliche, besondere Haltung gebunden, sondern haben die Freiheit, so uns der Sabbat oder Sonntag nicht gefällt, mögen wir den Montag oder einen andern Tag in der Woche nehmen und einen Sonntag daraus machen, doch also, daß es hiermit auch ordentlich zugehe und ein Tag oder Zeit sei, so uns allen gelegen ist und nicht in eines jeden Gewalt stehe, sich ein Besonderes zu machen in dem, so den

*) Gehalten am 5. Oktober 1544 bei der Einweihung der Schloßkirche zu Torgau.

ganzen Haufen oder gemeine Kirche betrifft, oder auch geordnete Zeit zu ändern, es erfordere solches denn eine sonderliche gemeine Not. Wie denn auch, der zum Amt berufen ist und Befehl hat zu predigen, soll nicht sich selbst allein, sondern der ganzen Gemeinde predigen. Darum soll man es auch also halten, daß sie alle auf bestimmte und gelegene Zeit, da sich der gemeine Mann von seiner Hantierung oder Arbeit frei machen kann, an einem gewissen Ort, da sie ihren Prediger wissen und hören mögen, zusammenkommen. Wo aber etwa solche Not vorfiele, daß man heute, als auf den bestimmten Tag, nicht predigen oder zusammenkommen könnte, so mag man es wohl morgen oder auf einen andern Tag tun.

Weil aber nun insgemein der Sonntag für unsern Sabbat oder Feiertag angenommen ist, so bleibe es also: allein, daß wir Herren darüber seien und nicht er über uns. Denn daß ein jeglicher wollte ein Neues machen, seines Gefallens, mit Tag, Stunde und Stätte, das wäre auch nicht recht: sondern sollen hierin sich zugleich alle einig und fertig machen und zusammenkommen, Gottes Wort zu hören und ihn wiederum miteinander anrufen, und zu beten für allerlei Not und für empfangene Wohltat danken. Kann es nicht geschehen unter dem Dache oder in der Kirche, so geschehe es auf einem Platze unter dem Himmel und wo Raum dazu ist.

Also soll dies Haus solcher Freiheit nach gebaut und geordnet sein für die, so allhier im Schloß und zu Hofe sind, oder die sonst hereingehen wollen: nicht, daß man daraus eine besondere Kirche mache, als wäre sie besser denn andere Häuser, da man Gottes Wort predigt. Fiele aber die Not vor, daß man hierin nicht zusammenkommen könnte oder wollte, so möchte man wohl draußen bei dem Brunnen oder anderswo predigen.

Wir wissen durch Gottes Gnade, wie das Gebot vom Sabbat zu verstehen ist; denn es lautet also: Du sollst den Sabbat oder Feiertag heiligen. Hier höre auf die Worte, was heißt „heiligen“ oder „weihen“ einen Tag, Stunde oder Woche? Freilich nicht, wie es die Juden und unsere tollen Heiligen träumen, ganz müßig sitzen und nichts tun, sondern zum ersten etwas daran tun, das da ein heiliges Werk sei, d. i. das Gott allein zusteht, nämlich, daß man vor allen Dingen Gottes Wort rein und heiliglich predige; desgleichen, daß die andern Gottes Wort hören und lernen und dazu helfen, daß es rein gepredigt und erhalten werde. Das ist recht Feiertag halten und die Stätte oder Kirche weihen oder heiligen, wie wir Gott Lob dieses Haus einweihen.

Zum andern, daß wir Gottes Wort, so wir gehört, in unser Herz fassen, daß es in uns Kraft und Frucht möge bringen und wir uns öffentlich dazu bekennen und dabei lebendig und tot zu bleiben gedenken.

Zum dritten, so wir Gottes Wort gehört haben, daß wir miteinander ihn anrufen und beten und daß wir einmütiglich auch daneben Gott loben und danken mit Freuden für alle seine Wohltat, zeitliche und ewige, und alle Wunderwerke, so er bei seiner Kirche tut. Und ist also alles, was da geschieht in solcher Sammlung der ganzen Gemeinde oder Kirche, eitel heiliges, göttliches Geschäft und Werk und ein heiliger Sabbat, damit Gott recht und heiliglich gedient und allen Menschen geholfen wird.

Denn daß ich, so wir in der Gemeinde zusammenkommen, predige, das ist nicht mein Wort noch Tun, sondern geschieht um euer aller willen und von wegen der ganzen Kirche: nur, daß einer sein muß, der da redet und das Wort führt aus Befehl und Verwilligung der andern, welche sich doch damit, daß sie die Predigt hören, alle zu dem Wort bekennen und also andere auch lehren. Also, daß ein Kindlein getauft wird, das tut nicht allein der Pfarrer, sondern auch die Paten als Zeugen, ja die ganze Kirche. Denn die Taufe, gleichwie das Wort und Christus selbst, ist ein gemeines Gut aller Christen. Also auch beten, singen und danken sie alle miteinander und ist hier nichts, das einer für sich selbst allein habe oder tue, sondern was ein jeglicher hat, das ist auch des andern.

Siehe, also wird der Sabbat recht geheiligt und Gott recht gedient zu unsrer Seligkeit, und wird eben damit auch dem Nächsten gedient durch die Lehre und Gebet, welches der höchste Dienst und Wohltat ist, dadurch ihm ewiglich geholfen wird. Darnach, so du herunterkommst in die andre Tafel, so insonderheit unsern Nächsten belangt, daß du ihm auch in leiblicher Not helfest und wo du siehst, daß er deiner Hilfe bedarf. Denn solches hat Gott auch geboten und soll sein Gebot allezeit und Stunde gehalten werden, doch also, daß dennoch das Kirchenamt Gottes Worts und Gebets nicht nachgelassen werde. Denn es sind auch in dem Gebote „Du sollst den Feiertag heiligen“ nicht verboten noch gehemmt die Werke der Liebe und andrer Gebote, sondern allein die, dadurch das Predigtamt göttliches Wortes und das Gebet verhindert wird.

Das sei genug vom ersten Stück dieses Evangeliums vom Sabbat, das uns lehrt, wie er zu heiligen ist, daß wir nicht an die Zeit, Stätte, Haus oder Personen gebunden, sondern dieselben dazu nehmen und gebrauchen nach unserer Gelegenheit und Notdurft, daß wir miteinander Gottes Wort hören, miteinander beten und danken. Das geschieht am besten in der versammelten Gemeinde, da man allein um deswillen zusammenkommt und Herz und Gedanken weniger zerstreut sind, denn sonst, da ein jeder für sich selbst oder mit andern zu tun hat. Dazu soll auch jetzt dieses Haus geweiht sein, nicht um seinet-, sondern um unsertwillen, daß wir selbst durch Gottes Wort geheiligt werden und bleiben, also daß wir dasselbe, so uns Gott gnädiglich gegeben, auch helfen erhalten und ausbreiten.

Und nun ihr dies Haus habt helfen besprengen mit dem rechten Weihwasser des Wortes Gottes, so greift nun auch mit mir an das Rauchfaß, d. i. zum Gebet, und laßt uns Gott anrufen und beten: Erstlich für seine heilige Kirche, daß er sein heiliges Wort bei uns erhalte und allenthalben ausbreiten wolle, auch dieses Haus rein erhalte, wie es jetzt Gott Lob eingeweiht, in der Heiligung durch Gottes Wort, daß es nicht durch den Teufel entheiligt oder verunreinigt werde mit seiner Lüge und falschen Lehre. Darnach auch für alle Regierungen und gemeinen Frieden in deutschen Landen, daß Gott auch denselben gnädiglich erhalten und stärken wolle, des Teufels und seines Hofgesindes, Papstes, Bischöfe und Papisten bösen Tücken wehren, wie es denn eines starken Gebetes not ist. Denn es ist eine große Plage, solche Uneinigkeit und erzböse Tücke des Teufels und seines Haufens sehen und leiden. Zuletzt auch für unsere liebe Obrigkeit, den Landesfürsten und ganze Herrschaft und alle Stände, hohe und niedere, Regierende oder Untertanen, daß sie alle Gottes Wort ehren, Gott dafür danken, ihrem Amte wohl vorstehen, treu und gehorsam seien, gegen den Nächsten christliche Liebe erzeigen. Denn solches will Gott von uns allen haben und das ist das rechte Rauchwerk der Christen, daß man für alle diese Not ernstlich bitte. Amen.

8. Trauerpredigt.*)

Meine lieben Freunde! Weil sich der Fall jetzt also mit unserm lieben Landesfürsten zugetragen und die Gewohnheit und Weise mit den Seelmessen und Begängnissen, wenn man sie zur Erde bestattet hatte, abgegangen ist, wollen wir dennoch diesen Gottesdienst nicht nachbleiben lassen, daß wir Gottes Wort predigen, darinnen Gott gepriesen und die Leute gebessert werden. Denn wir müssen davon handeln und der Zeit auch ihr Recht tun, weil unser Herr Gott abermal**) unser liebes Haupt zu sich genommen und mit Gnaden gefordert hat. Darum wollen wir den Text St. Pauli vor uns nehmen, der da sagt

1. Thess. 4, 13f.: Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid wie die andern, die keine Hoffnung haben. Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, so wird auch Gott, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen.

So viel wollen wir jetzt vor uns nehmen, daß ich mich und euch nicht überlade. Ihr wißt, daß der größte Gottesdienst die Predigt ist, und nicht allein der größte Gottesdienst, sondern auch unser Bestes, das wir haben können in allen Sachen. So schreibt nun St. Paulus an die Thessalonicher, sie sollen sich nicht betrüben wie die andern, die keine Hoffnung haben. Denn es sind etliche Heiden gewesen, die es dafür hielten, es sollte eine männliche Tugend sein, sich gar nicht bekümmern noch weinen, wenn einem ein guter, lieber Freund stürbe. Aber es ist im Grunde eine gemachte Tugend und erdichtete Stärke, die Gott nicht geschaffen hat, ihm auch gar nicht gefällt. Ursache ist diese, daß ein solch hartes Herz, das nicht weich wird, wenn ein guter Freund dahinfällt, anzeigt, daß es ihm noch nie Ernst gewesen sei, daß er rechte Lust oder Liebe zu ihm gehabt habe; oder er will ein Heuchler sein und sich vor den Leuten so fest stellen, daß man ihn lobe und sage: Ei, das ist ein Mann, der festhalten kann!

Es ist aber nicht allein mit Exempeln der lieben heiligen Väter, sondern auch durch das Wort Gottes in der Schrift gelobt, daß es billig und ziemlich, ja auch göttlich sei, sich zu betrüben um einen guten Freund, der mit Tode abgegangen ist. Wie St. Pau-

*) Gehalten bei der Beisetzung Kurfürst Johann des Beständigen am 18. August 1532.

**) 1525 war Kurfürst Friedrich der Weise gestorben.

lus selbst anzeigt mit diesen Worten, da er sagt am Ende dieses Kapitels (V. 18): „Tröstet euch untereinander!" Soll man sich trösten, so muß ja Trauer, Kümmernis und Klage dagewesen sein. Nun sind freilich dieselben, an die St. Paulus hier schreibt, Christenleute gewesen, die Gott gefallen haben und den Heiligen Geist gehabt; dennoch läßt es sich St. Paulus gefallen, daß sie betrübt sind, nur daß sie es christlich und gutermaßen tun sollen.

Weil dem nun also ist, warum sollten wir uns nicht auch billig bekümmern und trauern, weil unser Haupt, der liebe Landesfürst, daliegt? Denn das ist nicht ein fester Mann, der sich so stark dünkt, daß er's nicht fühlen wolle, wenn ihm ein guter Freund enthüllt, sondern das ist ein Christ, dem es weh tut, doch so, daß er sich hierin halte, daß der Geist über das Fleisch walte. Denn Gott hat den Menschen nicht also geschaffen, daß er ein Stein oder Holz sein sollte. Er hat ihm fünf Sinne gegeben und ein Herz von Fleisch gemacht, daß er seine Freunde lieb habe, jammere und traurig sei, wenn es seinen lieben Freunden übel geht. Also sagt St. Paulus auch Phil. 2, 25 ff., es sei ihm herzlich leid gewesen um seinen Diener Epaphroditus, es habe sich auch Gott über ihn und sich erbarmt und ihn wieder frisch werden lassen, daß er nicht eine Traurigkeit über die andre hätte. Also ergrimmte Christus auch Joh. 11, 33, da Lazarus tot war. Diese und dergleichen Exempel sind uns viel gewisser und besser denn solch unnützes Geschwätz, damit man uns zu Stein und Holz machen will, daß wir nicht weinen noch uns betrüben sollen über den Verstorbenen.

Dies sei zu einer Vorrede und Eingang dieser Predigt gesagt. Nun wollen wir den Text hören, wie er uns tröstet! Da wirft der heilige Paulus einen guten Zucker hinein und mengt die Bitterkeit, so in solchem Fall ist, mit Süßigkeit und sagt: Ihr seid traurig und bekümmert euch über den Verstorbenen: es ist wahr, es tut wehe, wenn man einen guten Freund verliert; ich strafe es nicht, sondern lobe es. Denn es ist ein Zeichen, daß es gute Herzen sind, die sich der Verstorbenen so annehmen. Aber macht gleichwohl einen Unterschied zwischen eurem und der Heiden Sterben, zwischen eurer und der Heiden Traurigkeit! Jene haben nach diesem Leben keine Hoffnung, ihr aber wißt, daß ihr nicht sterbt, sondern nur entschlaft. Denn so ihr glaubt, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, so ist das auch gewiß, daß Gott die in Christo Verstorbenen mit ihm führen und kurzum nicht da bleiben lassen wird, da wir meinen, daß sie bleiben, sondern er wird sie dahin bringen, da er ist.

Merkt aber eben darauf, daß er nicht sagt: So ihr glaubt, daß Christus entschlafen ist, sondern er macht's härter mit Christi Tode denn mit unserm und sagt: So wir glauben, daß Christus gestorben ist; von uns aber sagt er, daß wir nicht sterben, sondern allein entschlafen, heißt unsern Tod nicht einen Tod, sondern einen Schlaf, und Christi Tod heißt er einen rechten Tod. Damit gibt er dem Tode Christi solche treffliche Macht, daß wir dagegen unsern Tod sollen für einen Schlaf achten. Denn das ist die rechte Weise zu trösten, daß man den Tod, so wir leiden, aus den Augen reiße, so viel es immer möglich ist, zum allerwenigsten nach dem Geist, und stracks in den Tod Christi sehe.

Darum will St. Paulus so viel mit diesen Worten sagen: Was denkt ihr viel an euern Tod? Seht hier den an, der recht tot ist, gegen den alle andern Toten nichts sind: die sind nicht gestorben, sondern er ist gestorben. Darum, wollten wir uns bekümmern, sollten wir uns ja auch um Christi Tod bekümmern. Das hat ein rechter Tod geheißen, nicht allein an sich selbst, daß er so bitter, schmählich und groß gewesen ist, sondern auch deshalb, daß er so kräftig ist, daß er alle andern Toten getauft hat, daß sie sollen nicht Tote, sondern Schläfer heißen. Denn das ist ja wahr, wie in der Passion zu sehen, daß Christus so gestorben ist, wie kein Mensch von Anbeginn der Welt gestorben ist noch sterben wird.

Darum sagt St. Paulus: Ficht euch Traurigkeit und Bekümmernis an eurer guten Freunde halben, die ihr verloren habt, so seht hierher auf diesen Tod und mengt, ja deckt zu mit dem Tode Christi aller andern Menschen Tod und macht diesen Tod so groß, daß aller andern Menschen Tod dagegen anzusehen sei wie ein Schlaf. So nun dies wahr ist, was ist's denn, daß wir uns viel um andere bekümmern oder gleich selbst sterben und begraben werden? Stirbt doch nur ein Mensch und dennoch nicht der ganze Mensch, sondern das eine Stück allein, der Leib; hier aber ist Gottes Sohn selber und hier stirbt der Herr aller Kreaturen. Darum wird mein und dein Tod solche Bitterkeit nicht haben, die Christi Tod hat, weil er unermeßlich weit verschieden ist von allen andern Toden an sich selbst und der Person halben.

Also will uns St. Paulus herumreißen und in den Tod Christi ziehen, daß wir sehen sollen, wie

unermeßlich groß er sei, auf daß, wenn sich dein Herz um einen guten Freund bekümmert, der mit Tode abgegangen ist, du sagen lernst: Ei, bekümmerst du dich denn so hoch um deinen Freund, der doch zuletzt einmal hat sterben müssen, warum bekümmerst du dich nicht auch um diesen Tod? Warum weinst und klagst du nicht auch über deinen Herrn Christum, dessen Tod so viel größer und elender gewesen ist denn aller andern Menschen? Wie die lieben Apostel tun mußten, die bei seinem Abscheiden gewesen sind und auch die Gedanken hatten, er würde so bleiben. So denken wir, wenn wir unsern fünf Sinnen nach urteilen. Bessern Trost kann man nicht finden, denn daß man diesen Tod also ansehe, wie er so gewaltig und herrlich geworden sei und alle andern Tode gefressen habe, daß sie nicht Tod, sondern nur ein Schlaf heißen gegen diesen, der der einige, schwerste und greulichste Tod gewesen ist.

Darum folgt weiter: „Denn so wir glauben" usw. Als wollte er sagen: Seid nur gutes Muts und guter Dinge; denn so das wahr ist, so hat's keine Not um die, die da entschlafen sind. Es liegt nur daran, daß wir diesen Artikel, daß Christus gestorben und auferstanden sei, in der Not, wenn Trauern und Klagen vorhanden ist, recht fassen. So auch jetzt, da uns unser Landesfürst, unser lieber Herr und Vater, so dahingefallen ist, unter dessen Schutz und Schirm wir bisher in gutem Frieden gesessen und aus dessen Händen wir das liebe Brot gegessen haben, und nun wird hinfort ein andrer Regent und Regiment werden und niemand weiß, wie es geraten soll. Gott weiß es allein, welcher uns unser Haupt jetzt genommen und daneben nicht offenbart hat, was er weiter mit uns machen wolle. Darum mögen wir in diesem Fall wohl erschrecken und uns bekümmern. Wiewohl ich nicht zweifle, daß man ihrer etliche findet, die sich nicht besonders darum bekümmern und meinen, es sei leicht getan, daß man ein Regiment fasse. Aber Ändern und Bessern ist zweierlei! Regiment ändern wollen wir den Leuten lassen, aber das Bessern steht allein bei Gott.

Weil diesem allen nun so ist, so ist das der beste Trost, daß man mit dem heiligen Paulus hier sagt: Lieber, siehe den toten Leichnam hier nicht an; du hast etwas Höheres und Besseres anzusehen, nämlich Jesu Christi Tod und Auferstehung. Wenn du in diesem Spiegel und Bild fest bleibst in dem Herrn Christo, welcher tot und wieder auferstanden ist, so wirst du sehen, wohin du fahren wirst und wohin die fahren, so nicht in Christo entschlafen: nämlich daß Gott gedenke, dich und alle andern, so getauft und in Christo entschlafen sind, mit sich zu führen, darum, daß er sie in Christi Tod gewickelt und in seine Auferstehung gefaßt hat und gedenkt sie nicht so unter der Erde zu lassen; nur daß es vor der Vernunft und unsern fünf Sinnen so gehen und scheinen muß, daß der Glaube Raum finde, daß wir Gott auch über das vertrauen, das wir nicht sehen.

Also, wiewohl es schwer ist, soll man sich dazu gewöhnen, daß man auf den Tod Christi sehen lerne, durch welchen unser Tod erwürgt ist. Und ob es wohl vor unsern Augen anders scheint, mengt doch der Heilige Geist diesen sauern Essig mit Honig und Zucker, daß sich unser Glaube in Gott erschwinge und den Toten ansehen lerne nicht im Grabe und Sarge, sondern in Christo. Da tue Augen und Nase und alle fünf Sinne hinweg und gedenke, wie St. Paulus 1. Kor. 15, 42 sagt: man begräbt den Körper in aller Unehre, es ist wahr; aber darnach siehe nicht; denn er wird wieder auferstehen in aller Herrlichkeit: Es wird begraben und gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesät ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib usw. Also führt er immer unser Herz, weil er die Augen nicht kann so führen, von dem, das die Augen sehen, in das, das Gott redet, und in Christum, daß wir keinen Zweifel daran haben sollen, er werde uns mit Christo führen. Wer nun das also glauben könnte, der hätte einen guten Trost in seinem eigenen und in andrer Leute Sterben.

Weil nun St. Paulus, wie ihr hört, die Toten so lobt, sollen wir Gott fleißig für die Gnade danken, daß er unsern lieben Kurfürsten auch in den Tod Christi begriffen und in seine Auferstehung gefaßt hat. Denn ihr wißt, was für einen Tod er zu Augsburg auf dem Reichstag gelitten hat. Ich will ihn jetzt nicht loben seiner hohen Tugend halben, sondern ihn auch lassen einen Sünder bleiben, wie uns alle, die wir die Straße auch gedenken zu gehen und unserm Herrgott manche starke Sünde überliefern wollen, daß wir bei dem Artikel, der da heißt Vergebung der Sünden, auch bleiben. Darum will ich unsern lieben Landesherrn nicht so gar rein machen, wiewohl er ein sehr frommer, freundlicher Mann gewesen ist, ohne alles Falsch, in dem ich noch nie mein Lebtag einigen Stolz, Zorn noch Neid gespürt habe, der alles leichtlich tragen und vergeben konnte und mehr denn zu

viel mild gewesen ist. Diese Tugend lasse ich jetzt fallen.

Ob er daneben zuweilen im Regiment gefehlt hat, wie soll man ihm tun? Ein Fürst ist auch ein Mensch und hat allewege zehn Teufel um sich her, wo sonst ein Mensch nur einen hat, daß ihn Gott sonderlich führen und seine Engel zu ihm setzen muß. Wenn wir dann sehen, daß sie zu Zeiten im Regiment straucheln, sind wir bald da, meinen: Ei, so und so wollte ich's machen; und sollten wohl den Karren recht in den Kot hineinführen oder gar über und über werfen, wenn wir regieren sollten, daß uns also niemand recht tun kann; und wenn wir uns selber ansehen, sind wir selber noch nie recht geworden. Dies alles lassen wir jetzt fahren und wollen dabei bleiben, daß wir ihn loben, wie St. Paulus seine Christen lobt, daß ihn Gott mit Christo führen wird, und wollen ihn nicht ansehen nach seinem zeitlichen Sterben, sondern nach Christi Sterben und seinem geistlichen Sterben, welches er Christo nachgetan hat.

Denn ihr wißt alle, wie er Christo nach vor zwei Jahren zu Augsburg gestorben und den rechten Tod gelitten hat, nicht für sich allein, sondern für uns alle, da er alle bösen Suppen und Gift hat ausessen müssen, die ihm der Teufel eingeschenkt hat: dasselbe ist der rechte, greuliche Tod, damit der Teufel einen aufreibt. Da hat unser lieber Kurfürst Christi Tod und Auferstehung vor der ganzen Welt öffentlich bekannt und ist darauf geblieben, hat Land und Leute, ja seinen eigenen Leib und Leben daran gesetzt. Wie schwer dies Sterben sei, hat er ohne Zweifel wohl an seinem Herzen gefühlt. Weil nun dasselbige Bekenntnis öffentlich am Tage ist, so wollen wir ihn darum rühmen als einen Christen. Ist aber neben diesem etwas Mangel an seiner Person gewesen, das lassen wir gehen. Denn wir wollen solche geringe Sünde in so großer Person nicht rechnen, sondern wollen das dagegen rühmen, daß er Christi Tod und Auferstehung, damit er Tod und Hölle mit allen Sünden verschlungen hat, bekannt und fest auf diesem Bekenntnis geblieben ist. Dies geht überhin und verschlingt die Menge der Sünden, wie ein großes Meer ein Fünklein Feuer. Darum sind alle andern Sünden nichts gegen dieses einzige Stück, daß man Christi Tod und Auferstehung nicht verleugnet, sondern öffentlich bekennt.

So sollen wir uns nun des trösten, daß Christus gestorben und unser lieber Fürst in Christi Tod verfaßt und entschlafen ist und viel einen herbern Tod zu Augsburg denn jetzt erlitten hat. Darum wollen wir unsern lieben Landesfürsten unter die rechnen, die in Jesu Christo schlafen, sonderlich aber darum, daß er nicht abgefallen ist von dem Bekenntnis des Todes und der Auferstehung Christi, sondern drob gelitten mancherlei Schaden und Schmach. Wir wollen ihn darum nicht zu einem lebendigen Heiligen machen. Ich hoffe, wir wollen auch also sterben und einen armen Sünder mit uns gen Himmel bringen, wenn wir allein diesen Schmuck behalten und uns in den Sohn Gottes wickeln und mit seiner Auferstehung uns decken und hüllen. Wenn wir darauf feststehen und nicht davon ablassen, so ist unsere Gerechtigkeit so groß, daß alle unsere Sünden, sie heißen, wie sie wollen, sind wie ein kleines Fünklein, und die Gerechtigkeit wie ein großes Meer und unser Tod viel geringer denn ein Schlaf und Traum. Dazu unsere Schande, daß wir so unflätig begraben werden, ist bedeckt mit einer Ehre, die heißt Jesu Christi Auferstehung. Damit ist sie so geschmückt, daß sich die Sonne davor schämen wird, wenn sie es ansieht, und die lieben Engel es nicht genugsam werden ansehen können. Mit der Schönheit sind wir geziert und geschmückt, daß aller andrer Unflat des armen Leibes als der Tod und andres nichts dagegen gilt.

Also muß man eines Christen Sterben ansehen mit andern Augen denn wie eine Kuh ein neues Tor ansieht, und mit einer andern Nase dazu riechen, nicht wie eine Kuh zum Grase riecht, daß man lerne der Schrift nach davon reden und gedenken, daß man die verstorbenen Christen nicht rechne als tote und verscharrte Leute. Vor den fünf Sinnen scheint's wohl so: so weit uns dieselben führen, so tut es weh. Darum geht heraus und hört, was hier St. Paulus davon sagt, daß sie schlafen in Christo und Gott sie mit Christo führen wird. Mit solchen Worten lernt euch fein trösten und nehmt's zu Herzen, daß es viel gewisser ist, daß Herzog Hans von Sachsen wieder aus dem Loch hervorkommen und viel schöner, als die Sonne jetzt ist, denn daß er hier vor unsern Augen liegt. Das ist nicht so gewiß als jenes, daß er wieder leben wird und mit Christo daherfahren. Ursache: Gott kann nicht lügen. Prägt's euch nur so ein! Denn wer den Trost nicht hat, der kann sich sonst nicht trösten noch fröhlich sein, sondern so viel ihm des Wortes entfällt, so viel entfällt ihm auch des Trostes.

Darum laßt uns jetzt in diesem Leid damit trösten, daß wir gewiß wissen, daß er mit Christo wird wieder

gefahren kommen. Denn hier stehen die Sprüche Christi fest (Matth. 10, 32): „Wer mich bekennt vor den Leuten, den will ich auch wieder bekennen vor meinem Vater.“ Sonst wenn der Mann nicht gen Himmel gefahren wäre, so würden wir wenig Hoffnung haben können.

Des zu einem Wahrzeichen habe ich seine liebe Taufe, sein Evangelium, sein Wort und Sakrament, dazu ich berufen bin und dieselben habe ich vor der ganzen Welt bekannt. Die Siegel und Briefe können mich nicht betrügen, so wenig mich Gott selbst betrügen kann. Fallen daneben etliche Sünden ein, daß du unrecht gelebt und getan hast, so sollen sie doch nicht gelten, auf daß Christi Tod und Auferstehung gepriesen werde über meine und der ganzen Welt Sünde, und sage frei: Wenn ich noch so viel Sünde getan hätte, ja mehr denn zehn Welten tun können, so weiß ich doch, daß Christi Tod und Auferstehung viel größer ist. Und nur flugs also getrotzt und gepocht, nicht auf dich selbst noch deine Gerechtigkeit, sondern darauf, daß Jesus Christus für dich gestorben und auferstanden ist. Glaubst du das, so sei freudig und gewiß, daß er dich mit Christo führen will, und wie du hörst, daß Christus auferstanden ist, so wirst du auch auferstehen.

Seht, lieben Freunde, das ist dieser Text, daß wir uns bekümmern sollen um unsern lieben Herrn nach dem äußerlichen Menschen. Denn wer weiß, warum ihn unser lieber Herrgott hinweggenommen hat? Ihr wißt, wie wir alle böse, undankbare Buben sind und das Volk, beide, jung und alt, so gar mutwillig ist, daß keine Zucht noch Scheu mehr da ist. Wenn nun unser Herrgott sich so erzeigt und das Haupt hinwegnimmt und will eines Fürsten nicht schonen, so gibt er dir wahrlich zu verstehen, daß es deinen Kopf gelte. Darum demütige dich und bessere dein Leben, daß du auch, wie er, unter den Leuten seist, die mit Christo leiden und sterben. Wie ich denn hoffe, daß ihrer viel sind, die so sterben und leiden wie mein Herr zu Augsburg: die werden dann auch so ein sanftes Sterben erlangen, daß sie der Schlaf säuberlich und leicht ankommt. Das wird das Ende sein aller derer, die an den Tod und die Auferstehung Christi glauben und dasselbe bekennen, daß sie endlich mit ihm wieder auferstehen und mit Christo geführt werden. Das verleihe uns Gott! Amen.

9. Predigt von der Arbeit im Berufe.*)

Joh. 21, 3—6: Spricht Simon Petrus zu ihnen: Ich will hin fischen gehen. Sie sprachen zu ihm: So wollen wir mit dir gehen. Sie gingen hinaus und traten in das Schiff, alsobald und in derselbigen Nacht fingen sie nichts. Da es aber jetzt Morgen war, stand Jesus am Ufer; aber die Jünger wußten's nicht, daß es Jesus war. Spricht Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Sie antworteten: Nein. Er aber sprach zu ihnen: Werfet das Netz zur Rechten des Schiffes, so werdet ihr finden. Da warfen sie und konnten's nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische.

In diesem Evangelium, lieben Freunde, wollen wir zwei Stücke vor uns nehmen und von denselbigen ein wenig sagen: Das erste von der Erscheinung Christi und Bestätigung seiner Auferstehung, das andere von dem Fischeramt. Denn das soll man ja nicht unterwegen lassen, daß man die Stücke treibe und predige, da die Stände gegründet sind, darin man Gott dienen kann, sondern man soll sie fein zusammenziehen, darum daß sie einem jeglichen in seinem Stand und Leben nütze sind.

Daß nun der liebe Apostel mit so viel Worten beschreibt, wie Petrus zu den anderen spreche, er wolle fischen gehen, und die andern, sie wollen mit fischen, und wie sie die ganze Nacht nichts gefangen haben, dünkt einem ein unnötiges und vergebliches Geschwätz zu sein, wie denn die Weltweisen davon reden, die alle Dinge besser wissen denn unser Herrgott. Wir aber sehen solche Schrift für nötig an und lernen auch draus, daß Gott, was ehrliche Stände und Händel hin und wieder in der Welt sind, dieselbigen durch das Evangelium nicht aufhebt noch zerbricht, wie denn zuvor die Mönche und jetzt unsere Rotten lehren, daß man nicht gottselig in einem gemeinen Stande leben könne, man solle auch nicht allerlei Kleidung gebrauchen, sondern in einem grauen Rock einhergehen, sauer sehen, nicht viel reden usw. Wohlan, hätte man solche Texte, wie dieser einer ist, getrieben und recht gelehrt, so wäre solches Narrenwerk nicht aufgekom-

*) Gehalten auf der Koburg im Jahre 1530.

men. Christus hätte auch wohl zu seinen Jüngern hier sagen können: Ich bin nun von den Toten auferstanden und ihr wollt nun allererst fischen? Ihr müßt herum und etwas Neues vornehmen! Aber er tut's nicht, sondern läßt bleiben, was zum Regiment und Haushalten gehört; das zerreißt er durchs Evangelium nicht. Darum darfst du nicht von Weib und Kind, Haus und Hof, Acker und Wiese laufen um des Evangeliums willen. Bleibe immer dabei! Du kannst dennoch wohl ein Christ sein.

St. Peter bleibt gleichwohl ein Apostel in dem höchsten Dienst, der da sein mag, und sein Handwerk, das für sein Haus gehört, schadet ihm nichts dazu. Er sucht seine Nahrung wie vorher. Warum das? Darum daß Christus sein Reich nicht also anrichtet, daß er andere weltliche Ordnung hindern sollte, wie die Rotten vorgeben. Er straft sie nicht darum, daß sie fischen. O, er läßt's wohl geschehen und nicht allein geschehen, sondern bestätigt solch Handwerk und Tun mit seinem Segen, preist und ehrt's also, daß er ihm Fische vollauf gibt. Wenn es wider ihn oder sonst nicht gut gewesen wäre, hätte er sich wohl anders dazu gestellt.

Von solchen Texten predige ich gern auf diese Weise. Denn ob wir's gleich wohl und oft gehört haben, dennoch, wenn es zum Treffen kommt, so weiß es niemand. So soll nun ein jeglicher ein solch Herz schöpfen, daß er sprechen könnte: Wohlan, ich hab zweierlei Wesen an mir. Ich kann ein Christ sein und neben dem kann ich auch mein Handwerk treiben, mein Weib, Kinder ernähren und pflegen wie ein andrer. Dafür wollte ich nicht aller Mönche Heiligkeit nehmen. Das ist denn nun eine feine Sicherheit, daß du daher gehst wie ein anderer Bürger und bist gleichwohl daneben ein Christ.

So steht ein solches Exempel in den Lebensbeschreibungen der Väter. Da die Mönche schon überhand genommen hatten, sah St. Antonius einmal ein Gesicht und ließ sich dünken, wie er sehr heilig wäre. Er wohnte in einem Walde fern von den Leuten, aß und trank nicht wie andere Menschen, lag am ganzen Tage im Gebet und führte ein sehr strenges und heiliges Leben. Da bat er im Gesicht unsern Herrgott, er wollte ihm doch kund tun, wie heilig er doch wohl wäre, gedachte, er wollte einen Stuhl neben St. Peter im Himmel haben. In dem hörte er eine Stimme vom Himmel, die sagte ihm also, er wäre so fromm und gut wie ein Lohgerber oder Schuster zu Alexandrien. Es ist ein recht gut Exempel, daß der Antonius, der in der Wüste lag, sich also kasteite und marterte und heiliger war denn irgend ein Mensch auf Erden, so er nun vor Gericht kommt, noch nicht so gut als ein armer Schuster ist, dem man's gar nicht ansieht. Da soll doch einer billig sagen: Soll ich nicht mehr von dem harten Leben haben, so werde der Teufel ein Mönch, ich nicht!

Ein solch Exempel steht auch drin von Paphnutius. Der hätte auch gern gewußt, wie fromm er wäre. Da ward ihm kund getan von zwei ehelichen Weibern, die wären so fromm wie er. Das mag ja ein verdrießlicher Handel sein. Was geschah? Der liebe Paphnutius erkundigte sich nach denselbigen Weibern. Da er nun zu ihnen kam, bat er sie um Gottes willen, sie sollten ihm doch sagen, was sie täten und womit sie umgingen. Da hoben die Weiber an und sprachen: Wir sind eheliche Frauen und müssen im Hause tun, was wir können, der Kinder warten, arbeiten, essen und trinken, schlafen. Also hatte der Paphnutius auch sein Urteil. Wenn es nun am jüngsten Tage auch also gehen wird, wie es gewiß gehen wird, daß ein Mönch dahergetrollt kommt und hat eine Platte, die ihm geschoren ist bis an die Ohren, und ein armer Knecht wird auch daherkommen und sagen: Ich bin Hausvater, ein Schuster, Schneider gewesen, habe meines Handwerks gewartet, Weib und Kind ernährt. Dennoch soll derselbige mit seinen geringen Werken hervorkommen und der Mönch in die Hölle geworfen werden. Das wird ein seltsam Spiel werden. Aber es geht der Welt nicht ein.

So sage ich nun abermals, daß ein solcher Mann seine Hände aufheben soll, daß er in einem solchen Stande wäre, der Gott wohl gefiele. Da würde es sich denn auch finden, daß unser lieber Herr Gott seine Gnade und Segen dazu geben würde. Also auch ein Knecht, wie könnte er doch seliger sein? Wenn er treu ist und in seinem Gehorsam, so ist er ein lebendiger Heiliger, so fern doch, daß er an Christum glaubt. Da müssen die geringen Werke, als der Rosse warten, den Stall reinigen, die Schuhe auswischen, Stuben kehren und einheizen eitel Perlen und eitel köstlich Ding werden, besser denn eines Karthäusers Leben, daß einer billig Gott seinem Herrn von Herzen und mit Freuden danken sollte, daß er nur die Werke tun sollte. Also auch eine Dienstmagd. Wie könnte doch die auch seliger sein? Sie könnte in den Sprüngen dahergehen, wenn sie nur das denken könnte: Ich will fleißig dienen, so hab ich in einem köstlichen Stande gelebt.

Der Trost sollte uns unser Leben und Stand fein lieblich machen. Denn, wie ich gesagt habe, es ist alles wahr. Aber die es nicht glauben, das sind wir. Ein Knecht kann's nicht glauben, daß er in einem so feinen Leben sei. Darum ist es auch alles umgekehrt. Der Knecht ist Herr, der Herr ist Knecht, die Magd ist Frau, die Frau ist Magd. Das macht der verräterische Unglaube. Sonst würden sie wohl sagen: Ist das wahr, daß mein Stand Gott und allen Engeln wohlgefällt, warum wollte denn ich verzweifelter Bösewicht nicht fleißig darinnen sein und treulich desselbigen warten? Sollte ich's also mißbrauchen, ich wollte eher, daß mich die Raben fräßen. So würde es auch sein können, daß dir auch unser Herrgott Glück und Segen gäbe, wenn du einmal dein eigener Herr würdest und dich zu Hause setztest. Das heißt denn hier im Evangelium Fischen.

Was ich nun von Knechten und Mägden, Herren und Frauen sage, das sage ich von euch Junkern zu Hofe auch. Ein jeglicher denke, wie er seinem Amt genug tue! Du bist Rat und lieber Getreuer, so schaue nur fleißig darauf, daß nicht Unrat und Untreue draus werden. Man kann einem Fürsten auch wohl dienen, daß es unserm Herrgott gefällt. Aber wir sind solche Gesellen und meinen, wir dienen dem Fürsten darum, daß wir den Weinkeller spülen und die Kornböden räumen. Das mag wohl übel Treue heißen. Und wahrlich ihr haltet auch also Haus, daß schier einmal der Donner drein schlagen möchte. Jedermann denkt: In meinen Sack! In meinen Sack! Wohlan, so helfe dir der Teufel, daß du auch einmal voll werdest! Lieber, wenn wir recht handelten, wir wollten dennoch wohl reich werden. Gott würde dir mehr geben, denn du gedächtest. Aber es hilft nichts. Niemand sieht's noch glaubt's. Schlechterdings denkt man: Wenn der Herr ausgesogen ist, kann ich wohl zu einem andern kommen und denselbigen auch aussaugen, soll denn nicht auch einmal das Unterste zum Obersten gehen? Wir haben so viel reiche Verheißungen, daß es Sünde und Schande ist, daß wir denselbigen nicht glauben. Dazu sehen wir hier am Exempel St. Peters, daß Gott Lust und Freude hat an einem treuen Diener und Rat, aber es hilft nichts. Wie soll man ihm denn tun? Wenn einer nicht auf seinen köstlichen Stand sieht und will seiner Bosheit drob aufwarten, so fahre er immer zum Teufel hin! Wer kann ihn halten?

Das ist nun ein Stück: daß weltliche Stände und Ämter Gott wohlgefällig sind, wenn man's nur mit Treue und Liebe handelt. Über das ist auch der weltliche Handel hier bestätigt und zugelassen. St. Peter wird gewiß die Fische einesteils verkauft haben. So kann man mit gutem Gewissen kaufen und verkaufen, dieses und ein andres Amt, darein du gesetzt bist, ausrichten, wenn man nur so fromm wäre, daß man den Text ansähe.

Zum andern müssen wir auch den Segen sehen. Sie fischen die ganze Nacht und fangen nichts. Sobald aber des Herrn Wort erschollen ist, da fängt sich's mit Haufen. Da sehen wir, woher wir reich werden sollen. Mit Untreue und Unrat wird man nicht reich und doch will jedermann dadurch reich werden. Darum je größer der Herr, desto größere Diebe am Hofe. Aber es hilft doch nichts. Es soll unsers Herrgotts Segen sein, daß wir also lernen, daß, wenn du tust, was dir befohlen ist, es Gott wohlgefalle. Dennoch will er dich durch solche Arbeit nicht reich machen, wie wir denn täglich in der Erfahrung sehen. Ich habe etliche erlebt, die sehr reich gewesen sind, und sind dennoch zuletzt Bettler geworden. So findet man ihrer auch viele, die Tag und Nacht arbeiten und können dennoch nichts vor sich bringen. Ein andrer nimmt sich wohl Weile, dem fließt es häufig gleich schlafends zu. Das tut nun unser Herrgott alles darum, daß er uns lehre, woher wir bekommen, das wir haben. Er will, daß wir arbeiten sollen, und zeigt uns dennoch daneben an, daß unser Werk nichts ausrichten kann. Ein Bauersmann müßte lange pflügen und im Weinberg hacken, daß die Erde Korn und Wein brächte. Es kann nicht anders sein, Gott muß sagen: Ich will dem Korn den Segen geben, gehe du nur heim, wenn du deine Arbeit getan hast, und schlafe. Der Bauer geht heim und legt sich hinter den Ofen und sorgt nichts dafür und unser Herrgott nimmt sich's an und spricht: Wohlan, du lieber Bauer, du hast deine Arbeit getan, so muß ich nun das Meine auch dazu tun. Da wächst dann erst Korn und Wein.

So läßt er sie auch hier fischen, aber es wird nichts draus. Sobald er aber sein Wort dazu tut, fangen sie so viel Fische, daß sie bekennen müssen, sie haben's mit ihrer Arbeit nicht zu Wege gebracht. Also geschieht's noch heutigentages. Es mangelt allein daran, daß wir's nicht sehen. Die Fische werden da im Netz drinnen gemacht, daß einen dünkt, das Wasser sei zu Fischen geworden, wie es auch 1. Mos. 1, 20 steht, da er spricht: Ihr Wasser, gebt Fische! hob's bald an zu wimmeln und grimmeln vor Fischen. Also wächst noch Brot und Wein aus

der Erde und aus den Steinen heraus, gleich als steckte da in der Säule ein Hahn und ließe Wein heraus. Ursache: Wenn ich das Erdreich hundertmal und aberhundertmal herumwürfe, so fände ich kein Tröpflein Weins, und dennoch kommt Wein heraus. Also mit dem Korn: da wächst der Halm nicht anders aus dem Sande, denn als schüttet's einer aus der Mauer heraus.

Das aber geschieht alles darum, daß wir lernen, daß wir arbeiten sollen und dennoch wissen, daß es unsere Arbeit nicht tut. Laßt uns nur nicht fälschlich damit umgehen! Geht es sauer ein, wohlan es schadet nichts. Es will uns wohl ergötzen, wie ein Psalm auch sagt (127, 2): „Es ist umsonst, daß ihr frühe aufsteht und hernach lange sitzt und esset euer Brot mit Sorgen; denn seinen Freunden gibt er's schlafend." Sie dürfen nicht dafür sorgen, sondern sie schlafen und kriegen's dennoch. Er verbietet das Arbeiten nicht, das muß dabei sein. Den Wahn verbietet er, daß wir nicht denken sollen: je mehr ich arbeite, desto mehr werde ich haben. Denn wäre die Arbeit eine Hoffart und Unglaube, als wollte ich's erarbeiten: o weh, ja, die Ehre sollte man uns geben, du wirst's wohl lassen, du wirst keinen Fisch aus dem Wasser machen können, auch keinen Wein noch Korn aus der Erde, solches Werk ist dir nicht befohlen. Das ist dir befohlen, daß du pflügest und in dem Weinberge hackest; denen er's gönnt und die treulich in ihrem Stande arbeiten, denen will er's schlafend geben.

Die Arbeit aber kann nicht einerlei sein. Ein jeglicher Mensch hat seine bescheidene Arbeit. Eine Frau ißt ihr Brot im Schweiß des Angesichts, wenn sie das Kind säugt, kocht, das Haus regiert, ob sie gleich nicht im Weinberg haut, wenn es nur eine Arbeit ist. Also ist zu Hofe Arbeit genug. Darum gedenke du Rat, daß du nicht darum zu Hofe bist, daß du sollst Wein saufen. Bist du ein Kanzler, ein Schreiber, ein Ritter, tue, was dir zusteht, willig und treulich, so wirst du es auch genießen. Ich weiß wohl, daß man solches nicht gern hört. Aber will oder kann man's unangezeigt lassen? Wenn man ihnen aber die Wahrheit also sagt, dürfen sie wohl sagen: Die Pfaffen wollen uns wieder ins Regiment greifen! Lieber, ich begehre deines Regiments eben gar nichts, darf dennoch einem Buben wohl sagen, was er tut, und fürchte mich gar nicht vor dir. Ich habe dich weder zu strafen noch dir zu gebieten. Ich sage es schlecht dahin: will's niemand annehmen, so lasse man es!

Dies sei genug von dem ersten Stück, nämlich von St. Peters Fischen! Ich hab's aber darum treiben wollen, meine Freunde, daß ihr daraus lernen sollt, daß ein jeglicher treulich und mit Freuden seines Standes warte. Denn es ist nicht ein geringer Trost, daß einer sagen kann: Wohlan, so weiß ich, daß ich in einem solchen Stande bin, der Gott wohlgefällt. Ich weiß auch keinen andern Trost für mich, denn daß ich gewiß bin, daß ich beten, schreiben und predigen soll, und bin's gewiß und weiß es auch, daß es Gott wohlgefällt. Darum gibt er mir auch Gnade und Glück dazu. Also könnte auch ein jeglicher in seinem Stande gutes Mutes sein und würde ihm auch fein schleunig abgehen. Willst du es aber nicht tun, so fahre immer hin! Du wirst's wohl finden im Auskehricht. Mehr will ich auf dies Mal nicht davon sagen. Amen.

10. Predigt vom Gebete.

Joh. 16, 23—30: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben. Bisher habt ihr nicht gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei. Solches habe ich zu euch durch Sprichwort geredet; es kommt aber die Zeit, daß ich nicht mehr durch Sprichwort mit euch reden werde, sondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater. An demselbigen Tage werdet ihr bitten in meinem Namen. Und ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will. Denn er selbst der Vater hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebt und glaubt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater. Sprechen zu ihm seine Jünger: Siehe, nun redest du frei heraus und sagest kein Sprichwort. Nun wissen wir, daß du alle Dinge weißt und bedarfst nicht, daß dich jemand frage. Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.

Das heutige Evangelium ist, wie eure Liebe hört, eine herzliche Vermahnung zum Gebet. Denn das ist nach dem Predigtamt der höchste Gottesdienst bei den Christen, daß man bete. Solche Vermahnung hat

der Herr getan des Abends über Tisch bald auf die Predigt, da er zu seinen Jüngern sagt: Ihr werdet traurig sein meines Abscheidens halben, aber es ist nur um ein Kleines zu tun, so will ich euch wiedersehen und alsdann soll eure Traurigkeit zur Freude werden. Auf diesen Trost folgt die Vermahnung hier zum Beten. Und es reimt sich sehr wohl aufeinander. Denn wo ein Christ in Angst, Sorge und Kümmernis, in Gefahr und Unglück ist, da ist kein andrer Trost noch Rat, denn daß er sich an das Gebet halte und zu Gott um Hilfe schreie.

Solches lehrt der Herr hier seine Jünger und uns, daß sie im Trauerstündlein des Betens nicht vergessen sollen. Und sagt über die Maßen tröstlich, daß sie zu solchem Werke kühn und unerschrocken sein sollen. Denn, spricht er, ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten wolle; denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum daß ihr mich liebt und glaubt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Wahr ist es, Christus läßt es nicht, er sitzt zur Rechten des Vaters und vertritt uns, wie Paulus sagt: So wissen wir, daß sein Gebet, welches er für seine Kirche und uns arme Sünder am letzten Nachtmahl über Tisch und darnach am Kreuze getan hat, erhört ist und noch geht, kräftig bleibt bis an der Welt Ende. Aber, spricht Christus, ihr bedürft solches Gebetes nicht, das ich für euch tue; denn ihr könnt selbst den Vater bitten und sollt nicht zweifeln, euer Gebet sei erhört; denn mein Vater hat euch lieb darum, daß ihr mich liebt. Solches muß man nicht dahin deuten, daß man des Gebetes Christi sich nicht trösten sollte, sondern daß wir unser eigen Gebet nicht verachten sollen, sintemal wir Christum lieb haben. Denn also ist's beschlossen und wir sollen's mit allem Fleiß merken und lernen, daß, wer zu Christo Lust und Liebe hat, den will der Vater auch lieb haben und also lieb haben, daß er ihn erhören will. Wo bleiben denn die gottlosen Papisten, die uns auf der Heiligen Fürbitte gewiesen und vertröstet haben?

Das heißt doch ja tröstlich reizen und locken zum Gebet, daß unser lieber Herr Christus durch sein Sterben und Abscheiden von dieser Welt zum Vater einen solchen Zutritt zu Gott gemacht und erworben hat, wir seien, wo wir wollen, in der Kirche, im Haus, im Keller, in der Küche, auf dem Felde, in der Werkstatt, so wir anders Christen sind und Christum lieb haben, daß wir mit dem Herzen vor Gott in dem Himmel treten, mit ihm reden und beten können um allerlei, was uns anliegt. Denn zu solchem Gebet braucht man sonst nichts denn ein solches Herz, das da spräche: Vater im Himmel, ich weiß, daß du mich lieb hast darum, daß ich deinen Sohn und meinen Erlöser, Jesum Christum, lieb habe. In solchem Vertrauen und Zuversicht will ich dich jetzund tröstlich bitten: nicht, daß ich so heilig oder fromm sei, sondern daß ich weiß, daß du um deines Sohnes Jesu Christi willen gern uns alles geben und schenken willst; in desselben Namen trete ich jetzt vor dich und bitte und zweifle gar nicht, solches Gebet (ich sei meiner Person halben, wie ich wolle) sei ja und gewiß erhört.

Denn davor muß sich ein jeder Christ hüten, daß er mit dem Gebet nicht so lange harre, bis ihn dünkt, daß er gar rein und geschickt sei. Wie denn der Teufel uns oft mit solchen Gedanken plagt und hindert, daß wir gedenken: Ei, du bist jetzt nicht geschickt noch müßig, du mußt zuvor dies oder anderes ausrichten, so kannst du darnach desto ruhiger beten. Wer solchen Gedanken folgt und sich am Gebet hindern und aufhalten läßt, dem geht's gewißlich wie jener Bäuerin, die zuvor etwas tun wollte, ehe sie zu wünschen anfing, war also verhindert und kam nimmermehr zum Wünschen. Denn der Teufel ist ein Schalk und schleicht uns immer nach, ob er uns an diesem und anderm hindern könnte. Darum müssen wir uns wider ihn rüsten und uns nichts aufhalten noch hindern lassen, sondern sobald die Not vor Augen ist, also denken: Jetzt ist das rechte Betstündlein, bin ich nicht geschickt oder würdig, Gott wird mich wohl geschickt und würdig machen; denn ich weiß, er hat mich lieb um Christi und nicht um meinetwillen, daß ich so fromm oder heilig bin.

Das will unser lieber Herr Christus hier haben, daß wir beten sollen und nicht hingehen wie die rohen Leute, so sagen: Essen und Trinken schmecke ihnen dennoch wohl, ob sie gleich in acht Tagen kein Vaterunser beten. Bist du ein Christ oder willst ein Christ sein, so hüte dich vor solchem rohen Leben und bete zum wenigsten des Morgens, wenn du aufstehst, über und nach Tisch, und wenn du des Abends wieder zu Bett gehst, und sprich: Vater unser, der du bist im Himmel usw. Denn wir Christen sind schuldig, daß wir ohne Unterlaß beten sollen: wo nicht mit dem Munde (wie wir denn nicht immer können), so doch mit dem Herzen. Denn es sollen ja alle Herzen einen jeden Augenblick in dem Wunsch stehen, daß Gottes Name geheiligt werde, sein Reich komme, sein Wille geschehe, item daß er Frieden im Lande, gutes Wetter,

gesunden Leib geben wolle usw. Solches wünscht ein jeder Christ alle Stunden und Augenblicke in seinem Herzen, obgleich der Mund feiert, ja wenn er gleich nicht eigentlich dran gedenkt, so ist's doch nicht anders in seinem Herzen. Das heißt geistlich und mit dem Herzen beten. Und wir bedürfen solches Gebetes auch sehr wohl um der steten Gefahr willen, daß ein Christ nicht einen Augenblick sicher ist vor dem Teufel und seinem eignen Fleisch, daß er nicht in Sünde und Schande falle.

Aber neben solchem Herzensgebet soll das mündliche Gebet auch gehen. Wie nun dasselbe Gebet gestaltet sein soll, lehrt der Herr hier und sagt: Ihr sollt in meinem Namen bitten. Item: Der Vater hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebt und glaubt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Wenn nun die Person also zugerichtet ist, daß sie an Christum glaubt, das ist dann der rechte Priester in seinem Meßgewand und priesterlichem Schmuck und fehlt weiter an nichts, denn daß er den Mund fröhlich auftue und nehme sich ein gewisses Stück vor, da ihn dünkt, daß ihm und andern Christen am meisten daran gelegen sei, und spreche: Herr, das bedarf ich, das bedarf jener, gib es uns um Christi willen!

Nun sind wir aber sonderlich in eine solche Zeit geraten, daß es uns leider an mancherlei Nöten, die täglich vorfallen und von Tag zu Tag je länger je schwerer werden, nicht mangelt, wenn wir nur viel beteten. Denn erstlich ist der Teufel ein Lügner und Mörder. Mit der Lüge will er Gottes Wort dämpfen; mit dem Morden will er allerlei Unruhe im Reich erwecken. Darum feiert weder Papst noch Türke samt andern Tyrannen, so dem Wort entgegen sind. So erfahren wir, was ein jeder für anliegende Not auf sich hat, wo gleich solche gemeine Nöte nicht wären. Darum haben wir allenthalben Ursachen genug, die uns zum Gebet treiben. Wer aber solche Not nicht alle bedenken könnte, der nehme nur das heilige Vaterunser vor sich. Das hat sieben Stücke, in welche alle Not und alles Anliegen gefaßt ist.

In der ersten Bitte: Geheiligt werde dein Name! bitten wir für alle rechtschaffenen Prediger und wider alle Ketzer und Ungläubigen, wider Juden, Heiden, Türken und den Papst (denn diese alle lästern den Namen Gottes und entheiligen ihn), daß Gott ihnen wehren, fromme Prediger geben und das Wort rein und lauter wider alle Ketzerei erhalten wolle.

In der andern Bitte: Dein Reich komme zu uns! bitten wir, daß des Teufels und des Todes Reich untergehe. Das ist auch eine sehr weitläufige Bitte; denn sie faßt das ganze Teufelreich, daß Gott damit ein Ende machen und sein Reich durch sein Wort und den Heiligen Geist in uns und allen Menschen anrichten wolle.

In der dritten Bitte: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel! bitten wir, daß aller Wille gehindert werde, der wider Gottes gnädigen Willen ist. Das ist dem Teufel und den bösen Leuten eine sehr unleidliche Bitte und hindert über die Maßen viel Unglück, welches täglich der Teufel und die böse Welt stiften würde, wo man mit diesem Gebet nicht so stattlich wehrte.

In der vierten Bitte: Unser täglich Brot gib uns heute! bitten wir für unsere Obrigkeit, für unsere Eltern, für Weib und Kind, für Brot und die Früchte auf dem Lande, für Friede und alles, was wir zu Unterhaltung dieses zeitlichen Lebens bedürfen, ein jeder in seinem Stande, daß ihm Gott Glück und Segen dazu geben und vor allem Unglück gnädig bewahren wolle.

In der fünften Bitte: Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! bitten wir, daß uns Gott gnädig sei, den verdienten Zorn von uns abwenden, uns unsrer Sünden halben nicht strafen und auch die Gnade tun wolle, daß wir von Tag zu Tag frömmer werden und uns nach seinem Willen halten mögen und untereinander freundlich leben und ja einer dem andern seine Missetat vergeben.

In der sechsten Bitte: Führe uns nicht in Versuchung! bitten wir, daß Gott sonderlich allen angefochtenen Herzen zu Hilfe kommen, sie in der Anfechtung nicht stecken lassen, sondern ihnen gnädiglich durch sein Wort und seinen Heiligen Geist heraushelfen und des Teufels Vornehmen und Gewalt brechen wolle.

In der siebenten Bitte: Sondern erlöse uns von dem Übel! bitten wir um ein gutes, seliges Stündlein, daß uns unser Herr Gott von diesem Jammertal mit Gnaden hinwegnehmen und ewig selig machen wolle.

Also ist es überaus fein alles miteinander in das Vaterunser gefaßt, was uns bekümmern und anliegen oder aber uns zum Besten dienen mag. Solche Stücke alle sind uns vonnöten, daß wir täglich darum bitten. Denn Not ist genug vorhanden: erstlich allgemein, darnach in eines jeden Haus, Stand und Wesen; und es fehlt nur an uns, daß wir nicht getrost den Mund auftun und beten. Denn der Befehl ist schon da, daß

wir beten sollen, und die Zusagung ist auch da, daß es soll ja und gewiß erhört sein. Und zum Überfluß hat unser lieber Herr Christus die Form des Gebets uns selbst gestellt, wie man im Vaterunser sieht.

Nun müssen wir bekennen, daß wir arme Sünder sind und nicht wert, daß wir vor Gott treten und mit Gott reden sollen, und auch unwürdig, daß wir etwas von ihm erlangen sollen. Auf daß wir nun solche unsere Unwürdigkeit uns nicht am Gebet hindern ließen, befiehlt der Herr hier mit ausgedrückten Worten: Wir sollen in seinem Namen bitten, und sagt uns zu: Was wir in seinem Namen bitten, das soll erhört werden. Also zieht er mit diesen Worten diesen Gottesdienst ganz und gar aus der Welt in die einige Person, Christum Jesum. Darum ist alles Gebet, das nicht im Namen Jesu geschieht, kein Gebet noch Gottesdienst. Als wenn ein Mönch betet, daß ihm Gott um Franziskus' oder Dominikus' willen gnädig sein, sein oder anderer Verdienst, Fasten, Beten ansehen wolle usw. Solches ist kein Gebet; denn es geht nicht im Namen Christi, sondern in St. Franziskus' oder Dominikus' oder deinem Namen. Ein solches Gebet ist der Heiden, Türken und Juden Gebet, ja auch aller Papisten Gebet. Denn sie wollen den Namen Jesu nicht allein im Gebet haben, sondern setzen der Jungfrau Maria, der Apostel und andrer Heiligen Namen dazu. Aus solchem abgöttischen Gebet wird nichts, Gott hört es nicht. Und obgleich ihnen das widerfährt, das sie bitten, so widerfährt's ihnen doch nur zum großen Schaden und Nachteil und wäre besser, es wäre ihnen nicht widerfahren.

Aber die Christen beten nicht also; ihres und andrer Kreatur Namens halben verzweifeln sie und würden nimmermehr den Mund auftun. Aber weil sie wissen, daß Gott durch Christum barmherzig ist, und sie den Befehl haben, im Namen Jesu Christi zu bitten, solches macht sie keck und kühn, daß, ob sie sich gleich als arme Sünder bekennen und schuldig geben, dennoch laufen sie vor Gott, tun unerschrocken den Mund auf und sprechen: Vater, wir, deine Kinder, bedürfen jetzt das, jetzt jenes. Sei gnädig! Siehe nicht unsere Sünde, sondern deinen Sohn Christum Jesum an! In seinem Namen kommen wir jetzt vor dich, und erhöre uns! Das heißt alsdann recht gebetet, wenn das Gebet also durch und durch in Christo Jesu geschieht. Und muß folgen, was man bittet, daß es in Christo Jesu Ja und Amen sei. Das sollte uns ja lustig und willig zum Gebet machen, sintemal wir hören, was man den Vater im Namen Christi bittet, das soll durchdringen und nicht eher ruhen, als bis es vor Gottes Thron komme und da Ja drüber gesprochen werde.

Auf solche Verheißung spricht der Herr zu seinen Jüngern: Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen. Denn sie verließen sich auf ihn, wie jene bösen Bauern sich auf ihren Pfarrer verließen, daß er für sie beten sollte, und meinten, sie brauchten nicht zu beten. Aber, spricht er, tut's nimmer, sondern bittet, so werdet ihr nehmen, auf daß eure Freude vollkommen sei. Solchen Befehl und Gebot sollen wir wohl bedenken und uns darnach schicken lernen. Traurigkeit, Kümmernis und Anfechtung wird nicht ausbleiben. Wer nun eine beständige, vollkommene Freude haben und aus solcher Not kommen will, der denke, daß er bete, wie Christus hier befiehlt, und zweifle nicht, was er will im Namen Christi bitten, das wird ihm widerfahren, so es anders zur Ehre Gottes und unserer Seligkeit dienlich ist.

Denn es hat mit uns einen Mangel, wie Paulus sagt, daß wir nicht allweg wissen, was und wie wir bitten sollen. Daher kommt es, daß mancher Mensch bittet, Gott wolle ihm von dieser oder jener Anfechtung helfen. Aber es wird nichts draus. Denn Gott sieht und weiß besser, was uns nutzt und gut ist denn wir selbst. St. Paulus bat auch, Gott wollte seiner Anfechtung abhelfen. Aber was sagt Christus? 2. Kor. 12, 9: Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Also kann es noch heutigentages sein, daß du gern von der, ich gern von einer andern Anfechtung ledig wäre. Aber Gott weiß, was uns nütze ist, läßt derhalben solch Leiden auf uns liegen und hilft nicht davon; denn sonst möchten wir zu hoffärtig, frech und sicher werden. Darum geht die Bitte vor, ehe wir um das tägliche Brot bitten, daß Gott seinen Willen geschehen lassen wolle. Und Christus spricht selbst, da er am Ölberg betet: Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Also sollen wir auch bitten und immerdar auf Gottes Willen sehen und alsdann nicht zweifeln, Gott werde uns alles geben, was zu seiner Ehre und unsrer Seligkeit dient.

Darnach findet sich noch ein Mangel an uns. Gott will helfen und uns geben, was wir im Namen seines Sohnes Jesu Christi bitten; daran ist kein Zweifel. Aber da ist Zeit und Weise nicht bestimmt, wie er helfen wolle. Nun läßt uns aber unsere Vernunft, Fleisch und Blut nicht feiern. Sobald uns dünkt, der

Weg, den wir vorhaben, wolle nicht gehen, so denken wir, es sei aus, wir müßten zu Boden gehen. Also geht's mit der Zeit auch: da dünkt uns, wo uns in so viel Stunden, Tagen, Jahren nicht Rat geschafft werde, so werde nimmermehr etwas draus. Und also wird durch diese zwei Anfechtungen der Glaube heftig angefochten und geschwächt. Derhalben ist's vonnöten, daß wir uns hier an Gottes Wort halten und der Hilfe gewiß warten, so uns im Namen Christi zugesagt ist, es geschehe gleich Zeit, Weis und Weg halben, wenn es wolle. Denn solche Umstände sollen wir nicht wissen, Gott aber allein weiß es. Denn er hat den Namen und heißt ein Helfer, der zu gelegener Zeit hilft. Weil wir aber der Natur halben ganz unleidlich sind, dünkt uns immerdar, es sei jetzt Zeit, Gott verziehe zu lang. Das ist so viel gesagt, als wüßten wir die Zeit besser denn unser Herrgott selbst. Davor sollen wir uns hüten, auf daß der Glaube an die Verheißung fest stehe, Gott werde uns um Christi Jesu, seines Sohnes willen, gnädig und zu rechter Zeit erhören.

Das ist nun die Lehre vom christlichen Gebet, dessen wir, wie oben auch gemeldet, heutigentages sehr wohl bedürfen; haben auch sonst keinen Trost auf Erden; wie der Herr hier anzeigt, da er spricht: Bittet, auf daß eure Freude vollkommen werde. Denn wo das Gebet nicht ist, da wird auch keine Freude oder ja keine vollkommene Freude folgen können, sondern es muß Jammer, Angst und Traurigkeit da bleiben. Solches haben wir auch diese Jahre her mehr denn einmal erfahren. Denn wo unser Gebet es täte, wäre es unmöglich, daß der Papst und andere Tyrannen uns nicht längst in den Grund vertilgt und ausgerottet hätten. Weil aber das Gebet stetig geht, daß Gott ob seinem Wort und seiner Kirche halten und den Feinden seines Wortes wehren wolle, so sehen wir: je mehr der Papst und andere Tyrannen wider die Kirche toben, desto mehr fallen sie dahin. Darum laßt uns fortan fleißig anhalten: wir, denen das Wort befohlen ist, mit Predigen, und darnach ein jeder Christ für sich mit dem Beten, so wird durch diese zwei Stücke die christliche Kirche wider den Teufel und alle Feinde des Wortes wohl erhalten werden.

Wer nun die christliche Kirche lieb hat und gern ihre Wohlfahrt sähe, der denke, er muß auch dazu helfen, daß sie erhalten werde. Solches aber geschieht allein durchs Gebet, wenn du betest, daß deines Gottes im Himmel Name geheiligt werde, sein Reich komme und sein Wille geschehe. Wiederum, daß des Teufels Name geschändet, sein Reich zerstört und all sein Wille und Anschläge gehindert werden. Wenn du solches tust, so stehst du und ein jeder Christ als ein Krieger mit seiner Wehr im Felde und an der Spitze und hilfst die christliche Kirche wider den Teufel und die Welt schirmen und schützen. Denn ein jeder Christ ist ein Krieger und liegt wider den Teufel zu Feld: Wir erstlich mit dem Predigen und darnach ihr mit uns mit dem Beten. Diese zwei Stücke tun dem Teufel das Herzeleid an, wo man also fleißig predigt und ernstlich betet; und soll er geschlagen und ihm abgebrochen werden, so muß es allein auf diese Weise geschehen. Über das wissen wir auch, daß es unser Vater im Himmel droben also gern hat.

Ich habe keinen Zweifel, daß durch unser Gebet mancherlei böse Praktiken der Verfolger des Wortes zurückgegangen und gehindert worden sind; und so noch heutigentages etwas Gutes geschehen und das Böse gehindert werden soll, so muß es durchs Gebet geschehen. Darum schlagt ja euer Gebet nicht in den Wind, ob euch schon dünkt, ihr seid ungeschickt und unwürdig dazu. Denn sonst würde niemand beten. Vielmehr spreche ein jeder Christenmensch bei sich selbst also: Weil das Gebet Gott so angenehm und mir und der Kirche und dem Regiment so hoch vonnöten und nutze ist, so will ich auch zu der Kirche treten und helfen mitbeten, so viel mir möglich ist; denn ich weiß, daß es nicht soll noch kann vergebens sein. Ein gefährlicher Gedanke ist es, wo man also denken will; Laß andere beten! Dein Gebet ist nichts Besonderes. Darum hüte dich davor und denke also: Ich habe ja Christum und sein Wort lieb und wollte eher alles verlassen denn meinen Herrn Christum verleugnen, so muß folgen, daß mich der Vater auch liebe und mein Gebet erhören werde, wie mir Christus hier zusagt. Darum will ich mich am Beten nichts hindern noch aufhalten lassen. Auf daß man also getrost bete im Namen Christi und der Zusagung glaube, die wir hier haben: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben, so hat es nicht Not.

Daß nun der Herr weiter spricht: Solches habe ich zu euch durch Sprichwort gesagt, dies hat nicht die Meinung, als hätte der Herr mit dunkeln, verborgenen Worten geredet; denn die Worte sind ja lauter und klar. Aber weil die Jünger noch keine Erfahrung davon hatten und wußten nicht, was Christus für ein Reich anrichten würde, daher kam

es: was er ihnen sagte, das war ihnen dunkel und verborgen, als redete er in einer unbekannten Sprache mit ihnen. Aber, spricht er, es wird anders werden. Es kommt die Zeit, daß ich nicht mehr durch Sprichwort mit euch reden werde, sondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater. Denn wenn der Heilige Geist kommt und die Herzen mit einem rechten Vertrauen auf Gottes Güte und Barmherzigkeit durch Christum anzündet, da folgt denn, daß man recht beten kann, lustig und willig dazu ist. Aber ohne solchen Geist ist das Beten unmöglich. Darum heißt ihn Sacharja (12, 10) einen Geist der Gnaden und des Gebets. Denn es muß beides beisammen sein. Der Glaube, daß man Gott als einen gnädigen Vater erkennt, sintemal er seinen Sohn uns gegeben hat; dieser Glaube ist eine Gabe Gottes, die der Heilige Geist durch das Evangelium in uns wirkt. Wo nun solcher Gnadengeist ist, da folgt auch der Betegeist, daß man in Nöten und Anfechtungen zu Gott um Hilfe schreit und weiß, daß uns Gott nicht lassen, sondern bei uns sein und uns in Ewigkeit um seines Sohnes Jesu Christi willen selig machen will. Drum spricht der Herr: An demselbigen Tage, wenn ich euch frei vom Vater verkündigen und durch den Heiligen Geist euch lehren werde, daß ihr ihn recht kennt, da werdet ihr in meinem Namen bitten und solches Beten wird nicht vergebens sein. Denn wie könnte euch der Vater etwas versagen, sintemal er euch lieb hat, darum daß ihr mich liebt und glaubt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Denn das rechte Gebet muß aus solchem Glauben und Vertrauen herfließen, sonst ist es kein Gebet, es seien gleich die Worte so gut sie immer wollen.

Gott, unser lieber Vater, gebe seinen Heiligen Geist durch Christum Jesum in unsere Herzen, daß wir auch also in allerlei Nöten und Anfechtungen bitten und Gott diesen Dienst leisten und von allem Jammer zeitlich und ewiglich erlöst werden mögen. Amen.

11. Aus dem „Sermon von guten Werken".

Zum ersten ist zu wissen, daß keine guten Werke sind, denn allein, die Gott geboten hat, gleichwie das allein Sünde ist, was Gott verboten hat. Darum, wer gute Werke wissen und tun will, der braucht nichts andres denn Gottes Gebot zu wissen. Also spricht Christus Matth. 19, 17: „Willst du selig werden, so halte die Gebote!" Und da der Jüngling frägt Matth. 19, 18 f., was er tun sollte, daß er selig würde, hielt ihm Christus nichts anderes vor denn die zehn Gebote. Demnach müssen wir die Unterscheidung der guten Werke lernen aus den Geboten Gottes und nicht aus dem Scheine, der Größe oder Menge der Werke an sich selbst, auch nicht aus Gutdünkel der Menschen oder menschlicher Gesetze oder Weisen, wie wir sehen, daß es geschehen und noch immer geschicht infolge unserer Blindheit unter großer Verachtung göttlicher Gebote.

Zum andern: Das erste und höchste, alleredelste gute Werk ist der Glaube in Christum, wie er sagt Joh. 6, 28 f., da die Juden ihn fragten: „Was sollen wir tun, daß wir gute, göttliche Werke tun?" antwortet er: „Das ist das göttliche, gute Werk, daß ihr an den glaubt, den er gesandt hat." Wenn wir nun das hören oder predigen, so laufen wir darüber hin und achten, es sei gar gering und leicht zu tun, während wir doch hier lange stehen und ihm wohl nachtrachten sollten. Denn in diesem Werk müssen alle Werke gehen und den Einfluß ihrer Güte gleich wie ein Lehen von ihm empfangen. Das müssen wir grob ausstreichen, daß sie es greifen können. Wir finden ihrer viele, die da beten, fasten, stiften, dies und das tun, ein gut Leben führen vor den Menschen. Frägst du die, ob sie auch gewiß seien, daß es Gott wohlgefalle, was sie also tun, sprechen sie: Nein, sie wissen's nicht oder zweifeln dran. Darüber sind auch der großen Gelehrten etliche, die sie verführen und sagen, es sei nicht Not, dessen gewiß zu sein, die doch sonst nichts anders tun denn gute Werke lehren. Siehe da, alle dieselben Werke gehen außerhalb des Glaubens, darum sind sie nichts und ganz tot. Denn wie ihr Gewissen gegen Gott steht und glaubt, so sind die Werke auch, die daraus geschehen. Nun ist da kein Glaube, kein gut Gewissen zu Gott, darum ist den Werken der Kopf ab und all ihr Leben und Güte nichts. Daher kommt's: wenn ich den Glauben so hoch anziehe und solche ungläubige Werke verwerfe, beschuldigen sie mich, ich verböte gute Werke, so ich doch gern wollte rechte gute Werke des Glaubens lehren.

Zum dritten: Frägst du sie weiter: Ob sie das

auch für ein gutes Werk achten, wenn sie in ihrem Handwerk arbeiten, gehen, stehen, essen, trinken, schlafen und allerlei Werke tun zu des Leibes Nahrung oder gemeinen Nutz? und ob sie glauben, daß Gott ein Wohlgefallen darinnen über sie habe? so wirst du finden, daß sie nur in der Kirche, in Beten, Fasten und Almosen bleiben; die andern achten sie als vergebens, daran Gott nichts gelegen sei.

Zum vierten: Hier kann nun ein jeglicher selbst merken und fühlen, wenn er Gutes und nicht Gutes tut. Denn findet er sein Herz in der Zuversicht, daß es Gott gefalle, so ist das Werk gut, wenn es auch so gering wäre als einen Strohhalmen aufheben. Ist die Zuversicht nicht da oder zweifelt er dran, so ist das Werk nicht gut, ob es schon alle Toten auferweckte und sich der Mensch verbrennen ließe. Das lehrt St. Paulus Röm. 14, 23: Alles, was nicht aus oder im Glauben geschieht, das ist Sünde. Von dem Glauben und keinem andern Werk haben wir den Namen, daß wir Christgläubige heißen, als von dem Hauptwerk.

Zum fünften: In diesem Glauben werden alle Werke gleich und ist eins wie das andre, fällt ab aller Unterschied der Werke, sie seien groß, klein, kurz, lang, viel oder wenig. Denn die Werke sind nicht von ihretwegen, sondern von des Glaubens wegen angenehm. Dieser aber ist derselbe und ohne Unterschied in allen und jeglichen Werken, wirkt und lebt, wie viele und verschieden sie immer seien, gleichwie alle Gliedmaßen von dem Haupt leben, wirken und den Namen haben und ohne das Haupt kein Gliedmaß zu leben, zu wirken oder einen Namen zu haben vermag. Daraus folgt dann weiter, daß ein Christenmensch, in diesem Glauben lebend, eines Lehrers guter Werke nicht bedarf, sondern, was ihm vorkommt, das tut er, und ist alles wohlgetan. — —

Zum sechsten: Das können wir an einem groben, fleischlichen Exempel sehen. Wenn ein Mann oder Weib sich zum andern Liebe und Wohlgefallens versieht und dasselbe fest glaubt, wer lehrt denselben, wie er sich stellen soll, was er tun, lassen, sagen, schweigen, gedenken soll? Die Zuversicht allein lehrt ihn das alles und mehr denn not ist. Da ist ihm kein Unterschied in den Werken. Er tut das Große, Lange, Viele so gern als das Kleine, Kurze, Wenige und umgekehrt, dazu mit fröhlichem, friedlichem, sicherem Herzen, und ist ganz ein freier Geselle. Wo aber ein Zweifel da ist, da sucht man, welches am besten sei, da fängt man an, Unterschiede der Werke auszumalen, womit man mag Huld erwerben; und dennoch geht es zu mit schwerem Herzen und großer Unlust, und man ist trotzdem gefangen, mehr denn halb verzweifelt und wird drüber oft zum Narren. Also ein Christenmensch, der in dieser Zuversicht gegen Gott lebt, weiß alle Dinge, kann alle Dinge, vermißt sich aller Dinge, was zu tun ist, und tut's alles fröhlich und frei, nicht um viel gute Verdienste und Werke zu sammeln, sondern daß es ihm eine Lust ist, Gott also wohlzufallen und dient rein umsonst Gott, daran sich begnügend, daß es Gott gefällt. — — — —

Die Werke des ersten Gebots heißt man zu dieser Zeit Singen, Lesen, Orgeln, Meßhalten, Metten, Vesper und andere Zeiten beten, Kirchen, Altäre, Klöster stiften und schmücken, Glocken, Kleinodien, Kleider, Geschmeide, auch Schätze sammeln, nach Rom, zu den Heiligen laufen. Darnach, wenn wir, bekleidet, uns bücken, die Kniee beugen, Rosenkränze und Psalter beten und das alles nicht vor einem Abgott, sondern vor dem heiligen Kreuz Gottes oder seiner Heiligen Bild tun, das heißen wir Gott ehren, anbeten und laut des ersten Gebots keine andre Götter haben, welches doch auch Wucherer, Ehebrecher und allerlei Sünder tun mögen und täglich tun. Nun wohlan, geschehen diese Dinge mit solchem Glauben, daß wir's dafür halten, es gefalle Gott alles wohl, so sind sie löblich, nicht ihrer Tugend, sondern desselben Glaubens halber, dem alle Werke gleich gelten, wie gesagt ist. Zweifeln wir aber dran oder halten's nicht dafür, daß Gott uns hold sei, an uns Gefallen habe, oder vermessen uns allererst mit und nach den Werken ihm zu gefallen, so ist's lauter Trügerei: auswendig Gott geehrt, inwendig sich selbst für einen Abgott gesetzt. Das ist die Ursache, warum ich so oft wider solcher Werke Pomp, Pracht, Menge geredet und sie verworfen habe. Das ist am hellen Tage, wie sie nicht allein im Zweifel oder ohne solchen Glauben geschehen, sondern es ist unter Tausend nicht einer, der nicht sein Vertrauen drein setzt, vermeint, dadurch Gottes Huld zu erlangen und seiner Gnade zuvorzukommen und einen Jahrmarkt daraus zu machen. Das kann Gott nicht leiden, der seine Huld umsonst versprochen hat, und will, daß man mit dieser anfange durch eine Zuversicht und in derselben alle Werke vollbringe, wie sie genannt werden mögen. —

Also ist's wahr, wie man sagt, daß die Eltern, ob sie sonst nichts zu tun hätten, vermögen sie an ihren eigenen Kindern die Seligkeit zu erlangen. So sie die zu Gottes Dienst recht ziehen, haben sie daran

fürwahr beide Hände voll guter Werke vor sich. Denn was sind hier die Hungrigen, Durstigen, Nackten, Gefangenen, Kranken, Fremdlinge, denn deiner eignen Kinder Seelen? Mit denen macht dir Gott aus deinem Hause ein Spital und setzt dich ihnen zum Spitalmeister, daß du ihrer warten sollst, sie speisen und tränken mit guten Worten und Werken, daß sie lernen Gott vertrauen, glauben und fürchten und ihre Hoffnung auf ihn setzen, seinen Namen ehren, nicht schreien noch fluchen, sich kasteien mit Beten, Fasten, Wachen, Arbeiten, des Gottesdienstes und Wortes warten und ihm den Sabbat feiern, daß sie zeitlich Ding lernen verachten, Unglück sanft tragen und den Tod nicht fürchten, dieses Leben nicht lieb haben.

Siehe, welch große Lektionen sind das, wieviel guter Werke hast du vor dir in deinem Hause, an deinem Kinde, das solcher Dinge aller bedarf und wie eine hungrige, durstige, bloße, arme, gefangene, kranke Seele. O wie eine selige Ehe und Haus wäre das, darinnen solche Eltern wären! Fürwahr, es wäre eine rechte Kirche, ein auserwählt Kloster, ja ein Paradies. — — Wo sind solche Eltern? Wo sind die, die nach guten Werken fragen? Hierher will niemand. Warum? Das hat Gott geboten, davon zieht ab der Teufel, Fleisch und Blut. Es gleißt nicht, darum gilt es nicht. Da läuft der zu St. Jakob, diese gelobt sich zu unserer Frauen. Niemand aber gelobt, daß er Gott zu Ehren sich und sein Kind wohl regiere und lehre, läßt die sitzen, die ihm Gott befohlen hat, an Leib und Seele zu bewahren und will Gott an einem andern Ort mit etwas dienen, was ihm nicht befohlen ist. Solch verkehrt Wesen wehrt kein Bischof, straft kein Prediger, ja, um des Geizes willen bestätigen sie es und erdenken nur täglich mehr Wallfahrt, Heiligenerhebung, Ablaßjahrmarkt. Gott erbarme sich über solche Blindheit!

Zum sechzehnten: Drei sonderliche nötige Werke hätte zu unsern Zeiten zu tun alle Herrschaft, vornehmlich in diesen Landen. Zum ersten: abtun das grausame Wesen Fressens und Saufens, nicht allein des Überflusses, sondern auch der Kostbarlichkeit halben. Denn durch Gewürz, Spezerei und desgleichen, ohne die man wohl auch leben könnte, ist nicht ein kleiner Abgang zeitlicher Güter in die Lande gekommen und kommt noch täglich. Solchen beiden großen Schäden zuvorzukommen, hätte fürwahr die weltliche Gewalt genug zu schaffen. Denn sie sind gar sehr tief und weit eingerissen. Und wie könnten die Gewaltigen Gott einen bessern Dienst tun und sich selbst, denn ihr Land zu bessern? Zum andern wären die überschwenglichen Kosten der Kleidung, damit so viel Gut umgebracht und doch nur der Welt und dem Fleisch gedient wird. Erschrecklich ist es zu denken, daß solcher Mißbrauch bei einem Volke gefunden wird, das dem gekreuzigten Christus geschworen, getauft und zugeeignet ist, das sein Kreuz mit ihm tragen und zum anderen Leben täglich durch Sterben sich bereiten soll. Wenn es durch Unwissenheit bei etlichen versehen würde, so wäre es leidlicher; aber daß es so frei, ungestraft, unverschämt und unverhindert getrieben wird, ja Lob und Ruhm drin gesucht wird, das ist ja ein unchristliches Wesen. Zum dritten: vertreiben den wuchersüchtigen Zinskauf, der in aller Welt alle Lande, Leute und Städte verderbt, verzehrt und verstört durch seinen schalkhaftigen Schein. Damit macht er, daß er nicht Wucher sei, so er doch wahrhaftig damit ärger denn Wucher ist, darum daß man sich nicht wie vor dem öffentlichen Wucher vorsieht. Siehe, das sind drei Juden, wie man sagt, die die ganze Welt aussaugen. Hier sollten Herren nicht schlafen noch faul sein, wollten sie Gott eine gute Rechenschaft geben vor ihrem Amt.

Zum siebzehnten wären hier auch zu zeigen die Bübereien, welche durch Offiziale und andere bischöfliche und geistliche Amtleute getrieben werden, die das arme Volk mit großer Beschwerung bannen, laden, jagen und treiben, dieweil ein Pfennig ist. Solches sollte man mit dem weltlichen Schwert wehren, dieweil da keine andre Hilfe noch Mittel ist.

O wollte Gott vom Himmel, daß einmal auch ein solch Regiment würde angefangen, die gemeinen Frauenhäuser abzutun, gleichwie in dem Volk Israel war! Es ist ja ein unchristliches Bild, ein öffentlich Sündhaus zu halten bei den Christen, das vorzeiten gar unerhört war. Es sollte eine Ordnung sein, daß man Knaben und Maidlein zeitlich zusammengäbe und solcher Untugend zuvorkäme. Nach solcher Ordnung und Weise sollten beide, geistlich und weltlich Regiment, trachten. Ist's bei den Juden möglich gewesen, warum sollte es nicht bei den Christen auch möglich sein? Ja, so es in Dörfern, Märkten und etlichen Städten möglich ist, wie vor Augen ist, warum sollte es nicht überall möglich sein?

Es macht aber, daß kein Regiment in der Welt ist. Niemand will arbeiten. Darum müssen die Handwerksleute ihre Knechte feiern lassen; die sind dann frei und mag niemand zähmen. Wo aber eine Ordnung wäre, daß sie müßten im Gehorsam gehen und

sie niemand aufnehmen an andern Orten, hätte man diesem Übel ein groß Loch gestopft. Helf Gott! Ich sorge, daß hier der Wunsch am größten sei, Hoffnung ist gering; doch sind wir damit nicht entschuldigt.

Nun siehe, das sind wenig Werke der Obrigkeit angezeigt, aber doch so gut und so viel, daß sie überflüssig gute Werke und Gott zu dienen hat alle Stunden. Diese Werke aber, wie die andern, sollen auch im Glauben gehen, ja den Glauben üben, daß nicht jemand durch die Werke vornehme, Gott zu gefallen, sondern durch Zuversicht seiner Huld solche Werke seinem gnädigen, lieben Gott nur zu Ehre und Lob tue, darin seinem Nächsten zu dienen und nütze zu sein.

Zum achtzehnten: Das vierte Werk dieses Gebots ist Gehorsam des Gesindes und der Werkleute gegen ihre Herren, Frauen, Meister und Meisterinnen. — — — Nun ist die größte Klage in der Welt über das Gesinde und Arbeitleute, wie ungehorsam, untreu, ungezogen, vorteilisch sie seien. Das ist eine Plage von Gott. Und fürwahr das ist des Gesindes einziges Werk, damit sie selig mögen werden, brauchen fürwahr nicht viel zu wallen, dies oder das zu tun, haben genug zu tun, wenn ihr Herz nur dahin gerichtet steht, daß sie gerne tun und lassen, was, wie sie wissen, ihren Herren und Frauen gefällig ist, und dasselbe alles in einem einfältigen Glauben, nicht daß sie durch die Werke wollten groß verdienen, sondern daß sie das alles in göttlicher Huld Zuversicht (darinnen alle Verdienste stehen), tun, rein umsonst aus Liebe und Gunst zu Gott. Aus solcher Zuversicht erwachsen solche Werke alle und sollen sein eine Übung und Vermahnung, solchen Glauben und Zuversicht immer mehr zu stärken. Denn, wie gesagt ist nun vielmal, dieser Glaube macht alle Werke gut, ja er muß sie tun und der Werkmeister sein.

Zum neunzehnten: Wiederum die Herren und Frauen sollen ihre Knechte, Mägde und Arbeitsleute nicht wütender Weise regieren, nicht alle Dinge aufs genauste suchen, zuweilen etwas nachlassen und um des Friedens willen durch die Finger sehen. Denn es mag nicht alle Dinge allezeit schnurgleich zugehen in keinem Stand, dieweil wir auf Erden in der Unvollkommenheit leben. Davon sagt St. Paulus Koloss. 3, 1: „Ihr Herren sollt mit eurem Gesinde gleich und billig handeln, gedenken, daß ihr auch einen Herren habt im Himmel.“ Darum wie die Herren wollen, daß von Gott mit ihnen nicht aufs Schärfste gehandelt, sondern viele Dinge durch Gnaden nachgelassen werden, so sollen sie auch gegen ihr Gesinde desto sanfter sein und etwas nachlassen und doch Fleiß anwenden, daß sie recht tun und Gott fürchten lernen.

Siehe da aber, was für gute Werke ein Hauswirt und Frau zu tun vermag, wie fein uns Gott alle guten Werke so nahe, so mancherlei, so stetiglich vorlegt, daß wir nicht dürfen fragen nach guten Werken und wohl vergessen könnten der andern gleißenden, weitläuftigen, erfundenen Menschenwerke, als da sind Wallen, Kirchenbauen, Ablaßsuchen und dergleichen.

Das siebente Gebot hat auch ein Werk, welches gar viele gute Werke in sich begreift und wider viele Laster ist, und heißt auf deutsch „Mildigkeit“. Das ist ein Werk, daß von seinem Gut jedermann willig ist zu helfen und zu dienen, und streitet nicht allein wider den Diebstahl und Räuberei, sondern wider alle Verkürzung, so im zeitlichen Gut eines gegen das andre zu üben vermag, als da sind Geiz, Wucher, Überteuern, Überschlagen, falsche Ware, falsch Maß, falsch Gewicht brauchen, und wer möcht's alles erzählen, die behenden, neuen, spitzigen Fündlein, die sich täglich mehren in aller Hantierung, in welchen jedermann seinen Vorteil sucht mit des andern Nachteil und vergißt des Gesetzes, das da sagt: „Was du willst, daß dir andere tun, das tu du ihnen auch.“ Wer diese Regel vor Augen hielte, ein jeglicher in seinem Handwerk, Geschäft und Handel gegen seinen Nächsten, würde wohl finden, wie er sollte kaufen und verkaufen, nehmen und geben, leihen und umsonst geben, zusagen und halten und desgleichen, und so wir ansehen die Welt in ihrem Wesen, wie der Geiz in allem Handel das Regiment hat, würden wir nicht allein zu schaffen genug gewinnen, sollten wir uns mit Gott und Ehren ernähren, sondern auch ein Grauen und Schrecken empfangen vor diesem fährlichen, elenden Leben, das mit Sorgen zeitlicher Nahrung und unredlichem Gesuch desselben so gar überladen, bestrickt und gefangen ist.

12. Aus der „Predigt, daß man Kinder zur Schule halten solle“.

— — — — — Ich muß aber mein Handwerk auch einmal preisen, weil mir die Nachbarn so übel geraten sind, und es verachtet werden will; gleichwie auch Paulus sein Amt immerdar preist, daß etliche meinen, er tue zu viel und sei hoffärtig. Wer die Faust und Kriegsleute loben und ehren will, der findet genug, damit sie zu loben sind; so habe ich's auch in andern Büchlein (hoff ich) redlich und weidlich getan. Denn es gefallen mir die Juristen und Schreiberlinge auch nichts, die sich also loben, daß sie andere Stände verachten oder spotten, als wären sie es alleine und taugte sonst niemand in der Welt denn sie. —

Wiederum findet man auch etliche Scharrhansen, die sich lassen dünken, der Name „Schreiber“ sei kaum wert, daß sie ihn nennen oder hören sollen. Wohlan, daran kehre dich nicht, denke also: Die guten Gesellen müssen auch etwa eine Kurzweil und Lust haben. So laß doch diese Lust sein! Du bleibst dennoch wohl ein Schreiber vor Gott und der Welt! Wenn sie lange scharren, so siehst du dennoch, daß sie die Feder aufs allerhöchste dagegen ehren, setzen sie oben auf Hut und Helm, als sollten sie mit der Tat bekennen, daß die Feder das Oberste in der Welt sei, ohne welche sie auch nicht gerüstet zum Streit noch im Frieden dahergehen könnten, viel weniger so sicher scharren: denn sie müssen auch des Friedens brauchen, den des Kaisers Prediger und Lehrer, die Juristen, lehren und erhalten. Darum so siehst du, daß sie unseres Handwerks Zeug, die liebe Feder, zu oberst setzen (und billig), da sie ihres Handwerks Zeug, das Schwert, um die Lenden gürten: da hängt's auch fein und wohl zu ihrem Werk; auf dem Kopfe stünde es nicht wohl, da muß die Feder schweben. Haben sie gesündigt an dir, wohlan, so büßen sie hiermit, und sollst es ihnen vergeben.

Doch weil ich soeben drauf komme, daß die Schreiberei so feindselig ist bei vielen Hansen; denn sie wissen's oder achten's nicht, daß es ein göttlich Amt und Werk ist, sehen auch nicht, wie not und nutz es der Welt sei. — — —

Es meinen wohl etliche, das Schreiberamt sei ein leicht, gering Amt, aber im Harnisch reiten, Hitze, Frost, Staub, Durst und ander Ungemach leiden, das sei eine Arbeit. Ja, das ist das alte, gemeine, tägliche Liedlein, daß keiner sieht, wo den andern der Schuh drückt. Jedermann fühlt allein sein Ungemach und gafft auf des andern gut Gemach. Wahr ist's, mir wäre es schwer, im Harnisch zu reiten; aber ich wollte auch gern wiederum den Reiter sehen, der mir könnte einen ganzen Tag still sitzen und in ein Buch sehen, wenn er schon nichts sorgen, dichten, denken noch lesen sollte. Frage einen Kanzleischreiber, Prediger und Redner, was Schreiben und Reden für Arbeit sei; frage einen Schulmeister, was Lehren und Knabenziehen für Arbeit sei! Leicht ist die Schreibfeder, das ist wahr, ist auch kein Handzeug unter allen Handwerken besser zu erzeugen denn der Schreiberei; denn sie bedarf allein der Gänse Fittiche, deren man umsonst allenthalben genug findet: aber es muß gleichwohl das beste Stück, als der Kopf, und das edelste Glied, als die Zunge, und das höchste Werk, als die Rede, so am Menschenleibe sind, hier herhalten und am meisten arbeiten, da sonst bei andern entweder die Faust, Fuß, Rücken oder dergleichen Glieder allein arbeiten, und können daneben fröhlich singen und frei scherzen, das ein Schreiber wohl lassen muß. Drei Finger tun's, sagt man von Schreibern, aber ganz Leib und Seele arbeiten dran.

Ich habe von dem löblichen, teuren Kaiser Maximilian hören sagen, wenn die großen Hansen drum murrten, daß er der Schreiber so viele brauchte zu Botschaften und sonst, daß er soll gesagt haben: Wie soll ich tun? Sie wollen sich nicht brauchen lassen, so muß ich Schreiber dazu nehmen. Und weiter: Ritter kann ich schlagen, aber Doktoren kann ich nicht machen. So hab ich auch von einem feinen Edelmann gehört, daß er sagte: Ich will meinen Sohn studieren lassen; es ist nicht große Kunst, zwei Beine über ein Roß hängen und Reiter werden, das hat er mir bald gelernt! Und ist fein und wohl geredet.

Das will ich abermal nicht zu Verachtung des reißigen Standes noch einiges andern Standes, sondern wider die losen Scharrhansen gesagt haben, die alle Lehre und Kunst verachten und nichts rühmen können, denn daß sie Harnisch führen und zwei Beine über ein Roß hängen; wiewohl sie solches selten tun müssen und dafür das ganze Jahr Gemach, Lust, Freude, Ehre und Gutes genug haben. Es ist wohl

wahr: Kunst ist leicht zu tragen (sagt man) und Harnisch schwer zu tragen; aber wiederum ist Harnisch führen bald gelernt, aber Kunst ist nicht bald gelernt und nicht leicht zu üben und zu brauchen.

Und daß ich dieses Gewäschs einmal ein Ende mache, so sollen wir wissen, daß Gott ein wunderlicher Herr ist: sein Handwerk ist, aus Bettlern Herren machen, gleichwie er aus nichts alle Dinge macht; solch Handwerk wird ihm niemand legen noch hindern, er läßt's gar herrlich in aller Welt von sich singen Ps. 113: Wer ist wie der Herr, der so hoch sitzt und so tief herniedersieht? der den Geringen aufrichtet aus dem Staube und erhöht den Armen aus dem Kot, daß er ihn sitzen lasse unter den Fürsten, ja unter den Fürsten seines Volkes? Siehe dich um in aller Könige und Fürsten Höfe und in Städten und Pfarren: was gilt's, ob nicht dieser Psalm mit vielen starken Exempeln drinnen regiert? Da wirst du finden Juristen, Doktoren, Räte, Schreiber, Prediger, die gemeiniglich arm gewesen und ja gewißlich allzumal Schüler gewesen sind und durch die Feder so emporgeschwungen und aufgeflogen, daß sie Herren sind, wie dieser Psalm sagt, und wie die Fürsten Land und Leute regieren helfen. Gott will's nicht haben, daß geborene Könige, Fürsten, Herren und Adel sollen allein regieren und Herren sein, er will auch seine Bettler dabei haben; sie dächten sonst, die edle Geburt machte allein Herren und Regenten und nicht Gott allein.

Man spricht, und ist die Wahrheit: der Papst ist auch ein Schüler gewesen. Darum verachte mir nicht die Gesellen, die vor der Tür panem propter deum*) sagen und den Brotreigen singen; du hörst, wie dieser Psalm sagt, große Fürsten und Herren singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewesen und habe das Brot vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt; wiewohl mich hernach mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue in der hohen Schule zu Erfurt hielt und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hingekommen bin; aber dennoch bin ich ein Partekenhengst gewesen und nach diesem Psalm durch die Schreibfeder so fern gekommen, daß ich jetzt nicht mit dem türkischen Kaiser beuten wollte, daß ich sein Gut haben und meiner Kunst entbehren sollte. Ja, ich wollte der Welt Gut, vielmal gehäuft, nicht dafür nehmen, und wäre doch ohne Zweifel nicht dahin kommen, wo ich nicht in die Schule und ins Schreiberhandwerk geraten wäre.

Darum laß deinen Sohn getrost studieren und sollte er auch dieweil nach Brot gehen, so gibst du unserm Herr Gott ein feines Hölzlein, daraus er dir einen Herrn schnitzen kann. Es wird doch dabei bleiben, daß dein und mein Sohn, das ist: gemeiner Leute Kinder die Welt werden regieren müssen, beide, in geistlichem und weltlichem Stande, wie dieser Psalm zeugt. Denn die reichen Geizwänste können's und wollen's nicht tun, sie sind des Mammon Karthäuser und Mönche, des müssen sie Tag und Nacht warten; so vermögen's die geborenen Fürsten und Herren allein nicht, und sonderlich vermögen sie das geistliche Amt gar nicht zu verstehen. Also müssen wohl beide Regimente auf Erden bei den armen, mittelmäßigen und gemeinen Leuten und bei ihren Kindern bleiben.

Und kehre dich nichts dran, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch verachtet und sprechen: Ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann tun. Sie sollen in Kürze so kirre werden, daß sie einen Gelehrten aus der Erde zehn Ellen tief mit den Fingern grüben: denn der Kaufmann soll mir nicht lange Kaufmann sein, wo die Predigt und Recht fallen. Das weiß ich fürwahr, wir Theologen und Juristen müssen bleiben oder sollen allesamt mit uns untergehen; das wird mir nicht fehlen. Wo die Theologen wenden, da wendet Gottes Wort, und bleiben eitel Heiden, ja eitel Teufel; wo die Juristen wenden, da wendet das Recht samt dem Frieden und bleibt eitel Raub, Mord, Frevel und Gewalt, ja eitel wilde Tiere. Was aber der Kaufmann werben und gewinnen wird, wo Friede wendet, das will ich ihm alsdann sein Register sagen lassen, und wie nütze ihm alsdann alle sein Gut sein wird, wo die Predigt fällt, das soll ihm sein Gewissen wohl zeigen.

Und ist insonderheit verdrießlich, daß solche ungeschliffene, unchristliche Worte die reden, so ganz evangelisch sein wollen: wissen jedermann zu meistern und zu überschreien mit der Schrift und gönnen dieweil weder Gott selbst noch ihren eigenen Kindern so viel Ehre oder Gutes, daß sie dieselbigen zur Schule zögen, damit sie zu solchen herrlichen, göttlichen Ständen, Gott und der Welt zu dienen, kommen möchten, die sie doch gewiß vor Augen sehen, gestiftet, bereitet und wohl versorgt mit Gut und Ehren; sondern wenden sie davon und stoßen sie in des Mammons Dienst, da sie doch nichts Gewisses vor Augen haben, dazu

*) d. i. Gebt mir Brot um Gottes willen!

voller Gefahr, beide, Leibes, Gutes und der Seele sein müssen, und über das: da nicht ein Gottesdienst ist noch sein kann.

Hier sollt ich auch erzählen, wieviel Gelehrte man in der Arzenei und andern freien Künsten haben muß, von welchen beiden Stücken wohl ein groß Buch zu schreiben und ein halb Jahr davon zu predigen wäre. Wo wollten Prediger und Juristen und Ärzte herkommen, wo nicht die Grammatica und andere Redekünste vorhanden wären? Aus diesem Brunnen müssen sie alle herfließen. Aber es will mir jetzt zu lang und zu viel werden. Das sage ich kürzlich: einem fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister oder, wer es ist, der Knaben treulich zieht und lehrt, dem kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen. — —

Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste ist, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist. Denn es ist schwer alte Hunde bändig und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche drüber zerbrechen. Lieber, laß es der höchsten Tugenden eine auf Erden sein, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, was gar wenig und schier niemand an seinen eigenen tut.

Daß aber die Ärzte Herren sind, das sieht man vor Augen wohl, und daß man ihrer auch nicht entbehren kann, lehrt die Erfahrung wohl; daß es aber der Welt ein nützlicher, tröstlicher, heilsamer Stand, dazu ein angenehmer Gottesdienst sei, von Gott geschaffen und gestiftet, gibt nicht allein die Erfahrung, sondern auch die Schrift Jes. Sir. 38. — — — —

Ich will's hier lassen bleiben und einen jeglichen, der hierzu helfen kann, treulich vermahnt und gebeten haben. Denn gedenke doch selbst, wieviel Güter dein Gott dir umsonst gegeben und noch täglich gibt, nämlich: Leib und Seele, Haus, Hof, Weib und Kind, dazu weltlichen Frieden, Dienst und Brauch aller seiner Kreatur in Himmel und Erden, über das alles auch das Evangelium und Predigtamt, Taufe, Sakrament und den ganzen Schatz seines Sohnes und seines Geistes, nicht allein ohn dein Verdienst, sondern auch ohn deine Kosten und Mühe. Denn du darfst jetzt weder Schulen noch Pfarren ernähren, wie du doch nach dem Evangelium also schuldig wärest, und du solltest dennoch ein solcher verfluchter, undankbarer Schelm sein, daß du nicht ein Kind dahergeben wolltest, das zu solchen Gaben Gottes zu erhalten gezogen würde, alles und alles umsonst haben und nicht ein Tröpflein Dank erzeigen, sondern Gottes Reich und der Seelen Heil untergehen lassen und helfen zu Boden stoßen.

Sollte Gott hierüber nicht zornig werden? Sollte nicht teure Zeit kommen? Sollte nicht Pestilenz, Schweiß, Franzosen und andere Plagen uns finden? Sollten nicht verblendete Leute, wilde, wüste Tyrannen regieren? Sollte nicht Krieg und Hader entstehen? Sollte nicht bös Regiment in deutschen Landen werden? Sollten nicht Türken und Tartaren uns plündern? Ja, es wäre nicht Wunder, daß Gott beides, Tür und Fenster, in der Hölle auftät und ließe unter uns eitel Teufel schneien und schlacken oder ließe vom Himmel regnen Schwefel und höllisch Feuer und versenkte uns allesamt in Abgrund der Hölle wie Sodom und Gomorra. Denn hätte Sodom und Gomorra so viel gehabt, so viel gehört oder gesehen, sie ständen freilich noch heutigentags. Denn sie sind nicht das zehnte Teil so böse gewesen, als jetzt Deutschland ist; denn sie haben Gottes Wort und Predigtamt nicht gehabt, so haben wir's umsonst und stellen uns, als die da wollten, daß beides, Gott, sein Wort, alle Zucht und Ehre unterginge. Und zwar fangen die Rottengeister damit redlich an, Gottes Wort zu unterdrücken; so greift's der Adel und die Reichen auch weidlich an, Zucht und Ehre zu stürzen, auf daß wir Leute werden, wie wir verdient haben. — — — — —

Wenn's so soll in deutschen Landen gehen, so ist mir's leid, daß ich ein Deutscher geboren bin oder je deutsch geredet oder geschrieben habe; und wo ich's vor meinem Gewissen tun könnte, wollte ich wieder dazu helfen und raten, daß der Papst mit allen seinen Greueln wieder über uns kommen müßte und ärger drücken, schänden und verderben, denn zuvor je geschehen ist. Vorhin, da man dem Teufel diente und Christi Blut schändete, da standen alle Beutel offen und war des Gebens zu Kirchen, Schulen und allen Greueln kein Maß: da konnte man Kinder in Klöster, Stifte, Kirchen, Schulen treiben, stoßen und zwingen, mit unsaglicher Kost, das alles verloren war.

Nun man aber rechte Schulen und rechte Kirchen stiften soll, ja nicht stiften, sondern allein erhalten im Gebäu (denn Gott hat's gestiftet und genug dazu gegeben, auch zu erhalten), und wir wissen's, daß es

Gottes Wort ist und daß es die rechte Kirche gebaut heißt, Christi Blut und Marter geehrt: da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen, dazu kann niemand geben, und über das auch die Kinder davon reißen und ihnen nicht gönnen, daß sie doch von der Kirche (dazu wir nichts geben) ernährt würden und zu solchen heilsamen Ämtern (darin sie doch auch zeitlich, ohn ihr Zutuen, versorgt sind) kommen möchten, Gott zu dienen, Christi Blut und Marter zu ehren und zu erhalten, sondern stoßen sie lieber dem Mammon in den Rachen und treten Christi Blut dieweil mit Füßen und sind dennoch gute Christen.

Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und nicht sehen lasse den Jammer, so über Deutschland gehen muß. Denn ich halte, wenn zehn Mose stünden und für uns bäten, so würden sie nichts ausrichten; so fühle ich's auch, wenn ich für mein liebes Deutschland beten will, daß mir das Gebet zurückprallt und will nicht hinaufdringen, wie es sonst tut, wenn ich für andere Sachen bitte. Denn es will werden, daß Gott Lot erlösen und Sodom versenken wird. Gott gebe, daß ich lügen müsse und in diesem Stücke ein falscher Prophet sei; das würde geschehen, so wir uns besserten und unsers Herrn Wort und sein teures Blut und Sterben anders ehrten, denn bisher geschehen, und dem jungen Volk zu den göttlichen Ämtern, wie gesagt ist, hälfen und erzögen.

Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit hier schuldig sei, die Untertanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten. — — — Denn sie ist wahrlich schuldig, die oben gesagten Ämter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrer, Schreiber, Ärzte, Schulmeister und dergleichen bleiben; denn man kann deren keiner nicht entbehren. Kann sie die Untertanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchse tragen, auf die Mauern laufen und andres tun, wenn man kriegen soll: wieviel mehr kann und soll sie hier die Untertanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier wohl ein ärgerer Krieg vorhanden ist, mit dem leidigen Teufel, der damit umgeht, daß er Städte und Fürstentümer so heimlich aussaugen und von tüchtigen Personen leer machen will, bis er den Kern gar ausgebohrt, eine ledige Hülse da stehen lasse von eitel unnützen Leuten, damit er spielen und gaukeln könne, wie er will. Das heißt freilich eine Stadt oder Land ausgehungert und ohne Streit in sich selbst verderbt, ehe man sich umsieht! — — —

Darum wache hier, wer wachen kann! Die Obrigkeit, wo sie einen tüchtigen Knaben sieht, daß sie den zur Schule halten lasse! Ist der Vater arm, so helfe man mit Kirchengütern dazu! Hierzu sollten die Reichen ihre Testamente geben, wie denn die getan haben, die etliche Stipendien gestiftet haben. Das hieße recht zur Kirche dein Geld bescheiden. Hier lösest du nicht der Verstorbenen Seelen aus dem Fegefeuer, sondern hilfst durch Erhaltung der göttlichen Ämter beiden, den Lebendigen und den Zukünftigen, die noch nicht geboren sind, daß sie nicht hinein ins Fegefeuer kommen, ja, daß sie aus der Hölle erlöst werden und gen Himmel fahren, und den Lebendigen, daß sie Friede und Gemach haben. Das möchte ein löblich, christlich Testament sein, dazu hätte Gott Lust und Gefallen dran und würde dich wiederum segnen und ehren, daß du auch Lust und Freude an ihm haben würdest. Wohlan, ihr lieben Deutschen, ich hab's euch genug gesagt, ihr habt euern Propheten gehört! Gott gebe uns, daß wir seinem Wort folgen zu Lob und Dank unserm lieben Herrn für sein teures Blut, für uns so mildiglich dargestreckt, und behüte uns vor dem greulichen Laster der Undankbarkeit und Vergessung seiner Wohltat! Amen.



